Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Wolfhart Unte Christiane Reitz

Heroen und Epigonen : Gelehrtenbiographien der klassischen Altertumswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert

St. Katharinen: Scripta-Mercaturae-Verl., 2003

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889

Druck Freier Zugang All Rights Reserved OCR-Volltext

ITINERA CLASSICA 2

WOLFHART UNTE

HEROEN UND EPIGONEN



SCRIPTA MERCATURAE VERLAG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0001

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0002

Wolfhart Unte

Heroen und Epigonen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0003

ITINERA CLASSICA

Band 2

Herausgegeben von
Hans-Jürgen Horn und Christiane Reitz

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0004

WOLFHART UNTE

HEROEN UND EPIGONEN

Gelehrtenbiographien der klassischen Altertumswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert

Herausgegeben von Christiane Reitz

SCRIPTA MERCATURAE VERLAG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0005

Wolfhart Unte

Heroen und Epigonen. Gelehrtenbiographien der klassischen Altertumswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert

(Itinera Classica, Bd. 2)

St. Katharinen 2003

Copyright: SCRIPTA MERCATURAE VERLAG
D-55595 St. Katharinen

ISBN 3-89590-134-2

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0006

Für Anneli
zum 21. Juli 2002

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0007

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Berliner Klassische Philologen im 19. Jahrhundert 1

Franz Passow. Ein Breslauer Gelehrter der Goethezeit 97

Karl Lachmann 149

Eduard Gerhard 163

Karl Otfried Müller 171

Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur 189

Gustav Freytag und Moriz Haupt 211

Richard Foerster (1843-1922). 245
Sein wissenschaftliches Werk in der klassischen Altertumswissenschaft, Kunstgeschichte und Kulturgeschichte Schlesiens

Wilamowitz als wissenschaftlicher Organisator 271

Eduard Meyer und die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft 331

Georg Wissowa (1859-1931) als Promotor der klassischen Altertumswissenschaft 367

Das Werk Ludolf Maltens 399

Abkürzungen der häufiger benutzten Literatur 421

Erscheinungsnachweise der Aufsätze 427

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0009

Bibliographie 429

Personenindex 434

Sachindex 447

Abbildungen 467

1. Friedrich August Wolf 467
2. Philipp Buttmann 468
3. Friedrich Schleiermacher 469
4. August Boeckh 470
5. Immanuel Bekker 471
6. Karl Gottlob Zumpt 472
7. August Meinecke 473
8. Franz Bopp 474
9. Wilhelm Corssen 475
10. Georg Curtius 476
11. Friedrich Adolf Trendelenburg 477
12. Emst Curtius 478
13. Theodor Mommsen 479
14. Hermann Bonitz 480
15. Eduard Zeller 481
16. Adolf Kirchhoff 482
17. August Nauck 483
18. Rudolf Hercher 484
19. Johannes Vahlen 485
20. Franz Passow 486
21. Karl Lachmann 487
22. Eduard Gerhard 488
23 Karl Otfried Müller 489
24. Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur 490
25. Grabstelle Karl Otfried Müllers auf dem Kolonos Hippios in Athen 491
26. Gustav Freytag 492
27. Moritz Haupt 493
28. Richard Foerster 494
29. Ulrich von Wilamowitz - Moellendorf 495
30. Ludolf Malten 496

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0010

VORWORT

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, ja man kann den Rahmen, was die Wissenschaft im engeren betrifft, noch weiter bis zum unseligen, alles zerstörenden Zweiten Weltkrieg stecken, erlebte die Beschäftigung mit dem Klassischen Altertum in Deutschland eine Blüte, die unser Land in der Rezeption der griechisch-römischen Antike führend werden ließ. Der Beginn dieser Rückbesinnung wurde durch vorausgehende Impulse in anderen europäischen Ländern hervorgerufen. Entscheidend war dann aber Johann Joachim Winckelmann, der mit seinem bis in die Gegenwart wirksamen Bild der Antike aus ästhetisch-kunsttheoretischer Sicht zu einem neuen Verständnis des Altertums beitrug.

Die weitere im Folgenden kurz umrissene wissenschaftliche Hinwendung zur Antike nahm dann im späten 18. Jahrhundert ihren Auftakt mit Christian Gottlob Heyne. Er bezog die antiquarischen Fächer wie Kunstgeschichte, Archäologie und Mythologie in die wissenschaftliche Betrachtung ein; sein Schüler Friedrich August Wolf setzte diese Ausweitung der Quellen fort, wollte aber statt der vordergründigen antiquarischen Forschung unter dem Aspekt einer umfassenden Altertumswissenschaft ein Bild antiken Lebens wiedergewinnen, das zugleich auch eine pädagogische Aufgabe erfüllen sollte. Es bildete sich auf dieser Grundlage vor allem unter dem Einfluss Wilhelm von Humboldts mit Rückblick auf den frühneuzeitlichen Humanismus der Neuhumanismus heraus, bei dem es darum ging, vor allem das Griechentum in den Rahmen eines neuen Bildungssystems einzubeziehen. Humboldt sah im griechischen Leben und Denken die Grundlage eines Bildungskonzepts, dessen Nutzung in der Jugenderziehung er für überaus wertvoll hielt und das er daher institutionell für seine Bildungsreform in Preußen zugrundelegte.
Humboldts gelehrte Zeitgenossen in den Altertumswissenschaften bauten an der wissenschaftlichen Basis für das neue Bild der Antike weiter, teils unter Einbeziehung aller Quellenmaterialien mit stark hervorgekehrtem historischem Aspekt, wie August Boeckh, Karl Otfried Müller und auch Friedrich Gottlieb Welcker, teils auf einer engeren, den literarischen Texten geltenden Forschungsbasis, wie Gottfried Hermann, Immanuel Bekker und Karl Lachmann. Wegen ihrer fachlichen Souveränität wurden die großen Gelehrten dieser Zeit schon von den ihnen nachfolgenden Generationen mit höchster Ehrerbietung betrachtet und als „Heroen" bezeichnet. Ausgesprochen hat das Adolf Kirchhoff in dem berühmten

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0011

Bekenntnis seiner Antrittsrede vor der Berliner Akademie (Monatsberichte d. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1860, S. 391-393; hier S. 392-393), wo er über den Zeiten- und Generationswechsel sprach: „Aber natürlich und gerechtfertigt ist das Gefühl der Wehmuth, mit dem wir die Reihen der Männer sich lichten sehen, die der Wissenschaft des klassischen Alterthums zu der Bedeutung verholfen haben, welche sie zur Zeit hat, die den Grund gelegt haben, auf welchen wir fußen, mit dem wir uns sagen müssen, daß die Heroen uns verlassen und das Zeitalter der Epigonen begonnen hat. Ich, meine Herren, gehöre zu diesen Epigonen ....“
Kirchhoff, der selbst zu den herausragenden Klassischen Philologen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörte, rechnete - so kann man vielleicht aus seinen Worten herauslesen – die Zwischengeneration, zu der Moriz Haupt, Theodor Mommsen und Otto Jahn gehörten, noch zum Kreis der „Heroen“, alle Jüngeren jedoch nicht. Mit seinen apodiktischen Worten der Bescheidenheit, mit denen er die eigene und die künftigen Philologengenerationen gegenüber der „Vorzeit“ abgrenzt, wirkt er geradezu provozierend - besonders wenn wir an den noch eine Generation nach Kirchhoff lebenden Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff denken, den wohl größten Gräzisten der Neuzeit. Auch dieser steht indessen in der deutschen Wissenschaft nicht allein, sondern er steht in einer Reihe mit weiteren herausragenden Gelehrten; erwähnt seien stellvertretend dem Alter nach Hermann Usener, Hermann Diels, Eduard Meyer und Eduard Norden.

Auch nach dem Ersten Weltkrieg wirkten etliche herausragende jüngere deutsche Klassische Philologen, meistens Schüler von Wilamowitz und Diels. Herausgegriffen seien Felix Jacoby, Werner Jaeger, Karl Reinhardt und Wolfgang Schadewaldt. Ebenso zählt eine Reihe weiterer jüngerer Schüler von Wilamowitz, von denen viele aus rassischen und politischen Gründen ihr deutsches Vaterland verlassen mussten, zu den Großen ihres Faches. Sie alle sind, wenn wir Kirchhoffs strenger Zensur folgen, „Epigonen“. Diese Bezeichnung ist jedoch zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der Geschichte der Altertumswissenschaften mit einem positiveren Klang als den von Kirchhoff beabsichtigten zu versehen. Sie sollte, wenn man sie benutzt, zum Ehrentitel für die Gelehrten in dem eingangs bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts abgesteckten Zeitraum werden, und damit für Generationen von Philologen, die in Fortsetzung bestehender und im Aufgreifen neuer Forschungsvorhaben unter Nutzung traditioneller und neuer Forschungsmethoden die Wissenschaft vorangebracht und Leistungen vollbracht haben, die denen der „Heroen“ ebenbürtig sind.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0012

Die vorliegende Auswahl gelehrtengeschichtlicher Beiträge beinhaltet Biographien über „Heroen“ und „Epigonen“. Zu den aus verschiedenen Anlässen entstandenen Arbeiten gehören Zeitschriftenaufsätze ebenso wie Kongressvorträge, Gedenkartikel und Beiträge zu Ausstellungsbänden. Aufgrund der mütterlicherseits nach Schlesien gehenden Familienbindungen des Verfassers und seiner daraus resultierenden Mitarbeit in der Historischen Kommission für Schlesien nehmen die auf dieses deutsche Kulturland und seine Landesuniversität Breslau sich beziehenden Arbeiten einen breiteren Raum ein; sie sollen durch den nochmaligen Abdruck als Sammlung besonders für Altertumswissenschaftler zugänglicher gemacht werden.

Zu danken habe ich William M. Calder III (University of Illinois, Urbana), der die Anregung zur Herausgabe meiner kleinen Schriften gab und in selbstloser Weise das Vorhaben durch einen großzügigen Druckkostenzuschuss unterstützte. Eine Reihe wertvoller sachlicher Hinweise und Ergänzungen hat Wilt Aden Schröder (Hamburg) beigesteuert; auch ihm danke ich herzlich. Ein sehr herzlicher Dank gebührt schließlich Christiane Reitz (Rostock). Sie hat als Herausgeberin der Serie den Band in vorbildlicher Weise bis zu seinem Erscheinen betreut. Dazu gehörten auch umfangreiche formale Hilfen in ihrem Institut in Rostock, wie die Schaffung eines EDV-gerechten Manuskripts, die Erstellung der Vorlagen für die beigegebenen Bilder und nicht zuletzt die beträchtliche Unterstützung bei der Fertigstellung der Register. Hierbei haben sich Frau stud. phil. Katharina Baumann und Frau Anja Behrendt (Rostock) verdient gemacht.

Wolfhart Unte

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0013

BERLINER KLASSISCHE PHILOLOGEN IM 19. JAHRHUNDERT[1]

Durch die Gründung der Universität und die Neugestaltung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts nahm das geistige und kulturelle Leben Berlins, der aufstrebenden Hauptstadt Preußens, einen gewaltigen Aufschwung. Im Laufe des Jahrhunderts wurde die Stadt zum wissenschaftlichen Zentrum Deutschlands, das die führenden Vertreter aller Fachdisziplinen vereinigte; und so wirkten an Berlins bedeutenden Lehr- und Forschungsstätten, der Universität und der Akademie, auch die herausragendsten Gelehrten der Klassischen Altertumswissenschaft. Sie brachten ihr Fachgebiet zu der großen Blüte, auf die wir heutzutage mit höchster Bewunderung schauen. Beide, die neue Universität und die neugestaltete Akademie, waren das Werk Wilhelm von Humboldts. Hier sollte die neuhumanistische Bildungsidee Friedrich August Wolfs, als dessen Schüler sich Humboldt selbst bekannte[2], ihre eindrucksvolle Verwirklichung finden. Den zentralen Gedanken dieser Idee, die Selbstvollendung des Menschen, sah Humboldt mit Wolf bei den Griechen am reinsten verkörpert; daher war für ihn die Kenntnis des klassischen Altertums in seiner Gesamtheit Grundlage aller Bildung.

1. Die Philologen der Gründergeneration der Berliner Universität

Friedrich August Wolf, der damals führende deutsche Altertumswissenschaftler, gehörte zu den Männern, die Humboldt für die Berliner Universität und die Akademie besonders zu gewinnen suchte und auch berufen konnte. Daneben standen eine Reihe weiterer bedeutender Klassischer Philologen gleich am Anfang zur

---

[1] Allgemeine Literatur: Bursian. – Sandys. – Gudeman. – Wilamowitz. – Eckstein. – Pökel. – ADB. – BJbA. – Harnack. – Lenz.

[2] Humboldt war ein ausgezeichneter Kenner der griechischen Sprache und hat auch zu philologischen Problemen Stellung genommen, besonders zu Fragen der Metrik; über viele Fachfragen stand er mit Wolf in Gedankenaustausch. Hervorgetreten ist Humboldt als Übersetzer: Auf eine Anregung Christian Gottlob Heynes gingen seine Übertragungen von Oden Pindars zurück. Bekannt ist auch seine Übersetzung von Aischylos' „Agamemnon", in der er aufgrund seiner metrischen Studien auf eine exakte metrische Wiedergabe des Textes im Deutschen Wert legte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0015

Verfügung, so daß Savigny zu dem Urteil kommen konnte: „Die Philologie ist brillant: Wolf, Boeckh, Heindorf, Buttmann, Spalding“[3]; und im Zusammenhang einiger Bemerkungen über Spalding, Heindorf und Buttmann heißt es in einem Brief an Friedrich Creuzer in Heidelberg[4]: „Diese alle haben unter sich und mit Niebuhr und Schleiermacher stets in so enger Freundschaft und wissenschaftlicher Berührung gelebt, wie man nicht leicht 5 Männer desselben Fachs an demselben Ort sehen kann. Boeckh gehört zu ihrem Kreis.“ Der hier von F angesprochene Kreis war zugleich die berühmte Berliner Graeca oder Graecitas[5], die in dieser Zeit gegründet wurde und über Generationen hin bis in die Gegenwart bestanden hat. In dieser Gesellschaft pflegten für das Griechentum begeisterte Männer wissenschaftlichen und persönlichen Kontakt bei gemeinsamer Lektüre eines griechischen Schriftstellers, in der Anfangszeit oft Herodots. Neben, den von F genannten Gelehrten sind aus der Zahl der Mitglieder dieses Kreises, die „ins Griechische übersetzt“ wurden, wie es in der Terminologie der Graeca hieß, noch folgende Namen zu nennen: Christian Ludwig Ideler[6], Johann Wilhelm Süvern[7], Immanuel Bekker, Johannes Schulze[8], Aloys Hirt[9], später Lachmann und Meineke.

Bis auf Wolf gehörten in den ersten drei Jahrzehnten fast alle bedeutenden Fachvertreter der Graeca an, die durch die Impulse, die für die wissenschaftliche Ar-

---

[3] Brief an Johann Heinrich Christian Bang vom 1. Okt. 1810. In: A. Stoll, Friedrich Karl v. Savigny. Bd. 2. Berlin 1929, S. 55.

[4] Brief vom 7. Juli 1811. In: Stoll (wie Anm. 3), S. 75.

[5] G. Parthey, Origines Graecitatis Berolinensis³. Berlin 1876. Hertz, S. 211-214. W. M. Calder III, The Berlin Graeca: a further note. In: Greek, Roman and Byzantine Studies 20. 1979, S. 393-400.

[6] Siehe S. 20.

[7] 1775-1829, Schüler Wolfs in Halle. Als Direktor der Unterrichtsabteilung im Kultusministerium in Berlin hatte Süvern wesentlichen Anteil an der Gestaltung des Gymnasialwesens in neuhumanistischem Sinne. Süvern hat als Philologe vor allem über die dramatische Dichtung der Griechen gearbeitet und sich als erster mit dem Vergleich zwischen antikem Drama und dem der deutschen Klassik auseinandergesetzt. – Ebenso wie Süvern hat sich auch der Ästhetiker und Schüler Schellings Karl Wilhelm Ferdinand Solger (1780-1819), ab 1811 Professor der Philosophie in Berlin, mit der griechischen Tragödie beschäftigt. Bekannt war seine Übersetzung der Tragödien des Sophokles. In seiner Deutung der dramatischen Dichtung der Griechen hat Solger die Ironie als tragendes Element angesehen, in dem sowohl das Tragische als auch das Komische ihren Ursprung hätten.

[8] 1786-1869, Direktor im Kultusministerium in Berlin, ebenfalls Schüler Wolfs in Halle und Freund Boeckhs: er war Referent für das höhere Schulwesen, später für die Universitäten.

[9] 1759-1836, der erste Ordinarius der Archäologie an der Berliner Universität.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0016

beit des einzelnen von hier ausgingen, eine nicht geringe Rolle für die Klassische Philologie in Berlin spielte.

Friedrich August Wolf[10] (1759-1824), der Freund Goethes und Wilhelm von Humboldts, folgte 1807 nach Schließung der Universität Halle durch Napoleon dem Ruf an die Preußische Akademie der Wissenschaften, zugleich hielt er ab 1810 Vorlesungen an der neugegründeten Universität. Die große Ausstrahlungskraft seiner Tätigkeit in Halle blieb Wolf in Berlin versagt. Zwar begann er in bekanntem Glanz mit Buttmann zusammen die Herausgabe des „Museum der Alterthums-Wissenschaft", wo er seine berühmte Abhandlung „Darstellung der Alterthums-Wissenschaft" veröffentlichte. Jedoch nach dem Erscheinen des ersten Bandes zeigte er sich lustlos an der Fortsetzung der Zeitschrift und überließ Buttmann die Arbeit[11]. In seinem beruflichen Wirken und seinem persönlichen und gesellschaftlichen Lebenskreis war er zu sehr auf die Verhältnisse in einer kleinen Universitätsstadt ausgerichtet. Der Abschied von Halle bedeutete für Wolf einen Bruch, den er nicht überwunden hat; in Berlin hat er sich nicht einleben können[12]. Zu der daraus resultierenden persönlichen Unzufriedenheit traten nun verstärkt negative Wesenszüge seines Charakters hinzu, die ihn in eigenen Problemen erstarren ließen und ihn voll Hysterie in ständige Konfrontation mit seiner Umwelt, mit Kollegen sowie staatlichen und wissenschaftlichen Instanzen brachten[13]. Wolf hat weder in der Akademie[14] die in ihn gesetzten

---

[10] M. Fuhrmann, Friedrich August Wolf. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaften und Geistesgeschichte 33. 1959, S. 189-236. – U. Muhlack. – A. Hentschke, Einführung in die Geschichte der Klassischen Philologie. Darmstadt 1972, S. 80-88. – Pfeiffer, S. 173-177; S. Reiter, Friedrich August Wolf: Ein Leben in Briefen. Bd. 1-3. Stuttgart 1935; Ergänzungsband hrsg. von R. Sellheim. Halle 1956. Nachdr. Opladen 1990; Erläuterungen von R. Sellheim u. R. Kassel, ebd. – Die bekannte ältere Darstellung von Wolfs Schwiegersohn Wilhelm Körte, Leben und Studien Friedr. Aug. Wolfs, des Philologen I-II. Essen 1833, gilt als nicht immer objektiv.

[11] Auch ein zweites Gemeinschaftsunternehmen mit Buttmann, das „Museum antiquitatis studiosorum", ist nach dem 2. Heft (1811) nicht fortgesetzt worden. – Der persönliche Bruch mit Buttmann erfolgte durch das Eintreten Buttmanns für den von Wolf diffamierten Heindorf (vgl. Anm. 18).

[12] Brief Savignys an Bang vom 1. Okt. 1980. In: Stoll (wie Anm. 3), S. 55: „Dann verachtete er (sc. Wolf) Berlin wie nie eine Stadt verachtet worden".

[13] Das Urteil der Zeitgenossen über Wolf in Berlin war sehr negativ; vgl. u. a. die Äußerung Savignys in einem Brief an Friedrich Creuzer vom 24. Juli 1810. In: Stoll (wie Anm. 3), S. 44-45: „Wolf ist ganz allgemein verhaßt, ja verachtet, seines Charakters wegen." – Auch zu ehemaligen Freunden und Schülern war Wolfs Verhältnis wenig freundlich, wie aus einem Brief Boeckhs an Meier vom 24. Jan. 1824 (M. Hoffmann, August Boeckh.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0017

Erwartungen erfüllt, noch in der Universität den erhofften Zuspruch gefunden. Seine Bedeutung für die Klassische Philologie in Berlin ist darin zu sehen, daß die dort in den ersten Jahrzehnten wirkenden Philologen fast ausnahmslos Schüler von ihm in Halle waren.
Zu den Männern der ersten Stunde an der neuen Universität Berlin, deren Wirken aber nur kurz war, gehörten auch die beiden Professoren am Gymnasium zum Grauen Kloster Spalding und Heindorf, beide Schüler Wolfs in Halle.

Georg Ludwig Spalding[15] (1762-1811), Sohn des bekannten Predigers Johann Joachim Spalding und ein enger Freund Niebuhrs, hat sich ein bleibendes Verdienst durch seine große kommentierte Ausgabe von Quintilians „Institutio oratoria" erworben, die er selbst aber nicht mehr hat zum Abschluß bringen können[16]. Er starb schon im ersten Jahr der Gründung der Universität.

Ludwig Friedrich Heindorf (1774-1816) wurde 1810 bei der Eröffnung der Berliner Universität zum Professor an ihr ernannt, aber bereits 1811 gegen seinen Willen und zum Bedauern seiner Freunde aus der griechischen Gesellschaft an die Universität Breslau versetzt. Heindorf hat sich besonders um das Verständnis Platons einen Namen gemacht, zu dessen Studium Wolf ihn anleitete[17]. Wolf beabsichtigte mit Heindorf zusammen eine Auswahlausgabe der platonischen Dialoge herauszugeben, schob aber den Plan immer wieder hinaus, so daß Hein-

---

Leipzig 1901, S. 305) zuschließen ist; der Brief zeigt zugleich Boeckhs Loyalität: „Wolf, den Sie zu meinen scheinen, ist, wie ich glaube, jetzt zufrieden, wenn er Ruhe hat; ich wüßte nicht, daß er seit Jahren irgend etwas feindseliges gegen mich unternommen hätte und ich halte es für meine Pflicht, ihm, ungeachtet ich ihn nicht sehe, diejenige Gerechtigkeit und Ehrfurcht für das, was er gewesen, zu erweisen, welches mein ehemaliges Verhältnis fordert."

[14] Aus der Akademie schied Wolf bereits 1812 wieder aus; vgl. dazu Wilhelm von Humboldt an seine Frau Caroline am 16. Jan. 1814: „Er war nicht bereit, den Verpflichtungen eines ordentlichen Mitgliedes entsprechend den Bestimmungen des Staates von 1812 nachzukommen. Auch mit der Universität war er in einen schweren Zwiespalt geraten, so daß er mit seiner Lage in Berlin durchaus unzufrieden war." (Wilhelm v. Humboldt u. Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. Hrsg. von Anna v. Sydow. Bd. 4: Federn und Schwerter in den Freiheitskriegen. Berlin 1910, S. 223-224).

[15] ADB 35, S. 29f. – Bursian (wie Anm. 1), S. 654.

[16] Berlin (1798-1816); der 4. Band wurde nach Spaldings Tod von Buttmann herausgegeben, ein fünfter mit neuen wichtigen handschriftlichen Hilfsmitteln für die Kritik von K. G. Zumpt 1829; als 6. Band erschien von E. Bonnell 1834 das »Lexicon Quintilianeum«.

[17] Außerdem ist Heindorf u. a. durch eine erklärende Ausgabe der Satiren des Horaz bekannt geworden (Breslau 1815).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0018

dorf schließlich allein eine vierbändige Auswahl der Dialoge Platons mit lateinischem Kommentar vorbereitete und erscheinen ließ[18], die nach seinem Tode von Buttmann weitergeführt und um drei weitere Bände ergänzt wurde. Die Ausgabe Platons von Heindorf bot zum ersten Mal exakte sprachliche Erklärungen, die das Verständnis des großen griechischen Denkers entscheidend gefördert haben.

Das „belebende Element" im Kreis der Berliner Philologen seiner Zeit war **Philipp Buttmann**[19] (1764-1829), der zugleich in seiner Entwicklung die Verbindung der alten Philologie Christian Gottlob Heynes mit der neuen von Wolf und Boeckh geprägten Richtung zeigte. Buttmann wurde in Frankfurt am Main als Nachkomme südfranzösischer Emigranten geboren; den ursprünglichen Namen Boudemont hatte Buttmanns Vater in die deutsche Namensform verändert. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Frankfurt studierte Buttmann in Göttingen von 1782-1786 unter Heyne Klassische Philologie[20], die sich erst kurz vorher zum selbständigen Studienfach entwickelt hatte. Der Einfluß Heynes wurde für Buttmann bestimmend, wie er in seiner Selbstbiographie[21] bekannt hat: „Groß ist Heynes Verdienst auch um mich. Seine Lehrstunden sind die erste Quelle alles dessen, was ich weiß." Dabei hat Buttmann nicht einmal dem berühmten Philologischen Seminar Heynes als Vollmitglied angehört, sondern durfte nur als Gast daran teilnehmen. Freimütig hat er im Anschluß an die oben zitierte Stelle dazu eine Selbstkritik geäußert: „Ich würde weit größeren Vorteil davon gezogen haben, wenn ich sie (sc. die Lehrstunden) besser genützt hätte." Buttmanns Vielseitigkeit und die von ihm selbst kritisierte „Unstetigkeit" führten dazu, daß er keinen konsequenten Studiengang durchlief und trotz des dringenden Rates Heynes sein Studium auch nicht mit einer wissenschaftlichen Abhandlung abschloß. Dadurch wurde es ihm eine Zeitlang schwer, eine berufliche Anstellung zu fin-

---

[18] Berlin 1802-1810; Vol. 1-3². Ed. Ph. Buttmann (1825-1829). Die eigenständige Herausgabe des Platon durch Heindorf führte zu diskriminierenden Angriffen Wolfs, auf die Heindorf selber nicht mehr antworten konnte, da er 1816 in Halle, wohin er kurz vorher berufen worden war, starb; jedoch seine Berliner Freunde, besonders Buttmann und Schleiermacher, antworteten in entsprechender Weise. Vgl. „Über Heindorf und Wolf" (1816). In: F. Schleiermacher, Sämtliche Werke. Bd. 3, 1. Berlin 1846, S. 695-702.

[19] Ph. Buttmann. In: Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrter mit Selbstbiographien. Hrsg. von M. S. Lowe. 3. Sammlung (1806). – K. Kettig, Philipp Buttmann. In: Bibliothek und Wissenschaft 5. 1968, S. 104-157.

[20] Nicht Theologie wie allg. in der Lit. angegeben wird. Vgl. Kettig (wie Anm. 19), S. 109, Anm. 20.

[21] Ph. Buttmann (wie Anm. 19), S. 19.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0019

den. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Straßburg, wo er die Bekanntschaft des dortigen Gräzisten Johannes Schweighäuser machte und von diesem für die Ausgabe des Polybios zur Mitarbeit herangezogen wurde, übernahm er die Tätigkeit als Erzieher des Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau. Diese Aufgabe ließ ihm die Muße, sein Griechischstudium zu vertiefen. 1789 fand Buttmann endlich eine, wenn auch bescheidene, feste Beschäftigung in der Königlichen Bibliothek Berlin unter dem zweiten Bibliothekar Johann Erich Biester. Diese Anstellung hatte ihm Frau Mylius, Witwe des Buchhändlers G. A. Mylius, vermittelt, der er durch Dessauer Bekannte empfohlen worden war. Der Kontakt zu Frau Mylius, deren Haus damals ein Treffpunkt der führenden Männer des geistigen Berlin war, bedeutete für den unbemittelten jungen Mann die Möglichkeit zu persönlichem und wissenschaftlichem Kontakt, der für sein künftiges Leben entscheidend wurde. Buttmanns Charakteristikum war sein Bedürfnis nach Geselligkeit; durch seine weitgesteckte Allgemeinbildung, sein liebenswertes und humorvolles Wesen sowie seine Kontaktfreudigkeit fand er den Umgang mit zahlreichen Persönlichkeiten des gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens Berlins und stand bald in deren Mittelpunkt. Eng verbunden ist Buttmanns Name mit der noch heute bestehenden Gesetzlosen Gesellschaft[22], deren Gründer er war. In dieser Vereinigung trafen sich damals bedeutende Vertreter aus Wissenschaft, Kunst und Verwaltung zu ungezwungenem harmonischen und geistvollen Zusammensein. Buttmann blieb als Stifter und „Zwingherr" der Gesellschaft Zeit seines Lebens das Zentrum dieses Freundeskreises[23]. Ein weiterer bedeutender Wirkungskreis Buttmanns war die Graeca, zu deren Gründungsteilnehmern er zählte. Hier fand er den gelehrten Gedankenaustausch, den er als Antrieb für eigene wissenschaftliche Tätigkeit unbedingt benötigte. Schleiermacher hat in seiner Gedächtnisrede vor der Akademie[24] den Freund charakterisiert als „durch seine Natur so ganz auf wissenschaftliche Geselligkeit angewiesen und dadurch so zum Akademiker bestimmt, daß er sich jedem wissenschaftlichen Verein gern anschloß, und daß sich ihm jede wissenschaftliche Befreundung zu einer Art von akademischem Verhältnis in diesem,

---

[22] W. Hoppe, Die Gesetzlose Gesellschaft zu Berlin. Festschrift zum 150jährigen Bestehen. Berlin 1959.

[23] Die Freundschaft und Achtung, die man ihm zollte, kam in der Überreichung eines silbernen Bechers anläßlich seines Geburtstages am 5. Dez. 1817 zum Ausdruck. Boeckh, ebenfalls Mitglied der Gesellschaft, hatte für den Becher ein griechisches Epigramm verfaßt, vgl. Hoffmann (wie Anm. 13), S. 73-74.

[24] F. Schleiermacher, Gedächtnisrede auf Philipp Buttmann (gelesen am 8. Juli 1830). In: Schleiermacher, Sämtliche Werke. Bd. 3, 3 a. Berlin 1835, S. 123.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0020

zu Gemeinschaft der Forschung und der Produktion, gestaltete". Aus diesem Wesenszug gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Arbeitens und einer damit verbundenen selbstlosen Hilfsbereitschaft erwuchs Buttmanns Mitarbeit bei einigen Werken von Freunden oder die Weiterführung dieser Arbeiten. So setzte Buttmann die Ausgabe des Quintilian seines Freundes Spalding durch die Bearbeitung des vierten Bandes fort. Auf Vorarbeiten Spaldings basierte auch die Herausgabe der Midiana des Demosthenes[25]; eine Ausgabe von Sophokles' „Philoktetes" ging auf Gedike[26] zurück, und schließlich hat Buttmann die Platon-Ausgabe Heindorfs weiter betreut; diesen hatte er zugleich gegen die üblen Angriffe Wolfs verteidigt und damit einen dauernden Bruch mit jenem in Kauf genommen[27].

Die anfangs recht zersplitterte Tätigkeit Buttmanns ohne festes wissenschaftliches Aufgabengebiet konzentrierte sich später besonders auf zwei Gebiete der griechischen Altertumskunde, die Grammatik und die Mythologie, in deren Forschungsgeschichte sein Name einen festen Platz hat. Buttmanns Hauptwerk ist seine „Griechische Grammatik", die er auf Anregung von Frau Mylius in deren Verlag als kleinen Grundriß erscheinen ließ[28] und die als Ergänzung zu dem griechischen Lesebuch von Friedrich Gedike[29] gedacht war. Diese Grammatik, die in zahlreichen späteren Auflagen erweitert und stetig verbessert wurde, war wegen ihrer Klarheit und Verständlichkeit für Jahrzehnte das führende griechische Unterrichtswerk an den Gymnasien Deutschlands und hat dem Griechischunterricht in den Schulen starken Aufschwung verliehen. Aus der anfänglich kleinen griechischen Schulgrammatik entwickelten sich durch die Überarbeitungen und Erweiterungen die mittlere, die allein zu Buttmanns Lebzeiten dreizehn Auflagen[30] erlebte, sowie eine „Griechische Schulgrammatik", die einen Auszug der größeren Grammatik darstellte[31]. Probleme, die über den Rahmen der mittle-

---

[25] Demosthenes, Oratio in Midiam cum annotatione critica et exegetica. Berolini 1823.

[26] Sophocles, Philoctetes. Graece cum notis Ph. Buttmanni. Berolini 1822. – Friedrich Gedike (1754-1803), einer der bedeutenden deutschen Schulmänner der Aufklärungszeit, war Gründer und Leiter des Seminars für Gelehrte Schulen in Berlin und hat wesentlich zur Einführung der Reifeprüfung in Preußen beigetragen.

[27] Siehe Anm. 18.

[28] Griechische Grammatik. Berlin 1792.

[29] Berlin 1781; 1815.

[30] Die 14. Aufl. Berlin 1833 gab nach Buttmanns Tod in treuer Freundschaft zu diesem Karl Lachmann heraus; er wurde dabei von K. W. Krüger unterstützt; die 22. Aufl. erschien 1869.

[31] Berlin 1816; 17. Aufl. 1875.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0021

ren Grammatik hinausgingen, hat Buttmann im „Lexilogus oder Beiträge zur griechischen Worterklärung, hauptsächlich für Homer und Hesiod“[32] eingehender behandelt, auf den er auch im Vorwort der mittleren Grammatik verwiesen hat. Hier hat er unter Prüfung der literarischen Überlieferung hauptsächlich Erläuterungen zur Wortbedeutung gegeben; den epischen Wortschatz hat er dabei, wie schon der Titel kundtut, besonders berücksichtigt, und so hat dieses Werk auch auf die Homerforschung am nachhaltigsten eingewirkt. Als umfangreichstes grammatisches Werk ist Buttmanns griechische Sprachlehre[33] zu nennen, von der jedoch nur die Formenlehre und die Wortbildungslehre erschienen sind. Buttmanns Arbeit basierte auf der historischen Sprachforschung, die von der Überlieferung sowie der Entwicklung der griechischen Sprache und Literatur ihren Ausgang nahm. Die von Franz Bopp begründete Sprachvergleichung und etymologische Betrachtung hat er noch nicht einbezogen, wohl aber für die zweite Auflage der Sprachlehre einiges Inschriftenmaterial, soweit es durch Boeckhs Corpus vorlag. Über Buttmanns sprachwissenschaftliche Forschungen hat Jacob Wackernagel[34] das Urteil ausgesprochen, daß „von einer höheren wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Darstellung der griechischen Sprache man erst seit Philipp Buttmann reden“ könne, und dessen Sprachlehre hat er als „durch keine spätere Darstellung übertroffen oder auch nur erreicht“ bezeichnet.

Buttmanns zweiter Forschungsschwerpunkt war die Mythologie, zu der er vor allem innerhalb der Publikationen der Preußischen Akademie der Wissenschaften eine Reihe von Untersuchungen beigesteuert hat, die später im „Mythologus“[35] gesammelt veröffentlicht wurden. Buttmann stand im Gegensatz zum mythologischen Symbolismus Friedrich Creuzers[36]. In der Mythenforschung unterschied Buttmann streng mythische und historische Überlieferung der Literatur und hat eine Fülle wertvoller Einzelbeobachtungen zusammengetragen. Grundlegende methodische Impulse wie der bedeutendste Boeckh-Schüler Karl Otfried Müller hat er freilich nicht gegeben.

Buttmanns Name nahm im wissenschaftlichen Leben Berlins und darüber hinaus einen bedeutenden Rang ein. Seine intensive Teilnahme am geistigen Leben der Stadt zeigte sich auch gerade in seiner Mitwirkung an den Plänen für die Grün-

---

[32] Berlin 1818-1825.

[33] Bd. 1-2. Berlin 1819-1827; 2. Aufl. 1830-1839; Bd. 2 mit Zusätzen von C. A. Lobeck.

[34] J. Wackernagel, in: Kultur und Gegenwart I 8. 1912, S. 396.

[35] Mythologus oder gesammelte Abhandlungen über die Sagen des Altertums. Bd. 1-2. Berlin 1828-1829.

[36] F. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. Bd. 1-2. Leipzig 1810-1812.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0022

dung der Berliner Universität, wo er bei zahlreichen Kommissionen beteiligt war. So verhandelte er als Mitglied der Einrichtungskommission mit vielen Gelehrten außerhalb Berlins, um sie für die Universität zu gewinnen; auch den Kontakt zu Boeckh in Heidelberg nahm er auf. Dennoch übernahm Buttmann nicht gern offizielle Funktionen und Verantwortungen weder als Gymnasiallehrer, als der er nach einigen Jahren seine Unterrichtstätigkeit am Joachimsthalschen Gymnasium wieder aufgab, noch an der Universität, wo er nicht nach einem Lehrstuhl strebte. Auch in seinem Hauptberuf in der Königlichen Bibliothek, wo er zwar 1811 zum Bibliothekar avancierte, schlug er nach dem Ausscheiden Biesters die ihm angebotene Stelle des ersten Bibliothekars aus; er wollte als Bibliothekar nur tätig sein, „um in dem Gesammtkreis der wissenschaftlichen Thätigkeit Berlins als literarischer Rathgeber und Helfer einzutreten“[37]. In den Anfangssemestern der neuen Universität hat sich Buttmann an den Vorlesungen beteiligt und daraufhin auch 1811 die Doktorwürde erhalten. Doch bald beschränkte er sich in dem von Boeckh gegründeten Philologischen Seminar auf die Abhaltung der Interpretationsübungen zu römischen Schriftstellern; diese Lehrtätigkeit hat er bis 1827 versehen, als er sie durch Krankheit gezwungen aufgeben mußte. Boeckh hat in seinem Bericht über das Philologische Seminar unter Buttmanns Verdiensten die „größte Uneigennützigkeit“ gerühmt, weil er „freiwillig und ohne jegliche Vergütung an der Leitung der Übungen teilgenommen“[38] habe. Der Preußischen Akademie der Wissenschaften gehörte Buttmann seit 1806 an. Hier hatte er nach Spaldings Tod (1811) das Amt des „Sekretars“ der philologischen Klasse übernommen, obwohl die Meinung über seine Eignung zu dem Amte geteilt war und beispielsweise Wilhelm von Humboldt mit Buttmanns Wahl nicht einverstanden war[39]. Die Aufgabe war mit viel Verwaltungsarbeit verbunden, eine Tätigkeit, die Buttmann an sich nicht lag. Trotz der etwas großzügigen Erledigung dieser Verwaltungsaufgaben ist doch Buttmanns Bedeutung für die Akademie nicht unerheblich; Harnack nannte Buttmanns „liebenswürdige Persönlichkeit für die Akademie unersetzlich“[40].

Nicht hauptsächlich Philologe, aber stark philologischem Denken verbunden, war **Barthold Georg Niebuhr** (1776-1831). Sein nicht immer ausgeprägtes Gefühl

---

[37] F. Schleiermacher, Sämtliche Werke. Bd. 3, 3. Berlin 1835, S. 120.
[38] Lenz (wie Anm. 1) Bd. 3, S. 208.
[39] Vgl. dazu Kettig (wie Anm. 19), S. 141.
[40] Harnack 1749.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0023

für philologisch- stilistische Probleme[41] fiel nicht ins Gewicht gegenüber den zahlreichen Impulsen, die er der Altertumswissenschaft im allgemeinen und der Philologie im engeren Sinne gab, gerade auch den Berliner Fachvertretern seiner Zeit. An der neugegründeten Berliner Universität hielt Niebuhr als Akademiker seine berühmten Vorlesungen über „Römische Geschichte“[42], die er später veröffentlichte. Hier wurde der bislang in der Geschichtsforschung nicht berücksichtigte Aspekt der Wertung vorliegender Zeugnisse in die Analyse eines historischen Ereignisses oder Tatbestandes einbezogen; dadurch wurde Niebuhr Gründer der historischen Quellenkritik. Für die römische Geschichte stellte er besonders bei Livius die Frage nach der historischen Glaubwürdigkeit. Darüber hinaus war sein Ziel, für die Erkenntnis der historischen Zusammenhänge alle Quellen über antikes Leben zu erfassen, vor allem auch das große Inschriftenmaterial in allen Sprachen. Deshalb veranlaßte er Boeckh in der Akademie den Antrag zu stellen, ein Corpus der antiken Inschriften zu schaffen; er selbst hat sich vor allem während seines Aufenthaltes in Rom intensiv an der Sammlung des Materials beteiligt.

Niebuhrs Blick war auf die Universalgeschichte gerichtet, auf die Erforschung der Ereignisse der Vergangenheit überhaupt. In diesem Sinne weckte er auch das Interesse für Epochen, die bislang am Rande historischer Betrachtung lagen, wie die Geschichte des byzantinischen Staates. Auch hier wirkten sich seine Vorstellungen auf die Arbeit der Philologen aus, die er wieder durch eine Initiative in der Akademie zur Schaffung eines „Corpus scriptorum historiae Byzantinae“[43] bewog, das er selbst mit einer Ausgabe des Agathias[44] begann.

Dem Corpus insgesamt war kein grundlegender Erfolg beschieden, weil sich die dafür gewonnenen Herausgeber im wesentlichen auf einen Nachdruck des Pariser Corpus[45] beschränkten, ohne eine gründliche Durchforschung der Texte vorzunehmen. Wertvoll für die philologische Forschung hingegen war Niebuhrs Gespür für die Entdeckung neuer Handschriften. So gelang es ihm, den Spuren Angelo Mais folgend, im Vatikan Handschriften von Ciceros Reden pro M. Fon-

---

[41] Vgl. Wilamowitz, S. 53-54.

[42] Bd. 1-2. Berlin 1811-1812. Die Herausgabe hatte Niebuhr nur auf Drängen seiner Freunde – besonders Savignys und Spaldings – unternommen (vgl. Stoll [wie Anm. 3], S. 34, Anm. 2). Der dritte Band der Römischen Geschichte (1823 verfaßt) wurde von Niebuhrs Schüler Johannes Classen aus dem Nachlaß 1832 herausgegeben.

[43] 1-50. Bonnae 1828-1878; 1897 mit lateinischer Übersetzung.

[44] Bonnae 1828.

[45] Corpus Byzantinae Historiae, 42 Teile u. 2 Appendices. Paris 1648-1711; 1819 mit latein. Übersetzung; Venezia 1729-1733, Neuaufl. mit latein. Übersetzung.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0024

teio und pro C. Rabirio zu finden; in der Bibliotheca capitolare von Verona entdeckte er eine Palimpsesthandschrift des römischen Rechtslehrers Gaius und in St. Gallen einen Text des spanischen Rhetors Merobaudes[46]. Schließlich trat er zusammen mit Buttmann und Heindorf als Herausgeber einer verbesserten Ausgabe des M. Cornelius Fronto[47] hervor, dessen Text Angelo Mai auf einem Palimpsest im Kloster Bobbio gefunden hatte; die Erstausgabe war in Mailand 1815 erschienen.

Einen namhaften Platz auch in der Geschichte der Klassischen Philologie hat sich **Friedrich Schleiermacher** (1768-1834) durch seine Forschungen zur griechischen Philosophie, ganz besonders zu Platon, erworben. Seine Übersetzung Platons ist auch heute noch für jeden Gebildeten ein Begriff. Zu dieser gewaltigen Leistung, an deren Bewältigung er Jahrzehnte arbeitete, wurde Schleiermacher durch Friedrich Schlegel angeregt, mit dem er 1801 in Berlin in enger Gemeinschaft und Freundschaft lebte. Der Freund wollte sich an dem Werk beteiligen, jedoch blieb es nur bei dem Willen[48]. Schleiermacher vollendete in langen Jahren zwischen 1804 und 1828 die Übersetzung allein. Bei der Beschäftigung mit Platon stieß er auf das Problem der Einheit der platonischen Dialoge und die Frage nach ihrer Entstehung. Er meinte, Platon habe seine Lehre fertig als Ganzes vorliegen gehabt, schrittweise bestimmte Probleme herausgegriffen und jeweils nach didaktischem Konzept in den einzelnen Dialogen behandelt[49]. Diese Anschauung, die heute allgemein der etwas später von Karl Friedrich Hermann[50] vertretenen Auffassung einer philosophischen Entwicklung Platons weichen mußte, hat lange Zeit ihre Wirkung gehabt. Neben den Platonforschungen sind Schleiermachers Untersuchungen über Diogenes von Apollonia und Herakleitos zu nennen, mit denen er das Studium der Vorsokratiker erweckt hat[51]. Darüber hinaus war Schleiermachers geistiger Einfluß besonders durch seine berühmte Hermeneu-

[46] Sangalli 1823; 2. Ed. Bonnae 1824.
[47] Berolini 1816.
[48] Vgl. F. Schleiermacher, Anzeige die Übersetzung des Platon betreffend. In: Allgemeine Jenaische Literatur- Zeitung 1804, S. 13-14.
[49] Platons sämtliche Werke 1, 1. Berlin 1804, Einleitung.
[50] K. F. Hermann, Geschichte und System der platonischen Philosophie Bd. 1. Heidelberg 1839.
[51] Wilamowitz, S. 51.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0025

tik[52], die er selbst „Kunstlehre des Verstehens" nannte, auf die Klassische Philologie, gerade auch auf Boeckh, von entscheidender methodischer Bedeutung. Überhaupt hat Schleiermacher vielfach auf die mit ihm befreundeten Philologen eingewirkt und zu deren bedeutenden Leistungen den Impuls gegeben, wie beispielsweise zur großen Aristoteles-Ausgabe[53] Bekkers in der Akademie oder zu Lachmanns großer Ausgabe des Neuen Testaments[54].

Mit **August Boeckh** (1785-1867) wurde ein Mann an die Spitze des Philologischen Seminars der neuen Universität berufen, der während seines jahrzehntelangen Wirkens in Berlin zugleich Hauptrepräsentant einer der beiden methodischen Richtungen der Klassischen Philologie in Deutschland wurde, deren Kontroverse die Diskussion in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beherrschte. Zudem hat sich Boeckh als großartiger Wissenschaftsorganisator einen bleibenden Namen geschaffen.
August Boeckh[55] stammte aus einer Familie, deren Vorfahren sich im südwestdeutschen Raum bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen lassen und die eine Reihe tüchtiger Pfarrer, Lehrer und Beamte hervorgebracht hat. Boeckh wurde in Karlsruhe geboren; er studierte nach dem Besuch des dortigen Gymnasiums von 1803-1806 in Halle zunächst Theologie, wandte sich aber bald der Klassischen Philologie zu und war Schüler Friedrich August Wolfs und Schleiermachers. Wolfs Einfluß wurde für Boeckhs Verständnis der Philologie und seine Wissenschaftsbetrachtung entscheidend. Schleiermacher weckte in ihm die Liebe zu Platon[56]. Durch Schleiermachers Vermittlung kam Boeckh 1806 zum ersten Mal nach Berlin, um sich hier im Seminar für Gelehrte Schulen auf das Lehramt vorzubereiten; dabei erteilte er zugleich Unterricht am Gymnasium zum Grauen Kloster. Durch die politischen Ereignisse gezwungen, verließ er schon 1807 wieder die Stadt und hatte das Glück, an der Universität Heidelberg ein Extraordinariat zu erhalten, nachdem er noch kurz vorher in Halle seine Pro-

---

[52] F. Schleiermacher, Über den Begriff der Hermeneutik. Berlin 1829, und Hermeneutik und Kritik mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament (1838). In: Sämtliche Werke Bd. 3, 3. 1835, S. 344-402; 1, 7. 1838, S. 1-262.
[53] Siehe S. 24.
[54] Siehe S. 35.
[55] Grundlegende biographische Quelle: Hoffmann (wie Anm. 13).
[56] Ergebnis der Platon-Studien Boeckhs war seine erste ungedruckt gebliebene Schrift „In Platonis qui vulgo fertur Minoem eiusdemque libros priores de legibus"; die Schrift ist Friedrich August Wolf gewidmet. Vgl. Hoffmann (wie Anm. 13), S. 11.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0026

motion[57] nachgeholt hatte. In Heidelberg, wo er 1809 zum ordentlichen Professor ernannt wurde, war Boeckhs engster Kollege Friedrich Creuzer, dessen Symbolismus jedoch ohne nachhaltige Wirkung auf ihn blieb; ebenso ohne tiefergehenden Einfluß blieb die Berührung mit dem dortigen Romantikerkreis. 1811 folgte Boeckh dem Ruf an die neugegründete Berliner Universität, deren Lehrkörper er über ein halbes Jahrhundert angehörte.

Boeckh war Hauptvertreter der sogenannten historisch-antiquarischen Richtung der Altertumswissenschaft oder „Sachphilologie", die im Gegensatz zu der von Gottfried Hermann in Leipzig vertretenen historisch-grammatischen Betrachtung oder „Wortphilologie" stand[58]. Die gegensätzlichen Anschauungen beider Gelehrter führten bekanntlich auch persönlich zu einer langjährigen offenen Fehde, die erst auf der Philologenversammlung in Jena 1846 überwunden wurde[59].

---

[57] Das Thema der Dissertation lautete: „De harmonice veterum".

[58] Vgl. dazu C. Lehmann, Die Auseinandersetzung zwischen Wort- und Sachphilologie in der deutschen Klassischen Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts. Diss. Humboldt-Universität Berlin 1964. – J. Irmscher, August Boeckh und seine Bedeutung für die Entwicklung der Altertumswissenschaft. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1971) II, S. 107-118. E. Vogt, Der Methodenstreit zwischen Hermann und Boeckh und seine Bedeutung für die Geschichte der Philologie. In: Philologie und Hermeneutik im 19. Jh. Hrsg. von H. Flashar, K. Gründer, A. Horstmann. Göttingen 1979, S. 103-121. A. Horstmann, August Boeckh und die Antikerezeption im 19. Jh. In: L' Antichità nel ottocento in Italia e Germania / Die Antike in Italien und Deutschland im 19. Jh. a cura / hrsg. von K. Vhrist, Arnaldo Momigliano. Bologna, Berlin 1988 (Annali dell' Istituto storico italo-germanico in Trento / Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient. Contributi / Beiträge 2), S. 39-75. - ders., Antike Theorie und moderne Wissenschaft. August Boeckhs Konzeption der Philologie. Frankfurt a. M., Berlin [u.s.w.] 1992 (Philosophie der Wissenschaften 17).

[59] Über den Verlauf der Auseinandersetzungen vgl. Lehmann (wie Anm. 58), S. 37-124. Für Boeckh exponierten sich besonders seine beiden Schüler Karl Otfried Müller und Eduard Meier, Professor in Halle. Eine Beendigung des Streites bahnte sich in den 40er Jahren an; viel zur Aussöhnung der streitenden Parteien hat der Verein der Deutschen Philologen und Schulmänner mit seinen jährlichen Versammlungen beigetragen, der eigens mit dem Ziel der Überwindung von Gegensätzen in der Philologie 1837 in Göttingen gegründet worden war. Auf den Philologenversammlungen wurde auch der Ausgleich in der Auseinandersetzung der beiden Schulhäupter Boeckh und Gottfried Hermann vorbereitet, die sich 1846 in Jena zum ersten Male wieder persönlich begegneten und auch von Mann zu Mann den Streit beilegten, denn „man sah sie freundlich miteinander verkehren". Hoffmann (wie Anm. 13), S. 61. Auf der Philologenversammlung 1850 in Berlin würdigte Boeckh den Ende des Jahres 1848 verstorbenen Hermann mit den Worten, daß

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0027

Die von Wolf in seinen Vorlesungen in Halle entwickelten Gedanken einer umfassenden Altertumswissenschaft, deren Ziel die Erkenntnis des „antiken Menschen" war, wurden von Boeckh aufgegriffen und in seiner „Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften"[60] ausgebaut und in einem großen System dargestellt, bei dem auch der Einfluß des systematisierenden Denkens Hegels spürbar ist. Einzelne Gedanken und Vorstellungen zur altertumswissenschaftlichen Methodik hat Boeckh außerdem vielfach in seinen anderen Werken vorgetragen. Im Gegensatz zu Wolf wollte Boeckh das System der Altertumswissenschaft nicht aus der Empirie gewonnen haben, sondern aus dem Begriff Philologie herleiten[61]. Die Philologen des Altertums, die sich zuerst so nannten, wollten nach Boeckhs Ansicht „sich hierdurch als allgemeine Gelehrte bezeichnen, die nicht eine besondere einzelne Wissenschaft sich vindicirten, sondern sich mit der Erkenntnis des λόγος [Logos], d.h. aller vorhandenen Kunde beschäftigten"[62]. Die Altertumswissenschaft war für Boeckh eine historische Wissenschaft und hatte die Aufgabe, alle Zweige und Aspekte antiken Lebens zu erfassen. Eine Beschränkung auf eine grammatisch-textkritische Philologie, wie sie Gottfried Hermann vertrat, lehnte Boeckh ab[63], und allgemein erhob er den Vorwurf, daß sich „die Masse der Altertumsgelehrten, der jüngeren vorzüglich, in einer an sich keineswegs verächtlichen, aber meist auf das Geringfügigste gerichteten Sprachforschung selbstgenügsam gefalle"[64]. Boeckh suchte die Zusammenschau und Einheit der Altertumswissenschaft. Alle Einzelforschungen waren nach seinen Vorstellungen unter Berücksichtigung und Kenntnis des Ganzen zu behandeln[65]. Die Betrachtung der Altertumswissenschaft als enzyklopädi-

---

unter „den großen Häuptern der Wissenschaft" der edle Gottfried Hermann zu betrauern sei. Vgl. A. Boeckh, Kleine Schriften II. Leipzig 1859, S. 198.

[60] Die Enzyklopädie Boeckhs, die dieser 26 Jahre lang in Vorlesungen seinen Studenten bot und deren Manuskript er stets auf dem neuesten Forschungsstand bezüglich der Einzelforschung hielt, wurde posthum redigiert und nach den Manuskripten veröffentlicht: A. Boeckh, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. Hrsg. von E. Bratuscheck. Leipzig 1877; 2. Aufl. von R. Klußmann 1886.

[61] Vgl. auch Muhlack-Hentschke (wie Anm. 10), S. 88-96.

[62] Boeckh[1] (wie Anm. 60), S. 13.

[63] Auch die Grammatik sah Boeckh unter historischem Gesichtspunkt; sie „stellt das geschichtlich gewordene Sprachsystem eines Volkes entweder in seiner ganzen Entwicklung oder in einem bestimmten Stadium derselben dar". Boeckh[1] (wie Anm. 60), S. 11.

[64] A. Boeckh, Die Staatshaushaltung der Athener. Berlin 1817, S. V-VI.

[65] Boeckh (wie Anm. 64), S. V: „Die Kunde der Hellenischen Altertümer steht noch in ihren Anfängen; großer Stoff ist vorhanden, die meisten wissen ihn nicht zu gebrauchen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0028

sches Wissen der griechisch-römischen Antike trat bei Boeckh seit seiner Tätigkeit in Berlin verstärkt hervor, je tiefer und weiter er bei seinen Studien immer neue Forschungsgebiete aufgriff und bearbeitete.

Boeckh begann seine wissenschaftlich-literarische Tätigkeit mit Arbeiten zu Platons Timaios und den Nomoi[66], zu einigen pseudoplatonischen Dialogen[67] und zum Pythagoreer Philolaos[68]; von hier gewann er den Zugang zur griechischen Mathematik, Astronomie, Musiktheorie und Metrik. Die Beschäftigung mit antiker Musik und Metrik führten zur Ausgabe der Werke Pindars[69], zu der Boeckhs Göttinger Freund Ludolf Dissen die Erklärung für die Nemeen und Isthmien beisteuerte. Neben grundlegenden Bemerkungen zur griechischen Metrik und Rhythmik allgemein sowie zu der Pindars speziell hat Boeckh lange durch seine Theorie zur Komposition der Gedichte nachgewirkt[70]. Boeckhs Neigungen und Interessen für mathematische Probleme sowie Wägen und Messen fanden noch deutlicher ihren Niederschlag in den „Metrologischen Untersuchungen über Gewichte, Münzfüße, und Maße“[71], die grundlegend und bahnbrechend waren, besonders auch weil hier durch den Vergleich exakter Tatbestände die Beziehungen zwischen Griechenland und dem Orient sichtbar wurden. In den Bereich der exakten Naturwissenschaften gehörten auch die „Untersuchungen über das kosmische System des Platon“[72], die auf den früheren Platon-Studien aufbauten. Das Buch war eine Gegenschrift zu Otto Friedrich Gruppes Werk „Über die kosmischen Systeme der Griechen“[73], der die von Alexander von Humboldt in

---

Wenige Gegenstände sind genügend abgehandelt, weil, wer Einzelnes einigermaßen erschöpfend behandeln will, das Ganze kennen muß“.

[66] Über die Bildung der Weltseele im Timäus des Platon. Heidelberg 1807. – Specimina editionis Timaei Platonis dialogi. Heidelberg 1807. – De Platonica corporis mundani fabrica conflati ex elementis geometrica ratione concinnatis. Heidelberg 1809.

[67] Simonis Socratici, ut videtur, dialogi IV de lege, de lucri cupidine de iusto ac de virtute. Heidelberg 1810.

[68] De Platonico systemate caelestium globorum et de vera indole astronomiae Philolaicae. Heidelberg 1810. Eine Gesamtdarstellung des Philolaos folgte später: Philolaos des Pythagoräers Lehren nebst Bruchstücken seiner Werke. Berlin 1819.

[69] Pindari opera. Lipsiae 1811-1822.

[70] W. Schadewaldt (Der Aufbau des pindarischen Epinikion. Halle/ S. 1928. Nachdr. Darmstadt 1966, S. 1) hebt „Boeckhs Verdienst nicht nur um die sachliche Erklärung, sondern auch um die Deutung der Prinzipien pindarischen Dichtens“ hervor.

[71] Berlin 1838.

[72] Berlin 1852.

[73] Berlin 1851.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0029

Übereinstimmung mit Boeckh gegebenen Vorstellungen[74] über die Ansichten der Griechen zum Aufbau des Weltalls angriff und behauptete, schon Platon habe im Timaios die Achsendrehung der Erde um die Sonne vertreten. Boeckh widerlegte Gruppe und stellte nochmals das Weltbild Platons dar, für den die Erde der Mittelpunkt war, um den sich der Fixsternhimmel sowie Sonne, Mond und Planeten bewegten. Boeckhs Schrift war in Form eines Sendschreibens an Alexander von Humboldt gehalten und ist zugleich ein Zeugnis wissenschaftlicher Zusammenarbeit und persönlicher Freundschaft beider Männer. Metrologische und chronologische Probleme hat Boeckh nochmals in seinem Buch „Über die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Eudoxischen“[75] aufgegriffen; das Werk wurde durch Theodor Mommsens „Römische Chronologie“[76] veranlaßt. Die „Metrologischen Untersuchungen“ bildeten eine Vorarbeit für die zweite Ausgabe der berühmten „Staatshaushaltung der Athener“, die zuerst 1817 erschienen und nun mannigfach durch Zusätze – besonders Urkundenmaterial – erweitert worden war[77]. In diesem großen Werk hat Boeckh umfassend in vier Teilen das attische Geldwesen, die Finanzverwaltung und die Ausgaben, die regelmäßigen sowie die unregelmäßigen Einkünfte beschrieben. Der Darstellung beigegeben war als Quellenmaterial ein Anhang von Inschriften, die mit ausführlichen Erläuterungen versehen wurden und das Wesen der attischen Verwaltung veranschaulichen sollten. Die „Staatshaushaltung“ war das erste umfassende Werk zur griechischen Wirtschaftsgeschichte und hat überaus stark auf die in der Folgezeit erschienenen Werke zur griechischen Geschichte eingewirkt, so beispielsweise auf Karl Friedrich Hermanns „Lehrbuch der Griechischen Staatsaltertümer“[78], Georg Friedrich Schömanns „Griechische Altertümer“[79] und Ernst Curtius' „Griechische Geschichte“[80]. Doch auch über die Altertumswissenschaft hinaus hat die „Staatshaushaltung“ bereits in der ersten Auflage Impulse vermittelt, so der historischen Schule der Staatswissenschaft und Volkswirtschaftslehre Wilhelm Roschers[81].

Die Inschriften als Quellenmaterial für die allseitige Erfassung antiken Lebens in die Forschung einzubeziehen und zu nutzen, war eine der wesentlichen Erkennt-

---

[74] A. v. Humboldt, Kosmos II. Stuttgart und Tübingen 1847, S. 140. 209. 349. 502.
[75] Berlin 1863.
[76] Berlin 1858.
[77] Berlin 1851; 3. Ausg von M. Fränkel 1886.
[78] 4. völlig neubearb. Aufl. Heidelberg 1855.
[79] Bd. 1-2. Berlin 1855-1859.
[80] Berlin 1857-1861.
[81] Hoffmann (wie Anm. 13), S. 41-42.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0030

nisse Boeckhs; auch für die bessere und umfassendere Kenntnis der alten Sprachen selbst sah er im Inschriftenmaterial neue Möglichkeiten, da sich hier Zeugnisse für die Sprache verschiedener Lebensbereiche, wie Politik und Alltagsleben fanden. So stellte Boeckh bereits 1815, einer Anregung Niebuhrs folgend, in der Berliner Akademie der Wissenschaften den Antrag[82], einen „Thesaurus Inscriptionum zu unternehmen" in dem alle Inschriften des griechisch-römischen Altertums gesammelt werden sollten, damit das zersplitterte epigraphische Schrifttum, das ständig anwuchs, übersichtlicher und überschaubarer gemacht würde. Der Plan fand in der Akademie Zustimmung, und das Ministerium genehmigte ihn. Boeckh selbst wurde zum Leiter der Unternehmung berufen, an dem außerdem Niebuhr, Schleiermacher, Buttmann und Bekker sich beteiligten. Das „Corpus Inscriptionum Graecarum" (CIG) sollte zuerst begonnen und „alle in griechischer Sprache geschriebenen Inschriften, von den sigeischen an bis zur Stiftung des Oströmischen Reiches aufgenommen werden"[83]. Das Corpus sollte innerhalb von vier Jahren abgeschlossen sein; doch durch Schwierigkeiten bei der Beschaffung des Materials aus dem Ausland und ebenso wegen zum Teil mangelnder tatkräftiger Unterstützung seitens der Mitarbeiter aus der Akademie zog sich das Unternehmen in die Länge[84]. Der erste Band, in dem die Inschriften des mittleren und südlichen griechischen Festlandes gesammelt waren, kam erst nach zehn Jahren 1828 heraus, der zweite, der die Inschriften Nordgriechenlands, des Schwarzmeergebietes, der griechischen Inseln und Kleinasiens umfaßte, folgte 1843; der dritte Band, der Asien, Afrika und Westeuropa enthielt, erschien 1853 in der Bearbeitung von Johannes Franz, der seit 1838 am Unternehmen beteiligt war und das gesammelte Material redigierte; der von Boeckhs Schülern Ernst Curtius und Adolf Kirchhoff betreute vierte Band wurde 1859 veröffentlicht, der Indexband von Hermann Röhl 1877. In dem Corpus wurden auf mehr als 3000 Seiten 9926 Inschriften zusammengefaßt, die zum ersten Mal in der aus der Numismatik übernommenen geographischen Anordnung gegliedert waren. Mit dieser gewaltigen Arbeit des Corpus der griechischen Inschriften wurde Boeckh zum „Begründer der modernen griechischen Epigraphik"[85], und Hermann Bengtson[86] beurteilt die epochale Bedeutung des Corpus folgendermaßen: „Über die Unvollkommenheiten, die dem Corpus Inscriptionum Graecarum an-

[82] Harnack. Bd. 2, S. 374-378.
[83] Harnack. Bd. 2, S. 376.
[84] Aus Enttäuschung wollte Boeckh 1818 fast das Projekt aufgeben und aus der Akademie ausscheiden, vgl. Hoffmann (wie Anm. 13), S. 35f.
[85] G. Klaffenbach, Griechische Epigraphik². Göttingen 1966, S. 15.
[86] H. Bengtson, Griechische Geschichte³. München 1965 (HAW III 4), S. 3.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0031

hafteten, ist der große Fortschritt nicht zu übersehen: erst die Fülle der Inschriften aus der ganzen griechischen Welt hat es ermöglicht, die einseitige, ausschließlich auf den literarischen Quellen aufbauende Beurteilung des Griechentums allmählich zu überwinden und an die Stelle eines idealisierenden Hellenenbildes eine wahrhaft historische Anschauung zu setzen".

Boeckhs Leitung des CIG war nicht nur eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, sondern auch eine Unternehmung, für deren Realisierung er sich als glänzender Wissenschaftsorganisator und Mann politischen Geschicks erwiesen hat, der es verstanden hat, in Akademie und Ministerialverwaltung seinen Plan durchzusetzen. Überhaupt hat Boeckh sich gerade auch in der Wissenschaftsverwaltung[87] höchste Verdienste erworben. An der Berliner Universität hat er 56 Jahre gewirkt. Das Philologische Seminar hat er aufgebaut und als alleiniger Direktor geführt[88]; in diesem Seminar hat er als Universitätslehrer und Wissenschaftsmethodiker Schule gemacht. In den lateinischen Festreden[89], die Boeckh als Professor eloquentiae für die Universität zu halten hatte, hat er sehr oft Probleme der Universität aufgegriffen und darüber hinaus zu politischen und gesellschaftlichen Fragen Stellung genommen; sie zeigten einen Mann liberaler Gesinnung, der besonders die Unabhängigkeit der Wissenschaft und ihrer Institutionen verteidigt hat. Für die lateinischen Vorlesungsverzeichnisse der Universität hatte Boeckh es übernommen, die wissenschaftlichen Prooemia zu verfassen, aus denen eine Reihe wichtiger fachlicher Arbeiten von ihm hervorgegangen ist.[90] Besonders engagiert war Boeckh von Anfang an in der Universitätsverwaltung tätig, sechsmal war er Dekan der Philosophischen Fakultät, fünfmal Rektor der Universität. Zusammen mit Schleiermacher, Savigny und dem Mediziner Rudolphi war er Vater der Verfassung der Friedrich-Wilhelms-Universität von 1817.

Stark ist auch Boeckhs Wirkung auf die Lehrerbildung gewesen, der er sich seit 1819 als Leiter des Seminars für Gelehrte Schulen besonders annahm[91]. Von

---

[87] J. Schneider, Das Wirken August Boeckhs an der Berliner Universität und Akademie. In: Altertum 15. 1969, S. 103-115.

[88] Vgl. Boeckhs Bericht über das Philologische Seminar, abgedruckt in: Lenz. Bd. 3, S. 208 f.

[89] Boeckhs Reden und Vorträge und ebenso die Fülle seiner kleineren Arbeiten sind gesammelt worden in der siebenbändigen Ausgabe: Kleine Schriften. Leipzig 1858-1874.

[90] Ab 1843 wurde diese Aufgabe von Lachmann übernommen.

[91] Es ist zu vermuten, daß Boeckh durch seinen Freund Johannes Schulze (1786-1869), ebenfalls Schüler Wolfs und Rat im Preußischen Unterrichtsministerium, ideologisch im Sinne seiner Grundvorstellung der Altertumswissenschaft auf das preußische Gymnasial-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0032

großer Bedeutung war auch seine Tätigkeit für die Berliner Akademie, in der er in den verschiedensten Kommissionen entscheidend mitgearbeitet hat. Nach Schleiermachers Tod 1834 wurde er Sekretär der philologisch-historischen Klasse, ein Amt, das er bis 1861 innehatte, als er von Moriz Haupt abgelöst wurde. Neben vielen anderen bedeutenden Leistungen für die Akademie geht auf Boeckhs Vorschlag die Gliederung der Akademie in zwei Klassen zurück statt der zunächst bestehenden vier[92]. Boeckhs zentrale Stellung in der Akademie hat Harnack[93] folgendermaßen gewürdigt: „In stetem Verkehr mit den Gelehrten seiner Klasse und wiederum mit Alexander von Humboldt[94] und den Naturforschern, in allen Methoden der Forschung bewandert, gleich aufgeschlossen für speculative, historische, grammatische und mathematische Betrachtungsweise, geschickt und thätig in allen Zweigen der Verwaltung des Gemeinwesens, ist er nach Schleiermacher`s Tode der lebendige Mittelpunkt der Akademie geworden." Als Gelehrtem und als bedeutendem Mann des öffentlichen Lebens seiner Zeit wurden Boeckh, der stets im persönlichen Wesen Schlichtheit, Toleranz und Milde gewahrt hatte, zahlreiche Ehrungen zuteil. Seine wissenschaftliche Ausstrahlungskraft war im In- und Ausland gleichermaßen, was auch die Vielzahl von Mitgliedschaften in wissenschaftlichen Gesellschaften in Deutschland und in Europa zeigte[95]. Die Stadt Berlin hat Boeckh, der 56 Jahre hier lebte, 1857 am Tage seines goldenen Doktorjubiläums zu ihrem Ehrenbürger ernannt[96]. August Boeckh war für die Wissenschaft seiner Zeit allgemein und für die eigene Fachdisziplin, die Klassische Altertumswissenschaft, gestaltend und wegweisend tätig. Ernst Curtius nannte ihn in seiner Rede anläßlich des 100. Geburtstages mit Recht einen „König der Wissenschaft"[97].

---

wesen Einfluß genommen hat, ebenso wohl auf die Besetzung der altertumswissenschaftlichen Lehrstühle in Preußen. Vgl. Lehmann (wie Anm. 58), S. 35f.

[92] Harnack. Bd. 1, S. 687.

[93] Harnack. Bd. 1, S. 854.

[94] Gerade die Tätigkeit in der Akademie brachte Boeckh in Kontakt zu den Brüdern Humboldt, mit denen er in persönlicher Freundschaft und wissenschaftlicher Zusammenarbeit verbunden war, vor allem in der „tieferen Erfassung der Sprachen als des Ideen- Schatzes der Völker".

[95] Vgl. Hoffmann (wie Anm. 13), S. 108.

[96] Vgl. F. Ascherson, August Boeckhs fünfzigjähriges Doctorjubilaeum. In: Jahrbücher für classische Philologie 3. 1857, S. 225-263.

[97] E. Curtius, August Boeckh. Rede zur Säcularfeier von Boeckhs Geburtstag am 24. November 1885. Berlin 1885, S. 26.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0033

Von naturwissenschaftlicher Seite wurde die Kenntnis der Realien der Antike von **Christian Ludwig Ideler**[98] (1766-1846) gefördert, der zugleich zu den Urmitgliedern der Berliner Graeca gehörte. Ideler studierte als Schüler Wolfs in Halle Philologie; zugleich widmete er sich dem Studium der Mathematik und Astronomie. 1794 wurde er als Königlicher Astronom in Berlin angestellt und 1815 ordentliches Mitglied der Königlichen Kalenderdeputation. Seit 1810 war er Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Ideler hat sich in der Altertumswissenschaft durch seine Untersuchungen zur Chronologie und Astronomie[99] der Alten einen Namen gemacht; zahlreiche Arbeiten von ihm zu diesem Problemkreis erschienen in den Abhandlungen der Preußischen Akademie. Vielfach arbeitete er in Fragen zur antiken Zeitrechnung mit Boeckh zusammen[100].

Der Sohn **Julius Ludwig Ideler**[101] (1809-1842) folgte dem Vater in der Verbindung naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Arbeitsgebiete. Er studierte in Berlin und Königsberg Medizin, Naturwissenschaften und Mathematik und habilitierte sich an der Universität Berlin. Auf verschiedenen Wissenschaftsgebieten entfaltete er eine schriftstellerische Tätigkeit. Bekannt in der Altertumswissenschaft wurde er durch seine Untersuchungen zur antiken Meteorologie[102] sowie durch eine noch heute nicht zu entbehrende Ausgabe der „Meteorologica" des Aristoteles[103] mit lateinischer Übersetzung und umfangreichem Kommentar. Ebenfalls noch nicht überholt ist seine Sammlung der „Physici et Medici Graeci minores"[104], besonders soweit es die byzantinischen Schriftsteller betrifft.

---

[98] ADB Bd. 13, S. 743.

[99] So u.a. Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie I-II. Berlin 1825-1826. – Lehrbuch der Chronologie. Berlin 1831. – Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten. Berlin 1806.

[100] So bei Boeckhs „Geschichte der Mondcyclen der Hellenen". In: Jahrbücher für classische Philologie N. F. Suppl.-Bd. I. 1855, S. 1ff. und „Epigraphisch- chronologische Studien. 2. Beitrag zur Geschichte der Mondcyclen der Hellenen". In: Jahrbücher für classische Philologie N. F. Suppl.-Bd. 2. 1856, S. 1ff.

[101] ADB Bd. 13, S. 745.

[102] Meteorologica velerum Graecorum et Romanorum. Prolegomena ad novam Meteorologicorum Aristotelis editionem adornandam. Berolini 1832.

[103] Vol. 1-2. Leipzig 1834-1836.

[104] Vol. 1-2. Berlin 1841-1842.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0034

Fast seit der Gründung der Berliner Universität gehörte **Immanuel Bekker**[105] (1785-1871) zu deren Lehrkörper und ab 1815 auch als Mitglied zur Akademie der Wissenschaften. Bekker, der Editor so vieler griechischer Texte, war festes Glied der Graeca und zählte vor allem wegen seiner Sprachbegabung und seines vielbewunderten Stilempfindens, besonders im Griechischen, weit über Berlin hinaus zu den herausragenden Philologen seiner Zeit. Als Sohn eines Berliner Schlossermeisters geboren, besuchte Bekker gegen den Willen des Vaters das Gymnasium zum Grauen Kloster. Während der Schulzeit mußte er für seinen Lebensunterhalt selbst sorgen, teilweise durch Dienstbotentätigkeit bei Gedike, dem Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster, der ihm dafür freie Wohnung und Kost bot. Aufgrund eines solchen Abhängigkeitsverhältnisses fehlte es nicht an Zurücksetzungen gegenüber den Schulkameraden. Die schweren Jahre haben Bekker geprägt und eine Verschlossenheit und sprichwörtliche Wortkargheit in ihm hervorgerufen, über die Schleiermacher später scherzhaft äußerte, Bekker verstände in sieben Sprachen zu schweigen[106]. Seit 1803 studierte er in Halle bei Friedrich August Wolf Klassische Philologie. 1806 promovierte er mit einer ungedruckt gebliebenen Dissertation über den griechischen Grammatiker Apollonios Dyskolos und erhielt im gleichen Jahr in Halle die Stelle eines Inspektors des Philologischen Seminars. Als die Universität Halle auf Napoleons Veranlassung aufgelöst wurde, übernahm Bekker durch Schleiermachers Vermittlung, dessen Schüler er in Halle ebenfalls gewesen war, eine Hauslehrerstelle in Lanke bei Bernau. Aufgrund einer Empfehlung Wolfs bei Wilhelm von Humboldt wurde er 1810 als Extraordinarius an die neue Berliner Universität berufen und 1811 zum ordentlichen Professor und Nachfolger Heindorfs ernannt, der nach Breslau versetzt worden war.

In seiner methodischen Auffassung der Klassischen Philologie wich Bekker, der bevorzugte Schüler Wolfs, von der Idee der universalen Betrachtung des Altertums seines Lehrers ab und beschränkte sich auf ein Teilgebiet, die Überlieferung, Wiederherstellung und Herausgabe der Texte antiker, hauptsächlich griechischer Schriftsteller. Dabei war die Textherstellung der Schriftsteller für ihn nur durch Prüfung der Handschriften zu lösen; zu seiner textkritischen Arbeit hat

---

[105] Eigentlich August Emanuel Bekker; den Namen Immanuel nahm Bekker auf Anraten Wolfs in Gedanken an Kant an, vgl. Ernst Immanuel Bekker, Zur Erinnerung an meinen Vater. In: Preußische Jahrbücher 19. 1872, S. 570. – Weitere biographische Literatur: H. Sauppe, Zur Erinnerung an Meineke und Bekker. In: AbhGöttingen 1872. – M. Haupt, Opuscula. Bd. 3. Leipzig 1875; Nachdr. Hildesheim 1967, S. 228-248 (Gedächtnisrede auf Meineke und Bekker).

[106] Stoll (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 387.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0035

er selbst gesagt: „Handschriften aller Autoren lassen sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus gar verschieden beschreiben, indem sie andere Seiten der Literaturgeschichte bieten, andere der Diplomatik, der Paläographie, der Technik überhaupt. Vornehmster Gesichtspunkt indessen bleibt der kritische, die Berichtigung Ergänzung Wiederherstellung der Texte; und in dieser Beziehung ist die einzige genügende Beschreibung eine genaue und vollständige Collation."[107] Charakteristisch für die meisten seiner Textausgaben war die Beschränkung auf ganz knappe Erläuterungen; er hat sich dazu in der Vorrede zum Homer geäußert[108]: „defugiebam insolitum mihi et molestum praefandi commentandique negotium". Wilamowitz[109] urteilte darüber folgendermaßen: „Immer will er nur das Notwendigste geben; wie er es gewonnen hat, mühsam oder leicht, bleibt ungesagt ... Niemand leugnet, daß Bekker in der Knappheit seiner Anmerkungen zu weit ging." Hier trat offenbar der erwähnte Wesenszug Bekkers, seine berühmte Wortkargheit, auch in der wissenschaftlichen Arbeit in Erscheinung.

Vor allem in den ersten Jahren seiner Berliner Professorenzeit war Bekker kaum als Universitätslehrer tätig, sondern besuchte im Auftrage der Akademie auf ausgedehnten wissenschaftlichen Reisen weite Teile Europas, um zahlreiche Handschriften, vor allem griechische Texte, zu vergleichen. Eine erste Reise führte ihn nach Paris, wo er bei den Verhandlungen um die Rückgabe der von Napoleon aus Deutschland entführten Handschriftenbestände beteiligt war und zugleich das Material auswertete[110]. Zudem hatte er den Auftrag, für das griechische Inschriftencorpus Boeckhs den Nachlaß des französischen Archäologen Michel Fourmont zu sichten. Für die weiteren Reisen — u. a. nach Italien, Frankreich, England und in die Niederlande — war der offizielle Anlaß, alle erreichbaren Aristoteles-Handschriften für die ihm von der Akademie übertragene große Werkausgabe des griechischen Philosophen zusamenzutragen, auf die wir noch zu sprechen kommen. Zugleich waren das Ergebnis dieser Reisen zahlreiche Handschriftenvergleichungen anderer griechischer Texte. Insgesamt hatte Bekker über 400 Handschriften kollationiert. Aufgrund dieses gesammelten Handschriftenmaterials gab er im Laufe der Jahre und Jahrzehnte über hundert Bände grie-

---

[107] Vorwort Bekkers zu C. A. Brandis, Die Aristotelischen Handschriften der Vatikanischen Bibliothek. In: AbhBerlin 1831, S. 47; jetzt auch: Bekker, Opuscula Academica Beroliniensis Bd. 1. Leipzig 1947, S. 151.

[108] Homeri carmina. Bonnae 1858, S. 5.

[109] Wilamowitz, S. 52.

[110] Hier lernte Bekker Ludwig Uhland kennen; diese Freundschaft gab ihm die Anregung, sich auch mit den altfranzösischen Handschriften zu beschäftigen und dadurch Begründer der wissenschaftlichen Erschließung der Texte dieses Fachgebietes zu werden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0036

chischer Autoren, z.T. Erstausgaben, heraus; dazu kamen Ausgaben der römischen Historiker Livius und Tacitus sowie einer großen Anzahl altfranzösischer Texte. Kein Gelehrter vor oder nach ihm hat diese Fülle von Textausgaben geschaffen; Rudolf Pfeiffer[111] charakterisiert Bekker: »In the quantity of his production he was a sort of Stephanus of the nineteenth century".

Die von Bekker edierten Texte legten trotz ihrer oft knappen Erläuterungen den Grund für die weitere Forschung an den betreffenden Schriftstellern, so beispielsweise für Plato[112], für Thukydides[113] und andere griechische Historiker, für die attischen Redner[114] und die attizistischen Lexikographen[115]. Seine „Anecdota Graeca"[116] enthielten eine Sammlung erstmals veröffentlichter Texte, besonders von Grammatikern und Rhetoren, die er meistens aus Pariser Handschriften gesammelt hatte; für manche dieser teilweise entlegenen Texte ist die Sammlung Bekkers heute noch maßgebend. Intensiv beteiligt war Bekker auch an dem von Niebuhr begründeten und von der Preußischen Akademie der Wissenschaften betreuten „Corpus scriptorum historiae Byzantinae"[117]; Bekker hatte die Edition von 24 Bänden, über die Hälfte des Unternehmens, übernommen. Hier ist freilich Bekker wie auch den anderen Herausgebern dieses Corpus, wie bereits gesagt, zu Recht der Vorwurf gemacht worden, sich zu sehr an das Pariser Corpus angeschlossen und nur wenig neues Handschriftenmaterial in die Textgestaltung einbezogen zu haben, so daß der Wert der einzelnen Texte als kritische Ausgaben gering war. Seit seiner Studienzeit hatte sich Bekker mit Homer befaßt und mit ihm seine wissenschaftliche Publikationstätigkeit begonnen, als er die Homer-Ausgaben von Heyne und Wolf in der Allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung rezensierte[118]. Von seinen lebenslangen Forschungen zu Homer zeugen seine „Homerischen Blätter"[119], in denen die zahlreichen Einzelarbeiten zum Homertext vereinigt sind, sowie die Textausgaben Homers. Die erste 1843 erschienene

---

[111] Pfeiffer (wie Anm. 1), S. 181.
[112] Plato, Opera I-VIII. Berolini 1816-1823; I-XI. London 1826.
[113] Thucydides. Berolini 1821; Oxford 1824; iterum rec. 1832; 1868.
[114] Oratores Attici I-IV. Oxford 1822-1823; I-V. Berolini 1823-1824.
[115] z.B. Harpocration et Moeris, Lexica. Berolini 1833. – Julius Pollux, Onomasticon. Berolini 1846. – Ebenso gab er das Homer-Lexikon des Apollonius Sophista heraus (Berolini 1833). – Ferner schuf er Ausgaben des byzantinischen Reallexikons Suda (Berlin 1854) und der Bibliothek des Photios (Berlin 1834-1825).
[116] I-III. Berolini 1814-1821.
[117] Wie Anm. 43.
[118] Wieder abgedruckt in: Homerische Blätter. Bd. 1. Bonn 1863, S. 1-98.
[119] Bonn 1863-1872.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0037

Ausgabe stand noch unter dem Einfluß Wolfs. Einen völlig neuen Text bot die zweite, lange Zeit maßgebende Ausgabe von 1858, bei der Bekker vielleicht in etwas zu weit getriebenem Streben nach Wiederherstellung der ursprünglichen Sprache des Dichters vor der alexandrinischen Textrevision überall das Digamma im Text mitdrucken ließ[120]. Schließlich ist auch seine Scholiensammlung zur Ilias[121] zu nennen, die im 19. Jahrhundert maßgeblich war. Vieles von Bekkers Forschungen zu Homer ist heute überholt, aber besonders auf dem Gebiet der Textgeschichte waren seine Ergebnisse ein Meilenstein auf dem Weg fortschreitender wissenschaftlicher Erkenntnis.

Bekkers wohl wichtigstes Werk, das nach anderthalb Jahrhunderten noch immer grundlegend ist, zumal da auch eine neue Gesamtausgabe fehlt, war seine große Ausgabe der Schriften des Aristoteles[122], die er im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgab und deren Entstehung wahrscheinlich auf einen Plan Schleiermachers zurückging[123]. Bekker selbst stellte in der Akademie den Antrag für dieses Projekt und bekam auch die Durchführung des Vorhabens übertragen. Ab 1820 arbeitete er an der gewaltigen Aufgabe. Als Helfer wurde ihm der junge Christian August Brandis[124] zugewiesen. Mit der Bekker

---

[120] Homeri carmina. Berlin 1843; 2. Ed. Bonn 1858. Zur Bedeutung der Textdarstellung Bekkers vgl. P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik³. Leipzig 1921; Nachdr. Darmstadt 1971, S. 12. Zur Auffassung der Sprache bei Homer durch Bekker s. Cauer, S. 73. 77f. 86.

[121] Scholia in Homeri Iliadem I-III. Ed. I. Bekker. Berlin 1825-1827, vgl. dazu das Urteil von H. Erbse, Scholia Graeca in Homeri Iliadem I. Berlin 1969, S. LXIX: „Nihilominus quod Bekker confecit, munus praeclarum et magnificum est. Quicumque apparatum criticum huius editionis quamvis obiter lustravit, facile videbit, quantopere Bekker locos corruptos eximia sua arte critica adiuverit ... Tantopere autem illis in tenebris ingenium eius lucebat, ut paucae tantummodo e numero coniecturarum, quas fecit, postea improbatae sint".

[122] I-IV. Berlin 1831-1836; Bd. V bildete der Index Aristotelicus von H. Bonitz, Berlin 1870.

[123] Vgl. Wilamowitz, S. 51, und die Praefatio zum ersten Band der Ausgabe.

[124] Brandis (1790-1867) hat sich um die Erforschung der griechischen Philosophie verdient gemacht. Er studierte in Kiel Theologie, Philologie und Philosophie, habilitierte sich 1812 in Kopenhagen und kam auf Niebuhrs Anregung an die Universität Berlin, wo er 1816 die venia legendi erwarb. Zu einer Ausübung seiner Lehrbefähigung kam er jedoch nicht, da er im gleichen Jahr mit Niebuhr als Gesandtschaftssekretär nach Rom ging. Nach der Ablösung aus diesem Amt war er ganz mit den Aufgaben für die Aristoteles-Ausgabe der Berliner Akademie beschäftigt und weilte lange Zeit zum Kollationieren von Handschriften für seine Bearbeitung der Aristotelesscholien in Paris und Oxford. 1823 wurde er als ordentlicher Professor der Philosophie nach Bonn berufen. – Aus seiner Arbeit am Aristoteles erwuchsen: De perditis Aristotelis libris. Bonnae 1823 und die Ausgabe von

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0038

eigenen Energie schritt die Arbeit voran: Der erste Quartband kam 1831 heraus, und 1836 war das große Werk mit dem vierten Band abgeschlossen. Die beiden ersten Bände umfaßten den griechischen Text mit kritischem Apparat; der dritte Band war einer lateinischen Übersetzung vorbehalten, deren Veröffentlichung Schleiermacher bis zuletzt als den Ansprüchen nicht genügend verhindern wollte. Der vierte umfangreiche Band, dessen Herausgabe besonders problematisch war, enthielt eine Auswahl aus den Scholien und Kommentatoren; an ihm hatte hauptsächlich Brandis gearbeitet. Es fehlte nur noch der geplante Indexband, dessen Erstellung Friedrich Vater übertragen worden war, von diesem jedoch nie fertiggestellt wurde. Erst Bonitz löste die Aufgabe mit seinem vielgerühmten Werk. Die Schaffung der großen Aristoteles-Ausgabe war eine der ganz großen philologischen Leistungen im 19. Jahrhundert; hierdurch konnte die Erforschung und Deutung des universalen Werkes des großen griechischen Denkers ihren Aufschwung nehmen.

Bekker war der „bahnbrechende Meister der Edition“[125]. Wenn er auch noch keine systematische Analyse[126] handschriftlicher Überlieferung vorgenommen hat, so liegt doch seine große Bedeutung darin, daß er durch seine intensive Vergleichung der Handschriften und durch seine Emendationsvorschläge, die auf meisterhafter Beherrschung von Sprache und Stil basierten, Wesentliches zur Wiederherstellung und zum Verständnis der antiken Autoren geleistet hat.

2. Gelehrte aus der ersten Schülergeneration

Die Ausstrahlungskraft so „brillanter“ Gelehrter, wie sie im ersten Jahrzehnt an der neuen Universität ihre Tätigkeit als Forscher und akademische Lehrer entfalteten, blieb nicht ohne Wirkung auf die damals dort Studierenden; aus ihren Reihen gingen ebenso glanzvolle Vertreter ihres Faches hervor.

Aristoteles' Metaphysica. Berlin 1823. Seine Hauptwerke sind jedoch seine umfassenden Darstellungen zur antiken Philosophiegeschichte: Handbuch der Geschichte der griechischen Philosophie. Bd. 1-3. Berlin 1835-1866. – Geschichte der Entwicklungen der griechischen Philosophie und ihre Nachwirkungen im römischen Reich. Berlin 1862-1864.

[125] Harnack. Bd. 1, S. 857.

[126] Vgl. S. Timpanaro, La genesi del metodo del Lachmann. Firenze 1963; nuova ed. riveduta e amplicata. Padova 1981; rist. Corr. 1985; zitiert nach der deutschen Ausg.: Die Entstehung der Lachmannschen Methode². Hamburg 1971, S. 26-27.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0039

Ein Schüler Wolfs in Berlin war **Karl Gottlob (Timotheus) Zumpt**[127] (1792-1849), der sich als Latinist einen Namen gemacht hat. Zumpt, der Sohn eines Berliner Wagnermeisters, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster und das Joachimsthalsche Gymnasium. In der Schule wurden durch Buttmann, Spalding und Heindorf seine philologischen Neigungen geweckt. Unter dem Vorsitz Wolfs legte Zumpt 1809 mit Auszeichnung das Abiturientenexamen ab. Er studierte zunächst in Heidelberg Klassische Philologie u.a. bei Friedrich Creuzer und dem jungen Boeckh und setzte dann an der neuen Berliner Universität sein Studium unter Wolf fort. Dieser war es auch, der den jungen Zumpt für eine Anstellung am Friedrichs-Werderschen Gymnasium dem dortigen Direktor August Ferdinand Bernhardi, einem seiner Hallenser Schüler, empfahl. Hier und am Joachimsthalschen Gymnasium wirkte Zumpt, bis er 1827 außerordentlicher Professor an der Universität Berlin wurde; 1836 übernahm er einen ordentlichen Lehrstuhl für römische Literatur. Zugleich war er auch seit 1835 Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, wo er als Sachverständiger bei den Planungen für das „Corpus Inscriptionum Latinarum" (CIL) stark beteiligt war[128]; die Vorarbeiten dafür wurden später zunächst seinem Neffen August Wilhelm Zumpt übertragen[129].

Allgemein bekannt wurde Zumpt durch seine aus der Schulpraxis entstandene sorgfältig gearbeitete lateinische Grammatik[130], die zunächst alle sprachlichen Gegebenheiten der klassischen römischen Prosaiker umfaßte und, in jeder folgenden Auflage erweitert und verbessert, für lange Zeit als Pendant zur griechischen Grammatik Buttmanns führendes lateinisches Schulbuch Deutschlands[131] war, bis sie durch Madvigs Werk ersetzt wurde. Für Unterrichtszwecke gedacht war auch Zumpts lateinischer Abriß der alten Geschichte, die „Annales veterum regnorum ac populorum imprimis Romanorum"[132], die in übersichtlicher Form eine nützliche tabellarische Darstellung der antiken Chronologie gaben. Über-

---

[127] A. W. Zumpt, De Caroli Timothei Zumptii vita ei studiis. Berlin 1851. – ADB 45, S. 481-483.

[128] Vgl. Harnack. Bd. 1, S. 901ff. – Auch sonst spielte Zumpt im Kreis der Berliner Philologen eine angesehene Rolle und war auch Teilnehmer der Graeca. Vgl. A. W. Zumpt (wie Anm. 127), S. 140.

[129] Siehe S. 62f.

[130] Lateinische Grammatik. Berlin 1818; die 13. Aufl. 1874 war die letzte Aufl.; sie wurde von A. W. Zumpt, dem Neffen K. G. Zumpts bearbeitet.

[131] Sie erschien sogar in englischer Ausgabe: A Grammar of Latin language. Translated from the German with additions, by J. Kenrick. London 1823 und öfter.

[132] Berlin 1819; 3. Aufl. von A. W. Zumpt 1862.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0040

haupt lag Zumpts Forschungsschwerpunkt auf dem Gebiet der römischen Altertumskunde, dabei neben der römischen Geschichte bei den römischen Prosaschriftstellern. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten erwähnenswert ist die Weiterführung der großen unvollendet gebliebenen Quintilian-Ausgabe seines Lehrers Spalding, für die er den fünften Band herausgab[133] und durch wertvolle Ergänzungen zu der handschriftlichen Überlieferung bereicherte. Die eigentliche Bedeutung Zumpts liegt jedoch in seinen Ausgaben zu Ciceros Reden gegen Verres[134] und zu Curtius Rufus[135], weil er hier gemäß der Forderung Wolfs einen Text herauszustellen suchte, der durchgehend auf den besten Handschriften basierte. Zumpt hat dabei besonders die Textbearbeitung der Verrinen in mühevoller Kleinarbeit beginnen müssen, wobei er zunächst aus Mangel an entscheidendem Handschriftenmaterial die Prüfung anhand alter Drucke vornahm und nachträglich durch Ergebnisse von Handschriftenüberprüfungen ergänzte. Er hat dabei eine Vergleichung und Wertung der Handschriften und deren Verwandtschaftsverhältnisse in einem stemma codicum dargestellt, wahrscheinlich das erste, das in der Geschichte der wissenschaftlichen Textkritik aufgestellt wurde[136]. Dadurch kommt Zumpt in der Entwicklung der modernen Textkritik, als deren Begründer allgemein Karl Lachmann gilt, eine nicht unwichtige Rolle zu[137].

Im Zusammenhang mit Zumpt ist auch dessen Schüler vom Friedrichs-Werderschen Gymnasium **Eduard Bonnell**[138] (1802-1877) kurz zu erwähnen, der später Direktor dieser Schule wurde. Bonnell, der an der Universität Berlin neben der Philologie auch als Schüler Schleiermachers Theologie studierte[139], hat sich einen dauernden Ruf durch seine Arbeiten zu Quintilian geschaffen; von Zumpt wurde Bonnell bei der Weiterführung der Ausgabe Spaldings für die Bearbeitung

---

[133] Lipsiae 1829; eine kritische Handausgabe folgte 1831.
[134] Ciceronis Verrinarum libri septem. Berolini 1831.
[135] Curtii Rufi de rebus Alexandri, ad fidem codd. mss. rec. C.Th. Zumplius. Brunswigae 1849; eine Schulausgabe mit deutschem Kommentar erschien zuerst 1826 und in mehreren anderen Auflagen. Auch die kommentierte Ausgabe von Julius Mützell (Berlin 1841) basierte auf dem Text von Zumpt. Mützell war Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin.
[136] Vgl. Timpanaro (wie Anm. 126), S. 44-45.
[137] Siehe S. 32.
[138] ADB 47, S. 106-109.
[139] In der Gesamtausgabe der Werke Schleiermachers (1840) hat Bonell die „Kirchengeschichtlichen Vorlesungen herausgegeben."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0041

von Textvarianten herangezogen. Im Anschluß daran gab er selbständig als sechsten Band des Werkes das „Lexikon Quintilianeum“[140] heraus, das zugleich einen Abriß über die grammatisch-sprachlichen Eigentümlichkeiten des römischen Rhetoriklehrers enthielt. Das Werk ist immer noch ein unentbehrliches Hilfsmittel. Wertvoll ist auch heute noch die als Schulkommentar konzipierte Ausgabe des 10. Buches Quintilians, die auch nach Bonnells Tode in mehreren Auflagen erschien[141].

Ein weiterer Schüler Wolfs aus der Berliner Zeit war **Gottfried Bernhardy** (1800-1875), der 1829 zum ordentlichen Professor der Klassischen Philologie in Halle und zum Direktor des dortigen Philologischen Seminars als Nachfolger Karl Christian Reisigs berufen wurde und bis zu seinem Tode an dieser Universität lehrte. Bernhardy[142], Sohn eines jüdischen Kaufmanns aus Landsberg (Warthe), besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und studierte ab 1817 an der Berliner Universität Klassische Philologie und Philosophie. Neben Wolf waren Boeckh und Buttmann seine Lehrer; in der Philosophie wurde er von Hegel beeinflußt. Nach der Promotion (1822) und der Habilitation (1823) wurde Bernhardy 1825 zum Extraordinarius ernannt und nach dem Ausscheiden Buttmanns mit Vorlesungen sowie der Leitung der römischen Abteilung des Philologischen Seminars betraut.
Bernhardys Name war im 19. Jahrhundert weithin durch seine griechischen und römischen Literaturgeschichten[143] bekannt, die aber in der Forschungsgeschichte wegen ihrer skizzenhaften Kürze eine geteilte Kritik gefunden haben[144]. Hier nur kurz die hauptsächlichsten Arbeiten der Berliner Zeit. Bernhardy begann seine wissenschaftliche Tätigkeit mit einer Fragmentsammlung des Eratosthenes[145], die auch heute noch beim Studium des alexandrinischen Universalgelehrten hinzuzuziehen ist. Die Arbeit am Eratosthenes führte Bernhardy zu den griechischen Geographen allgemein; die von ihm geplante Ausgabe der „Geographi Graeci

---

[140] Berlin 1834.
[141] M. Fabii Quintiliani institutionis oratoriae liber decimus. Erklärt von E. Bonell. Berlin 1851; 6. Aufl. von H. Roehl 1912.
[142] Gudeman (wie Anm. 1), S. 231. – Bursian (wie Anm. 1), S. 776-780. – ADB 2, S. 462-465. – Sandys (wie Anm. 1) III, S. 121-123.
[143] Grundriß der Griechischen Literatur I-II. Halle 1836-1845; 3. Bearb. 1867-1872. – Grundriß der römischen Literatur. Halle 1830; 5. Aufl. Braunschweig 1872.
[144] Vgl. Wilamowitz 57. – Pfeiffer (wie Anm. 1), S. 187, Anm. 3.
[145] Eratosthenica. Berolini 1822.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0042

minores“[146] kam jedoch über einen ersten Band nicht hinaus, der den Text des Dionysius Periegeta und einen ausführlichen Kommentar dazu enthielt. Großen Widerhall fand Bernhardy mit seiner „Wissenschaftlichen Syntax der Griechischen Sprache“[147], die zugleich den Ausschlag für seine Berufung nach Halle gab. Bernhardy hatte sich darin zum Ziel gesetzt, „die syntaktische Kunst der Griechen in ihren Gesetzen und Anschauungen zu begreifen, den Zusammenhang ihrer geschichtlichen Entwicklung an den Momenten und Eigentümlichkeiten der wechselnden Sprachperioden darzulegen“. Die historische Darstellung der Syntax und der verschiedenen Stilarten unter Berücksichtigung der Zeugnisse griechischen Lebens und der Literatur wies Bernhardy deutlich als Schüler Wolfs und Boeckhs aus.

Boeckhs ältester Schüler war **Eduard Gerhard** (1795-1867), der Begründer des Deutschen Archäologischen Instituts. Er war der erste Doctor rite promotus der Berliner Philosophischen Fakultät mit einer Arbeit über Apollonios Rhodios[148]. Nach der Habilitation in Breslau übernahm er die Stelle eines Gymnasiallehrers in Posen, wo er sich aber wenig wohl fühlte, vor allem weil ein schweres Augenleiden ihn sehr an wissenschaftlicher Arbeit hinderte. Boeckh hatte ihm die Bearbeitung der Scholien für den zweiten Band seiner Pindar-Ausgabe übertragen. Trotz vielfachen Zuspruchs seines Lehrers in zahlreichen Briefen[149] mußte Gerhard die Aufgabe wegen seines Leidens an diesen zurückgeben. Die ihm von Boeckh geratene Reise nach Italien brachte ihn auf ein ganz anderes Forschungsgebiet, die Erforschung der Denkmäler, der Antike, die er in systematischer Darstellung und Abbildung erfassen wollte. Im systematischen Denken sowie in der Ausführung des Vorhabens, bei dem ihm das CIG als Vorbild vorschwebte, ist der Einfluß Boeckhs spürbar. Mit der Hinwendung zur antiken Kunstgeschichte

---

[146] Lipsiae 1828.

[147] Berlin 1829. Hierzu folgten später als Ergänzung die „Paralipomena syntaxis Graecae“, die in zwei Programmen der Universität Halle erschienen (1854, 1862).

[148] Lectiones Apollonianae. Lipsiae 1816. Zu den ersten wissenschaftlichen Versuchen Gerhards gehörten auch die „Philologischen Blätter“ H. 1-2. Breslau 1817-1818, die er zusammen mit zwei weiteren Schülern Boeckhs, Friedrich August Wernicke (1794-1819), der ganz als Privatdozent in Berlin starb, und Eduard Meier (1796-1855), nachmalig Professor in Halle, herausgab. In diesen Blättern wurde in jugendlich übermütiger Art der gemeinsame Breslauer Lehrer Franz Passow und die philologische Schule Gottfried Hermanns angegriffen.

[149] Vgl. den Briefwechsel zwischen Boeckh und Gerhard in: Hoffmann (wie Anm. 13), S. 374-383.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0043

und der Abwendung von den literarischen Texten hat Gerhard selbst jedoch die von Boeckh geforderte allseitige Erfassung des Klassischen Altertums verlassen und einen Schritt zur Entwicklung der Archäologie als eigenständiger altertumswissenschaftlicher Disziplin getan.

Zu den frühen Schülern Boeckhs zählte **Friedrich Gotthilf Osann**[150] (1794-1858), der ab 1814 in Berlin studierte. Aus seiner Beschäftigung mit Plautus erwuchs 1816 seine Dissertation „Analecta critica poesis Romanorum scenicae reliquias illustrantia", in deren Anhang die Entdeckung des ambrosianischen Plautus-Palimpsestes durch Angelo Mai behandelt wurde; die Aufsehen erregende Schrift brachte ihm im selben Jahr die Habilitation in Berlin. Auf Boeckhs Wunsch hin ging er danach auf Reisen, um eifrig Material für das CIG zusammenzutragen. Das von ihm gesammelte Inschriftenmaterial wurde jedoch aus unbekannten Gründen von der Berliner Akademie nicht übernommen und er selbst nicht an dem Inschriftenunternehmen beteiligt[151], Osann gab darauf seine Inschriftensammlung selbständig als „Sylloge inscriptionum antiquarum Graecarum et Latinarum"[152] heraus, die jedoch nach Erscheinen des CIG überholt war[153]. 1825 übernahm Osann den ersten Lehrstuhl für Klassische Philologie an der Universität Gießen, wo er bis zu seinem Tode tätig war.

Als Schüler Boeckhs in Berlin begann auch **Karl Otfried Müller**[154] (1797-1840) seine Gelehrtenlaufbahn, die ihn bereits 1819, noch nicht 22 Jahre alt, als Extraordinarius nach Göttingen führte, wo er 1823 ordentlicher Professor der Altertumswissenschaft wurde. Müller war wohl der genialste Philologe des 19. Jahrhunderts überhaupt und hat in seiner Vielseitigkeit für die umfassende Erforschung des Altertums im Sinne Boeckhs bahnbrechend eine bis in die Gegenwart

---

[150] ADB 24, S. 459-461.
[151] Vgl. Harnack. Bd. 1, S. 672, Anm. 2.
[152] Lipsiae & Darmstadii 1822-1834.
[153] Boeckh hielt Osanns Arbeit für unvollkommen, vgl. Briefwechsel zwischen A. Boeckh und K. O. Müller. Leipzig 1883, S. 106.120.137.
[154] F. Lücke, Erinnerungen an Karl Otfried Müller. Göttingen 1841. – F. Ranke, C. O. Müller. Ein Lebensbild. Programm der Königlichen Realschule Berlin 1870. – Bursian, S. 1007-1028. – Sandys, Vol. 3, S. 213-216. – K. Hillebrand, Unbekannte Essays. Hrsg. von H. v. Uhde- Bernays. Bern 1955, S. 184-241. – K. Kerényi, Über K. O. Müllers Werk und Leben. In: K. O. Müller, Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Göttingen 1825. Nachdr. Darmstadt 1970, S. V-XX. Weiterführende Literatur in diesem Band im Beitrag Karl Otfried Müller, S. 143.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0044

reichende Wirkung. Er hat sich in gleicher Weise mit griechischer und römischer Literatur, antiker Religion und Mythologie, den Kunstdenkmälern, den Inschriften und der vergleichenden Grammatik beschäftigt. Grundlegend waren seine Untersuchungen zur griechischen Stammesgeschichte, mit denen die Erforschung der ältesten griechischen Geschichte einsetzte. Karl Gottfried Müller, der später auf Buttmanns Rat den Schriftstellernamen Karl Otfried Müller annahm, wurde in Brieg (Schlesien) geboren und studierte zunächst in Breslau aufgrund seiner vielseitigen Interessen verschiedene Fachgebiete. Heindorf weckte hier in ihm die Neigung zu philologischen Studien und führte ihn zur Lektüre von Niebuhrs „Römischer Geschichte", die den vielseitig interessierten Studenten nachhaltig beeinflußte. Ab 1816 setzte Müller in Berlin sein Studium fort und wurde hier durch Boeckh zur Idee der universalen Betrachtung des Altertums geführt. Daneben zählte er auch Buttmann zu seinen Lehrern, der ihm den Zugang zur Grammatik und Mythologie öffnete.

Die Erstlingsarbeit Müllers, die aus seiner Dissertation hervorgegangen war, auf Boeckhs Empfehlung gedruckt wurde und diesem gewidmet war, galt der Geschichte der Insel Ägina[155]. In dieser Arbeit hat Müller in der umfassenden Verarbeitung des Quellenmaterials eine vielbewunderte Belesenheit und Beherrschung des Stoffes gezeigt. In der allseitigen Behandlung von Sagen, Geschichten und Altertümern der Insel hat Müller hier zugleich allgemein methodisch den Weg gewiesen für die Untersuchung spezieller Landschafts- oder Stadtgeschichten. Die bei Müller so viel gepriesene Fähigkeit, aus Mythologie und Volksmärchen Schlüsse auf historische Begebenheiten oder aus kultischen Relikten auf die Volksstämme selbst und ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse zu ziehen, wurde in diesem Erstlingswerk bereits sichtbar, das seinen wissenschaftlichen Ruhm begründet hat: „Unbekannt war er in Berlin erschienen, geehrt von den bedeutendsten Forschern und Studiengenossen verließ er es"[156]. Der weitere persönliche und wissenschaftliche Weg Müllers gehört nicht in die Berliner Philologiegeschichte. Nach einigen Jahren der Tätigkeit als Gymnasiallehrer in Breslau ging Müller auf Boeckhs Empfehlung[157] 1819 nach Göttingen. Ein vorheriger Plan Boeckhs, ihn als „Adjunkt" der Berliner Akademie für die Mitarbeit am CIG zu gewinnen[158], ging dadurch nicht in Erfüllung. Einen im Jahre 1824 an ihn

[155] Als Dissertation unter dem Titel: Aegineticorum capita priora duo. Berolini 1817; die Schrift erschien auch als Buchhandelsausgabe bei Reimer in Berlin.
[156] Ranke (wie Anm. 154), S. 5.
[157] Vgl. den Brief Boeckhs an Müller vom 25. Mai 1819, in: Briefwechsel (wie Anm. 153), S. 34.
[158] Vgl. Brief Boeckhs an Müller vom 9. August 1818, in: (wie Anm. 153), S. 21-22.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0045

ergangenen Ruf nach Berlin schlug Müller aus[159], weil er Göttingen und der hannoverschen Landesregierung treu bleiben wollte. Müller starb auf einer Griechenlandreise in Athen an einem Fieber, das er sich beim Kopieren von Inschriften in der sengenden Sonne Delphis geholt hatte. Er fand auf dem Kolonoshügel in Athen seine letzte Ruhestätte, wo ihn sein Schüler Ernst Curtius, mit dem er gemeinsam Griechenland durchforschte, begraben ließ.

3. Weitere Philologen bis zur Mitte des Jahrhunderts und darüber hinaus

Als jüngerer Kollege Boeckhs und Bekkers kam 1825 **Karl Lachmann**[160] (1793-1851) an die Berliner Universität, zunächst als Extraordinarius; jedoch bereits 1827 erhielt er eine ordentliche Professur für Klassische Philologie und Germanistik und übernahm die Leitung der römischen Abteilung des Philologischen Seminars. Lachmann zählte zu den bedeutendsten Erscheinungen der Berliner Philologiegeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; sein Ruhm war schließlich international, was auch die zahlreichen Ehrungen und Ehrenmitgliedschaften in in- und ausländischen wissenschaftlichen Gesellschaften zeigten[161]. Lachmanns Name ist mit der nach ihm benannten Methode der Textkritik[162] verbunden. Es tut seinem Ruhm dabei keinen Abbruch, wenn bei der heutigen Beurteilung ihrer Entwicklung diese Methode für die Klassische Philologie nicht allein Lachmann zugeschrieben, sondern als wiederaufgegriffene Neuorientierung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesehen wird, an deren Entstehen eine Reihe von Gelehrten mitgewirkt hat[163]. Neu in dieser Methode war die Herausstellung der Recensio auf wissenschaftlicher Grundlage, d.h. das Vergleichen der verschiedenen Handschriften eines Autors, um die beste Überlieferung wiederherzustellen, in der alle Fehler, Unstimmigkeiten und späteren Interpolationen beseitigt worden waren. Lachmanns Verdienst für die Textkritik der antiken Literatur war es, in seinem Suchen nach dem Archetypus die Recensio konse-

---

[159] K. O. Müller, Lebensbild in Briefen an die Eltern mit dem Tagebuch seiner italienisch-griechischen Reise. Hrsg. von O. und E. Kern (1908), S. 144.
[160] Zur Biographie Lachmanns: M. Hertz; Weigel.
[161] Vgl. Hertz, S. 206-207.
[162] G. Pasquali, Storia delle tradizione e critica del testo. Firemze 1952; Repr. 1974, S. 3-12.
[163] Timpanaro (wie Anm. 126) passim. – Lachmann selbst bekannte, daß er manches für seine Methode in dem Gebrauch urkundlichen Materials und in dessen präziser Durchforschung von Bekker übernommen habe (vgl. Vorrede zum Tibull S. IV).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0046

quent in den Mittelpunkt gestellt zu haben, wenn er auch dabei nach heutigem Urteil oft vereinfachend die Uberlieferungsgeschichte vernachlässigt hat[164]. Für die mittelhochdeutsche Dichtung, auf die Lachmann die für die antike Literatur entwickelte Methode angewandt hat, gilt er unbestritten als Gründer der wissenschaftlichen Textkritik[165].

Sein äußerer Lebensweg führte Lachmann, der als Sohn eines Predigers in Braunschweig geboren worden war, nach dem Besuch des dortigen Gymnasiums Katharineum zunächst zum Studium der Theologie nach Leipzig, wo er auch bei Gottfried Hermann philologische Vorlesungen hörte. Nach einem Semester wechselte er nach Göttingen über, wo er seine gesamte weitere Studienzeit verbrachte, sich aber in verstärktem Maße der Philologie zuwandte. Zu der in Göttingen von Christian Gottlob Heyne vertretenen Richtung der Sachphilologie stand der junge Lachmann in Opposition; aufgrund seiner Begabungen und Interessen neigte er mehr der von Gottfried Hermann vertretenen Wortphilologie zu. Er schloß sich in Göttingen enger an Dissen an, unter dessen Anleitung er sich in Hermannscher Richtung mit Rhythmen und Metren befaßte[166]. Seine Promotion vollzog Lachmann 1814 in Halle und ein Jahr später habilitierte er sich in Göttingen[167]. 1816 kam er zum ersten Mal nach Berlin, um die Stelle eines Kollaborators am Friedrichs-Werderschen Gymnasium zu übernehmen; zugleich habilitierte er sich auch an der Berliner Universität mit der berühmt gewordenen Schrift „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth“[168]. Der Aufenthalt in Berlin war kurz; noch im gleichen Jahr erhielt er die Stelle eines Oberlehrers in Königsberg und wurde 1818 als Extraordinarius für Klassische Philologie und Germanistik an die dortige Universität berufen, wo er neun Jahre blieb, bis er sich 1825 auf eigenen Wunsch an die Berliner Universität versetzen ließ.

Als Lachmann nach Berlin kam, war er bereits ein wissenschaftlich ausgewiesener Mann in beiden von ihm vertretenen Disziplinen, der Klassischen Philologie und der Germanistik. Schon seine 1816 erschienene Ausgabe des Properz[169] hatte grundlegende methodische Bedeutung für die wissenschaftliche Textkritik.

---

[164] Timpanaro (wie Anm. 126), S. 69-72.

[165] Timpanaro (wie Anm. 126), S. 32-34.

[166] Als Ergebnis dieser Studien sind die beiden frühen Arbeiten zur griechischen Tragödie anzusehen: De choricis systematis tragicorum Graecorum. Berolini 1819. – De mensura tragoediarum. Berolini 1822. Zur Kritik dazu vgl. u.a. Wilamowitz, S. 59.

[167] Mit einer Arbeit: Observationum criticarum capita tria. Gottingae 1815.

[168] Berlin 1816.

[169] Propertius. Lipsiae 1816.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0047

Lachmanns Ziel war es, anhand der besten Handschriften einen möglichst echten Text des Dichters herzustellen[170]. Die Interpretation und auch die Konjekturalkritik waren für Lachmann hier sekundär, ohne daß er dabei ihren grundsätzlichen Wert verkannt hätte. Er wollte eine rein textkritische Ausgabe schaffen und unterschied sich dadurch von früheren Herausgebern, die zugleich einen gelehrten Sachkommentar lieferten[171]. Unter dem gleichen Ziel wie die große Properz-Ausgabe standen die Ausgaben des Catull, Tibull und die Editio minor des Properz, die schon in die ersten Jahre der Berliner Tätigkeit fielen. Hier beschränkte sich Lachmann jedoch auf notwendige Angaben im kritischen Apparat. Wissenschaftliche Anerkennung hatte Lachmann in seiner Vorberliner Zeit gerade auch wegen seiner Forschungen zur älteren Germanistik gefunden, die er in engem wissenschaftlichen Gedankenaustausch mit den Brüdern Grimm betrieb; jedoch darauf kann hier nicht eingegangen werden[172]. Lachmanns Arbeitsgebiet, das sich in der Zeit vor der Berufung nach Berlin neben den umfangreichen Studien zur mittelhochdeutschen Dichtung besonders auf die römische Dichtung sowie anfangs auf die griechische Tragödie erstreckt hatte, erweiterte sich im Laufe der Berliner Jahre beträchtlich. Hierzu trugen auch die Anregungen bei, die er in Berlin durch den Kontakt und Gedankenaustausch mit Freunden erhielt, vor allem in der Graeca[173], aber auch in der Gesetzlosen Gesellschaft[174]. Die Namen

---

[170] Dazu Lachmann in der Vorrede der Ausgabe des Properz, S. IV: „... ad criticam partem omnes animi vires contuli; in qua id efficere anniterer, quod critici omnes profitentur, pauci attingant, ut quam maxime similem sui Porpertium redderem, universa lectione ad optimarum membranarum fidem et ad veri aut versimilitudinis normam accuratissimo studio exigenda".

[171] Vgl. Vorrede zum Properz (wie Anm. 170), S. IV, wo Lachmann für sachliche Fragen auf andere Kommentare verweist.

[172] Vgl. dazu H. Sparnaay, Karl Lachmann als Germanist. Bern 1948. Lachmanns germanistische Forschung war stark von der Romantik beeinflußt; zu erinnern ist an seine Kontakte zu Wackenroder, Tieck, Brentano, Achim v. Arnim, Uhland und eben besonders zu den Brüdern Grimm.

[173] Hertz, S. 186, 211-213.

[174] In der Gesetzlosen Gesellschaft übernahm Lachmann 1840 als fünfter „Zwingherr" die Leitung, die auf Lebenszeit vergeben wurde. Vgl. Hertz, S. 214-216. – Hoppe (wie Anm. 22), S. 55-57. Überhaupt war Lachmann, dessen scharfe Kritik und Strenge als Forscher und Lehrer gefürchtet, war, ein Mann der Geselligkeit, der auch noch einer Reihe anderer Vereinigungen angehörte und ebenso während des Alltags Zusammenkünfte zu geistvollen Gesprächen schätzte. Hertz, S. 232, hat dazu folgende Schilderung gegeben: „Wer, ohne ihn näher zu kennen, wußte, daß er täglich ein paar Stunden las, täglicher Gast auf der Bibliothek, bei Stehely, regelmäßiges Mitglied so vieler Gesellschaften war, daß er seine erste Haushälterin entlassen hatte, weil sie aus Schonung für seine Zeit ihn gegen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0048

Bekker und Meineke sind dabei besonders zu nennen; gerade die Verbindung mit diesen beiden ihm in seiner philologischen Richtung sehr ähnlichen Männern brachte neben persönlicher Freundschaft auch sehr viele wissenschaftliche Anregungen. Ein besonders enges Verhältnis bestand zu Clemens August Carl Klenze, Professor der Rechtswissenschaft an der Berliner Universität, mit dem Lachmann schon aus seiner Göttinger Studienzeit befreundet war und in dessen Familie er bis zum Tode des Freundes 1839 lebte. Die Freundschaft mit Klenze sowie mit anderen bekannten Juristen, wie Göschen in Göttingen, führte Lachmann zu eingehender Beschäftigung mit den Texten des römischen Rechts, aus der u.a. die Arbeit über Dositheus[175] und die Ausgabe des Gaius[176] hervorgegangen sind. Einem Wunsche Niebuhrs folgend, beteiligte sich Lachmann an der von diesem begründeten Sammlung der byzantinischen Schriftsteller durch die Ausgabe des Genesios[177]; ebenfalls auf eine frühere Anregung Niebuhrs ging die Herausgabe der römischen Feldmesser[178] zurück, die als vorletztes Werk in Lachmanns Publikationstätigkeit erschien. Eine Gemeinschaftsarbeit war auch die mit Bekker und Meineke unternommene Ausgabe des Babrius, von dem eine Handschrift in einem Kloster des Athos neu entdeckt worden war[179]. Zu den bedeutendsten Leistungen Lachmanns zählte die Herausgabe des Neuen Testaments, dessen griechischem und lateinischem Text er sich viele Jahre hindurch widmete und dessen Probleme er schon in den Anfängen der Berliner Zeit mit Schleiermacher diskutiert hatte. Die Grundlage der Kritik des Neuen Testaments war das Abrükken vom textus receptus[180], der Lesart, die durch Robert Stephanus und die Elzevire recht zufällig entstanden war und die schon Bentley scharf kritisiert hatte.

Besuch verleugnete, dem war es ein Rätsel, wann Lachmann arbeitete". In diesem Zusammenhang hat Hertz die „Virtuosität in concentrirtem Arbeiten" bei Lachmann hervorgehoben.

[175] Versuch über Dositheus. Berlin 1837.

[176] Gaii institutionum commentarii quattuor ex rec. et cum comm. J. F. L. Goeschenii. Opus Goeschenii morte interruptum absolvit C. Lachmannus. Bonnae 1841 et Berolini 1842.

[177] Bonnae 1834, Berolini 1845.

[178] Die Schriften der römischen Feldmesser. Hrsg. und erläutert von F. Blume/ K. Lachmann/ A. Rudorff. Vol. 1. Berlin 1848-1852.

[179] Babrius, Fabulae. Berolini 1845. Die nach dieser Handschrift zuerst von Boissonade hrsg. Ausgabe des Babrius war nach Meinung der Berliner Philologen mangelhaft. – Die Beschäftigung mit Babrius führte zu weiteren Studien der antiken Fabeldichtung; im gleichen Jahre erschien die Ausgabe des Avianus.

[180] Vgl. Hertz, S. 158-167, und die Geschichte der Textüberlieferung I. Hrsg. von H. Hunger. Zürich 1961, S. 196.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0049

Lachmann zielte daraufhin, den Text wiederherzustellen, der am Ende des 4. Jahrhunderts bestand. Seine große zweibändige Ausgabe des Neuen Testaments[181], die er zusammen mit Philipp Buttmann junior geschaffen hatte, war ein großer Fortschritt trotz der noch begrenzten Zahl benutzter Handschriften. Noch bekannter ist Lachmann durch seine Theorien zur homerischen Frage[182] geworden, nach denen die Epen Homers aus einer Anzahl selbständiger und später erst vereinigter Lieder bestehen, die es für die Forschung herauszuschälen gelte. Hier ist Lachmann den von Friedrich August Wolf in den Prolegomena aufgezeigten und von Gottfried Hermann aufgegriffenen Weg der Zerteilung der Epen Homers weitergegangen. Beeinflußt wurde die Liedertheorie Lachmanns durch seine Untersuchungen des Nibelungenliedes. Den Höhepunkt von Lachmanns Arbeiten zur Klassischen Philologie stellten unzweifelhaft seine Forschungen zu Lukrez dar, die zugleich seine umfassendsten und letzten Arbeiten waren. Aufgrund langjähriger eingehender Textstudien hat Lachmann hier nochmals methodisch paradigmatisch Beziehungen, Abhängigkeiten und Wertungen in der handschriftlichen Überlieferung des Lukrez-Textes dargestellt, zunächst in seiner Textausgabe, der dann als letztes Meisterwerk der epochemachende, noch heute unentbehrliche Kommentar folgte[183], in dem sich Lachmann besonders wegen der glänzenden Beherrschung von Sprache und Metrik ausgezeichnet hat.
Lachmann stand in seiner Grundposition der grammatisch-kritischen Philologie Hermanns näher als der historisch-antiquarischen Richtung seines Berliner Kollegen Boeckh[184]. Durch die von ihm vertretene wissenschaftliche Methode der Textkritik und ihre Anwendung auf alle Texte, gerade auch auf solche historisch-antiquarischen Inhalts, wie römisches Recht und Vermessungswesen, oder auf die Theologie sowie darüber hinaus auf die deutsche Philologie, nahm er jedoch eine gewisse vermittelnde Stellung zwischen beiden Richtungen ein. Friedrich

---

[181] Novum Textamentum Graece et Latine. C. Lachmannus recensuit Ph. Buttmannus Ph. f. Graecae lectionis auctoritates apposuit I-II. Berolini 1842-1850.
[182] Über die ersten zehn Bücher der Ilias. In: AbhBerlin Phil.-hist. Klasse 1837, S. 155-175. – Fernere Betrachtungen über die Ilias. In: AbhBerlin Phil.-hist. Klasse 1841, S. 1-42. Zusammengefaßt in: Betrachtungen zur Ilias. Mit Zusätzen von M. Haupt. Berlin 1847.
[183] T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex. Berolini 1850. – In T. Lucreti Cari de rerum natura libros commentarius. Berolini 1850.
[184] Das persönliche Verhältnis zwischen Boeckh und Lachmann war in der ersten Zeit kollegial, wurde dann aber durch amtliche Differenzen etwas gestört. Später bestand zwischen beiden eine enge Beziehung: „Beide sahen sich nun oft, meist einigemal in der Woche und ergingen sich in freundschaftlichem Gespräch. So hat Boeckh noch an Lachmanns Arbeiten für Lucilius lebhaften Anteil genommen". Hertz, S. 241.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0050

Leo[185] hat es sogar für Lachmanns „historisches Verdienst" angesehen, daß „aus der Richtung Hermanns und derjenigen Boeckhs eine Einheit wurde". Lachmanns Wirkung für die folgende Generation Klassischer Philologen in Berlin war vielleicht weit stärker als die Boeckhs. Die von ihm vertretene textkritische Philologie wurde nach seinem Tode weitergeführt, zunächst hauptsächlich von Moriz Haupt, danach aber auch von anderen Schülern und Anhängern wie Kirchhoff und Vahlen. Neben seinen wissenschaftlichen Tätigkeiten hat Lachmann auch engagiert im Bereich der Wissenschaftsverwaltung in Berlin mitgearbeitet. Mehrfach war er Dekan der Philosophischen Fakultät und einmal (1843/44) Rektor der Universität; auch von der Berliner Akademie, der er seit 1830 angehörte, ist sein Name nicht zu trennen. Lachmann war neben Boeckh an Universität und Akademie in Berlin die beherrschende Gestalt unter den Klassischen Philologen.

Verwandt in der Richtung philologischen Arbeitens mit Bekker und Lachmann war **August Meineke**[186] (1790-1870), ein weiterer berühmter Teilnehmer der Berliner Graeca, der von 1826 bis 1857 Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums und ab 1830 zugleich Mitglied der Berliner Akademie war. Auch Meineke war einer der großen Texteditoren des 19. Jahrhunderts. Der gebürtige Westfale und Sohn eines Gymnasialdirektors besuchte ab 1805 die berühmte Fürstenschule Schulpforta und bekam dort eine fundierte Ausbildung in den alten Sprachen, die sich schon während der Schulzeit nicht nur auf eine perfekte Kenntnis von Grammatik und Stil beschränkte, sondern bereits Anleitung zu philologisch-wissenschaftlichem Arbeiten gab. So hatte er sich bei seinem Abschied von Schulpforta, die er 1810 ohne Abschluß verließ, durch Fleiß und Begabung eine umfassende Grundlage in den alten Sprachen geschaffen und sich bereits in der Schule durch Lösungsversuche sprachlich-textkritischer Probleme qualifiziert[187]. „Zur Philologie war Meineke geboren"[188], und die philologische Richtung, die er einschlug, war ihm aufgrund seiner Interessen sowie seiner Ausbildung in Schulpforta und bei deren Rektor Karl David Ilgen vorgegeben. Er ging nach Leipzig, um dort Schüler Gottfried Hermanns zu werden, der seinerseits ebenfalls

---

[185] Rede zur Säkularfeier Karl Lachmanns am 4. März 1893. In: F. Leo, Ausgewählte Kleine Schriften II. Hrsg. und eingeleitet von E. Fraenkel. Rom 1960, S. 423ff.
[186] F. Ranke, August Meineke. Ein Lebensbild. Progr. Der Kgl. Realschule Berlin 1870. – Haupt (wie Anm. 105), S. 228-248. – Sauppe (wie Anm. 105).
[187] Vgl. Ranke (wie Anm. 186), S. 21.
[188] Haupt (wie Anm. 105), S. 229.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0051

Schüler Ilgens gewesen war[189]. Hermann, der die Begabung des jungen Meineke von Anfang an erkannte, nahm ihn sofort in seine berühmte Graeca auf, eine Ehre, die wenigen so schnell zuteil wurde. 1811 weilte Meineke kurz in Berlin, wo er Wolf, Boeckh und andere Berliner Philologen kennenlernte. Durch Vermittlung von namhaften Gelehrten, die auf ihn aufmerksam geworden waren, erhielt er im gleichen Jahr noch nicht 21jährig den Ruf als Professor nach Jenkau bei Danzig, obwohl er erst 3 Semester studiert und kein Examen abgelegt hatte. Auf Hermanns Anraten folgte er diesem Ruf. Als Gymnasiallehrer hatte Meineke schnell Erfolg, bereits 1817 war er Direktor des Gymnasiums in Danzig, und 1826 kam er nach Berlin an die Schule, deren Leitung er 31 Jahre lang innehatte. Meinekes philologischer Ruhm war begründet in der Herausgabe und Kritik griechischer Texte, vor allem auf der Emendatio. Mit der Wiederherstellung verderbter Textstellen hatte er sich, wie gesagt, bereits als Schüler in Schulpforta befaßt, und dieses Gebiet philologischer Forschung blieb Zeit seines Lebens sein hauptsächlicher Arbeitsbereich. Voraussetzung dafür war ein sublimes Sprach- und Stilempfinden, das auf einem umfassenden Überblick über die gesamte antike Literatur basierte. Beides besaß Meineke wie wenige vor und nach ihm. Diese einmalige Belesenheit und dieses feine Gespür für sprachlich-stilistische Gegebenheiten befähigten ihn zu solchen gewaltigen Aufgaben, wie die der Sammlung aller Zeugnisse und Fragmente einer antiken Literaturgattung aus dem Gesamtbestand erhaltener antiker Literaturdenkmäler.

Die berühmte Sammlung der griechischen Komikerfragmente[190] war Meinekes bedeutendste Leistung. Dieser Sammlung vorangestellt war als erster Band[191] eine vollständige Darstellung über die Entwicklung der Griechischen Komödie, von der Haupt sagte, sie würde „allein hinreichen um ihn den bedeutenden Philologen und Kritikern zu gesellen“[192]. Meinekes Sammlung bildete als erste Zusammenstellung der Bruchstücke zur griechischen Komödie die Grundlage für alle späteren Sammlungen, wie die von Kock, Kaibel und Edmonds, die sich alle in ihren Praefationes auf ihn berufen haben. Das erst neuerdings von Colin Aus-

---

[189] Vgl. das Vorwort Hermanns zu seiner Ausgabe der Hymni Homerici. Lipsiae 1806, wo er ein Dankeswort an Ilgen gibt.

[190] Fragmenta comicorum Graecorum I-IV. Berlin 1839-1841; dabei sind die Fragmente des Aristophanes von Theodor Bergk bearbeitet worden, der zeitweilig Lehrer unter Meineke am Joachimsthalschen Gymnasium war; ein Band V erschien 1857 von Heinrich Jacobi.

[191] Titel: Historia critica comicorum Graecorum.

[192] Haupt (wie Anm. 105), S. 236.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0052

tin[193] als „egregium et admirabile" bezeichnete Werk Meinekes ist heute noch heranzuziehen für die in der neuen Sammlung von Rudolf Kassel und Colin Austin noch fehlenden Teile, da Kock Meinekes Material weitgehend übernommen, statt überarbeitet hat, Kaibels Sammlung durch den zu frühen Tod des Verfassers unvollendet blieb und die neue Ausgabe von Edmonds unbrauchbar ist[194]. Die Suche nach Komödienfragmenten führte Meineke auch zur intensiven Beschäftigung mit den Schriftstellern, aus denen er besonders viele Fragmente herauszog. Daraus erwuchsen Ausgaben der Briefe des Alkiphron[195], des Stobaios[196] und Athenaios[197]. Den Abschluß der Lebensarbeit an der Komödie bildeten eine Ausgabe des Aristophanes[198] und kritische Anmerkungen zu diesem Dichter in Form seiner „Vindiciae Aristophaneae"[199]. Ein anderes Arbeitsgebiet Meinekes waren seine Forschungen zur alexandrinischen Dichtung; hieraus gingen hervor die große Ausgabe der Bukoliker[200], die des Kallimachos[201] sowie die „Analecta Alexandrina"[202], „die mehr als einen verschollenen Dichter auferweckten"[203] und in denen u.a. Untersuchungen über die Dichter Euphorion, Rhianos, Alexandros von Aetolien und Parthenios vereinigt sind. Ebenfalls durch die Arbeit an den Komikerfragmenten veranlaßt war die Beschäftigung mit dem geographischen Lexikon des Stephanus von Byzanz. Daraus ergaben sich neben einer Ausgabe des Stephanus[204] Untersuchungen zu den griechischen Geogra-

---

[193] C. Austin, Comicorum Graecorum Fragmenta in papyris reperta. Berlin, New York 1973, S. IX, Anm. 14.

[194] J. M. Edmonds, The Fragments of Attic Comedy I-III. Leiden 1957-1961. Auf die großen Mängel des Werkes von Edmonds haben B. Marzullo. In: Gnomon 34. 1962, S. 543-554, und R. Kassel, ebenda, S. 554-556, hingewiesen. - R. Kassel, C. Austin, Poetae Comici Graeci (PCG). Berlin, New York 1983ff; vgl. auch C. Austin, Comicorum Graecorum Fragmenta in papyris reperta, S. X, und ders., Catalogus Comicorum Graecorum. In: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik 14. 1974, S. 201-225.

[195] Alciphron, Epistulae cum adnotatione critica. Lipsiae 1853.

[196] Stobaeus, Anthologium. Vol. 1-4. Lipsiae 1855-1857. – Stobaeus, Eclogae physicae. Vol. 1-2. Lipsiae 1860-1863.

[197] Athenaeus. Vol. 1-4. Lipsiae 1858-1867.

[198] Aristophanes, Comediae. Vol. 1-2. Lipsiae 1860.

[199] Lipsiae 1865.

[200] Theocritus Bion Moschus. Berolini 1856.

[201] Callimachi hymni ei epigrammata. Berolini 1861.

[202] Berolini 1843.

[203] Wilamowitz, S. 51.

[204] Stephanus Byzantinus, Ethnica I. Berolini 1850; nur dieser eine Bd. ist erschienen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0053

phen, die schließlich in der noch immer heranzuziehenden[205] Ausgabe der „Geographica" des Strabon[206] und den „Vindiciae Strabonianae"[207] gipfelten. Daneben hat Meineke noch eine Fülle weiterer wissenschaftlicher Arbeiten geliefert, die hier nicht einzeln aufgeführt werden können. Meineke gehörte zu den bedeutenden Textphilologen der Konjekturalkritik im 19. Jahrhundert, der seine Eigenart in der philologischen Arbeit als Schüler Hermanns stets gewahrt hat. Unter seinem Einfluß bildete sich fast eine eigene philologische Richtung an dem von ihm geleiteten Joachimsthalschen Gymnasium heraus; erinnert sei beispielsweise an Meister der Konjekturalkritik, wie Hercher und Nauck, auf die wir noch unten zu sprechen kommen.

Unter Meinekes Leitung war am Joachimsthalschen Gymnasium zehn Jahre lang **Karl Wilhelm Krüger** (1796-1874) als Professor tätig. Krüger hat sich durch wertvolle Beiträge zur griechischen Grammatik bleibende Verdienste erworben, die auch durch die Kontroversen, in die er durch persönliche Verbitterung geriet, nicht geschmälert wurden. Krüger, gebürtig aus Groß-Nossin bei Bütow (Hinterpommern)[208], nahm an den Freiheitskriegen 1813 bis 1815 teil und studierte von 1816 bis 1820 in Halle Klassische Philologie. Nach der Promotion[209] war er zunächst als Gymnasiallehrer in Zerbst und Bernburg tätig, bis er 1827 an das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin berufen wurde. Seine Tätigkeit an dieser Schule wurde ihm durch Auseinandersetzungen mit Kollegen vergällt; auch bei der Habilitation[210] an der Berliner Universität hatte er Schwierigkeiten zu überwinden. Eigene Unleidlichkeit, die mit zu den Streitigkeiten führte, hatte ihren Ursprung in der Bitterkeit über schwere persönliche Schicksalsschläge; bei der Choleraepidemie 1831 in Berlin verlor er seine Frau und drei Kinder. Auf eigenen Wunsch hin nahm Krüger seinen Abschied aus dem Schuldienst und lebte

---

[205] Neben der Ausgabe von H. G. Kramer (Berolini 1844-1852). Die von W. Aly geplante Ausgabe ist in den Anfängen stecken geblieben. Die Ausgaben von F. Sbordone (Rom 1963-1970) und F. Lasserre und G. Aujac (Paris 1966-1981) sind unvollendet bzw. noch nicht abgeschlossen.

[206] Vol. 1-3. Lipsiae 1852-1853.

[207] Berolini 1852.

[208] ADB 17, S. 232-234. – W. Pökel. K. W. Krügers Lebensabriß. Leipzig 1885. – Bursian (wie Anm. 1), S. 769-771. – Sandys (wie Anm. 1) III, S. 119-120.

[209] Als Student hatte Krüger einen Kommentar zu Dionysius Halicarnassensis, Historiographica. Halae 1823 geschrieben, von dem er einen Teil als Dissertation einreichte. Vgl. Pökel (wie Anm. 208), S. 10-11.

[210] Vgl. K. W. Krüger, Kritische Analekten. H. 2. Berlin 1867, S. 76-77.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0054

danach jahrzehntelang als Privatgelehrter und Verleger in Nauen, Neu-Ruppin, Heidelberg und schließlich in Weinheim (Bergstraße), wo er starb.
Krügers Ruf war besonders in seiner „Griechischen Sprachlehre für Schulen“[211] begründet, die aufgrund der klaren Ausdrucksweise und der Fülle des Materials noch heute von großem Nutzen ist. Das Werk gliederte sich in zwei Teile, die Beschreibung des attischen und die der anderen Dialekte, jeweils mit einer Untergliederung in Flexionslehre und Syntax; besonders wertvoll war die von Krüger aus eigener Lektüre zusammengetragene Beispielsammlung. Gerade aber die Herausgabe der griechischen Sprachlehre führte zu den Auseinandersetzungen mit anderen Gelehrten. Bei der Gliederung des Werkes wurde Krüger zum Vorwurf gemacht, er habe den attischen Dialekt gegenüber den übrigen zu stark in den Vordergrund gestellt und damit eine Verzerrung in der Sprachentwicklung wiedergegeben. Außerdem warf man Krüger seine ablehnende Haltung gegenüber den Ergebnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft vor. Er selbst bekämpfte höchst aggressiv die diesen Prinzipien folgende Grammatik von Georg Curtius[212], der gegenüber der Krügerschen Sprachlehre offiziell in Preußen der Vorzug gegeben wurde. Bei diesem Streit wurde von Krüger in mehreren im Selbstverlag erschienenen Pamphleten[213] sowie in den Nachworten zu einzelnen Teilen seiner Sprachlehre das Maß des in wissenschaftlicher Auseinandersetzung Zulässigen überschritten; eine Entschuldigung dafür ist nur in den erwähnten persönlichen Schicksalsschlägen Krügers zu finden. Als glänzender sprachlicher Kommentator hat sich Krüger in seinen Schulkommentaren zu Xenophons „Anabasis“, zu Herodot, Thukydides und Arrian erwiesen[214], die für die Klärung sprachlicher Probleme noch heutzutage gute Hilfsmittel sind. Daneben galten seine Interessen historischen Fragen des Altertums und der Neuzeit; für die Antike sind wiederum Arbeiten über Xenophon und Thukydides zu erwähnen[215].

---

[211] Bd. 1-2. Berlin 1842-1855; 5. Aufl. (von W. Pökel besorgt) Leipzig 1878.
[212] G. Curtius, Griechische Schulgrammatik. Prag 1852 und öfter. Dazu K. W. Krüger, Über Herrn Professor G. Curtius griechische Formenlehre. Berlin 1867.
[213] Gesammelt abgedruckt in: Krüger, Analekten (wie Anm. 210) H. 2, S. 50-77; Analekten H. 3. Berlin 1874, S. 84-90.
[214] Xenophon, Anabasis. Berlin 1830; 6. Aufl. 1871. – Thukydides. Berlin 1846-1847; 2. Aufl. 1855-1861; Bd. 1, 1. 3. Aufl. 1860. – Arrian. Berlin 1851. – Herodot I-V. Berlin 1855-1856; 1866-1875 z. T. von W. Pökel besorgt.
[215] Gesammelt als Historisch- philologische Studien. Bd. 1-2. Berlin 1836-1851. Der erste Band umfaßt eine Gesamtdarstellung der Pentekontetie des Thukydides, der zweite neben Rezensionen (u.a. die scharfe Kritik an Droysens Geschichte Alexanders des Großen) Einzelbeiträge zu Thukydides und Xenophon.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0055

Zum Kreis der Berliner Graeca gehörte auch **Gustav Parthey** (1798-1872), der Besitzer der Nicolaischen Buchhandlung. Die Leitung seiner Firma ließ Parthey die Zeit, sich als Privatgelehrter auf verschiedenen Gebieten der Altertumswissenschaft, besonders der Klassischen Philologie und der Ägyptischen Altertumskunde, aktiv an der Forschung zu beteiligen. Darüber hinaus spielte er überhaupt im wissenschaftlichen und kulturellen Leben Berlins eine große Rolle. Parthey scheute zwar die Öffentlichkeit und die Übernahme offizieller Aufgaben, suchte aber den persönlichen Kontakt mit zahlreichen Gelehrten und Künstlern Berlins, denen er auch in freizügigster Weise seine reichhaltige Privatbibliothek zur Verfügung stellte. Wiederholt hat Parthey auch, wie schon sein Großvater Friedrich Nicolai, verschiedene öffentliche Institutionen, so die Königliche Bibliothek Berlin, die Universitätsbibliothek Straßburg und das Deutsche Archäologische Institut in Rom, durch wertvolle Buchschenkungen bereichert. In Berlin gehörte er einer Reihe von privaten geselligen und wissenschaftlichen Vereinigungen an, so der Gesetzlosen Gesellschaft und, wie gesagt, der Graeca, über deren Entstehen und Geselligkeit er in einer kleinen Schrift in humorvoller Weise geschrieben hat[216]. Aufgrund der Bedeutung, die er sich im wissenschaftlichen Leben erworben hatte, wurde Parthey 1857 zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften berufen. Parthey war gebürtiger Berliner und besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster; danach studierte er Klassische Philologie und Philosophie in Berlin und Heidelberg, wo er 1820 promovierte. Über seine akademischen Lehrer hat Parthey in seinen „Jugenderinnerungen“[217] ausführlich berichtet; die nachhaltigste Wirkung auf ihn ging von Wolf und Schleiermacher aus.
Als Klassischer Philologe hat sich Parthey besonders mit der handschriftlichen Überlieferung der römischen Geographen befaßt: So schuf er eine Ausgabe der Chorographie des Pomponius Mela[218], der ältesten erhaltenen geographischen Schrift der Römer; ferner gab er das um 300 n.Chr. entstandene „Itinerarium Antoninianum“ heraus, ein Verzeichnis der Straßen und Schiffahrtslinien des Römischen Reiches; die Ausgabe dieses Verzeichnisses enthielt zugleich das 333 n.Chr. entstandene „Itinerarium Hierosolymitanum“, eine Reisebeschreibung von Bordeaux nach Jerusalem[219]. An weiteren Ausgaben römischer Geographen sind

---

[216] Parthey (wie Anm. 5).
[217] Bd. 1-2. Neu hrsg. von E. Friedel. Berlin 1907.
[218] Berolini 1867.
[219] Berolini 1848; zusammen mit dem Numismatiker Moritz Pinder, der zunächst Kustos in der Königlichen Bibliothek in Berlin und später Geheimer Regierungsrat im Preußischen Kultusministerium war.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0056

die wahrscheinlich aus dem 7. Jahrhundert stammende Kosmographie des Anonymus Ravennas[220] sowie die „Mirabilia Romae“[221], eine mittelalterliche Beschreibung der Stadt Rom, zu erwähnen[222]. Außerdem gab Parthey von Texten der späteren griechischen Literatur die berühmte Schrift Plutarchs „Über Isis und Osiris“[223] mit einem ausführlichen ägyptologischen Kommentar heraus, ferner das topographische Onomastikon des Eusebius[224], die Schrift des Jamblichus „De mysteriis[225] sowie zwei griechische Zauberpapyri[226] aus der Sammlung der Berliner Museen. Partheys Textausgaben, die vornehmlich wenig bearbeiteten antiken Autoren galten, waren meistens mit einem umfangreichen Apparat und ausführlichen Erläuterungen versehen, die als reichhaltige Materialsammlungen jetzt noch von Nutzen sind. Eine methodische Sondierung und Wertung handschriftlicher Überlieferung fehlte jedoch noch[227]. Die Erforschung antiker Texte war auch nur eines von vielen Interessengebieten des vielseitigen Mannes, der ideell und materiell Wissenschaft und Kunst seiner Zeit, vor allem in seiner Vaterstadt Berlin, gefördert hat.

Zur Mitarbeit am griechischen Inschriftencorpus wurde 1838 von Boeckh **Johannes Franz** (1804-1851) gewonnen. Franz stammte aus Nürnberg. Während des Studiums der Klassischen Philologie unter Friedrich Thiersch in München befaßte er sich zugleich eingehend mit der neugriechischen Sprache, die in der bayerischen Residenzstadt, damals Zentrum des Philhellenismus, besonders gepflegt wurde. Promotion und Habilitation hatten den attischen Redner Lysias zum Thema, von dem Franz zugleich 1831 eine kritische Ausgabe mit einer Einleitung in griechischer Sprache herausgab[228]. Sein Interesse am Neugriechischen bekundete er durch ein Lehrbuch der neugriechischen Sprache[229] und durch neu-

---

[220] Ravennatis anonymi cosmographia et Guidonis geographia. Berolini 1860. Hrsg. zusammen mit M. Pinder.
[221] Berolini 1869.
[222] Außerdem von byzantinischen Geographen: Hierocles, Synecdemus. Berolini 1866.
[223] Griech. und deutsch, mit eingehenden Erklärungen. Berlin 1850.
[224] Eusebii Pamphili Onomasticon. Berolini 1862. Hrsg. mit Larsow zusammen.
[225] Berolini 1857.
[226] Berlin 1866.
[227] Vgl. dazu M. Schanz, C. Hosius, Geschichte der römischen Literatur, HAW VIII 4. 1. München 1914, S. 114.
[228] Lysiae orationes cum fragmentis ed. adnotationibus instr. Monaci 1831.
[229] Kurze practische Einleitung zur Erlernung der neugriechischen Sprache. München 1832. – Grammatica linguae Graecae recentioris. Rom 1837. – In der gleichen Zeit entstand zum Altgriechischen sein Deutsch- griechisches Wörterbuch. Leipzig 1838.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0057

griechische Übersetzungen der Hellenengedichte König Ludwigs I. von Bayern[230]; beides veröffentlichte er unter dem Pseudonym Φρασικλῆς (Phrasikles). Nach Reisen durch X als sprachkundiger Begleiter des zum griechischen König gewählten Prinzen Otto und einem längeren Aufenthalt in Italien übernahm er 1838 bei Boeckh die Aufgabe der Mitarbeit am griechischen Inschriftencorpus. 1840 wurde er nach langem Bemühen als Extraordinarius für Klassische Philologie und neugriechische Sprache und Literatur an die Berliner Universität berufen und 1846 zum Ordinarius ernannt. Franz war der erste Professor des Neugriechischen[231] an der Berliner Universität, wenn auch seine Lehrtätigkeit nach dem Abklingen des Philhellenismus aus Mangel an Hörern wesentlich beim Altgriechischen blieb. Aus der Mitarbeit von Franz am „Corpus Inscriptionum Graecarum" resultierten seine „Elementa epigraphices Graecae"[232], außerdem hat er den Artikel Epigraphik in der „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" von J. S. Ersch und J. G. Gruber[233] verfaßt. Neben epigraphischen Arbeiten hat sich Franz in der Berliner Zeit mit der griechischen Tragödie beschäftigt, wovon u.a. eine seinerzeit beachtete zweisprachige Ausgabe von Aischylos Orestie zeugt[234].

Die Tätigkeit von Franz an der Universität wurde in den letzten Jahren vor seinem Tode durch eine Auseinandersetzung mit Lachmann beeinträchtigt, deren Anlaß war, daß dieser als Redaktor der Vorlesungsverzeichnisse ein von Franz verfaßtes wissenschaftliches Prooemium für das Verzeichnis des Jahres 1848 wegen seines politischen Inhalts zurückwies. Diese von Lachmann zwar voll Schärfe, aber zu Recht vorgenommene Ablehnung führte zu einer Kontroverse, die Franz am Ende in die Isolierung trieb.[235] Er starb 1851, ohne die geplante Aufgabe am Inschriftenwerk zum Abschluß gebracht zu haben.

---

[230] Ludovici Bavarici regis carmina in linguam Graecam convertit. Stuttgart 1830.

[231] J. Irmscher, Johannes Franz, der erste Professor des Neugriechischen in Berlin. In: REByz 17. 1959, S. 174-183.

[232] Berolini 1840.

[233] Sektion I Bd. 40. Leipzig 1844, S. 328-342.

[234] Aeschylus, Orestie. Griech. und deutsch. Leipzig 1846.

[235] Vgl. Hertz, S. 250f. – J. Irmscher, Johannes Franz, ein oppositioneller Gelehrter im Revolutionsjahr 1848. In: Forschen und Wirken. Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Humboldt-Universität Berlin. 1810-1960. II. 1960, S. 203-209. Irmscher kritisiert von seinem marxistischen Standpunkt aus zu Unrecht die zwar kompromißlose, aber überaus objektive und gerechte Handlungsweise Lachmanns, der eine sachliche wissenschaftliche Auseinandersetzung, jedoch keine Politisierung in den Prooemia der Lektionskataloge wollte. – Franz gab die Abhandlung als Privatdruck heraus: Die Didaskalie zu Aeschylus Septem contra Thebas. Ein Prooemium für den Lectionscatalog der Universität Berlin 1848/49

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0058

4. Klassische Philologie und Nachbardisziplinen

Bevor wir den Katalog klassischer Philologen fortsetzen, die an Universität und Akademie in der Nachfolgegeneration von Boeckh, Lachmann, Meineke und Bekker für das Fach eine führende Rolle spielten, sind vorweg noch einige Männer zu nennen, die sich außerhalb der Klassischen Philologie für die Erforschung des griechisch-römischen Altertums Verdienste erworben haben. Als neuer Wissenschaftszweig entwickelte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die vergleichende Sprachwissenschaft, die auch für das Studium des Griechischen und Lateinischen grundlegende Bedeutung gewann, und gerade in Berlin wurde diese neue Disziplin von den Männern besonders gefördert, die als die Begründer dieser Forschungsrichtung anzusehen sind: Wilhelm von Humboldt, Jacob Grimm und Franz Bopp. Während Humboldts Forschungen sich insgesamt auf die Sprache sowie auf die außerindoeuropäischen Kulturen erstreckten und Jacob Grimm sich der Erforschung der germanischen Sprachen widmete, wandte sich **Franz Bopp** (1791-1867) der vergleichenden Sprachwissenschaft der indoeuropäischen Völker zu. Bopp wurde auf Veranlassung Wilhelm von Humboldts 1821 zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität berufen und 1825 zum ordentlichen Professor für orientalische Sprachen ernannt; seit 1822 war er auch Mitglied der Berliner Akademie. Bopps Hauptwerk, die Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Gothischen und Deutschen[236] hat auf fast alle Kulturwissenschaften tiefgehend eingewirkt. Das Ziel Bopps war es, dem letzten Ursprung grammatischer Formen durch Vergleich der Sprachen nachzugehen, wobei er dem Sanskrit eine Schlüsselstellung zuwies, weil dessen Formen nach seiner Meinung auf einer besonders frühen Entwicklungsstufe standen, ohne selbst die Grundformen zu sein. Bopps Ergebnisse wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts Basis für die Erforschung der griechischen und lateinischen Sprache. Auch auf die heranwachsende Generation Klassischer Philologen, die in Berlin ausgebildet wurden, war die Wirkung Bopps nicht unerheblich.

---

von J. Franz. Nebst einem Vorwort, welches ein Document zur Charakteristik des Herrn Prof. Lachmann enthält. Berlin 1848.

[236] Bd. 1-4. Berlin 1833-1852; 3. Aufl. Bd. 1-3. 1868-1871.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0059

Der erste Gelehrte, der die Methode der Sprachvergleichung auf die Erforschung der lateinischen Sprache anwandte, war **Karl Albert Agathon Benary**[237] (1807-1861). Benary, der aus Kassel gebürtig war, studierte in Göttingen und Halle, wo er besonders durch die grammatischen Vorlesungen Reisigs Anregungen gewann, und übernahm danach die Stelle eines Gymnasiallehrers am Köllnischen Realgymnasium in Berlin, wo er zugleich unter Bopp seine sprachwissenschaftlichen Studien weiterführte und neben seiner Gymnasiallehrertätigkeit Privatdozent an der Universität wurde. Benary hat als erster die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft auf die lateinische Lautlehre übertragen; sein Werk „Die römische Sprachlehre sprachvergleichend dargestellt" ist jedoch unvollendet geblieben[238].

Die Entwicklung der lateinischen Sprache und ihr Verhältnis zu den italischen Dialekten hat als einer der ersten **Wilhelm Corssen** (1820-1875) untersucht. Corssen, ein Schüler Boeckhs, Lachmanns und Bopps, war nach dem Studium in Berlin als Gymnasiallehrer in Stettin und Schulpforta tätig[239]. Ab 1866 bis zu seinem Tode lebte er als Privatgelehrter in Lichterfelde bei Berlin. Corssen hat unter Benutzung des reichen Materials der Forschungen Ritschls über die Sprache des Plautus, Mommsens über die römischen Inschriften sowie Kirchhoffs über die altitalischen Sprachreste für seine Zeit grundlegende Erkenntnisse über die lateinische Laut- und Formenlehre gewonnen, besonders über die Aussprache und den Vokalismus[240]. Außerdem hat er das erste umfangreiche Werk über die Sprache der Etrusker[241] geschrieben, das jedoch heute nur noch wissenschaftsgeschichtlichen Wert besitzt.

---

[237] Ein etwas älterer Zeitgenosse Benarys, Karl Wilhelm Ludwig Heyse (1797-1855), der Vater des Dichters Paul Heyse, hatte unter dem Einfluß Wilhelm von Humboldts, dessen jüngsten Sohn er als junger Mann betreut hatte, Interesse an sprachwissenschaftlichen Studien gewonnen. Er studierte ab 1816 in Berlin Klassische Philologie bei Boeckh, Sprachphilosophie bei Hegel und vergleichende Sprachwissenschaft bei Bopp. Danach war er Erzieher im Hause Mendelssohn-Bartholdy und lehrte an der Berliner Universität ab 1829 Philosophie. In der Sprachforschung wandte er sich später von der Klassischen Philologie zur Germanistik. Besonders widmete er sich der Herausgabe der Werke seines Vaters, Johann Christian August Heyse, der ebenfalls ein bekannter Sprachforscher war.

[238] I. Berlin 1837.

[239] Vgl. U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Erinnerungen². Leipzig 1928, S. 80f; s.a. G. Lothholz, in: ADB 4. 1876, S. 504f.

[240] Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache I-II. Leipzig 1859; 2. Aufl. 1868-1870. – Beiträge zur italischen Sprachkunde. Leipzig 1876.

[241] Über die Sprache der Etrusker I-II. Leipzig 1874-1875.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0060

Der wohl bedeutendste Vertreter einer Synthese von Klassischer Philologie und vergleichender Sprachwissenschaft war **Georg Curtius**[242] (1820-1885), der jüngere der beiden Brüder aus der Lübecker Patrizierfamilie, die sich in der Altertumswissenschaft in ganz verschiedenen Richtungen einen bleibenden Namen erworben haben. Georg Curtius studierte ab 1838 in Bonn Klassische Philologie bei Welcker und Ritschl, Sprachwissenschaft bei August Wilhelm Schlegel und Lassen; 1840 wechselte er nach Berlin über, wo in der Philologie Boeckh und Lachmann, in der Sprachwissenschaft Bopp seine Lehrer wurden. Schon während des ganzen Studiums hatte Curtius sich mit der Anwendung der Methoden der vergleichenden Sprachwissenschaft auf die beiden klassischen alten Sprachen auseinandergesetzt; die Dissertation „De nominum Graecorum formatione“[243] ist das erste Ergebnis dieser Studien; hier suchte Curtius für die griechische Wortbildungslehre durch den Vergleich mit dem Sanskrit neue Erkenntnisse zu gewinnen. Nach einigen Jahren Gymnasiallehrertätigkeit in Dresden, in denen neben Aufsätzen zu etymologischen Fragen eine grundsätzliche Untersuchung „Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnis zur Philologie“[244] erschien, kehrte Curtius nach Berlin zurück und habilitierte sich 1846 für Klassische Philologie. Hier fand er in seinen Vorlesungen über sprachwissenschaftliche Probleme der alten Sprachen Zuspruch; ebenso wurde sein in dieser Zeit entstandenes Buch „Die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen sprachvergleichend dargestellt“[245] allgemein sehr positiv aufgenommen. In dieser Arbeit hat er als „Grundansicht“[246] seines wissenschaftlichen Denkens formuliert, „daß nur durch die engste Verbindung der historischen Sprachvergleichung mit der besonderen Grammatik der einzelnen Sprachen eine gründliche und befriedigende Einsicht in den Bau derselben zu erreichen“ sei. In der Sprachwissenschaft sah Curtius ein Hilfsmittel zur Erforschung der Sprache eines einzelnen Volkes. Die Erforschung einzelner Laute und Formen sollte dabei unter dem Gesichtspunkt der Gesamtbetrachtung der betreffenden Sprache sowie — und hier ist der Einfluß Wilhelm von Humboldts spürbar — der menschlichen Sprache an sich erfolgen. In Berlin lehrte Curtius bis zur Annahme des Rufes nach Prag 1849. Dort entstand die bekannte »Griechische Schulgrammatik“[247], mit der er die

---

[242] E. Curtius, Vorwort in: G. Curtius, Ausgewählte Reden und Vorträge. Leipzig 1886, S.VII-XXVIII. – ADB 47, S. 597-602.
[243] Berlin 1842.
[244] Programm des Vitzthumschen Gymnasiums Dresdens 1845; 2. Aufl. Berlin 1848.
[245] Berlin 1846.
[246] (wie Anm. 245), S. VII.
[247] Prag 1852; 23. Aufl. 1902.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0061

Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft in den Grammatikunterricht der Schule einbrachte. Die Grammatik von Curtius wurde daher bekanntlich anderen Schulgrammatiken, wie der von K. W. Krüger, vorgezogen und offiziell in den Schulen Preußens als Unterrichtswerk eingeführt. Im Jahre 1854 ging Curtius nach Kiel; hier entstand sein Hauptwerk „Grundzüge der griechischen Etymologie“[248], das für dieses Gebiet erst eine Methodik geschaffen hat. 1862 folgte Curtius einem Ruf auf einen Lehrstuhl für Klassische Philologie nach Leipzig, wo er als Lehrer und Forscher hoch angesehen bis zu seinem Tode wirkte. Einen an ihn ergangenen Ruf als Nachfolger Bopps nach Berlin hat er nicht angenommen.

Von philosophischer Seite hat die Kenntnis des griechischen Altertums **Friedrich Adolf Trendelenburg** (1802-1872) vorangetrieben, der hauptsächlich wegen seiner Untersuchungen zu Platon und Aristoteles Erwähnung verdient. Der gebürtige Holsteiner absolvierte sein Studium in Kiel, Leipzig und Berlin. Die Berliner Studienjahre machten ihn zum Hörer Schleiermachers, Hegels und auch Boeckhs. Schon während des Studiums und in der Dissertation[249] setzte er sich eingehend mit den beiden großen griechischen Denkern Platon und Aristoteles auseinander, deren Lehren für sein eigenes philosophisches Weltbild grundlegende Bedeutung gewannen. Nach mehrjähriger Hauslehrertätigkeit wurde Trendelenburg 1833 außerordentlicher Professor für Philosophie und Pädagogik an der Berliner Universität und 1837 zum Ordinarius ernannt. Seit 1846 war er Mitglied der Berliner Akademie, in der er bereits ein Jahr nach seiner Berufung das Amt eines der Sekretäre übernahm. In die Philosophiegeschichte ist Trendelenburg als entschiedener Gegner Hegels und Herbarts eingegangen. Aufgrund seiner tiefgehenden Studien zu Platon und Aristoteles sah er in der Philosophie eine sich ständig weiterentwickelnde Wissenschaft, die auf bereits bestehenden Ergebnissen fortzuschreiten hätte. Ein festliegendes philosophisches System und eine dialektische Methode, noch überhaupt eine absolute Philosophie im Sinne Hegels waren nach Trendelenburgs Ansicht nicht möglich. An Herbart kritisierte er die Überschätzung der Philosophie gegenüber den positiven Wissenschaften. Er suchte die Philosophie „an dem Aufschwung der historischen Wissenschaften teilnehmen zu lassen“[250]. Als Aufgabe der Philosophie sah er, daß sie innerhalb der Arbeitsteilung der Wissenschaften die Funktion der „architektonischen“

---

[248] Bd. 1-2. Leipzig 1858-1862; 5. Aufl. 1879.
[249] Platonis de ideis et numeris doctrina ex Aristotele illustrata. Diss. Berlin 1826.
[250] Harnack. Bd. 1, S. 928.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0062

Zusammenschau auf das Ganze menschlichen Wissens und Forschens zu leisten hätte. Die Aufgabenstellung Trendelenburgs für die Philosophie hatte ihre Parallele in der Vorstellung Boeckhs von der umfassenden Altertumswissenschaft, wo bei der Betrachtung des einzelnen der Blick für das Ganze verlangt wurde.
Seine philosophiehistorischen Forschungen hat Trendelenburg in enger Verbindung von philosophischer und philologischer Methode betrieben und dadurch die universale altertumswissenschaftliche Betrachtungsweise Boeckhs übernommen. Besonders für die Erforschung des Aristoteles ist er auch auf philologischer Seite vorangegangen. So hat er eine kritische Ausgabe von Aristoteles' „De anima" mit Kommentar herausgegeben[251]. Noch wirkungsvoller waren seine „Elementa logices Aristotelicae"[252], die eigentlich für den ersten Unterricht in der Logik gedacht waren. Daneben hat er eine Anzahl kleinerer Arbeiten zur antiken Philosophie in den „Historischen Beiträgen zur Philosophie"[253] veröffentlicht. Die Erforschung des Aristoteles hat Trendelenburg nicht nur durch seine eigenen wissenschaftlichen Beiträge entscheidend gefördert, sondern auch als Sekretär der Berliner Akademie, der wesentlich dazu beitrug, daß hier das Zentrum Deutschlands für die Erforschung dieses großen griechischen Philosophen entstand.

Der griechischen Philosophie galten vornehmlich auch die Arbeiten von **Friedrich Wilhelm August Mullach** (1807-1882). Mullach war Schüler des Gymnasiums zum Grauen Kloster und studierte von 1825-1828 unter Boeckh Klassische Philologie. Danach war er Gymnasiallehrer am Französischen Gymnasium in Berlin und ab 1853 Privatdozent an der Universität; 1868 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. Bekannt ist Mullachs dreibändige Sammlung der Fragmente der griechischen Philosophen[254], die im ersten Band die Vorsokratiker, im zweiten Pythagoreer, Sophisten, Kyniker und Kyrenaiker sowie im dritten Platoniker und Peripatetiker umfaßt. Wegen seiner recht umfangreichen Materialsammlung ist das Werk noch heute heranzuziehen, obwohl es im einzelnen nicht vollständig ist und in kritischer Hinsicht als ungenügend gilt[255].

---

[251] Jena 1833; 2. Aufl. von Chr. Belger 1877.
[252] Berlin 1836; 9. Ausg. 1892.
[253] Bd. 1-3. Berlin 1846-1867.
[254] Fragmenta philosophorum Graecorum. Vol. 1-3. Paris 1860-1861.
[255] Vgl. F. Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Bd. 1. Hrsg. von K. Praechter. 12. Aufl. Berlin 1926. Nachdr. Darmstadt 1967, S. 10.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0063

Vor allem durch die Prägung des Kulturepochenbegriffes Hellenismus hat der große Historiker **Johann Gustav Droysen**[256] (1808-1884) für die gesamte Klassische Altertumswissenschaft eine bis in die Gegenwart reichende grundsätzliche Wirkung. Droysen war ursprünglich hauptsächlich Klassischer Philologe und vertrat als Schüler Boeckhs den Standpunkt einer allseitigen Erfassung des Altertums. Er begann seine wissenschaftliche Laufbahn als Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Nach der Habilitation (1833) war er Privatdozent für Klassische Philologie und Alte Geschichte in Berlin, ging darauf als Professor nach Kiel, danach nach Jena und kehrte 1859 an die Berliner Universität zurück. In seiner frühen Zeit hatte sich Droysen durch seine noch heute gelesenen Übersetzungen des Aischylos und des Aristophanes einen Namen gemacht[257], bei denen er sich durch eine „große sprachliche Gestaltungskraft"[258] auszeichnete. Seine Beschäftigung gerade mit diesen beiden Dichtern ist aus dem national-politischen Denken der damaligen Zeit zu verstehen, das noch unter dem Eindruck der Befreiungskriege stand. Droysen hat vor allem bei Aischylos den politisch-historischen Aspekt herausgestellt, wofür er Parallelen in der eigenen Zeit sah. Durch seine Übersetzung hat er beide Dichter, die bis dahin wenig bekannt waren, weiten Kreisen erschlossen. Maßstäbe setzte er mit seiner 1833 veröffentlichten „Geschichte Alexanders des Großen", die er in dem dreibändigen Werk „Geschichte des Hellenismus" fortführte und ausweitete[259]. Hier erfolgte eine ganz neue Bewertung Alexanders und der ihm folgenden Epoche. Im Gegensatz zur bestehenden Meinung seiner Zeit sah Droysen in der makedonischen Vorherrschaft über Griechenland nicht den Untergang griechischer Freiheit, sondern eine Umlenkung griechischer Geschichte von den Polis-gebundenen Vorstellungen zu einem „kosmopolitischen Zug", der durch den Sieg Philipps von Makedonien bei Cheironeia seinen Durchbruch fand. Für die bislang wenig beachtete Epoche nach Alexander, den er als treibenden Genius dieser neuen Zeit dargestellt hat, hat Droysen die Bezeichnung Hellenismus geprägt. Er griff dabei den von Buttmann in seiner griechischen Grammatik benutzten Terminus „Hellenistisch Spra-

---

[256] K. Christ, Von Gibbon zu Rostovtzeff. Leben und Werk führender Althistoriker der Neuzeit. 1972.

[257] Aeschylus. Berlin 1832; 4. Aufl. 1884. In neuen Ausgaben bearbeitet von W. Nestle (1939); (1957), zugleich mit einer Einführung zu Droysens Übersetzung des Aischylos sowie von F. Stoessl (1952), Bibliothek der Alten Welt. – Aristophanes I-III. Berlin 1836-1838.

[258] Christ (wie Anm. 256), S. 53.

[259] Hamburg 1836-1843. 2. Aufl. Gotha 1878.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0064

che" auf und übertrug ihn auf die gesamte vom Griechentum beeinflußte Welt seit Alexander dem Großen.

Ernst Curtius[260] (1814-1896), der ältere Bruder des Sprachwissenschaftlers Georg Curtius, gehörte zu den Altertumswissenschaftlern mit der stärksten Ausstrahlungskraft in der Generation nach Boeckh. Curtius begann seine wissenschaftliche Laufbahn als Schüler Karl Otfried Müllers, aber auch Boeckhs; er trennte sich jedoch bald mehr und mehr von rein philologischen Anschauungen und setzte die Schwerpunkte seiner Forschungen auf die Alte Geschichte und Archäologie. Curtius hat mehrere Stationen seiner wissenschaftlichen Laufbahn in Berlin verbracht. Nach einigen Studiensemestern in Bonn unter Welcker und Brandis und danach vor allem unter Karl Otfried Müller in Göttingen hörte er die letzte Zeit seines Studiums bei Boeckh in Berlin. Ab 1837 folgte ein mehrjähriger Aufenthalt in Athen als Hauslehrer der Kinder seines Bonner Lehrers Brandis. Hier wurde neben den nachhaltigen Eindrücken beim Besuch der klassischen Stätten durch den Kontakt mit anderen bedeutenden deutschen Altertumswissenschaftlern seine wissenschaftliche und persönliche Entwicklung gefördert. Nach der Rückkehr aus Griechenland nach Berlin im Jahre 1840 folgten die ersten wissenschaftlichen Arbeiten von Curtius, die ganz von der historischen Betrachtungsweise der Altertumswissenschaft bestimmt waren und zugleich durch die Reiseeindrücke und die eigene Kenntnis besonders der landeskundlichen und topographischen Gegebenheiten einen ganz besonders realen Gesichtspunkt erhielten.

In seiner Erstlingsschrift, der unter dem Boeckh-Schüler Meier in Halle verfaßten Dissertation, hat Curtius alles Material zu Fragen der Häfen Athens zusammengetragen[261] und erläutert. Der in dieser Arbeit stark berücksichtigte Aspekt der Topographie Athens wurde von Curtius später immer wieder behandelt und historisch dargestellt[262]. Nach einem Probejahr am Joachimsthalschen Gymnasium habilitierte sich Curtius 1843 mit der Herausgabe der zusammen mit seinem Lehrer Karl Otfried Müller in Delphi gesammelten Inschriften[263]. In der folgenden Zeit, in der Curtius als Erzieher des späteren Kaiser Friedrich und zugleich als außerordentlicher Professor für Klassische Philologie an der Berliner Univer-

---

[260] V. Köhler, Gedächtnisrede auf Ernst Curtius. In: AbhBerlin 1897, S. 3-14.

[261] Commentatio de portubus Athenarum. Diss. Halle 1842.

[262] Vgl. u. a. Attische Studien. Bad.1-2. In: Abh. der Geschichte der Wissenschaften Göttingen 11. 1862, S. 53ff.; 12. 1865, S. 119ff. – Sieben Karten zur Topographie von Athen. Gotha 1868. – Die Stadtgeschichte von Athen. Berlin 1891.

[263] Anecdota Delphica. Berlin 1843.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0065

sität tätig war, entstand sein Hauptwerk „Peloponnesos“[264], dessen Grundlagen ebenfalls auf den Griechenlandaufenthalt zurückgingen, wo er auf gemeinsamer Reise mit dem bekannten Berliner Geographen und Kenner antiker Topographie Karl Ritter allseitig das Material zusammentrug und dann nach dem Vorbild Karl Otfried Müllers auswertete. Seit 1852 war Curtius Mitglied der Berliner Akademie und wurde mit der Redaktion des griechischen Inschriftencorpus betraut. Diese Aufgabe übte er jedoch nur kurz aus, denn 1854 folgte er einem Ruf auf einen Lehrstuhl für Klassische Philologie nach Göttingen. Vorher hatte Curtius 1852 in seinem berühmten Vortrag in der Singakademie den Anstoß für die späteren Ausgrabungen in Olympia gegeben. Die Göttinger Zeit war bestimmt durch die Arbeit an der „Griechischen Geschichte“[265], die ein idealisierendes Bild des antiken Griechenland wiedergab, aber wegen ihrer großen Wirkung über die Fachwelt hinaus in ihrer Zeit als Pendant neben der „Römischen Geschichte“ Mommsens stand. 1866 kehrte Curtius als Nachfolger Gerhards nach Berlin zurück. In dieser dritten Berliner Epoche trat er besonders als Wissenschaftsorganisator hervor, in der Berliner Akademie als Sekretär der philosophisch-historischen Klasse, für die Archäologie als Wegbereiter, dem die Möglichkeiten zur Durchführung der Ausgrabungen in Olympia zu verdanken waren.

Für die antike Geographie und Kartographie von grundlegender Bedeutung waren die Arbeiten **Heinrich Kieperts**[266] (1818-1899). Kiepert war Berliner, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium, wo Meineke in ihm die Liebe zur Antike weckte, und studierte bei Karl Ritter Geographie und bei Boeckh Klassische Philologie. Nach Reisen durch Kleinasien (1841) übernahm Kiepert 1845 die Stelle des Direktors am Geographischen Institut in Weimar; 1852 kehrte er nach Berlin zurück, wo er 1855 Mitglied der Akademie wurde und ab 1859 zunächst Extraordinarius, ab 1874 Ordinarius für Geographie an der Universität war. Kiepert wandte die antiquarisch- historische Betrachtung des Altertums auf sein Fachgebiet, die Geographie, an und stellte das Fach unter Berücksichtigung dieser historischen Fragestellung auf eine neue Grundlage. Seine wichtigsten Werke waren der „Topographisch-historische Atlas von Hellas und der hellenischen Kolonien“[267], der in seinem Inhalt wie auch in der technischen Ausführung als Meisterwerk galt, sowie der in zahlreichen Auflagen erschienene historische

[264] Bd. 1-2. Gotha 1851-1852.
[265] Bd. 1-3. Berlin 1857-1861; 6. Aufl. 1887-1889.
[266] Bursian, S. 1128f. – Gudeman, S. 242.
[267] Berlin 1841-1846; 2. Aufl. 1867-1872.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0066

„Atlas antiquus“[268]. Seine historisch-geographischen Studien hat Kiepert zusammenfassend in seinem „Lehrbuch der alten Geographie“[269] dargestellt. Schließlich hat sich Kiepert als Mitglied der Berliner Akademie auch in den Dienst des „Corpus Inscriptionum Latinarum“ gestellt und dafür zahlreiche Karten geschaffen. Alle Werke Kieperts zeichneten sich durch eine kritische Auswertung aller Quellen aus; dazu gehörten sowohl die antiken Schriftsteller als auch die gefundenen Denkmäler; einbezogen als Material wurden außerdem die Berichte von Reisenden der älteren und der eigenen Zeit. In seiner umfassenden Berücksichtigung aller vorhandenen Zeugnisse hat Kiepert zugleich von einem bestimmten Aspekt antiken Lebens her im Sinne Boeckhs zu dem Gesamtbild der Altertumswissenschaft einen wesentlichen Beitrag geleistet.

5. Gelehrte der lateinischen Philologie, hauptsächlich in der Nachfolge Lachmanns

Neben diesen Gelehrten, die von außerhalb der Klassischen Philologie im Rahmen einer umfassenden Konzeption der Altertumswissenschaft ihren Beitrag zur Erforschung der griechischen Antike leisteten, sind noch einige Namen zu nennen, die mehr der textkritisch-philologischen Seite, meistens als Schüler Lachmanns, verbunden blieben.

Philosoph, Dichter und Klassischer Philologe war **Otto Friedrich Gruppe**[270] (1804-1876). Gruppe studierte in Berlin verschiedene Disziplinen, Klassische Philologie bei Boeckh und Lachmann. Er lebte danach als freier Schriftsteller, bis er 1842 unter Eichhorn eine Tätigkeit im preußischen Kultusministerium übernahm und 1844 auch einen Lehrauftrag für Klassische Philologie an der Berliner Universität erhielt; 1862 wurde er Sekretär der Akademie der Künste. Gruppes Wirkung als Philosoph und Dichter war stärker als der Einfluß seiner philologischen Arbeiten, in denen er seinem Lehrer Lachmann zu folgen suchte und des-

[268] Berlin 1859 und zahlreiche weitere Ausgaben.

[269] Berlin 1878.

[270] Zur Biographie vgl. die Einleitung von F. Mauthner in: O. F. Gruppe, Philosophische Werke. Bd. 1. München 1914, S. V-XXXV. – Otto Friedrich Gruppes Sohn war Otto Gruppe (1851-1921), Professor am Askanischen Gymnasium in Berlin und weithin bekannt durch seine Forschungen zur Mythologie und Religionsgeschichte, deren bedeutendste waren: Griechische Mythologie und Religionsgeschichte. Bd. 1-2. München 1906-1917. – Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte während des Mittelalters im Abendland und während der Neuzeit, Roscher, ML Suppl. Bd. 4. Leipzig 1921, Suppl. 4.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0067

sen Streben nach unverfälschter Wiederherstellung antiker Texte in ihrer ursprünglichen Gestalt sich zu eigen machte. Zeugnisse seiner Interpolationskritik waren seine heute vergessenen Schriften „Minos“[271] und „Aeacus“[272], in denen er „die Texte der römischen Dichter der augusteischen Zeit von fremdartigen Zusätzen zu befreien“[273] bestrebt war. Bereits lange Jahre vorher hatte Gruppe sein umfangreiches Buch „Ariadne — die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhang mit der Volkspoesie“[274] veröffentlicht. Wie aus dem Titel ersichtlich wird, hat Gruppe hier die Entwicklung der griechischen Tragödie anhand der erhaltenen Dramen und das Verhältnis der drei Tragiker zueinander dargestellt. Eine Preisschrift der Berliner Akademie war die unter philosophischen Gesichtspunkten herausgegebene Fragmentsammlung des Pythagoreers Archytas[275]. Gegen Alexander von Humboldt war „Über die kosmischen Systeme der Griechen“[276] gerichtet, worin Gruppe Darlegungen Humboldts über die antiken Ansichten vom Weltall zu widerlegen suchte; die Schrift veranlaßte bekanntlich Boeckh zu einer Entgegnung, in der er Gruppes Untersuchung scharf kritisierte[277].

Zu den Gelehrten, die im vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an der Berliner Universität die venia legendi erlangten, gehörte **Karl Eduard Geppert**[278] (1811-1881), der hier seit 1846 als Extraordinarius lehrte. Geppert stammte aus Stettin und studierte in Breslau, Leipzig und Berlin Klassische Philologie. Gottfried Hermann und Boeckh übten den stärksten Einfluß auf ihn aus. In seiner Berliner Dissertation „De versu Glyconeo“[279], in der er sich mit den konträren Meinungen beider Lehrer zur Theorie der Metrik und Textüberlieferung auseinandersetzte, nahm er für Boeckh Stellung. Seine Habilitation erfolgte 1836 mit einer Arbeit über allgemein grammatische Probleme[280]. An der Universität las Geppert in der ersten Zeit sehr vielseitig über griechische und römische Altertümer sowie über römische Literaturgeschichte. Die Metrik und ebenso seine musikalischen Nei-

---

[271] Leipzig 1859.
[272] Berlin 1872.
[273] (wie Anm. 272), S. 3.
[274] Berlin 1834.
[275] Berlin 1840.
[276] Berlin 1851.
[277] Siehe S. 17.
[278] Nachruf in BJbA 7. 1884, S. 134-136.
[279] Berlin 1835.
[280] Darstellung der grammatischen Kategorien. Berlin 1836.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0068

gungen — er stand in persönlichen Beziehungen zu Felix Mendelssohn-Bartholdy — führten ihn beim Studium der Altertümer zur Beschäftigung mit der griechischen Bühne[281], von dort zum römischen Theater, bei dem er sich besonders Plautus widmete; hier ergänzte er seine wissenschaftlichen Studien durch öffentliche Aufführungen lateinischer Komödien, die über die engen Fachkreise hinaus Anklang fanden. Der römischen Komödie wandte sich Geppert später im akademischen Unterricht und in seiner wissenschaftlichen Publikationstätigkeit fast ausschließlich zu. Bekannt waren seine Auseinandersetzungen mit Friedrich Ritschl[282] um die Prosodie und Metrik der römischen Komödie, die ihren Ausgangspunkt von der verschiedenen Lesung des ambrosianischen Palimpsestes des Plautus genommen hatten. Geppert hat sich mit seinen Theorien gegen Ritschl in der Fachwelt nicht durchsetzen können. Durch seine Ausgaben einzelner, vor allem weniger häufig edierter Stücke des Plautus[283], hat er jedoch für die Textkritik des Dichters besonders durch Benutzung der Lesarten des Ambrosianus manchen Fortschritt erzielt[284].

Zum Nachfolger Lachmanns wurde 1853 **Moriz Haupt** (1808-1874) als Ordinarius für Klassische Philologie und Germanistik sowie als Leiter der römischen Abteilung des Philologischen Seminars nach Berlin berufen. Haupt stimmte sowohl in der Kombination von Klassischer Philologie und älterer Germanistik als auch in der methodischen Richtung der Philologie mit Lachmann überein. Zudem hatten beide Gelehrte dieselbe strenge sittliche Auffassung über die Wissenschaft und eine Wesensverwandtschaft, die sie gleich bei der ersten Begegnung 1834 in persönlichen Kontakt treten ließ und sie dann in jahrzehntelanger inniger Freundschaft verband. Über die Innigkeit dieses freundschaftlichen Verhältnisses und den vielfältigen Gedankenaustausch zu persönlichen und wissen-

---

[281] Über die Eingänge zum Proscenium und der Orchestra des alten griechischen Theaters. Berlin 1842. – Über die Aufführung der Medea des Euripides in Athen. Leipzig 1843. – Die altgriechische Bühne. Leipzig 1843.

[282] Über den cod. Ambrosianus. Leipzig 1847. – Plautinische Studien. Berlin 1870-1871.

[283] Captivi, lat.- deutsch. Berlin 1859. – Truculentus. Berlin 1863. – Poenulus. Berlin 1865. – Epidicus. Berlin 1865. – Casina. Berlin 1866.

[284] Über sein Fachgebiet hinaus hat sich Geppert neben der Musik auch mit der Berliner Geschichte beschäftigt und eine „Chronik von Berlin von Entstehung der Stadt an bis heute". Berlin 1839-1841, verfaßt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0069

schaftlichen Problemen geben die erhaltenen Briefe Lachmanns an Haupt[285] Zeugnis, die den gesamten Zeitraum der Freundschaft dokumentieren. Die Verbindung beider war so eng, daß Haupt bei der letzten schweren Erkrankung des Freundes eigens aus Leipzig kam, um den Alleinstehenden bis zu seinem Tode zu pflegen und zu betreuen.

Moriz Haupt[286] wurde in Zittau geboren und stammte aus einer Familie, die von Haupts Urgroßvater an stetig in der sozialen Stufenleiter emporgestiegen war. Der Vater Ernst Friedrich Haupt, Jurist und lange Jahre Bürgermeister von Zittau, war ein feingebildeter Mann mit literarischen, historischen und politischen Interessen. Gustav Freytag hat ihm ein Denkmal in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" gesetzt, in die er die Selbstbiographie von Haupts Vater als charakteristisches Dokument der Zeit um die Wende des 18. Jahrhunderts aufgenommen hat. Der Einfluß des Vaters war für Haupt von entscheidender Bedeutung, weil dieser in dem Sohn schon früh die Neigung zu den eigenen Interessen, zur Literatur, Geschichte und besonders zum klassischen und deutschen Altertum weckte. Auch im Lateinischen, das der Vater ausgezeichnet beherrschte, legte er dem Sohn durch Privatunterricht die Grundlagen, so daß dieser sogleich in der Prima des Zittauer Gymnasiums Aufnahme fand. Schon die Schulzeit bot Haupt viele Gelegenheiten zu eigenständigen Studien, die besonders dem Gotischen und Althochdeutschen galten. Von 1826-1830 studierte er in Leipzig; die ursprüngliche Absicht des Theologiestudiums gab er rasch auf, um sich unter Gottfried Hermanns Anleitung voll den alten Sprachen zu widmen. Hermann, der für Haupt Vorbild wurde, erkannte bald die Fähigkeiten seines Schülers und nahm diesen in seine berühmte Societas Graeca auf. 1831 promovierte Haupt bei Hermann und kehrte anschließend als treuer Sohn in sein Elternhaus zur Unterstützung seines kranken Vaters zurück. Sieben Jahre blieb er im elterlichen Haus ohne feste berufliche Aufgabe, jedoch in der Ruhe und Selbstbesinnung bot sich ihm die Möglichkeit, seine Studien zu vertiefen, besonders die des deutschen Altertums, des Provenzalischen und des Altfranzösischen. 1837 endlich fand er die Gelegenheit, in Leipzig den langgehegten Plan der Habilitation auszuführen, wozu Lachmann und Gottfried Hermann ihm immer wieder geraten hatten. Danach wirkte er dort zunächst als Privatdozent, ab 1841 als

---

[285] K. Lachmann, Briefe an Moriz Haupt. Hrsg. von J. Vahlen (1892). Die Sammlung enthält nur Briefe Lachmanns; Haupt hat seine Briefe an den Freund bei Auflösung von dessen Nachlaß vernichtet.

[286] A. Kirchhoff. Gedächtnisrede auf Moritz Haupt. In: AbhBerlin Phil.-hist. Klasse 1874, S. 1-21. – Chr. Belger, Moriz Haupt als Akademischer Lehrer. Berlin 1879.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0070

Extraordinarius und schließlich ab 1843 als ordentlicher Professor und jüngerer Kollege seines Lehrers Hermann[287]. Neben der Klassischen Philologie lehrte er besonders auch ältere Germanistik, für die er in Leipzig die Studienmöglichkeit begründete. Mit Hermann verbanden ihn bald noch engere persönliche Beziehungen, denn 1842 heiratete er dessen Tochter Luise. Das Jahr 1848 brachte Haupt zunächst durch den Tod seines Lehrers und Schwiegervaters einen schweren persönlichen Verlust. Noch tiefgreifender wurden aber für ihn die politischen Ereignisse, in die er hineingezogen wurde[288]. Als Mann nationalliberaler Gesinnung, dessen Ideal ein einiges, mächtiges Vaterland war, betätigte er sich im deutschen Verein und sprach auf dessen Versammlungen. Seine politische Aktivität wurde ihm zum Verhängnis, denn wegen Agitation und Berufung einer Volksversammlung wurde er zusammen mit seinen Kollegen und Freunden Otto Jahn und Theodor Mommsen des Hochverrats angeklagt und trotz Freispruchs disziplinarisch seines Amtes enthoben. Erst 1853 mit der Berufung nach Berlin auf den Lehrstuhl Lachmanns, erhielt Haupt eine Rehabilitation und auch persönliche Genugtuung für die politische Amtsenthebung.

Seine natürliche Begabung sowie der äußere Umstand, daß er sein Studium in Leipzig bei Gottfried Hermann begann, lenkten Haupt in die Richtung der Wortphilologie, die ihre Aufgabe in der Kritik und Exegese der literarischen Werke des Altertums sah und dabei besonders um die Lösung grammatischer, metrischer und literarhistorischer Probleme bemüht war. Zu den von Hermann aufgestellten Forderungen der Textforschung übernahm Haupt von Lachmann die Recensio, d.h. die Prüfung der handschriftlichen Überlieferung, um aus der Textgeschichte und Durchforschung der verwandtschaftlichen Verhältnisse der Handschriften zu dem ältesten und besten Text zu gelangen[289]. Seine in den „Opuscula“[290] gesammelten kleineren Schriften gelten als „Musterstücke philologischer Methode, wie sie in der Schule Lachmanns gehandhabt wurde und für die Zeit um 1870 unumstößlich feststand“[291]. Grundprinzip von Haupts Wissenschafts-

---

[287] Als Pendant zur Societas Graeca Hermanns gründete er eine Societas Latina. Belger (wie Anm. 286), S. 21; diese gab es aber schon bei L. D. Beck; vgl. F. Passow, Leben und Briefe. Breslau 1839, S. 71.

[288] Belger (wie Anm. 286), S. 33.

[289] Haupt hat dabei stets vor einer Übertreibung wortphilologischer Forschung gewarnt und verächtlich über die „Konjekturenjäger“ gespottet.

[290] M. Haupt, Opuscula. Bd. 1-3. Hrsg. von U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Leipzig 1875.

[291] W. Jaeger, Die Klassische Philologie an der Universität Berlin von 1870-1945. In: Studium Berolinense. Aufsätze und Beiträge zu Problemen der Wissenschaft und zur

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn1839197889/phys_0071

feststand“[291]. Grundprinzip von Haupts Wissenschaftsverständnis[292] war die Auffassung, „daß alles menschliche thun und leisten, daß auch die arbeit der Wissenschaft hinfällig und nichtig ist, wenn sie nicht von sittlichem sinn durchdrungen ist, daß alle geistige begabung und regsamkeit werthlos ist und verderblich wird, wenn sie nicht der Wahrheit dient“[293]. Eine Grundeinstellung, die in gleicher Unbedingtheit auch Gottfried Hermann und Lachmann vertreten haben. Gustav Freytag, der über Jahrzehnte hin zu Haupts engeren Freunden zählte, hat dessen hohe ethische Grundeinstellung zur Wissenschaft und ebenso dessen Klarheit und Entschiedenheit im Denken und Urteilen sowie dessen Streben nach Individualität in dem Roman „Die verlorene Handschrift“ als Wesenszüge dem dort geschilderten Professor Felix Werner beigegeben[294]. Die Wissenschaft war für Haupt eine Einheit, deren Einzeldisziplinen sich der Gesamtwissenschaft unterzuordnen hatten. Die Philologie sah er als historische Disziplin und daher war „der geschichtliche sinn die erste bedingung zu einem innigen Verständnis der litteratur der Vergangenheit und zu einer tieferen auffassung aller aufgaben der philologie“[295]. Die besonderen Voraussetzungen der Philologie als historischer Disziplin waren für ihn Kritik und Exegese der überlieferten Texte. Die Kritik, deren Ergebnisse nur in mühevoller Kleinarbeit zu erzielen waren, sicherte nach Haupt die Basis historischer Forschung und schaffte somit die geprüfte Grundlage für die Exegese, das philologische Erklären, durch das zu einem philologischen Verständnis eines Textes zu gelangen war, d.h. zur Erkenntnis der Gedanken, Absichten und Empfindungen eines Schriftstellers. Ebenso wie Lachmann wandte Haupt die in der Klassischen Philologie entwickelte Methode auf die Texte des deutschen Altertums an, von dem er „anfangs fast allein gefesselt“ worden war, „bis dann das griechische und römische und die höhere Schönheit der antiken poesie“ ihm „heller aufgingen“

---

[291] W. Jaeger, Die Klassische Philologie an der Universität Berlin von 1870-1945. In: Studium Berolinense. Aufsätze und Beiträge zu Problemen der Wissenschaft und zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin. Hrsg. von H. Leussink [u.a.]. Berlin 1960, S. 461.

[292] Vgl. Belger (wie Anm. 286), S. 74-162.

[293] Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs (23. März 1871). In: Haupt, Opuscula (wie Anm. 290) III, S. 227.

[294] Vgl. G. Freytag, Aus meinem Leben. In: Gesammelte Werke. Ser. 2, VIII. 1920, S. 621-622; s.a. W. Unte, Gustav Freytag und Moritz Haupt. In: JSFUB 28. 1987, S. 129-159; und in diesem Band S. 211-244.

[295] Gedächtnisrede auf Jacob Grimm (7. Juli 1864). In: Haupt, Opuscula (wie Anm. 290) III, S. 170-171.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0072

und ihn „festhielten", ohne ihn „den Studien des mittelalters und besonders des deutschen zu entfremden"[296]. Haupts Forschungen auf dem Gebiet der Klassischen Philologie[297] betrafen das Griechische und Lateinische, seine bedeutenden literarischen Leistungen lagen jedoch fast ausschließlich im Bereich der römischen Literatur, vor allem der Dichtung.

Er begann seine literarische Tätigkeit schon während des mehrjährigen Aufenthaltes in Zittau nach Abschluß des Studiums. Mit Hoffmann von Fallersleben zusammen, den er auf einer Reise in Wien kennengelernt hatte, gab er damals die „Altdeutschen Blätter"[298] heraus; ferner stammte aus dieser Zeit die Veröffentlichung einiger noch nicht publizierter mittellateinischer Dichtungen[299]. Seine Leipziger Hochschullehrzeit leitete er ein mit der Veröffentlichung der Habilitationsschrift „Quaestiones Catullianae"[300], die für die Textgeschichte und -kritik große Bedeutung hatten; hier zeigte sich besonders der Einfluß Lachmanns. Kurz danach erschien die Ausgabe von Ovids „Halieutica" nebst den „Cynegetica" des Grattius und Nemesianus[301]; in einem Anhang war neben anderen Inedita die grammatische Schrift „De generibus nominum" beigefügt. Zum Antritt der außerordentlichen Professur in Leipzig 1841 veröffentlichte Haupt die „Observationes criticae"[302], in denen er eine Fülle grammatischer und metrischer Beobachtungen zu römischen und alexandrinischen Dichtern zusammengetragen hatte, so zu Catull, Lukrez, Horaz, Vergil, Properz, Ovid, Livius Andronicus, Lucilius und Tibull. Die Tätigkeit als Nachfolger Lachmanns wurde eingeleitet durch die Schrift „De carminibus bucolicis Calpurnii et Nemesiani", die zugleich Habilitationsschrift für den Antritt der Professur in Berlin war. Aufgrund metrischer und prosodischer Merkmale wies Haupt hier grundlegend die Trennung der Hirtenge-

---

[296] Antrittsrede in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 6. Juli 1854. In: Haupt, Opuscula (wie Anm. 290) III, S. 2. – Haupts Forschungen zur deutschen Philologie galten ausschließlich der höfischen Poesie der mittelhochdeutschen Zeit. Erwähnt seien beispielsweise die Ausgaben des Erec und des armen Heinrich von Hartmann von Aue, deren erste Lachmann gewidmet war, sowie die des Engelhard von Conrad von Würzburg, die Uhland zugeeignet war. Außerdem hat Haupt zahlreiche Textausgaben Lachmanns zur mittelhochdeutschen Dichtung betreut.

[297] Vgl. Kirchhoff (wie Anm. 286), S. 10.

[298] Bd. 1-2. Wien 1835-1840.

[299] Exempla poesis latinae medii aevi edita a Mauricio Haupt Lusato. Wien 1834.

[300] Lipsiae 1837; wieder abgedruckt in Haupt, Opuscula (wie Anm. 290) II, S. 1-72.

[301] Lipsiae 1838.

[302] Lipsiae 1841; wieder abgedruckt in Haupt, Opuscula (wie Anm. 290) I, S. 73-142.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0073

dichte beider Dichter nach[303]. Für die bekannte „Sammlung Griechischer und Lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen", die von ihm zusammen mit Sauppe herausgegeben wurde, bearbeitete er Ovids Metamorphosen[304]. Die Ausgabe blieb jedoch unvollendet, da die Ziele der Sammlung von der sonst von Haupt geübten Form und Art wissenschaftlicher Kommentierung abwichen und er nur aus einer Verpflichtung heraus die Aufgabe übernommen hatte. Weitere von Haupt bearbeitete Textausgaben waren die von seinem Freunde, dem Verleger Salomon Hirzel, etwas bibliophil ausgestatteten Bändchen der Dichter Horaz, Catull, Tibull und Properz[305]. Zu erwähnen ist ferner die „in usum scholarum" herausgegebene Ausgabe von Tacitus' „Germania"[306] mit kurzen kritischen Anmerkungen. Wichtig waren auch die Bearbeitungen von Werken Gottfried Hermanns und Lachmanns, in denen Haupt zugleich zeigte, wie umfassend sein Forschungsgebiet innerhalb der Klassischen Philologie war, und daß es sich nicht nur auf die römische Dichtung beschränkte. Aus dem Nachlaß seines Schwiegervaters Gottfried Hermann gab er dessen Bearbeitung der Tragödien des Aischylos[307] heraus und im Sinne seines Freundes Lachmann veranstaltete er eine Neuausgabe von dessen „Betrachtungen über Homers Ilias"[308], die er durch Zusätze erweiterte und in der von Lachmann vertretenen Richtung weiterführte. Neben diesen selbständig erschienenen Werken hat Haupt eine Fülle von kleineren wissenschaftlichen Arbeiten verfaßt, so eine Vielzahl von Abhandlungen, Vorträgen und Reden innerhalb der Königlich sächsischen Akademie der Wissenschaften in Leipzig und der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin. Von 1854 bis 1874 hat er für die Vorlesungsverzeichnisse der Berliner Universität in lateinischer Sprache jeweils das zugehörige wissenschaftliche Prooemium geliefert[309]. Schließlich sind zahlreiche Aufsätze Haupts in philologischen Zeitschriften erschienen, beispielsweise im „Rheinischen Museum", im „Philologus" und in dem von ihm 1866 mitgegründeten „Hermes". Die aufgegriffenen Probleme dieser kleineren Arbeiten geben ganz besonders ein Bild von der umfassenden

---

[303] Lipsiae 1854; vgl. hierzu auch: Calpurnii et Nemesiani Bucolica³. Hrsg. von C. Giarratano. Torino 1951, S. V; Hirtengedichte aus neronischer Zeit. Hrsg. von D. Korzeniewski. Darmstadt 1971 (Texte zur Forschung 1), S. 2, Anm. 3.
[304] Bd.1. Leipzig 1853.
[305] Q. Horatius Flaccus. Lipsiae 1851. – Catullus, Tibullus, Propertius. Lipsiae 1853.
[306] Berlin 1855.
[307] Aeschyli tragoediae. Rec. G. Hermannus. Vol 1-2. Lipsiae 1852.
[308] Berlin 1847; 2. Aufl. 1865. Siehe S. 30, mit Anm. 182.
[309] Gesammelt in: Haupt, Opuscula (wie Anm. 290) II.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0074

Kenntnis nicht nur der eigenen Fachgebiete, sondern darüber hinaus seines Wissens überhaupt.

Über sein wissenschaftliches Arbeitsgebiet hinaus hat Haupt in Berlin eine vielfältige Tätigkeit als Lehrer an der Universität und als Wissenschaftsverwalter an der Akademie der Wissenschaften entfaltet. Als Universitätslehrer offenbarte Haupt ebenfalls die Breite der von ihm beherrschten Wissensgebiete durch den Umfang und die Fülle der durch ihn im Seminar behandelten Schriftsteller und Sachgebiete. Im Philologischen Seminar hatte er die Aufgaben Lachmanns als Leiter der römischen Abteilung übernommen, während das Direktorat des gesamten Seminars bei Boeckh blieb[310]. Nach Boeckhs Tod und der Wahl Kirchhoffs zu dessen Nachfolger wurde auch die Leitung des Seminars umgestaltet durch die Schaffung eines Zweierdirektoriums, das Haupt und Kirchhoff innehatten. Der Berliner Akademie gehörte Haupt bereits während seiner Leipziger Zeit ab 1846 als korrespondierendes Mitglied an; 1853 wurde er zum ordentlichen Mitglied gewählt und übernahm auch hier die wissenschaftlichen Aufgaben Lachmanns. Nach dem Rücktritt Boeckhs im Jahre 1861 wurde er Sekretär der philologisch- historischen Klasse, ein Amt, das er bis zu seinem Tode mit der ihm eigenen „Ausdauer und Energie“[311] ausübte. Wie in Leipzig so gewann Haupt auch in Berlin Freunde unter den Fachkollegen, besonders in der Graeca, in deren Kreis er bald wie Lachmann eine führende Rolle spielte[312]. Der Hermann-Schüler Haupt hatte zu Boeckh, dem Wortführer der historisch-antiquarischen Altertumswissenschaft, ein freundschaftliches Verhältnis[313]. Zu dessen 50jährigem Doktorjubiläum überbrachte er in einem „Festgruß“ die Glückwünsche der Universität, in dem er Boeckh als Mann bezeichnete, dem „die Philologie als Wissenschaft des antiken Lebens aufgegangen ist“[314]. Der philologische Methodenstreit hatte sich überlebt, seitdem die Aussöhnung der beiden Schulhäupter Boeckh und Hermann vollzogen war. Die junge Philologengeneration in Berlin wurde in gleicher Weise durch die ganz verschiedenen Persönlichkeiten ihrer bedeutenden Lehrer Boeckh, Lachmann und Haupt geprägt, ohne einseitig auf eine bestimmte Richtung festgelegt zu sein.

---

[310] Vgl. Lenz. Bd.3, S. 209-211.
[311] Kirchhoff (wie Anm. 286), S. 8.
[312] Vgl. Belger (wie Anm. 286), S. 47. – Auch der Gesetzlosen Gesellschaft gehörte Haupt seit 1853 an.
[313] Vgl. Kirchhoff (wie Anm. 286), S. 17f.
[314] Hoffmann (wie Anm. 13), S. 458.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0075

Schüler Boeckhs und Lachmanns sowie vor allem seines Onkels und Schwiegervaters Karl Gottlob Zumpt war **August Wilhelm Zumpt**[315] (1815-1877), der als einer der hervorragenden Kenner der römischen Altertumskunde und der lateinischen Sprache galt. Zumpt wurde in Königsberg geboren, verbrachte die Schulzeit in Elbing und Frankfurt/Oder und studierte in Berlin Klassische Philologie. Nach dem Studium war er an verschiedenen Gymnasien Berlins, zuletzt am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, tätig, wo er sich 1876 nach dem Tode Ferdinand Rankes auf das Direktorat der Anstalt Hoffnungen machte, ein Wunsch, der nicht in Erfüllung ging. Auch vorher schon war Zumpt in seinem beruflichen und wissenschaftlichen Leben nicht immer begünstigt gewesen. Zu erinnern ist an seine langen Auseinandersetzungen mit Mommsen wegen des Plans und der Methode für das „Corpus Inscriptionum Latinarum" (CIL), für das die Berliner Akademie zunächst Zumpt, der als Fachmann für lateinische Epigraphik sich ausgewiesen hatte, mit den Vorarbeiten betraut hatte, ihm aber 1853 diese Aufgabe wieder entzog, um sie Mommsen zu übertragen[316]. Dabei ist durchaus nicht zu verkennen, daß Zumpts Arbeit in der Tat stagnierte und seine Ordnungsprinzipien für das Inschriftenmaterial, die nach seiner Vorstellung nicht allein nach geographischen Kriterien erfolgen sollten, etwas unübersichtlich waren. Hinzu kam der Streit um die Autopsie der Inschriften, die er nicht grundsätzlich für erforderlich hielt, weil der Aufwand dafür nach seiner Ansicht zu groß war. Diese unglücklich verlaufenen Auseinandersetzungen können jedoch nicht Maßstab für die Beurteilung seiner wissenschaftlichen Verdienste sein, die beträchtlich waren.

Zumpts Vorbild war sein Onkel, dessen hinterlassene Schriften er weiter betreute[317], außerdem hat er über ihn eine ausführliche Biographie in lateinischer Sprache verfaßt[318]. Seine wissenschaftliche Laufbahn begann Zumpt 1836 mit einer Dissertation über Rutilius Namatianus[319] und einer erweiterten Fassung dieser Doktorarbeit; es folgte eine kritische Textausgabe mit Kommentar[320], die heute noch als „Markstein in der Geschichte der gelehrten Beschäftigung mit

---

[315] G. Padelletti, August Wilhelm Zumpt. In: Jahrbücher für classische Philologie Suppl.-Bd. 10. Leipzig 1878-1879, S. 167-205.

[316] Vgl. Harnack, Bd. 1, S. 910-912.

[317] So die 11.-13. Aufl. der lateinischen Grammatik und die Schulausgabe des Curtius Rufus.

[318] Wie Anm. 127.

[319] Observationum in Rutilii Namatiani carmen de reditu suo pars prior. Diss. Berlin 1836; Buchausgabe gleichen Titels ebenfalls Berlin 1836.

[320] Rutilii Claudii Namatiani de reditu suo. Berolini 1840.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0076

Rutilius“[321] gilt. Weitere Ausgaben waren die zu Ciceros Reden pro Murena[322] und de lege agraria[323], die mit vorzüglichen Sachkommentaren versehen waren, die besonders die Altertümer und die Geschichte berücksichtigten. Seit 1840 beschäftigte sich Zumpt mit der lateinischen Epigraphik, deren Bedeutung für die Erforschung des römischen Altertums er als einer der ersten richtig einschätzte. Zu der von Johannes Franz herausgegebenen Ausgabe des „Monumentum Ancyranum“[324] steuerte er einen Kommentar bei. Fast gleichzeitig erschienen die auf inschriftlichen Quellen basierenden Untersuchungen über die Priesterschaften Laurentes Lavinates[325] und Augustales[326]. Zumpts wichtigstes epigraphisches Werk, die „Commentationes epigraphicae“[327] faßte gegen Mommsen nochmals den eigenen methodischen Standpunkt zur Epigraphik zusammen und bot zugleich Deutungen und Klärungen zu vielen Institutionen des staatlichen und religiösen Lebens des römischen Reiches. Historische Probleme allgemein ohne den speziell epigraphischen Gesichtspunkt behandelte Zumpt in den „Studia Romana“[328], die er als Fortsetzung seiner Commentationes ansah. Eine weitere recht bekannt gewordene Untersuchung galt der Frage nach dem Geburtsjahr Christi[329], für die er zum Ergebnis kam, daß der Bericht des Lukas-Evangeliums den sonstigen historischen Quellen und Gegebenheiten nicht widerspräche. Die Forschungen Zumpts zum staatlichen und gesellschaftlichen Leben Roms und die sachliche Erklärung klassischer Autoren, vor allem Ciceros, führten ihn auch zur Beschäftigung mit dem römischen Recht, zu dessen Kenntnis er durch seine handbuchartigen Darstellungen zum Kriminalrecht[330] und Kriminalprozeß[331] der römischen Republik nicht unwesentlich beigetragen hat. Zumpt war ein Philologe, der zwar die Textphilologie berücksichtigte, sich aber vielleicht noch mehr der Deutung der Realien und historischen Quellen widmete. Sein wissenschaftliches Werk war bestimmt von einer Synthese philologischer Schulrichtungen,

---

[321] Rutilius Claudius Namatianus, De reditu suo I. Hrsg., eingeleitet und erklärt von E. Doblhofer. Heidelberg 1972, S. 75.
[322] M. Tullii Ciceronis oratio pro Murena. Berolini 1859.
[323] M. Tullii Ciceronis orationes tres de lege agraria. Berolini 1861.
[324] Caesaris Augusti index rerum a se gestarum sive monumentum Ancyranum. Berolini 1845.
[325] De Lavinio et Laurentibus Lavinatibus commentatio epigraphica. Berolini 1845.
[326] De Augustalibus et Seviris Augustalibus commentatio epigraphica. Berolini 1846.
[327] Vol. 1-2. Berolini 1850-1854.
[328] Berolini 1859.
[329] Das Geburtsjahr Christi. Leipzig 1869.
[330] Das Criminalrecht der römischen Republik. Bd. 1-2. Berlin 1865-1869.
[331] Der Criminalprozess der römischen Republik. Leipzig 1871.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0077

wie sie auch anderen Gelehrten eigen war, die in Berlin durch Boeckh und Lachmann beide Richtungen philologischer Methode kennengelernt hatten.

Seine wissenschaftliche Laufbahn begann auch **Martin Hertz**[332] (1818-1895) in Berlin. Hertz, der Biograph Karl Lachmanns, hat sich schon durch dieses Werk als dessen Schüler ausgewiesen. Er war gebürtiger Hamburger, verbrachte jedoch seine Schulzeit in Berlin auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster, wo Lehrer wie Bellermann[333], Bonnell und Pape[334] sein Interesse für die Antike weckten. Ab 1835 studierte er in Berlin, Bonn und wiederum in Berlin Klassische Philologie. In Bonn hörte er Welcker, in Berlin waren Boeckh, Droysen, Trendelenburg und Lachmann seine Lehrer, von denen der letztgenannte den nachhaltigsten Einfluß auf ihn ausübte, wenn auch die Dissertation „De Luciis Cinciis“[335] auf eine Anregung Niebuhrs zurückging; Hertz hat sie jedoch Lachmann gewidmet. Die weiteren unter textkritischen und grammatischen Aspekten stehenden Arbeiten, die ausschließlich der römischen Literatur galten, waren vorwiegend von der philologischen Richtung Lachmanns bestimmt, nur daß bei Hertz die Konjekturalkritik etwas mehr hervortrat. Die Promotion erfolgte 1842, die Habilitation 1845. Danach nahm Hertz nach einer ausgedehnten Studienreise durch Europa eine Lehrtätigkeit an der Universität Berlin auf. Diese Tätigkeit stand zunächst während der Revolution von 1848 im Zeichen politischer Betätigung, als er als Mitglied des Studentencorps und Wahlmann für die Nationalversammlung hervortrat und sich in der Universität für die Rechte der Privatdozenten gegenüber den Ordinarien einsetzte. Nach diesem politischen Zwischenspiel widmete sich Hertz intensiv seinen Lehr- und Forschungsaufgaben. Boeckh übertrug ihm nach Lachmanns Tod (1851) kommissarisch die Leitung der römischen Abteilung des Philologischen Seminars. Während seiner Berliner Dozententätigkeit, die sich ebenfalls vorwiegend auf die Behandlung der lateinischen Autoren und der römischen Altertümer beschränkte, hat Hertz bereits den Grund für seine späteren wissenschaftlichen Hauptwerke gelegt.

---

[332] F. Skutsch. Martin Hertz. In: BJbA 28. 1901, S. 42-70.

[333] Johann Friedrich Bellermann (1795-1874), Sohn des Johann Joachim Bellermann, war wie schon sein Vater Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster. Er ist durch Untersuchungen zur antiken Musik hervorgetreten.

[334] Der Name Wilhelm Papes (1807-1854) ist heute noch durch das große griechische Wörterbuch ein Begriff, das, zunächst für Schulzwecke konzipiert, erstmals 1842 erschien (3. Aufl. bearbeitet von M. Sengebusch. Braunschweig [1880]); als Sonderband war dem Lexikon ein „Wörterbuch der griechischen Eigennamen“ beigegeben.

[335] Berlin 1842.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0078

So hat er seine mit der Dissertation begonnenen Forschungen zur römischen Geschichtsschreibung mit Untersuchungen zu Livius fortgesetzt, deren Ergebnis später eine Ausgabe dieses römischen Historikers und Studien zu dessen Fragmenten[336] waren. Die römischen Grammatiker waren ein weiteres Hauptarbeitsgebiet, das er mit einer Untersuchung über Sinnius Capito[337] eröffnete, mit der Habilitationsschrift „De P. Nigidii Figuli studiis atque operibus“[338] fortsetzte und mit der großen Ausgabe des Priscian[339], deren erster Band noch in der Berliner Zeit erschien, zu einem Höhepunkt führte. Außerdem hat Hertz während der Berliner Dozentenjahre die Arbeit am Gellius begonnen, deren Frucht in jahrzehntelangen Studien als Lebenswerk die große kritische Ausgabe[340] dieses Autors war, nachdem er bereits in Berlin eine reine Textausgabe geschaffen hatte[341]. Schließlich hat Hertz in Berlin wenige Monate nach Lachmanns Tod die berühmt gewordene Biographie des von ihm verehrten Lehrers verfaßt[342]. Aufgrund dieser wissenschaftlichen Leistungen wurde er 1855 auf Veranlassung Johannes Schulzes, damals Direktor der Unterrichtsabteilung im preußischen Kultusministerium, als ordentlicher Professor nach Greifswald berufen. Hier brachte er die Ausgabe des Priscian zu Ende und führte die des Livius fort; gleichzeitig entstand im Rahmen der lebenslangen Studien zu Gellius die Untersuchung über das Verhältnis des Grammatikers Nonius Marcellus zu diesem[343]. 1862 nahm Hertz den Ruf an die Universität Breslau an, wo er über drei Jahrzehnte bis zu seinem altersbedingten Ausscheiden aus dem Amt lehrte. Die weitere wissenschaftliche Tätigkeit der Breslauer Zeit aufzuführen, übersteigt die Aufgabe dieses Beitrages. Erinnert werden soll nur kurz an die Verdienste, die sich Hertz um die lateinische Lexikographie erworben hat. Er hat den zuerst von

---

[336] Leipzig 1875-1864. – De fragmentis Livii. Index lectionum. Bratislaviae 1864. – Weitere erwähnenswerte Arbeiten aus der späteren Zeit zur römischen Geschichtsschreibung: De Ammiani Marcellini studiis Sallustianis. Index lectionum Bratislaviae (1874). – Der Name des ersten römischen Geschichtsschreibers aus dem Stande der Freigelassenen (Voltacilius Pitholaus). In: RhM 43. 1888, S. 312-314.

[337] Berlin 1844.

[338] Berolini 1845.

[339] Priscianus. Vol 1-2. Lipsiae 1855-1859, Grammatici Latini. Ed. H. Keil. II-III.

[340] Vol. 1-2. Berolini 1883-1885; die Kritik am Gellius wurde ergänzt durch das „Supplementum apparatus Gelliani“. In: Jahrbücher für classische Philologie Suppl.-Bd. 21. 1894, S. 3-48, sowie die Opuscula Gelliana. Berlin 1886.

[341] Vol. 1-2. Lipsiae 1853.

[342] Wie Anm. 160.

[343] A. Gellius und Nonius Marcellus. In: Jahrbücher für classische Philologie 8. 1862, S. 705-799, 872.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0079

Karl Halm auf der Versammlung der Schulmänner in Wien 1858 vorgetragenen Gedanken eines großen Thesaurus linguae Latinae aufgegriffen und sich jahrzehntelang für die Verwirklichung dieses Planes eingesetzt, den er als Pflichtaufgabe der deutschen Akademien ansah. Ein von der Berliner Akademie bei ihm eingeholtes „Gutachten über das Unternehmen eines lateinischen Wörterbuches“[344] wurde schließlich Grundlage für die Realisierung des Planes. Er selbst hat sich an dem Unternehmen noch beteiligt, indem er den „Horaztext für die Thesauruszwecke abkorrigiert“[345] hat.

6. Textphilologie und historisch-antiquarische Forschung bis zum Ende des Jahrhunderts

Mit Boeckh war 1867 der bedeutendste Berliner Altertumswissenschaftler universaler Prägung gestorben. Karl Lachmann, der Vertreter einer mehr wortphilologischen Richtung, war bereits seit über anderthalb Jahrzehnten tot. Meineke und Bekker, die beiden weiteren Hauptrepräsentanten der Textphilologie aus der großen Zeit der ersten Jahrhunderthälfte, starben 1870 und 1871. Haupt setzte als Nachfolger Lachmanns die textphilologische Richtung seines Freundes und Vorbildes fort. Der Gegensatz von Sach- und Wortphilologie bestand nicht mehr. Die Grenzen, die sich die Gelehrten der folgenden Generation steckten, waren enger aufgrund der enormen Erweiterung des Wissens vom Altertum, die zur Spezialisierung und Bildung eigener Disziplinen führte. Die Mehrzahl der Klassischen Philologen in Berlin widmete sich hauptsächlich den literarischen Texten der Antike, gegebenenfalls noch dem reichen Inschriftenmaterial, das durch die Projekte der Berliner Akademie gesammelt wurde. Ein Wandel mit einer erneuten Hinwendung zu einer umfassenden Wissenschaft vom Altertum setzte erst später ein; wir kommen darauf noch zurück. Die Tradition wissenschaftlichen Kontakts, der die Gelehrten der Gründungsjahre der Berliner Universität oftmals inspirierte, blieb erhalten. Wie früher bildete neben der Gesetzlosen Gesellschaft und später der Archäologischen Gesellschaft ganz besonders die Graeca das Band wissenschaftlicher Kommunikation, auch gerade zwischen den Vertretern der verschiedenen altertumswissenschaftlichen Disziplinen. Viele Gelehrte der Altertumswissenschaft und ihrer Nachbardisziplinen waren Mitglieder dieser Gesellschaft, wie Trendelenburg, Haupt, Mommsen, Kirchhoff, Bonitz, Hercher, Vahlen, Müllenhoff, später Harnack, Diels und Wilamowitz, um nur einige Namen zu nennen.

---

[344] SBBerlin 1891, S. 671-684.
[345] Skutsch (wie Anm. 332), S. 53.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0080

Noch zu Boeckhs Lebzeiten kam 1858 mit **Theodor Mommsen** (1817-1903) der Mann nach Berlin, der hier über vier Jahrzehnte in Akademie und Universität eine führende Stellung einnahm und dessen Ausstrahlungskraft auf die Altertumswissenschaft bis in die Gegenwart spürbar ist. Mommsens vielfältige Persönlichkeit zu schildern, ist hier nicht der Platz.[346] In seinem umfassenden wissenschaftlichen Werk, das über 1500 Titel enthielt, war die Methode der Philologie neben denen der Rechtswissenschaft, der Geschichtswissenschaft und anderer Disziplinen nur ein Weg und ein Aspekt, um zu dem historischen Gesamtbild des römischen Altertums zu gelangen, wie es Mommsen als Ziel vorschwebte. Im Gegensatz zu vielen Altertumswissenschaftlern, die mit dem Studium der Klassischen Philologie als Vorbildung an die Erforschung der Antike herangingen, kam Mommsen von der Rechtswissenschaft her und suchte von der Erkenntnis und Deutung der Altertümer aus konkret alle Lebensbereiche der römischen Welt aufzudecken, wobei er alle dafür hilfreichen wissenschaftlichen Disziplinen und Methoden, so auch die philologische Herausgabe von Quellentexten und ihre Textkritik in sein wissenschaftliches Arbeiten einbezog. Zu erinnern ist beispielsweise an seine Ausgabe des „Monumentum Ancyranum“[347], an seine Edition spätrömischer Schriftsteller in den „Chronica minora“[348], die des Iordanes[349] und Cassiodorus[350] sowie den nach seinem Tode erschienenen Codex Theodosianus[351]. Auf philologisches Gebiet begab er sich bereits früher, als er auf seinen Reisen nach Unteritalien zu der Schrift „Unteritalische Dialekte“[352] angeregt wurde, über die Wilamowitz geurteilt hat, es sei „ein Buch, von dem er (Mommsen) später nichts wissen wollte, und das doch im höchsten Sinne Bewunderung verdient, sowohl als grammatische wie als historische Untersuchung“[353]. Auch die monumentalen Werke Mommsens, wie die „Römische Geschichte“, das „Römische Staatsrecht“[354] oder das von ihm begründete CIL, waren zugleich erstrangige philologische Leistungen, die ohne sichere Beherr-

---

[346] Grundlegend ist die monumentale Biographie von L. Wickert, Theodor Mommsen. Bd. 1-4. Frankfurt/ Main 1959-1980.
[347] Res gestae divi Augusti². Berlin 1833.
[348] MGH Auct. ant. 9. Berolini 1892-1898.
[349] Romana et Getica. MGH Auct. ant. 5. Berolini 1882.
[350] Variae. MGH Auct. ant. 12. Berolini 1894.
[351] Vol. 1-2. Berlin 1905.
[352] Leipzig 1850.
[353] U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Theodor Mommsen. Ansprache gehalten am 30. Nov. 1917 im Institut für Altertumskunde. Berlin 1918, S. 11.
[354] Leipzig 1871-1888.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0081

schung der Methoden der Philologie nicht möglich gewesen wären; Wickert formulierte es pointiert, daß auch beim Römischen Staatsrecht „nicht der Jurist Mommsen der Verfasser ist, sondern der juristisch gebildete Philologe“[355].
Der Plan Mommsens für ein lateinisches Inschriftencorpus[356] kam in der Zeit des Italienaufenthaltes 1845 zur Reife, als er mit dem großen italienischen Epigraphiker, dem Grafen Bartolommeo Borghesi, zusammentraf. Seine Vorstellungen über ein solches Corpus hat er in der berühmten Denkschrift an die Berliner Akademie „Über Plan und Ausführung eines Corpus Inscriptionum Latinarum“[357] dargelegt, die Klaffenbach als „Magna Charta epigraphiae“ bezeichnet hat[358]. Mommsens Hauptforderung war, nicht wie bisher das Material vorliegender Sammlungen zugrundezulegen, sondern auf den Stein selbst zurückzugreifen, soweit er zur Prüfung des Textes noch vorhanden war, oder zumindest auf die zuverlässigsten Abschriften[359]. Auf eine solche Überprüfung der Originale in Autopsie war beim griechischen Inschriftenwerk Boeckhs verzichtet worden, vielmehr glaubten die konservativen Philologen um Boeckh und den zunächst mit der Aufgabe eines lateinischen Inschriftencorpus betrauten August Wilhelm Zumpt, mit Logik und Scharfsinn anhand der gerade vorhandenen Vorlage einen brauchbaren Text wiederherstellen zu können. Eine weitere Forderung Mommsens war, bei der geographischen Anordnung des Werkes für die Inschriften der einzelnen Landschaften in Praefationes alle übrigen Zeugnisse, gerade auch die aus den antiken Schriftstellern, gesammelt hinzuzufügen. Nach langjährigen Auseinandersetzungen über die Durchführung des Unternehmens übertrug die Berliner Akademie Mommsen schließlich 1853 die Aufgabe zusammen mit Wilhelm Henze und Gianbattista de Rossi. Entscheidend für Mommsens Erfolg waren seine in der Zwischenzeit erschienenen „Inscriptiones regni Neapolitani Latinae“[360], in denen er seine Vorstellungen paradigmatisch

---

[355] L. Wickert, Drei Vorträge über Theodor Mommsen. Zum 70. Geburtstag des Verfassers. Hrsg. von H. Bellen. Frankfurt/ Main 1970, S. 39.
[356] Vgl. J. Irmscher, Die Idee des umfassenden Inschriftencorpus. In: Akte des 4. internationalen Kongresses für griechische und lateinische Epigraphik. 1964, S. 157-173. – Zur Geschichte des CIL vgl. K. Schubring, Corpus Incriptionum Latinarum. Prosopographia Imperii Romani. In: Das Institut für griechisch-römische Altertumskunde (1957). Schriften der Sektion für Altertumswissenschaft der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 79-86.
[357] Abgedruckt in: Harnack. Bd. 2, S. 522-540.
[358] G. Klaffenbach, Bericht über das IG. In: Klio 49. 1967, S. 350.
[359] Zur Anwendung philologischer Methode auf die Urkunden vgl. auch A. Heuß, Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert. Kiel 1956; 2. Aufl. Stuttgart 1996, S. 105.
[360] Leipzig 1852.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0082

praktiziert hatte. Nachdem er 1858 kurz nach der Übernahme des Berliner Lehrstuhls auch Mitglied der Akademie geworden war, konnte er unter Mitarbeit zahlreicher, auch ausländischer Gelehrter das Unternehmen zielstrebig vorantreiben. Im Jahre 1863 erschien der erste Band des CIL, der die älteren Inschriften bis zum Tode Caesars beinhaltete; der von Friedrich Ritschl bearbeitete Tafelband war schon ein Jahr früher herausgekommen. Bis in die achtziger Jahre waren die grundlegenden Teile des Corpus veröffentlicht worden (insgesamt weit über 5000 Folioseiten). Bei allen Bänden hat Mommsen in jahrzehntelanger unermüdlicher Arbeit selbst die Gesamtredaktion innegehabt und auch die Korrektur gelesen. Er hat dabei auch als Organisator, der es verstand, die geeigneten Mitarbeiter zu finden, sie richtig einzusetzen sowie gesteckte Termine und Ziele einzuhalten, unsterblichen Ruhm erworben; er gilt mit Recht als einer der Begründer des „Großbetriebes der Wissenschaft“[361]. Aufgrund seiner eigenen universalen Studien und Wegweisungen, die sich gerade auch in der Arbeit an den lateinischen Inschriften offenbarten, hat Mommsen von der Klassischen Philologie die philologische Methode übernommen und dafür diesem Fachgebiet den Impuls gegeben, von der einseitigen reinen Textphilologie wieder den Blick für das Ganze zu gewinnen. Seine universale Betrachtung des römischen Altertums wurde jedoch erst in vollem Maße von der folgenden Generation aufgegriffen und in Forschung, Lehre und Wissenschaftsorganisation durchgesetzt.

Im Todesjahr Boeckhs kehrte aus Wien **Hermann Bonitz**[362] (1814-1888) nach Berlin zurück, um das Direktorat des Gymnasiums zum Grauen Kloster zu übernehmen, an dem er schon als junger Gymnasiallehrer tätig gewesen war. Bonitz hatte als Schulmann und Organisator des Unterrichtswesens wie auch als Klassischer Philologe, hauptsächlich als Kenner der griechischen Philosophie, eine herausragende Bedeutung. Er war aus Langensalza gebürtig, besuchte von 1826-1832 noch unter der Leitung Karl David Ilgens die Fürstenschule Schulpforta und studierte darauf in Leipzig Klassische Philologie unter Gottfried Hermann, Philosophie bei den Herbart-Schülern Moritz Wilhelm Drobisch und Gustav Hartenstein, deren Einfluß für ihn bleibend wurde. 1835 wechselte Bonitz nach Berlin über, wo er unter Boeckh und Lachmann sein Studium fortsetzte und 1836 mit der Lehramtsprüfung abschloß. Im gleichen Jahr erwarb er den philosophischen Doktorgrad der Leipziger Universität aufgrund einer von der Philosophischen Fakultät ausgesetzten Preisaufgabe, die er gewann. Das Thema der Preis-

[361] Wilamowitz (wie Anm. 353), S. 15.
[362] Th. Gomperz, Hermann Bonitz. In: BJbA 11. 1888, S. 53-100. – ADB 47, S. 99-105.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0083

aufgabe lautete „Utrum idea absoluti summum et unicum philosophiae principium esse possit“ und zeigte Bonitz in seinem Lösungsversuch als Anhänger der Philosophie Herbarts[363]. Es folgte eine mehrjährige Tätigkeit als Gymnasiallehrer in Dresden, in Berlin am Gymnasium zum Grauen Kloster und in Stettin. Während dieser Zeit begründete Bonitz durch eine Reihe von Arbeiten seinen wissenschaftlichen Ruf. Seine Leistungen sowie die Bekanntschaft mit dem Herbartianer Franz Exner führten 1849 zur Berufung auf das Ordinariat für Klassische Philologie in Wien, was zugleich mit Reformaufgaben des österreichischen Unterrichtswesens verknüpft war. Zusammen mit Exner reorganisierte er das österreichische Gymnasialwesen und erwarb sich große Verdienste um die Hebung des dortigen Standards klassisch-philologischen Studiums. Nachdem Bonitz wiederholt ehrenvolle Berufungen — u.a. als Nachfolger Otto Jahns nach Bonn — abgelehnt hatte, folgte er schließlich 1867 dem Ruf als Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster nach Berlin. Ein Jahr später wurde er hier Mitglied der Akademie und hielt als solches auch Vorlesungen an der Universität. Rein äußerlich wurde seine Laufbahn 1875 durch die Berufung in das preußische Unterrichtsministerium gekrönt, wo er als vortragender Rat wesentlichen Anteil an den Lehrplänen und Prüfungsordnungen für das höhere Schulwesen in Preußen von 1882 hatte. Seit der Studienzeit waren für Bonitz Philosophie und Klassische Philologie in gleicher Weise seine Beschäftigungsgebiete, und in seinen wissenschaftlichen Arbeiten ergänzten sich philologisches und philosophisches Denken. So hat er gerade in der Philosophie hauptsächlich zu Platon und Aristoteles, seine herausragendsten wissenschaftlichen Leistungen geschaffen.

Der Philosophie Platons hatte Bonitz bereits sein Jugendwerk gewidmet, die „Disputationes Platonicae duae“[364] die während der Gymnasiallehrerzeit in Dresden entstanden. Die in zwei Teile gegliederte Schrift hatte die Idee des Guten bei Platon und ihre Identität mit der Gottheit sowie das Problem der Weltseele zum Thema. Zugleich wandte sich Bonitz in dieser Schrift, die zwei Jahre vor dem epochemachenden Buch Karl Friedrich Hermanns erschien[365], gegen Schleiermachers Hypothese von der systematischen Einheit der platonischen Dialoge. Als weiteres Ergebnis intensiver Beschäftigung mit Platon folgten die bekannten „Platonischen Studien“[366]. Darin war sein Bestreben, ohne vorgefaßte Meinung

[363] Gomperz (wie Anm. 352), S. 87-91.
[364] Programm des Vitzthumschen Gymnasiums. Dresden 1837.
[365] Geschichte und System der platonischen Philosophie I. Heidelberg 1838. – Über Platos schriftstellerische Motive. In: Verhandlungen der 2. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Mannheim. 1839, S. 21-26.
[366] SBWien 27 und 33. 1858-1860.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0084

schrittweise von der genauen Analyse des einzelnen Dialogs her zum Verständnis des platonischen Gesamtwerkes zu gelangen; die Voraussetzungen dafür hat Bonitz folgendermaßen formuliert[367]: „Jeder einzelne Dialog Platons ist ein in sich geschlossenes Ganzes und stellt daher an den Leser zunächst die Forderung, ihn als solches, der Absicht des Verfassers entsprechend, aufzufassen, und dieser Forderung muß genügt sein, ehe wir das einzelne Werk als einen Zug zu dem Gesammtbilde Platons, seinen Gedankengehalt als ein Moment für das Ganze des Platonischen Systems mit Sicherheit verwerthen können." Die Gliederung und gedankliche Erläuterung des einzelnen Dialogs waren für Bonitz die Grundlage für das Verständnis Platons. Viele seiner Erläuterungen zum Ganzen eines Dialogs wie auch zu einzelnen Teilen und Abschnitten haben bis heute ihren Wert behalten, oder aber die Auseinandersetzung mit seinen Thesen hat erst auf den richtigen Weg geführt[368]. Wohl noch mehr als zu Platon hat Bonitz zur Erforschung der Werke des Aristoteles beigetragen. Durch die von Immanuel Bekker besorgte große Aristoteles-Ausgabe der Berliner Akademie war zwar im großen eine neue textliche Grundlage geschaffen worden, es galt jedoch nun, über Bekker hinaus die Handschriftenüberlieferung nochmals zu sondieren, ferner mußten zur Erklärung und Kritik auch die antiken Kommentare des Aristoteles einbezogen werden, und schließlich bedurfte es noch vielfacher Verbesserungen des Textes, die nur aus eingehendem Studium der Gedanken des Philosophen und seines Sprachgebrauches zu erreichen waren. Bonitz hat in seinen lebenslangen Forschungen die Lösung dieser von ihm gesehenen Aufgaben wesentlich gefördert. Die erste Veröffentlichung von Bonitz zu Aristoteles waren die „Observationes criticae in Aristotelis libros metaphysicos"[369], die während der Gymnasiallehrertätigkeit am Grauen Kloster entstanden. Es folgten die „Observationes criticae in Aristotelis quae feruntur Magna Moralia et Ethica Eudemia"[370]. Wie schon im Titel zum Ausdruck kam, ging es in beiden Arbeiten um die weitere Sicherung des Textes. Aus der Einbeziehung der antiken Aristoteles-Kommentatoren in die Erklärung der Werke des Philosophen entstand die Ausgabe des Kommentars zur Metaphysik von Alexander von Aphrodisias[371]. Dieser Vorarbeit für die Kritik und Deutung der aristotelischen Metaphysik folgte die Aus-

---

[367] Vgl. Platonische Studien³. 3. Aufl. Berlin 1886, S. I.
[368] Vgl. P. Friedländer, Platon. Bd. 1-3. 3. Aufl. Berlin 1964; Bd. 3. 2. Aufl. 1960, passim.
[369] Berlin 1842.
[370] Programm des Gymnasiums Stettin. Berlin 1844.
[371] Alexandri Aphrodisiensis commentarius in libros metaphysicos Aristotelis. Berolini 1847.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0085

gabe selbst mit umfangreichen sprachlichen und sachlichen Erläuterungen[372]. Die in der ersten Zeit in Wien unterbrochene Beschäftigung mit Aristoteles fand ihre Fortsetzung mit den fünf Heften der „Aristotelischen Studien“[373] in denen Bonitz besonders die Deutung der Gedanken des Philosophen und die Erforschung der Sprache durch zahlreiche Einzelbeobachtungen gefördert sowie auch viele Korruptelen im Text beseitigt hat. Den „Aristotelischen Studien“ vorangegangen war die wichtige Abhandlung „Über die Kategorien des Aristoteles“[374]. In dieser Untersuchung wandte sich Bonitz gegen die von Trendelenburg vertretene Auffassung, wonach die Kategorien aus der Betrachtung auf die Formen der Sprache herzuführen seien und eine Unterscheidung der Redeteile wiedergäben. Bonitz deutete die Kategorien „als die obersten Geschlechter, deren einem jedes Seiende sich muß unterordnen lassen“[375]. Den Höhepunkt der Forschungen zu Aristoteles bildete die Erstellung des „Index Aristotelicus“ für die große Ausgabe von Bekker[376]. Diese Aufgabe wurde Bonitz noch während der Gymnasiallehrerzeit in Stettin 1846 von Trendelenburg im Auftrage der Berliner Akademie angetragen, nachdem der zunächst gewonnene Bearbeiter Friedrich Vater in Kasan seiner Verpflichtung nicht nachgekommen war. Bonitz hatte für die Arbeit am Index vier Jahre angesetzt; fünf hatte die Akademie vorgesehen, jedoch aufgrund der Übersiedlung nach Wien und der dort übernommenen vielfältigen amtlichen Aufgaben kam Bonitz bis 1856 überhaupt nicht zur Arbeit an diesem Unternehmen. Der Index konnte erst 1867 in den Druck gegeben werden und war 1870 beendet. „Dafür aber hat Bonitz auch ein Werk geschaffen, welches nach Umfang und Exactheit der Ausführung zu den bedeutendsten Leistungen der Philologie gehört“[377]. Der Index zeigte als Ergebnis jahrzehntelanger Forschungen die intimen sachlichen und sprachlichen Kenntnisse des Verfassers zu Aristoteles. Daß die Forschungen von Bonitz nicht ausschließlich der griechischen Philosophie galten, bewiesen seine zahlreichen Beiträge zu anderen griechischen Autoren; der römischen Literatur hat er sich in seinen wissenschaftlichen Schriften nicht zugewandt. Von Bedeutung waren seine „Beiträge zur Erklärung des Thukydides“[378], in denen er sich gegen Karl Wilhelm Krüger richtete, der in der zweiten Auflage seiner kommentierten Ausgabe des Thukydides die Ergebnisse

---

[372] Aristotelis Metaphysica. Bd. 1-2. Bonnae 1848-1849.
[373] Aristotelische Studien. Bd. 1-5. In: SBWien 39-55. 1862-1867.
[374] SBWien 10. 1853, S. 591-645.
[375] (wie Anm. 374), S. 623.
[376] Index Aristotelicus. Berolini 1870. In: Aristoteles, Opera. Ed. I. Bekker. Vol. 5.
[377] Harnack. Bd. 1, S. 900.
[378] SBWien 12. 1854, S. 607-637.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0086

von Bonitz berücksichtigt hat. In den „Beiträgen zur Erklärung des Sophokles“[379] wandte sich Bonitz gegen konstruierte Deutungen und warnte davor, aus den Worten des Dichters mehr herausinterpretieren zu wollen, als dieser gemeint habe. Er übte hier auch Kritik an dem bekannten Kommentar zu Sophokles von Schneidewin, der die sogenannte tragische Ironie überbetont hatte. Schließlich muß ein für weitere Kreise gedachter Vortrag von Bonitz zu Homer erwähnt werden, in dem er sich als Anhänger Lachmanns erwies und dessen Liedertheorie weiter ausbaute[380].
Trotz der vielfältigen amtlichen Verpflichtungen, die er während seiner Tätigkeit in den Unterrichtsverwaltungen in Berlin und Wien übernommen hatte, hat Bonitz ein eindrucksvolles wissenschaftliches Werk hinterlassen. In Berlin hat er über seine aufreibende Verwaltungstätigkeit hinaus auch in Akademie und Universität gewirkt, und besonders seine Vorlesungen zu Aristoteles gehörten für die Studenten zu den gewinnbringendsten Unterrichtsveranstaltungen, weil er hier aus dem Schatze seines Wissens viel Neues bot[381].

Im Zusammenhang mit der Erforschung der antiken Philosophie ist **Eduard Zeller**[382] (1814-1908), der führende Philosophiehistoriker seiner Zeit, zu nennen, den die Berliner Universität noch in den späteren Jahren seiner akademischen Lehrtätigkeit 1872 als Nachfolger Trendelenburgs auf dessen Lehrstuhl für Philosophie gewinnen konnte, obwohl er zugleich auch einen Ruf nach Leipzig erhalten hatte. Zeller war gebürtig aus Kleinbottwar in Württemberg und erhielt eine Ausbildung als Theologe am Seminar in Maulbronn sowie an den Universitäten Tübingen und Berlin. Neben der Theologie galt sein Interesse von Anfang an in universaler Weise der Philosophie. Hier fühlte er sich zunächst als Schüler Hegels, dessen Auffassung von der Geschichte er für seine philosophiehistorische Betrachtung zugrundelegte. Erst in späteren Jahren wandte er sich von Hegel und dessen System der Philosophie ab, um stattdessen in der Erkenntnistheorie Kants eine sichere Basis für die Philosophie zu sehen[383]; damit wurde Zeller einer der Initiatoren der neukantianischen Bewegung.
Zellers äußerer Lebensweg brachte ihm nach der Habilitation 1840 in Tübingen erst 1847 eine außerordentliche Professur in Bern, weil er als Repräsentant der

---

[379] I-II. In: SBWien 17 und 23. 1855-1857.
[380] Über den Ursprung der homerischen Gedichte. Vortrag, gehalten im Ständehaus zu Wien am 3. März 1860, 5. Aufl. besorgt von R. Neubauer. 1881.
[381] Vgl. Wilamowitz (wie Anm. 239), S. 97.
[382] H. Diels, Gedächtnisrede auf Eduard Zeller. In: AbhBerlin Phil.-hist. Klasse 1908.
[383] Zuerst in der Antrittsrede 1862 in Heidelberg.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0087

sogenannten Tübinger Schule[384] im Zentrum der Auseinandersetzungen theologischer Schulrichtungen stand. 1849 folgte Zeller einem Ruf nach Marburg, jedoch auch hier wurden ihm von landesfürstlicher Seite wegen seiner liberalen Auffassung in der Theologie Schwierigkeiten bereitet, deren Folge eine Berufung auf einen Lehrstuhl für Philosophie statt für Theologie war; 1862 wechselte er auf einen Lehrstuhl für Philosophie nach Heidelberg über, wo er bis zur Annahme des Rufes nach Berlin lehrte. Zeller hat für die Klassische Philologie eine bis heute bestehende Bedeutung als Erforscher und Darsteller der antiken Philosophie, deren eigenständige und vom Orient unabhängige Entwicklung er gemeingültig nachgewiesen hat. Schon in jungen Jahren entstanden als sein erstes Werk zur griechischen Philosophie die „Platonischen Studien"[385] in denen er gezeigt hat, daß schon Aristoteles in wichtigen Fragen Platon mißverstanden hat. Zeller stellte in diesen Studien zugleich seine umfassende Kenntnis des Platon und Aristoteles unter Beweis, durch die er sich sogleich in eine Reihe mit führenden Forschern auf diesem Gebiet wie Bonitz und Trendelenburg erhob. Schon früh reifte in Zeller der Plan einer großen historischen Darstellung der griechischen Philosophie. Der Gedanke entstand aus dem Widerspruch und der Kritik bestehender Darlegungen und Äußerungen zur antiken Philosophiegeschichte, denen er mangelnde Objektivität und fehlendes Verständnis für die Beobachtung von Gesetzmäßigkeiten innerhalb eines Entwicklungsvorganges vorwarf. So erschien bereits 1844 der erste Band der „Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung"[386], eines Werkes, das zum Lebenswerk Zellers wurde und zugleich in den verschiedenen ständig neu durchdachten und überarbeiteten Auflagen die wissenschaftliche Entwicklung seines Verfassers widerspiegelte. Während die erste Auflage des Werkes nur positiv einen Fortschritt gegenüber bisherigen philosophiehistorischen Darstellungen bieten sollte, wurde bereits für die zweite Auflage, die in Zellers Marburger Zeit entstand, das Ziel einer umfassenden Geschichte der griechischen Philosophie angestrebt, für die Zeller die gesamte philosophische Literatur der Antike durchgearbeitet hatte. Zellers „Philosophie der Griechen" wurde so „zu einem der hervorragendsten Monumente der historischen Wissenschaft des vergangenen Jahrhunderts"[387] und ist bis heute wegen der klaren Darstellungsweise und Materialfülle das grundlegende Werk

---

[384] Zeller war Schüler Ferdinand Christian Baurs, des Begründers dieser Schulrichtung.
[385] Tübingen 1839.
[386] Bd. 1-2. Tübingen 1844-1852; Bd. 1,2-3,2. 4.-7. Aufl. bearb. von W. Nestle. Leipzig 1909-1922.
[387] Diels (wie Anm. 382), S. 27.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0088

zur griechischen Philosophie geblieben. In Berlin nahm Zeller als Forscher und akademischer Lehrer und auch in der Wissenschaftsverwaltung sofort eine führende Position ein. An der Universität hatte er 1878/79 das Rektorat übernommen. Zunehmend wandte er sich nun auch pädagogischen Problemen zu, so beispielsweise Fragen des Universitätsunterrichts, dem er den wissenschaftlichen Unterricht bei den Griechen zum Vergleich gegenüberstellte[388]. Auch in die Gymnasialpädagogik und Schulpolitik griff er ein als Verfechter des humanistischen Bildungsideals, das er gegen die Reformbestrebungen Kaiser Wilhelms II. verteidigte[389]. In der Berliner Akademie wurde Zeller neben Mommsen und Helmholtz zu einer der zentralen Persönlichkeiten, die in der verwaltungsmäßigen Organisation und bei den großen wissenschaftlichen Unternehmungen entscheidend mitwirkten. So war er zusammen mit Bonitz und Vahlen Initiator für die große Ausgabe der griechischen Aristoteles-Kommentatoren, die er als besonderes Desiderat bei seinen lebenslangen philosophiehistorischen Quellenforschungen empfunden hatte und deren Herausgabe im Auftrage der Berliner Akademie nun von Adolf Torstrik begonnen wurde. Für die Abhandlungen der Berliner Akademie hat Zeller eine Reihe wichtiger Arbeiten zur antiken Philosophie beigesteuert; so den Beitrag „Über die Anachronismen in den platonischen Gesprächen“[390], in denen er das dichterische Element im Denken Platons zu erkennen glaubte. In der Abhandlung „Über die Benützung der aristotelischen Metaphysik in den Schriften der älteren Peripatetiker“[391] suchte Zeller die Berichte Strabos und Plutarchs zu widerlegen, wonach die Lehrschriften des Aristoteles von der Zeit des Theophrast bis zu der Sullas verschollen gewesen sein sollen. In der Untersuchung „Über die Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit der Welt“[392] hat er das Thema der ewigen Welt in der gesamten Philosophiegeschichte von den ionischen Naturphilosophen bis zu Schleiermacher verfolgt. Als Arbeit der Berliner Jahre ist schließlich noch der bekannte „Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie“[393] zu erwähnen, der in gedrängter Form eine Gesamtdarstellung der griechischen Philosophie bieten sollte. Zeller hat bis zu seinem achtzigsten Lebensjahr in Berlin an Universität und Akademie als

---

[388] Über den wissenschaftlichen Unterricht bei den Griechen, Rektoratsrede. Berlin 1878; auch in: Vorträge und Abhandlungen III. Leipzig 1884, S. 65-83.

[389] Gymnasium und Universität. Ein Beitrag zur Frage der Schulreform. Berlin 1890; auch in: Kleine Schriften. Bd. 2. Berlin 1910, S. 516-552.

[390] 1873, S. 79-99; auch in: Kleine Schriften. Bd. 1. Berlin 1910, S. 115-135.

[391] 1877; auch in: Kleine Schriften. Bd. 1, S. 191-214.

[392] 1878; auch in: Vorträge und Abhandlungen. Bd. 3, S. 1-36.

[393] Leipzig 1833; 14. Aufl. (Ausg. letzter Hand) bearb. von W. Nestle. 1971.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0089

akademischer Lehrer und Forscher gewirkt. Mit dem Ausscheiden aus seinen amtlichen Verpflichtungen setzte er seine wissenschaftliche Tätigkeit fort, seinen Wohnsitz nahm er jedoch wieder in seiner schwäbischen Heimat.

Boeckhs Erbe an Universität und Akademie trat 1865 **Adolf Kirchhoff**[394] (1826-1908) an, der mit Haupt zusammen das Philologische Seminar leitete und in der Akademie die Aufgabe übernahm, Boeckhs unvollendet gebliebenes griechisches Inschriftenwerk zum Abschluß zu bringen. „Kirchhoff war Preuße und Berliner in so ausschließlichem Sinne, daß für ihn jenseits des Weichbildes seiner Heimatstadt die Fremde begann, in der er auf die Dauer nicht atmen konnte." Mit diesen Worten hat Wilamowitz[395] den äußeren Rahmen von Kirchhoffs Leben treffend gezeichnet. In Berlin als ältester Sohn[396] eines künstlerisch begabten und tätigen Vaters geboren, besuchte Kirchhoff das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte von 1842-1846 an der Berliner Universität Klassische Philologie. Seine Lehrer waren Boeckh und Lachmann. Die weite, umfassende Ausbildung in seinem Fach erhielt er von Boeckh, dessen Seminar er fünf Semester lang angehörte; jedoch weit mehr hat schon aufgrund der natürlichen Begabung die Methode Lachmanns und dessen Textanalyse auf den jungen Studenten eingewirkt. Zu Kirchhoffs Lehrern sind außerdem Franz Bopp zu zählen, der ihn in die Sprachwissenschaft einführte, sowie Trendelenburg durch seinen philosophischen Unterricht. Kirchhoff promovierte 1846 mit einer Arbeit „Quaestionum Homericarum particula" die unter dem Einfluß von Lachmanns „Betrachtungen über Homers Ilias" entstand. Im gleichen Jahr bestand Kirchhoff die Lehramtsprüfung unter dem Prüfer August Meineke, der ihm das Zeugnis ausstellte „in allen Gebieten der klassischen Philologie ist er zu Hause"[397], und noch im gleichen Jahre wurde er Lehrer an Meinekes Schule, dem Joachimsthal-

---

[394] U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Gedächtnisrede auf Adolf Kirchhoff. In: Kleine Schriften. Bd. 6. 1972, S. 40-48. – O. Schroeder, Adolf Kirchhoff. In: BJbA 36. 1908, S. 150-175.

[395] Wilamowitz (wie Anm. 394), S. 40.

[396] Seine beiden jüngeren Brüder Albrecht und Otto wurden Buchhändler und führten in Leipzig ein renommiertes Antiquariat. Sie gaben eine Vielzahl von Katalogen heraus, so u.a. den „Bücher-Katalog". Bd. 1. 1851-1855. Leipzig 1857 und Bd. 2. 1856-1860. Leipzig 1861, den Vorläufer zu Hinrichs Bücherkatalog. Bd. 1-13. Leipzig 1875-1913. Der ältere der beiden Brüder, Albrecht, ist außerdem bekannt durch eine „Geschichte des deutschen Buchhandels". Bd. 1-2. Leipzig 1851-1853 und „Die Handschriftenhändler des Mittelalters". Leipzig 1853; für diese Arbeiten erhielt er die philosophische Ehrendoktorwürde der Leipziger Universität.

[397] Schroeder (wie Anm. 394), S. 155-156.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0090

schen Gymnasium, an dem er neunzehn Jahre erfolgreich tätig war und neben dem berühmten Direktor wesentlich zu dem großen Ruf dieses Gymnasiums als Gelehrtenschule beigetragen hat[398].

Bereits während seiner langjährigen Tätigkeit als Gymnasiallehrer trat Kirchhoff durch eine vielbewunderte Fülle literarischer Arbeiten zu den verschiedensten Gebieten der Altertumswissenschaft, hauptsächlich zur griechischen Philologie, hervor. Sogleich nach dem ersten Jahr seiner Gymnasiallehrertätigkeit erschien eine Ausgabe von Plotins „De virtutibus et adversus gnosticos libelli"[399], zu der Kirchhoff die Anregungen von Trendelenburg empfangen hatte. Die weitere Beschäftigung mit dem Werk des Neuplatonikers schloß Kirchhoff mit der 1856 erschienenen kritischen Ausgabe[400] ab, mit der zum ersten Male der Versuch gemacht wurde, der „echten Überlieferung" nachzugehen. Im Plotin war Kirchhoff „überhaupt der Erste, der die in Sprache und Gedanken gleich schwierigen Werke des letzten großen Philosophen der Griechen Schritt für Schritt mit philologischem Auge durchmaß"[401]. Gleichzeitig arbeitete er zusammen mit seinem Freunde Theodor Aufrecht auf einem ganz anderen neuen Gebiet, der Deutung der umbrischen Sprachdenkmäler[402], wobei die Ergebnisse der Sprachvergleichung Franz Bopps in die Untersuchungen einbezogen wurden. Kirchhoffs und Aufrechts Werk bildete lange Zeit bis zu Franz Buechelers Forschungsergebnissen die Grundlage für die Kenntnis der italischen Sprachgeschichte[403]. Mit der Deutung eines oskischen Dokuments, das von ihm den Namen „Stadtrecht von Bantia"[404] erhalten hat, schloß er seine Forschungen über italische Dialekte ab; das letztgenannte Werk war zugleich eine Entgegnung auf die ganz andere Ansicht Mommsens zu diesem Gegenstand und deshalb als Sendschreiben an diesen gefaßt. Epigraphischen Studien anderer Kulturen wandte sich Kirchhoff in einem

---

[398] Schüler Kirchhoffs am Joachimsthalschen Gymnasium waren neben anderen Hermann Usener, Adolf Kiessling, der Epigraphiker Wilhelm Dittenberger sowie Wolfgang Helbig, später Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. Von den Kollegen der Schule stand Kirchhoff Karl Franke am nächsten, bekannt durch eine griech. Formenlehre, die in Konkurrenz zu der K. W. Krügers stand (vgl. S. 34). Franke starb bereits 1851; Kirchhoff heiratete später dessen Schwester Therese, die siebzehn Jahre älter als ihr Gatte war.

[399] Berolini 1847.

[400] Plotini opera. Vol. 1-3. Lipsiae 1856.

[401] Wilamowitz (wie Anm. 394), S. 42.

[402] Die Umbrischen Sprachdenkmäler. Bd. 1-2. Berlin 1849-1851.

[403] Schroeder (wie Anm. 394), S. 160.

[404] Berlin 1853.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0091

Joachimsthaler Schulprogramm zu, das die gotische Runenschrift[405] zum Thema hatte und zugleich einige seiner wenigen germanistischen Studien war, mit denen er sich erst als Gymnasiallehrer beschäftigt hat. Ein bedeutendes weiteres Forschungsgebiet Kirchhoffs bildete ab 1852 Euripides. Zunächst gab er zwei Tragödien in Einzelausgaben[406] heraus; nach kurzem Aufenthalt in Venedig zur Kollationierung von Handschriften folgte in den Jahren darauf die Gesamtausgabe[407] des Tragikers, die ganz nach den Grundsätzen Lachmannscher Textkritik gearbeitet worden war. Wilamowitz gab über sie folgendes Urteil ab[408]: „Da war es denn eine rechte Leistung in Lachmanns Sinne und seiner auch in jeder Beziehung würdig, als Adolf Kirchhoff zuerst 1852 in den Spezialausgaben der Medea und der Troades aus dem Chaos der Varianten die wirklichen Träger der Überlieferung herausfand; seine große Ausgabe führte dann mit reicherem aber leider doch noch sehr unvollständigem Materiale dieselben Grundsätze durch und verwarf mit entschiedener Konsequenz die seit der Aldina vorherrschende sogenannte zweite Klasse. Das war wirkliche Methode, die schon durch ihre unerbittliche Energie imponierte". Bei seiner Suche nach einer festen Textgrundlage des Euripides war zugleich in Kirchhoffs Methode der Textbehandlung ein gewisser Gegensatz zum unbedingten Streben nach Emendation zu erkennen, wie es gerade auch Meineke vertreten hat[409]. Das Jahr 1856 hat Otto Schroeder als „Epochenjahr"[410] in der Gelehrtentätigkeit Kirchhoffs bezeichnet, weil von da an die Textkritik in seinen Arbeiten zurücktrat. Es blieb die Beschäftigung mit der Epigraphik, die er aber nun ganz auf das Griechische beschränkte. Wir kommen darauf noch zurück. Während dieser Zeit hat Kirchhoff im wesentlichen auch bereits seine Gedanken zur Odyssee entwickelt, durch die er bis heute den nachhaltigsten Einfluß hinterlassen hat. Die Arbeit an der Odyssee ging auf die erwähnte unter Lachmanns Einfluß entstandene Dissertation zurück, und dessen Liedertheorie war es, die ihn zu seiner Theorie von größeren Teilgedichten, Kleinepen, brachte, aus denen das überlieferte Epos bestehen sollte. Als erstes Ergebnis seiner Untersuchungen veröffentlichte Kirchhoff den Text der Odys-

---

[405] Das gothische Runenalphabet. Programm des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin 1851; 2. vermehrte Aufl. Berlin 1854.
[406] Euripides, Medea. Berlin 1852. – Euripides, Troades. Berlin 1852.
[407] Euripides, Tragoediae. Vol. 1-2. Berlin 1855.
[408] U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Euripides. Herakles. Bd. 1: Einleitung in die griechische Tragödie. 4. Abdr. 1959, S. 252.
[409] Vgl. Schroeder (wie Anm. 394), S. 161.
[410] Schroeder (wie Anm. 394), S. 162.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0092

see[411] mit ausführlichen analytischen Erläuterungen. Es folgte eine Reihe von Aufsätzen mit verschiedenen Ansätzen und Begründungen zur Odyssee-Analyse, die später in dem Sammelband „Die Composition der Odyssee"[412] vereinigt wurden. Kirchhoffs Theorie, die die Odyssee-Analyse begründete und bis in die Gegenwart wegweisend war, lag die Beobachtung zugrunde, daß sich alle Teile dieses epischen Gedichtes, die von Telemachos handeln, eigenständig aus dem Ganzen herausheben, als ob sie mit der Geschichte der Heimkehr des Odysseus nicht in Verbindung ständen. Kirchhoff hat die Verbindungsstellen von Telemachos-Handlung und der Heimkehrgeschichte des Odysseus untersucht und dabei vielfach einen fehlenden organischen Zusammenhang, Unklarheiten und logische Anstöße festgestellt. Er zog daraus die Schlußfolgerung, ein stümperhafter Bearbeiter habe die zwei Gedichte, die Telemachie und die Heimkehr des Odysseus, zusammengefügt, wobei der eigentliche Nostos durch ein zweites Gedicht von den Irrfahrten noch erweitert worden sei; als eigenständiges Gedicht war nach Kirchhoff schließlich auch der Freiermord zu sehen. Die von Kirchhoff vorgetragenen Gedanken zur Entstehung der Odyssee sind von den Anhängern der Analyse immer wieder aufgegriffen und modifiziert worden, doch auch mit den Vertretern der Einheit des homerischen Gedichts brachte der von ihm gegebene Impuls eine fruchtbare Diskussion in Gang[413]. Auf die Theorie Lachmanns ging Kirchhoff später in der Zerlegung der Erga Hesiods[414] zurück, die er als eine „Sammlung kleinerer Einzeldichtungen" ansah, die „in der chronologischen Reihenfolge, in der sie neben- oder nacheinander entstanden"[415] waren, vom Dichter selbst zusammengestellt worden seien. Mit den Fragen der Entstehung, Komposition und Analyse hat sich Kirchhoff auch bei anderen griechischen Literaturwerken befaßt. Nur erwähnt werden können seine Untersuchungen über die Abfassungszeit von Herodots Geschichtswerk[416] oder die später gesammelt herausgekommenen Einzelarbeiten zu Thukydides[417], in denen er sich mit der zuerst von Franz Wolfgang Ullrich aufgegriffenen Frage der Schichtenanalyse

---

[411] Die homerische Odyssee und ihre Entstehung. Berlin 1859.

[412] Berlin 1869; alle Arbeiten Kirchhoffs zur Odyssee wurden in der 2. Auflage von „Die homerische Odyssee" (1879) vereinigt.

[413] Vgl A. Heubeck, Die homerische Frage. Darmstadt 1974, S. 8-14.

[414] Mahnlieder an Perses. Berlin 1889.

[415] Kirchhoff (wie Anm. 413), S. 34-35.

[416] A. Kirchhoff, Über die Abfassungszeit des herodoteischen Geschichtswerkes. In: AbhBerlin 1868, S. 1-30; 1871, S. 47ff.

[417] A. Kirchhoff, Thukydides und sein Urkundenmaterial. Ein Beitrag zur Enstehungsgeschichte seines Werkes. In: Gesammelte akademische Abhandlungen Berlin 1895.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0093

auseinandergesetzt hat. In den gleichen Problemkreis gehörten auch die Forschungen zur Schrift über den Staat der Athener[418] bei der Kirchhoff neben der Frage der Entstehung auch wesentlich zu einer ersten Grundlage des Textes beigetragen hat, sowie seine analytische Untersuchung der Kranzrede des Demosthenes[419]. Nochmals auf die griechische Tragödie kam Kirchhoff mit seiner Ausgabe des Aischylos[420] zurück, die jedoch auf der damals allgemein herrschenden falschen Meinung über die Handschriftenüberlieferung des Tragikers basierte und später durch die große Ausgabe von Wilamowitz überholt wurde. Soviel zu den allerwichtigsten Forschungen Kirchhoffs zur griechischen Literatur, denen seine Forschungen zur griechischen Epigraphik mindestens gleichrangig gegenüberstanden[421].

Der Anstoß zur Beschäftigung mit den griechischen Inschriften kam von außen. Das unter Boeckhs jahrzehntelanger mühevoller Leitung entstandene griechische Inschriftenwerk sollte mit dem Band der christlichen Inschriften abgeschlossen werden. Nach dem Ausscheiden von Ernst Curtius aus der Redaktion im Jahre 1856, der einem Ruf nach Göttingen gefolgt war, wurde ein neuer Bearbeiter des bereits vorliegenden Materials gesucht. Meineke war es, der die Wahl auf seinen am Joachimsthalschen Gymnasium tätigen Kollegen Kirchhoff brachte. Dieser erfüllte in entsagungsvoller Arbeit und teilweise mit Selbstaufopferung der eigenen Person die Zusage, den Abschluß des Unternehmens zu beschleunigen; 1859 lag der Band IV, 2 als Schlußband des großen Unternehmens vor[422]. Eine weitere Aufgabe für das Inschriftencorpus hatte Kirchhoff mit der Erfassung, Sammlung und Herausgabe des nach Erscheinen des Grundwerkes neu hinzugekommenen Materials übernommen, das Boeckh in Supplementbänden zusammenfassen wollte. Jedoch erwies sich dieser Plan wegen der Fülle des Materials als undurchführbar, zudem waren auch viele Angaben von Boeckhs Corpus aufgrund neuerer sorgfältiger Abschriften korrekturbedürftig. Kirchhoff stand also bei Übernahme der Gesamtleitung des Unternehmens nach Boeckhs Tod (1867) vor grundlegenden Problemen in der Weiterführung des Corpus. Er entschied sich mit Unterstützung der Inschriftenkommission der Akademie, der neben ihm Mommsen,

---

[418] A. Kirchhoff, Über die Abfassungszeit der Schrift vom Staat der Athener. In: AbhBerlin 1878, S. 1-25. – Xenophontis qui fertur libellus de re publica Atheniensium. Berlin 1874; 2. Aufl. 1881.

[419] Über die Redaktion der Demosthenischen Kranzrede. In: AbhBerlin 1875, S. 59-99.

[420] Aeschyli tragoediae. Berolini 1880.

[421] Vgl. Larfeld, Griechische Epigraphik³. HAW I. 5. München 1914, S. 39-40, 56-60.

[422] Die Indices kamen 1877 von Hermann Röhl heraus. Röhl war Oberlehrer am Askanischen Gymnasium in Berlin.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0094

Haupt und später Ernst Curtius angehörten, gegen die Herausgabe von Supplementbänden zum CIG, sondern faßte den gewaltigen Plan einer völligen Neugestaltung und Neuherausgabe der alten Sammlung. Mit dem „Corpus Inscriptionum Atticarum" (CIA)[423] wurde begonnen; es erschien in drei Abteilungen, zu denen noch eine Reihe von Supplementen hinzutraten. Kirchhoff selbst besorgte die erste Abteilung, die „Inscriptiones Euclidis anno vetustiores", die vierbändige zweite Abteilung, die die Zeit bis Augustus enthielt, bearbeitete Ulrich Köhler[424], die römische Zeit als dritte Abteilung übernahm Wilhelm Dittenberger[425]. Das unter Kirchhoffs Leitung geschaffene Corpus der attischen Inschriften galt als bewundernswert wegen der „peinlichen Sorgfalt und Akribie in der Herstellung der Texte" und der „selbstverleugnenden Ausdauer der Herausgeber in den Minutissimis des Druckes"[426]. Aus der Arbeit am griechischen Inschriftenwerk ergaben sich weitere wichtige Forschungen Kirchhoffs zu Form und Inhalt der Inschriften. So verdienen als damals grundlegende Untersuchungen zur griechischen Schriftgeschichte die „Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets"[427] erwähnt zu werden, deren wichtigste Ergebnisse die Gliederung des Inschriftenmaterials nach Lokalalphabeten und bei dem chronologisch bestimmbaren Material eine aus dem Vergleich gewonnene tabellarische Darstellung über die Entwicklung der Schrift waren. Nur angedeutet werden können die zahlreichen Untersuchungen zum Inhalt von Inschriften, wie besonders die Arbeiten zum griechischen Staatsrecht[428].

Kirchhoff ist außerhalb seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit weniger hervorgetreten als seine nächsten Kollegen Haupt oder später Vahlen. Seine Lehraufgaben hat er bis 1901 erfüllt; 1905 ließ er sich von der Leitung des Philologischen Seminars entpflichten, dessen Stellung als Ausbildungsstätte schon vorher (1897)

---

[423] Berolini 1873-1891.

[424] (1838-1903), 1865 Sekretär der Preußischen Gesandtschaft in Athen, 1872 ordentlicher Professor der Archäologie in Straßburg, 1875 Leiter der athenischen Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts, 1886 ordentlicher Professor in Berlin.

[425] 1840-1906 Professor am Gymnasium in Rudolstadt, später Professor der Klassischen Philologie in Halle.

[426] Larfeld (wie Anm. 421), S. 58.

[427] In: AbhBerlin Phil.-hist. Klasse 1863, S. 117-253; 4. Aufl. Gütersloh 1887.

[428] z.B.: Über die Chronologie der attischen Volksbeschlüsse für Methone. In: AbhBerlin Phil.-hist. Klasse 1861, S. 555-601. – Zur Geschichte der attischen Kleruchie auf Lemnos. In: Hermes 1. 1866, S. 217ff. – Über die Tributlisten 01. 85,2-87,1. In: AbhBerlin Phil.-hist. Klasse 1870, S. 89-116. – Über die Tributpflicht der attischen Kleruchen. In: AbhBerlin Phil.-hist. Klasse 1873, S. 1-35. – Zur Geschichte des athenischen Staatsschatzes im 5. Jahrhundert. In: AbhBerlin Phil.-hist. Klasse 1876, S. 21-67.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0095

durch die Gründung eines philologischen Proseminars unter Wilamowitz und Diels innerhalb des Instituts für Altertumskunde geschwächt worden war. Mit Haupt, seinem Kollegen der ersten Jahre der Universitätstätigkeit, verband Kirchhoff ein freundschaftliches und von seiner Seite her verehrungsvolles[429] Verhältnis. Beide fanden besonders als Schüler Lachmanns viele Gemeinsamkeiten und standen in engem wissenschaftlichen Gedankenaustausch. Eine enge Freundschaft bestand auch zu Ernst Curtius, dessen Aufgaben der Redaktion des griechischen Inschriftencorpus Kirchhoff übernommen hatte. Bei den Sitzungen der von Curtius geleiteten Archäologischen Gesellschaft war er regelmäßiger Teilnehmer. Noch verbundener war er mit der Graeca, in die er durch Meineke eingeführt worden war und in der er lange Jahre der Vorleser war, dessen Lesen des Herodot gerühmt wurde. Die eigenen großen Leistungen beurteilte Kirchhoff mit äußerster Bescheidenheit. Viel diskutiert worden sind die Gedanken seiner Antrittsrede vor der Berliner Akademie, wo er die Philologengeneration eines Boeckh, Lachmann und Grimm als „Heroen" bezeichnet hat, seine Zeitgenossen und sich als „Epigonen". Daß er selbst zu den Großen der Philologiegeschichte des 19. Jahrhunderts gehörte, dessen Name „als Schöpfer des attischen Corpus in der Geschichte der Philologie neben Boeckh wie als Homeriker neben Lachmann fortleben" wird, hat Wilamowitz[430] in der Gedächtnisrede für Kirchhoff allgemeingültig ausgesprochen.

Im Zusammenhang mit Kirchhoff ist kurz an **August Nauck**[431] (1822-1892) zu erinnern, der nicht eigentlich zum Kreis Berliner Klassischer Philologen zu zählen ist, jedoch von 1853-1859 einige bedeutende Jahre seines Schaffens gerade auf seinem Hauptarbeitsgebiet, der griechischen Tragödie, in der Stadt verbracht hat; zunächst war er Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium, danach kurze Zeit Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Zum Kollegium des Joachimsthalschen Gymnasiums gehörte damals auch Kirchhoff, und Direktor der Schule war bekanntlich Meineke. Dieser war es auch, der dem ihm durch seine wissenschaftlichen Leistungen und persönlich bereits bekannten Nauck eine Anstellung an seiner Schule verschaffte. Nauck stammte aus Thüringen und wurde nach dem frühen Tod des Vaters von seinem Onkel erzogen. Er besuchte

---

[429] Ein Zeugnis dafür ist die schon zitierte Gedächtnisrede Kirchhoffs auf Haupt in der Preußischen Akademie (wie Anm. 286).
[430] Wilamowitz (wie Anm. 394), S. 47.
[431] Th. Zielinski, August Nauck. In: BJbA 16. 1893, S. 1-65. W. Unte. In: NDB 18. 1997, S. 758-759.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0096

die berühmte Fürstenschule Schulpforta und studierte ab 1841 in Halle unter Bernhardy und dem Boeckh-Schüler Meier Klassische Philologie. Die Studienzeit wurde ihm erschwert, weil er nach dem Tod seiner Mutter völlig auf sich allein gestellt war und durch Erteilen von Privatstunden sein Studium teilweise selbst finanzieren mußte. Nach der Promotion war Nauck zunächst Hauslehrer in Dünamünde bei Riga, bis er seinen Vorbereitungsdienst für das Lehramt ab 1851 in Berlin und Prenzlau absolvierte und nach bestandenem Examen die erwähnte Anstellung in Berlin erhielt. Bereits während der Studienzeit in Halle befaßte sich Nauck auf Bernhardys Anregung mit dem alexandrinischen Grammatiker Aristophanes von Byzanz. Ein erstes Ergebnis seiner Forschungen war eine Bernhardy gewidmete Untersuchung, in der er die Echtheit eines Pariser Exzerpts aus Aristophanes nachwies[432]. Die weitere Beschäftigung mit dem Autor gipfelte schließlich in der Sammlung der Fragmente des Aristophanes von Byzanz[433], in der bereits Naucks methodische Richtung, die Konjekturalkritik, erkennbar wurde. Mit diesen Arbeiten über den alexandrinischen Grammatiker begründete Nauck seinen wissenschaftlichen Ruf, der ihm auch bald den Kontakt zu Friedrich Wilhelm Schneidewin[434] in Göttingen und zu Meineke brachte.

Bei den Forschungen zu Aristophanes von Byzanz hatte Nauck zugleich in ungeheurem Fleiß weite Gebiete der griechischen Literatur durchgearbeitet und sich zahlreiches Fragmentmaterial sowie Sammlungen von Konjekturen zu verschiedenen Gattungen griechischer Literatur, wie zu den Historikern, Tragikern und Komikern, zusammengetragen. In den Berliner Jahren, in denen er die Möglichkeit gelehrten Gedankenaustausches mit Männern verwandter textphilologischer Arbeitsweise, wie Kirchhoff und mehr noch Meineke hatte, kamen einige schon vorher gefaßte Pläne zur Reife, besonders die zu den griechischen Tragikern. Ein äußerer Anlaß der noch tieferen Beschäftigung mit der griechischen Tragödie bot sich ihm, als er aufgefordert wurde, für die Bibliotheca Teubneriana eine Handausgabe des Euripides unter Einbeziehung der Fragmente zu schaffen. Die Ausgabe erschien 1854[435], kurz vor der Kirchhoffs. Beide hatten sich in häufigem Gedankenaustausch in vielen Fragen gegenseitig ergänzt, ohne daß Kirchhoff zunächst wußte, daß auch Nauck eine Ausgabe des Euripides vorbereitete[436]. Nach dem Erscheinen der Euripides-Ausgabe arbeitete Nauck intensiv weiter an

---

[432] Aristophanis Byzantii fragmentum Parisinum. Halis 1845.

[433] Aristophanis Byzantii fragmenta. Halis 1848.

[434] Nauck wurde Mitarbeiter an dem von Schneidewin 1846 gegründeten „Philologus".

[435] Euripidis tragoediae superstites et deperditarum fragmenta. Vol. 1-2. Lipsiae 1854; Vol. 1-3. 3. Aufl. 1869-1871.

[436] Vgl. dazu Zielinski (wie Anm. 431), S. 20-21.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0097

einer Sammlung aller Tragikerfragmente, die als Gegenstück zu Meinekes Sammlung der Komikerfragmente entstehen sollte. Bereits 1855 konnte er als Vorlauf in einem Programm[437] des Joachimsthalschen Gymnasiums einige textkritische Ergebnisse veröffentlichen; ein Jahr später erschien die Fragmentsammlung[438] selbst, die ihrem Verfasser schnell einen angesehenen Namen in der Fachwelt einbrachte. Die Arbeit an den Tragikerfragmenten war damit nicht abgeschlossen, sondern Nauck hat stetig sein Material vervollständigt, verbessert und aktualisiert und schließlich 1889 als Lebenswerk die zweite Auflage herausgegeben, ein Werk, über das Wilamowitz urteilte, es sei „in Vollständigkeit, Zuverlässigkeit und praktischer Anordnung unübertrefflich“[439].

Im Jahre 1859 wurde Nauck an die Akademie der Wissenschaften nach St. Petersburg berufen, wo er bis zu seinem Lebensende blieb. Naucks Wirken in Rußland, seine großen Verdienste um die Verbreitung des Griechisch-Studiums dort sowie seine weiteren textkritischen Arbeiten, wie die Ausgaben des Sophokles[440], Porphyrios[441], Iamblichos[442] oder die der homerischen Epen[443], bei denen er sich an Bekker anschloß, können hier nicht dargestellt werden. Nauck war einer der großen Vertreter der Konjekturalkritik, die gerade in Berlin unter den Klassischen Philologen, die am Joachimsthalschen Gymnasium unter Meineke wirkten, besonders gepflegt wurde. Für ihn war die Textkritik eine der Mathematik ähnliche exakte Wissenschaft, bei der es vor allem auf Akribie ankam. Diese Disziplin basierte für ihn auf klar definierbaren Gesetzen, nach denen jedes textkritische Problem gelöst werden konnte. Mit dieser Zielsetzung hat Nauck viele glänzende Wiederherstellungen von Texten erreicht, jedoch bei dem Absolutheitsanspruch der von ihm erprobten Methode ist er auch manchem Irrtum verfallen.

---

[437] De tragicorum Graecorum fragmentis observationes criticae. Programm des Joachimsthalschen Gymnasiums Berlin 1855.

[438] Tragicorum Graecorum fragmenta. Lipsiae 1856.

[439] Wilamowitz 66. – Die Sammlung von Nauck ist bis heute nicht ersetzt. Auch die im Erscheinen begriffenen „Tragicorum Graecorum fragmenta“ von Bruno Snell/ Richard Kannicht/ Stefan Radt (Göttingen 1971ff.), bei denen alle neuen Forschungsergebnisse, besonders auch die Papyrusfunde, berücksichtigt worden sind, basieren auf Naucks Leistung.

[440] Sophoclis tragoediae. Berolini 1867; Sophokles erklärt von F. W. Schneidewin, dessen zahlreiche Auflagen Nauck ab 1856 besorgt hat.

[441] Porphyrii Tyrii philosophi Platonici opuscula tria. Lipsiae 1860; 2. Ed. 1886.

[442] Iamblichi de vita Pythagorica. Petropoli 1884.

[443] Homeri Odyssea. Berolini 1874. – Homeri Ilias. Berolini 1879.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0098

Professor am Joachimsthalschen Gymnasium war seit 1861 **Rudolf Hercher**[444] (1821-1878), der zu den glänzendsten Kennern der griechischen Sprache und Literatur, besonders der Spätantike, und zu den scharfsinnigsten Kritikern seiner Zeit zählte. Er war durch Meinekes und Bekkers Bemühen nach Berlin geholt worden und gehörte hier bald nach seiner Übersiedlung als ordentliches Mitglied dem Deutschen Archäologischen Institut in Rom und ab 1873 der Berliner Akademie an. Hercher war gebürtig aus Rudolstadt und besuchte das dortige Gymnasium, an dem sein Vater Professor war. Ab 1839 studierte er in Leipzig Klassische Philologie; 1843 verbrachte er zwei Semester in Berlin und promovierte 1844 in Jena. Die Leipziger Studienjahre waren für seine wissenschaftliche Entwicklung richtungweisend. Hier hörte er Gottfried Hermann und besonders den jungen Moriz Haupt, durch deren Einfluß er in seiner philologischen Richtung auf die literarisch textkritische Seite gelenkt wurde. Nach dem Studium war Hercher zunächst als Hauslehrer in Irland und England tätig. 1847 übernahm er provisorisch die Stelle eines Kollaborators am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1854 wurde er dort Professor. 1859-1860 unternahm er eine einjährige Reise durch Italien, die er wegen einer Augenkrankheit um ein weiteres Jahr verlängern mußte. In Rom waren Freunde auf seine Fähigkeiten aufmerksam geworden wie ebenfalls schon zuvor die Berliner Bekannten Bekker und Parthey. Sie alle empfahlen Hercher für eine Berufung nach Berlin an das Joachimsthalsche Gymnasium, der er nach der Italienreise folgte. Hercher galt als brillanter Kenner beider alten Sprachen; sein blendender lateinischer Stil wurde gerühmt, und als Gräzist wurde ihm nachgesagt, er „verstehe so viel Griechisch, die überlieferten Texte wie Schülerhefte durchzukorrigieren und sie geradezu in einer Redaktion herausgeben zu können“[445]. Es war also kein Wunder, daß ein so hochbefähigter Mann in Berlin bald einen namhaften Platz im Kreise der führenden Berliner Philologen hatte und Männer wie Meineke, Bekker, Haupt, Mommsen und Kirchhoff zu seinen Freunden rechnen konnte, mit denen er auch durch die Graeca verbunden war.

Bei aller Vielseitigkeit der Interessen, die auch gerade der Archäologie galten, lagen doch Herchers wissenschaftliche Leistungen fast ausschließlich auf dem Gebiet philologischer Textkritik, die für ihn in einer genauen Prüfung der Handschriften bestand. Dabei scheute er sich nicht davor, aus nach seiner Ansicht sachlichen und sprachlichen Notwendigkeiten im Sinne der Konjektural- und Interpolationskritik Verbesserungsvorschläge zu machen, die vielfach wegen

---

[444] BJbA I. 1878, S. 9-10. – ADB 12, S. 51-54.
[445] Schroeder (wie Anm. 394), S. 157.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0099

ihrer Scharfsinnigkeit gerühmt, aber auch wegen mancher Übertreibungen angegriffen wurden. Herchers philologische Arbeiten umfaßten zum überwiegenden Teil die spätantiken griechischen Prosaiker, in späteren Jahren hat er sich intensiv mit Homer auseinandergesetzt. In seiner ersten Arbeit, der Ausgabe der dem Plutarch zugeschriebenen Schrift „De fluviis“[446], suchte er die Unechtheit zu erweisen; die zahlreichen Textverbesserungen zeigten schon in dieser Arbeit Herchers charakteristische Arbeitsweise, die sich in allen späteren Textpublikationen wiederholte. Es folgten die Ausgabe der kleinen Schriften Arrians[447] und die wichtige Sammlung der griechischen Romanschriftsteller „Erotici Graeci“[448], die insgesamt noch nicht ersetzt worden ist. Ebenso ist auch die Gesamtausgabe des Aelian[449] noch immer maßgebend; diese Ausgabe enthielt u.a. zugleich Porphyrios Schriften von der Enthaltsamkeit und von der Nymphengrotte sowie die des Philo Byzantinus über die sieben Weltwunder. Dem Aelian war eine Arbeit mit Emendationen zum Text der „Varia Historia“[450] des gleichen Autors vorausgegangen. Weitere Editionen waren die des Astrampsychos[451], einer Sammlung orakelhafter Ratschläge aus dem 5. Jahrhundert n.Chr., sowie von Artemidoros Traumbuch[452]. Erwähnenswert sind ferner neben dem ersten Band einer geplanten Gesamtausgabe der „Moralia“[453] des Plutarch die „Epistolographi Graeci“[454], die unter Verwendung von Vorarbeiten Anton Westermanns entstanden, sowie die Ausgabe von Apollodors Bibliothek[455]. Von Autoren der älteren griechischen Literatur hat Hercher den aus dem 4. Jahrhundert v.Chr. stammenden Militärschriftsteller Aineias Taktikos[456] in einer größeren und kleineren Ausgabe herausgegeben und dabei dessen attischen Stil im Sinne seiner Interpolationskritik wiederherzustellen versucht. Schließlich ist Hercher durch eine Reihe von Beiträgen zur Homerforschung hervorgetreten, vor allem zu Problemen der homerischen Geographie und Topographie. Besonders bekannt geworden ist sein im ersten Band des von ihm mitgegründeten „Hermes“ erschienener Aufsatz „Ho-

---

[446] Leipzig 1851.
[447] Leipzig 1854.
[448] Vol 1-2. Lipsiae 1858-1859.
[449] Paris 1858.
[450] De Aeliani varia historia. Programm Rudolstadt 1856.
[451] Oraculorum decades. Programm des Joachimsthalschen Gymnasiums. Berlin 1863.
[452] Artemidori Daldiani Onirocriticon libri V. Lipsiae 1864.
[453] Leipzig 1872.
[454] Paris 1873.
[455] Berlin 1874.
[456] Berolini 1870; Editio minor 1870.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0100

mer und das Ithaka der Wirklichkeit“[457], in dem er nach einem Besuch Ithakas die Auffassung vertrat, daß die heutige Insel mit der der homerischen Epen aufgrund der Widersprüche zwischen der Schilderung Homers und den jetzt vorliegenden landeskundlichen und topographischen Gegebenheiten unmöglich identisch sein könnte. Weitere Arbeiten zur homerischen Topographie waren die Akademieabhandlungen „Über die homerische Ebene von Troja“[458] sowie der Beitrag für die Festschrift Mommsens „Vier homerische Flüsse“[459]. Trotz seines verhältnismäßig kurz bemessenen Lebens hat Hercher ein recht umfangreiches wissenschaftliches Werk hinterlassen, von dem besonders die Editionen entlegener griechischer Schriftsteller noch immer nicht ersetzt sind.

Von der reinen Textphilologie der römischen Literatur bis zur Erforschung des gesamten römischen Altertums weitete sich im Laufe seines Lebens das Arbeitsgebiet von **Henri Jordan**[460] (1833-1886) aus. Jordan, ein Schwiegersohn Johann Gustav Droysens, entstammte einer Berliner Hugenottenfamilie und studierte nach der Schulzeit auf dem Joachimsthalschen Gymnasium an den Universitäten Berlin und Bonn Klassische Philologie. Er promovierte 1856 in Berlin, habilitierte sich hier 1861 und unternahm von 1861-1863 eine lange Reise nach Italien, durch deren Eindrücke sein Blick über die Textphilologie hinaus auch auf die Realien des römischen Altertums gelenkt wurde. Nach der Rückkehr lehrte er als Privatdozent an der Berliner Universität, bis er 1867 auf ein Ordinariat für Klassische Philologie nach Königsberg berufen wurde, wo er fast zwanzig Jahre lang bis zu seinem Tode wirkte.
Neben Ritschl in Bonn bestimmten Haupt und Hertz in Berlin am meisten Jordans wissenschaftlichen Werdegang, der zunächst allein von textphilologischer Seite sich entfaltete. Die Promotion erfolgte mit einer Arbeit über die Bruchstücke der Werke Catos[461], zu der beide Berliner Lehrer die Anregung gegeben hatten. Die weitere Beschäftigung mit demselben Thema, bei dem er auch in ständigem gelehrten Gedankenaustausch mit dem ihm befreundeten Mommsen stand, brachte die Ausgabe der Fragmente Catos[462], ein Werk, das eine lange

---

[457] Hermes 1. 1866, S. 263-280; auch in: Homerische Aufsätze. Leipzig 1881, S. 1-25.
[458] In: AbhBerlin Phil.-hist. Klasse 1876, S. 101-134; auch in: Homerische Aufsätze 1876, S. 26-29.
[459] In: Commentationes philologae in honorem Th. Mommseni scripserunt amici. Berlin 1877, S. 769-781; auch in: Homerische Aufsätze, S. 70-92.
[460] E. Lübbert, Henri Jordan. In: BJbA 9. 1886, S. 227-249.
[461] Quaestionum Catonianarum capita duo. Diss. Berlin 1856.
[462] M. Catonis praeter librum de re rustica quae extant. Lipsiae 1860.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0101

spürbare Lücke ausfüllte und wegen der musterhaften Methode der Vollständigkeit und Originalität seinen Herausgeber in der Fachwelt bekannt machte. Als weiterer Schwerpunkt der Forschungen Jordans bildete sich nach der Arbeit an Cato die römische Geschichtsschreibung heraus. So setzte er sich mit textkritischen Problemen der „Scriptores historiae Augustae" auseinander; das Ergebnis dieser Studien war eine Ausgabe[463], die er zusammen mit Eyssenhardt[464] veröffentlichte. Noch umfassender waren Jordans Forschungen zu Sallust, die ihn sein Leben lang begleiteten. Der handschriftlichen Überlieferung der Werke dieses römischen Historikers wandte er sich gleich nach dem Erscheinen der Cato-Fragmente zu; das Ergebnis dieser Studien war zunächst eine Handausgabe[465] von dessen Werken, deren erste Auflage noch in der Berliner Zeit erschien. Ebenso wie bei Cato galt auch bei Sallust Jordans besonderes Interesse den Fragmenten und den dem Historiker zugeschriebenen kleineren Werken. So hatte er bei den überlieferungsgeschichtlichen Studien zu Sallust nachgewiesen, daß nicht mehr Reden und Briefe in den verlorenen Historien vorhanden waren als die, welche in einer der Sallust-Handschriften, dem Codex Vaticanus, überliefert sind[466]. Grundlegend für die weitere Sallust-Forschung wurden auch Jordans Arbeiten über die umstrittene Frage der Entstehung und Echtheit der unter Sallusts Namen überkommenen Suasorien an Caesar und der Invektive gegen Cicero[467]. Die von Jordan vorgesehene große Sallust-Ausgabe mit ausführlichen Erläuterungen und unter Einbeziehung aller Fragmente kam durch seinen frühen Tod nicht mehr zur Vollendung. Trotzdem hat er „durch seine Sallustischen Studien sich einen unvergänglichen Namen in der Geschichte und Erklärung dieses Schriftstellers erworben"[468]. Durch den eigenen Anblick der Monumente der ewigen Stadt gewann Jordan ein neues Verhältnis zur römischen Antike, das sich über die literarischen Texte hinaus auf das öffentliche und private Leben Roms, auf Kunst und Religion ausdehnte. Aus diesen neu erwachten Interessen erwuchsen eine Reihe von Arbeiten, von denen jedoch der größere Teil in den

---

[463] Scriptores historiae Augustae. Berolini 1864.

[464] Franz Eyssenhardt (1838-1901) studierte unter Boeckh und Haupt in Berlin und war später in Hamburg zunächst Lehrer am Johanneum, danach Stadtbibliothekar.

[465] Sallusti Catilina, Iugurtha, Historiarum reliquiae. Berolini 1866; 2. Ausg. 1876; 3. Ausg. 1887.

[466] Die Überlieferung der Reden und Briefe aus Sallust's Historien. In: RhM 18. 1863, S. 584-593.

[467] De suasoriis ad Caesarem senem de re publica commentatio. Berolini 1868. – Die Invectivae des Sallust und Cicero. In: Hermes 2. 1876, S. 305-331.

[468] Lübbert (wie Anm. 460), S. 236.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0102

Königsberger Jahren entstand. Auf dem Gebiet der römischen Religion trat Jordan durch einige Untersuchungen zum Kult der Laren und Genien[469] hervor, bei denen er die archäologischen Zeugnisse als Quellenmaterial einbezog. Eine wichtige von ihm erörterte Frage war dabei die nach der Entwicklung der Zweiheit und Zwillingsnatur der Laren in spätrepublikanischer Zeit. Seine intensiven und umfassenden Studien zur römischen Religion stellte er später in den Dienst einer Neuausgabe von Prellers „Römischer Mythologie“[470], bei der er seine „Gründlichkeit und Vielseitigkeit auf das Glänzendste bewährt hat“[471]. Den religionsgeschichtlichen Forschungen schlossen sich Studien zur Topographie des antiken Rom an; ein großangelegtes Handbuch[472] zu diesem Gebiet blieb durch Jordans zu frühen Tod unvollendet. Um ein abgerundetes Bild dieses auf dem Gesamtgebiet der römischen Altertumskunde so vielseitigen Gelehrten zu geben, ist noch auf seine Forschungsbeiträge zur Geschichte und Grammatik[473] der lateinischen Sprache wenigstens hinzuweisen, ein Arbeitsgebiet, dem er sich ausschließlich in der Königsberger Zeit zugewandt hat.

Nach Haupts Tod wurde die kommissarische Leitung der lateinischen Übungen im Philologischen Seminar für kurze Zeit **Emil Hübner** (1834-1901) übertragen. Hübner, ebenfalls Schwiegersohn Droysens, ist als Redaktor der Zeitschrift „Hermes“ bekannt geworden sowie als Mitarbeiter Mommsens am CIL. Seit 1863 war er außerordentlicher Professor, seit 1870 Ordinarius für Klassische Philologie in Berlin; seine Hoffnungen, nach Haupts Tod als dritter Direktor neben Kirchhoff und Vahlen in die Leitung des Philologischen Seminars einzutreten, zerschlugen sich. Als akademischer Lehrer ist Hühner durch eine Reihe von Einführungen hervorgetreten, die für den akademischen Unterricht gedacht waren, so durch Grundrisse zur römischen Literatur[474], zur lateinischen und griechischen

---

[469] De Larum imaginibus atque cultu. In: AdI 34. 1862, S. 300-339. – Vesta und die Laren auf einem pompejanischen Wandgemälde, 25. BWPr 1865. – De Genii et Eponae picturis Pompeianis nuper detectis. In: AdI 44. 1872, S. 19-55.

[470] Bd. 1-2. 3. Aufl. Berlin 1881-1883.

[471] Lübbert (wie Anm. 460), S. 239.

[472] Topographie der Stadt Rom im Altertum. Bd. 1-2. Berlin 1871-1885, unvollendet. – Forma urbis Romae regionum. Berolini 1874.

[473] Kritische Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache. Berlin 1879.

[474] Grundriß zu Vorlesungen über die römische Literaturgeschichte. Berlin 1869; 4. Aufl. 1878.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0103

Grammatik[475] sowie durch eine sehr nützliche Bibliographie der Altertumswissenschaft[476]. Hübners Hauptarbeitsgebiet waren jedoch die Inschriften. Aus seinen Reisen nach Spanien resultierten die Sammlung der lateinischen Inschriften Spaniens für das CIL[477] sowie seine „Inscriptiones Hispaniae christianae"[478]; das Ergebnis einer Reise nach England waren die Sammlung der Inschriften Britanniens für das CIL[479] und die „Inscriptiones Britanniae christianae"[480]. Wertvoll waren auch Hübners methodische, aus der Feldarbeit erwachsenen Arbeiten zur Epigraphik, wie der Beitrag „Über mechanische Copien von Inschriften"[481]. Über die Inschriften hinaus hat sich Hübner auch allgemein den archäologischen Denkmälern der Antike gewidmet und dadurch wie in seiner alle Zweige der Altertumsforschung erfassenden Bibliographie der Klassischen Philologie gezeigt, daß er die Wissenschaft vom griechisch-römischen Altertum im universalen Sinne verstand. Bei Hübner und Jordan, die beide einer etwas jüngeren Philologengeneration angehörten, finden wir bereits die Hinwendung zu einer universalen Betrachtung des klassischen Altertums im Sinne der von Mommsen neu erweckten Idee, die sich aber unter den Zeitgenossen nur zögernd durchsetzte, gerade auch bei den führenden Klassischen Philologen in Berlin, die überwiegend der kritischen Erforschung der literarischen Texte nachgingen.

Einer der letzten bedeutenden Repräsentanten rein textphilologischer Forschung war **Johannes Vahlen**[482] (1830-1911), der 1874 auf den Lehrstuhl Lachmanns und Haupts berufen wurde. Er folgte erst dem zweiten Ruf an die Berliner Universität nach sechzehnjähriger Lehrtätigkeit in Wien. Der gebürtige Bonner besuchte das Gymnasium und danach die Universität seiner Vaterstadt, wo er sein gesamtes Studium absolvierte. Seine Lehrer waren besonders Welcker, Ritschl,

---

[475] Vorlesungen über die lateinische Grammatik. Berlin 1876; 2. Aufl. 1881. – Grundriß zu Vorlesungen über die griechische Syntax. Berlin 1883.

[476] Grundriß zu Vorlesungen über die Geschichte und Encyklopädie der Klassischen Philologie. Berlin 1876; 2. Aufl. unter dem Titel: Bibliographie der Klassischen Altertumswissenschaft. Grundriß zu Vorlesungen über die Geschichte und Encyklopädie der Klassischen Philologie. Berlin 1889; Nachdr. Hildesheim/ New York 1973.

[477] CIL II. Berolini 1869.

[478] Berolini 1871-1900.

[479] CIL VII. Berolini 1873.

[480] Berolini 1876.

[481] Berlin 1881.

[482] U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Gedächtnisrede auf Johannes Vahlen. In: Wilamowitz (wie Anm. 394). Bd. 6, S. 53-58. – E. Thomas, Johannes Vahlen. In: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 16. 1914, S. 236-247.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0104

Brandis und der junge Jakob Bernays. Der philologischen Begabung Vahlens entsprach vor allem die wortphilologische Schule Friedrich Ritschls, der er sich anschloß. Durch eine von Ritschl gestellte Preisaufgabe über die Annalen des Ennius fand Vahlen sein Dissertationsthema für die Promotion, die 1852 erfolgte. Die Dissertation war ein durchschlagender Erfolg; mit ihr „schwang er sich gleich in die vorderste Reihe der Latinisten“[483]. Während der folgenden Tätigkeit als Gymnasiallehrer habilitierte er sich 1854 auf Anraten Ritschls in Bonn und folgte 1856 einem Ruf auf eine außerordentliche Professur nach Breslau. Dort traf er Bernays als Kollegen wieder und knüpfte zugleich persönliche Beziehungen zu Theodor Mommsen, der damals ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft in Breslau war. Bereits 1858 ging Vahlen auf einen ordentlichen Lehrstuhl nach Freiburg, den er noch in demselben Jahr mit einem solchen in Wien vertauschte, wo er zugleich die Leitung des dortigen Philologischen Seminars übernahm. 1860 wurde er Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, für deren philosophisch-historische Klasse, er 1869 das Amt des Sekretärs übernahm. Nach langjährigem, höchst erfolgreichem Wirken in Wien als Forscher, Lehrer und Wissenschaftsverwalter, das er zusammen mit dem ihm auch persönlich verbundenen Bonitz entfaltete, nahm Vahlen den an ihn ergangenen Ruf nach Berlin an.

Vahlen war Anhänger einer enzyklopädischen Wissenschaft vom Altertum, wie sie Wolf und danach Boeckh vertreten hatten, obwohl seine wissenschaftliche Arbeitsweise und seine philologischen Werke ganz von der Wortphilologie bestimmt waren und er Lachmann als sein Vorbild ansah. Zu der Auseinandersetzung von Sach- und Wortphilologie, die lange verklungen war, äußerte er sich rückblickend in seiner Berliner Rektoratsantrittsrede „Über den philologischen Sinn“[484], „daß die Wissenschaft unermeßliche Aufgaben stelle, der Mensch in seinem beschränkten Dasein der Forschung engere Grenzen ziehen müsse, und die bewußte Scheidung der Ziele auf gemeinsamem Boden dem Ganzen der Wissenschaft nicht abträglich sei“. In diesem Sinne hatte sich Vahlen aufgrund seiner natürlichen Begabung der „hermeneutischen Kunst“ zugewandt, d.h. der Erklärung und Deutung der literarischen Denkmäler des Altertums. In der zitierten Berliner Rektoratsrede hat er sein Verständnis philologischer Arbeit dargestellt. Danach war für ihn „philologischer Sinn“ eine Art geistiger Tätigkeit, die in allen Wissenschaften, wenn sie literarische Denkmäler erforschten, auch in den Naturwissenschaften und in der Medizin angewandt werden mußte. Am

[483] Wilamowitz (wie Anm. 482), S. 54.
[484] Berlin 1886, S. 5.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0105

engsten war nach Vahlen die Verbindung von Geschichte und Philologie, weil das philologische Durcharbeiten literarischer Quellen nach seiner Ansicht Grundlage für historische Untersuchungen war. Die Sprache war es für Vahlen, „die als der Schlüssel zu jeder weiteren Operation, überall wohin philologischer Sinn dringt, als erstes und nächstes Objekt der Betrachtung sich darbietet“[485]. „Sprachkenntnis“ wollte Vahlen „zum Sprachgefühl“[486] gesteigert sehen. Bei der Sprachbetrachtung war dabei die Entwicklung zu beobachten, um so ein Literaturwerk durch seine sprachlichen, stilistischen und metrischen Eigenarten als Glied seiner Gattung in deren Entwicklung kenntlich zu machen. Um die Erkenntnisse für eine Literatur auf sicheren Fundamenten zu bauen, war für Vahlen die genaue Überprüfung der Überlieferungsverhältnisse eines Textes besonders wichtig, um durch Feststellung und Verbesserung von Korruptelen zu seiner ursprünglichen Gestalt zu gelangen; dabei wandte er sich gegen eine übertriebene Konjekturalkritik. Philologischer Sinn „strebt“, so sagte Vahlen, „vom Kleinen zum Großen, vom Einzelnen zum Ganzen“ und „ruht am Ende der durchmessenen Bahn in der Anschauung der gesamten Literaturentwicklung eines Volkes“[487]. Von seiner Ausbildung her kam Vahlen aus der wortphilologischen Schule Ritschls, die innerhalb der Wortphilologie eine gewisse Sonderstellung beanspruchte, ohne daß grundsätzliche methodische Unterschiede bestanden hätten. Vahlen selbst bekannte sich uneingeschränkt zur Methode Lachmanns, und seine wissenschaftliche Tätigkeit war auf die Erforschung der literarischen Texte abgestellt, wie er es in der genannten Berliner Rektoratsrede geäußert hat. Einige mustergültige textkritische Ausgaben sowie die Fülle größerer und kleinerer Untersuchungen, die als Zeitschriftenaufsätze, Abhandlungen und Berichte der Akademien in Wien und Berlin und als Prooemia zu den Lektionsverzeichnissen der Berliner Universität erschienen sind[488], zeugen davon. Weite Gebiete der griechischen und römischen Literatur der klassischen Zeit hat Vahlen in diesen Beiträgen behandelt, in denen mannigfaltige wertvolle Hinweise und Beobachtungen zu Einzelproblemen zu finden sind.

Vahlens bereits erwähnte Erstlingsarbeit „Quaestiones Ennianae criticae“[489] wurde von ihm umgearbeitet und anderthalb Jahre später in einer Gesamtausgabe

---

[485] Ebenda, S. 14.
[486] Ebenda, S. 20.
[487] Ebenda, S. 20.
[488] Vereinigt in: J. Vahlen, Gesammelte philologische Schriften. Bd. 1-2. Berlin 1911-1923. – J. Vahlen, Opuscula academica. Vol. 1-2. Lipsiae 1907-1908.
[489] Bonnae 1852.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0106

als „Ennianae poesis reliquiae“[490] herausgebracht. Ennius bildete überhaupt ein zentrales Thema in seinem wissenschaftlichen Lebenswerk. In einer Reihe von Aufsätzen, Akademieschriften und Prooemia kehrte er immer wieder zu diesem Dichter zurück und 1903 gab er eine Neubearbeitung seiner Ausgabe[491] unter Mitarbeit von Otto Plasberg heraus, die um eine vita Ennii, eine Darstellung der Wirkungsgeschichte des Dichters sowie um Charakterisierungen der antiken Autoren, bei denen Fragmente überliefert sind, erweitert wurde; dazu kamen Indices und eine Übersicht über die bisherigen Ausgaben des Ennius. Schließlich hatte Vahlen neben dem kritischen Apparat viele zusätzliche sachliche und sprachliche Erläuterungen beigegeben. Nach der ersten Ausgabe des Ennius folgten die Editionen zu Naevius[492] und Ulpianus[493]. Weitere Ausgaben, die zunächst als Grundlagen für die Vorlesungen Vahlens gedacht waren, waren die der Poetik des Aristoteles[494] sowie die zu Cicero „De legibus“[495] und Plautus' „Menaechmi“[496], die alle wegen der vorbildlichen kritischen Grundlage hervorstachen. Die Ausgabe des Plautus enthielt bewußt nur einen knappen kritischen Auswahlapparat, in der von Ciceros „De legibus“ sind im Apparat zahlreiche Erklärungen und Beobachtungen eingefügt. Die Edition der Poetik des Aristoteles hat grundlegende Bedeutung bis in die Gegenwart gehabt: „Poetica Aristotelea quem ad modum sit editoribus tractanda, exemplar nobis luculentulum proposuit Johannes Vahlen, cui quantum haec studia debuerint, omnes hodie norunt“[497]. Aristoteles war überhaupt einer der Forschungsschwerpunkte Vahlens seit seiner Habilitation in Bonn (1854), als er seinen ersten Aufsatz über den großen griechischen Philosophen veröffentlichte[498]. Danach hat sich Vahlen gerade auch während seiner Wiener Zeit im Gedankenaustausch mit Hermann Bonitz Aristoteles zugewandt. Aus dieser Zeit stammten die wichtigen Arbeiten zur Poetik des Aristoteles, die später unter dem Titel „Beiträge zu Aristoteles

---

[490] Lipsiae 1854.
[491] Lipsiae 1903.
[492] Naevi de bello Punico reliquiae. Lipsiae 1854.
[493] Ulpiani excerpta et fragmenta. Bonnae 1856.
[494] Aristotelis de arte poetica liber. Berolini 1868; 2. Ed. 1874; 3. Ed. Lipsiae 1885.
[495] Berolini 1871; 2. Ausg. (1883.
[496] Berolini 1882.
[497] So hat Bywater die Praefatio seiner Ausgabe (1897, 2. Ausg. 1911) begonnen; vgl. auch R. Kassel in der Praefatio seiner Ausgabe (1965), die Bywaters Text ersetzt hat.
[498] Zur Kritik der Rhetorik des Aristoteles. In: RhM 9. 1854, S. 555-567; jetzt in: Vahlen, Schriften (wie Anm. 488) Bd. 1, S. 1-12.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0107

Poetik“[499] gesammelt veröffentlicht wurden. Durch Aristoteles stieß Vahlen auf den Rhetor Alkidamas[500], dessen Existenz als Gestalt der Literaturgeschichte er durch einen Echtheitsbeweis für eine der beiden überlieferten Reden nachwies. Über das Studium der antiken Schriftsteller hinaus ging er mit der Herausgabe von drei Schriften des Lorenzo Valla[501], dessen „Leben und Schriftstellerei er so behandelt hat, wie es nur eindringende literarische und historische Forschung vermag“[502]. Als Erbe und Fortsetzer der Tradition Lachmanns und Haupts hat Vahlen auch zum Teil deren wissenschaftlichen Nachlaß betreut. Bereits 1876, wenige Jahre nach der Übernahme des Berliner Lehrstuhls, gab er Lachmanns unvollendet gebliebene Ausgabe des Lucilius[503] heraus und im gleichen Jahr ließ er dessen „Kleinere Schriften zur Klassischen Philologie“[504] folgen. Später veröffentlichte er noch, mit Erläuterungen versehen, die Briefe Lachmanns an Haupt[505]. Von Werken Haupts betreute Vahlen Auflagen der bei Hirzel erschienenen bibliophilen Bändchen des Horaz sowie des Catull, Tibull und Properz[506]. Ein Freundschaftsdienst gegenüber Otto Jahn waren die Neuauflagen von Pseudo-Longinus` „De sublimitate“[507], die zugleich mit wesentlichen Zusätzen für die Verbesserung der Textkenntnis verbunden waren[508]. Vahlen hatte sich bereits bei der von Jahn selbst besorgten Ausgabe durch die Vergleichung der Pariser Handschrift beteiligt.

Seit 1874 leitete Vahlen zusammen mit Adolf Kirchhoff das Philologische Seminar[509], dessen Geschichte er selbst bei Max Lenz` „Geschichte der Königlichen

---

[499] In: SBWien 50-56. 1865-1867; Neudruck besorgt von H. Schöne (1914).

[500] SBWien 43. 1863; jetzt in: Vahlen, Schriften (wie Anm. 488). Bd. 1, S. 117-155.

[501] Laurentii Vallae opuscula tria. In: SBWien 61. 1869, S. 7-66.

[502] Wilamowitz (wie Anm. 482), S. 55.

[503] Lucilii saturarum reliquiae. Berolini 1876. Außerdem gab er die Veranlassung zu F. Harders „Index Lucilianus« (Berlin 1878) und später zu Harders „Index copiosus“ zum Lukrez-Kommentar Lachmanns (Berlin 1882).

[504] Berlin 1876.

[505] Berlin 1892.

[506] Siehe S. 59.

[507] Dionysius sive Longinus, De sublimitate. Ed. O. Jahn. Bonnae 1867; iterum ed. J. Vahlen 1887 ; quartum ed. Lipsiae 1910.

[508] Ein weiterer Freundesdienst war die Weiterführung der Ausgabe: Senecae dialogorum libri XII ex recensione et cum apparatu critico H. A. Kochii cur. J. Vahleni. Jenae 1879.

[509] Seit Kirchhoffs Aufgabe seiner Lehrtätigkeit (1902) lag die Leitung des Seminars fast allein bei Vahlen, und als Kirchhoff 1905 aus der Leitung offiziell ausschied, blieb Vahlen zunächst alleiniger Direktor, bis 1906-1907 Wilamowitz, Diels und Norden, die Direktoren des Instituts für Altertumskunde, in die Leitung eintraten. Die Mitglieder der oberen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0108

Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin" beschrieben hat. Innerhalb des Seminars war er als Nachfolger Lachmanns und Haupts für die lateinische Abteilung verantwortlich und hielt die lateinischen Interpretationsübungen ab. Als akademischer Lehrer stand Vahlen in ebenso hohem Ruf wie als Wissenschaftler; seine in lateinischer Sprache gehaltenen Interpretationsübungen galten als vorbildlich wegen des präzisen und durchdachten Vortrags, der die Seminarteilnehmer zu konzentrierter Mitarbeit, strengem Denken und eigener Forschung anregte. Die Anforderungen freilich waren für die Anfänger zu hoch, einer der Gründe, der 1897 zu der Gründung eines griechischen und lateinischen Proseminars unter der Leitung von Diels und Wilamowitz innerhalb des Instituts für Altertumskunde führte. Auch außerhalb seines Fachgebietes hat Vahlen in der Universität mitgewirkt; 1877 war er Dekan der Philosophischen Fakultät, 1886 Rektor der Universität. Jahrzehntelang hat er für die Lektionsverzeichnisse der Universität in lateinischer Sprache die wissenschaftlichen Prooemia verfaßt, in denen viele seiner wertvollen Einzelbeobachtungen zu finden waren. Mit Vahlens letztem Prooemium aus dem Jahre 1906 hatte dieser Brauch auch an der letzten deutschen Universität aufgehört, an der er noch üblich war. Der Berliner Akademie gehörte Vahlen seit 1874 als ordentliches Mitglied an, ab 1893 war er als Nachfolger von Ernst Curtius Sekretär der Philologisch-historischen Klasse. Neben den vielen mit diesem Amt verbundenen Verwaltungsaufgaben hat er auch in einer Reihe von Kommissionen zu wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademie entscheidend mitgearbeitet, so mit Bonitz und Zeller zusammen in der Kommission zur Herausgabe der Aristoteles-Kommentatoren und mit Mommsen und Hirschfeld in der für die Arbeit an der Prosopographie der römischen Kaiserzeit. Mit Johannes Vahlen war einer der herausragenden deutschen Klassischen Philologen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Berlin tätig. Sein philologisches Wirken vollzog sich in der Nachfolge Lachmanns, dessen textkritische Methode die Basis seiner philologischen Forschungs- und Lehrtätigkeit war, wobei er entgegen der vielfach vorherrschenden Konjekturalkritik seiner Zeitgenossen hinlenkte zu einer kritisch-hermeneutischen Betrachtung, die zugleich ein Element wurde für die sich entwickelnde Neuorientierung innerhalb der Klassischen Philologie.
Diese Neuorientierung, die zugleich eine Belebung der Idee der umfassenden Altertumswissenschaft nach den Vorstellungen Wolfs und Boeckhs bedeutete, hatte ihren Ausgangspunkt von Theodor Mommsen genommen und wurde von Hermann Diels und Mommsens Schwiegersohn Ulrich von Wilamowitz-Moel-

---

Stufe des Instituts für Altertumskunde wurden als ordentliche Mitglieder in das Philologische Seminar aufgenommen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0109

lendorff weiterentwickelt. Jedoch stand, anders als bei Wolf, kein pädagogischer Aspekt hinter dieser Idee und auch kein Gegensatz antiquarischer und wortphilologischer Methode wie bei Boeckh, sondern vielmehr ging es nunmehr darum, die verschiedenen Wege, auf denen die einzelnen Spezialdisziplinen auf ihre Weise zum Ziel gelangten, durch Kooperation für dieselbe Sache, die Erkenntnis des Altertums in seiner Gesamtheit, zusammenzuführen. In diesem Sinne sollten die historisch-darstellende und die kritisch-hermeneutische Betrachtung, also Geschichtswissenschaft und Textphilologie, sich gegenseitig zu einem Gesamtbild des griechisch-römischen Altertums ergänzen. In Berlin wurde die neubelebte Idee der umfassenden Altertumswissenschaft durch Diels und Wilamowitz in Akademie und Universität praktisch durchgesetzt, in der Akademie durch die straffere Organisation von großen wissenschaftlichen Unternehmungen, die über die Kraft des einzelnen hinausgingen – Wilamowitz übernahm dafür den von Mommsen geprägten Terminus „Großbetrieb der Wissenschaft" – und in der Universität durch den Ausbau des für alle Einzeldisziplinen gemeinsamen Instituts für Altertumskunde. In diesem Institut wurde 1897 in Konkurrenz zu dem von Kirchhoff und Vahlen geleiteten Philologischen Seminar das erwähnte griechische und lateinische Proseminar eingerichtet, das für Lehre und Forschung den Schlußstrich unter diese Entwicklung setzte. Wilamowitz, der Hauptrepräsentant dieses universalen altertumswissenschaftlichen Konzepts, wurde zum Vollender und Gipfel der Wissenschaft von der Antike im 19. Jahrhundert, dem großen Saeculum altertumswissenschaftlicher Studien, noch mehr aber zum Wegbereiter für die Altertumswissenschaft des 20. Jahrhunderts mit ihren Spezial- und Detailforschungen. Mit der Würdigung seiner Persönlichkeit und seines wissenschaftlichen Werkes muß eine Darstellung Klassischer Philologen Berlins in unserem Jahrhundert beginnen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0110

FRANZ PASSOW
EIN BRESLAUER GELEHRTER DER GOETHEZEIT

Die deutsche Altertumswissenschaft im 19. Jahrhundert und manche ihrer bedeutenden Repräsentanten sind in jüngster Zeit häufiger der Gegenstand wissenschaftsgeschichtlicher Betrachtungen gewesen, das nicht zu Unrecht, erlangte doch diese Disziplin in Deutschland in der Zeitspanne von Friedrich August Wolf bis Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff eine Blüte und einen Einfluß wie wohl keine andere Geisteswissenschaft.

So sehr jedoch gegenwärtig die Entwicklung des Faches diskutiert wird, überwiegend werden nur die großen Linien in ihrem geistesgeschichtlichen Zusammenhang erörtert; dabei begegnen hauptsächlich die Namen der ganz markanten Fachvertreter, deren Leistungen von epochemachender wissenschaftlicher, methodischer und auch ideengeschichtlicher Bedeutung waren. Wenig im Bewußtsein sind viele der hochqualifizierten und verdienten Gelehrten, die in oft jahrzehntelanger mühevoller Kleinarbeit und Sammeltätigkeit für die weitere Forschung monumentale Grundwerke schufen, die bis in die Gegenwart dankbar benutzt werden. Unter diesem Gesichtspunkt ist es nur allzu angemessen, an Franz Passow zu erinnern, dessen großes griechisches Handwörterbuch nach wie vor ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Gräzisten ist. Passow erfreut sich außerdem dadurch noch eines gewissen Interesses, daß er auf der Grundlage der neuhumanistischen Bildungsidee als Pädagoge mit einem Unterrichtskonzept an die Öffentlichkeit trat, in dem er dem Griechischen die Hauptbedeutung zumaß. Für Breslau und Schlesien schließlich verdient er deshalb Beachtung, weil er den letzten Teil seines nicht sehr langen Lebens - knapp zwei Jahrzehnte - an der damals noch jungen Universität der Oder-Metropole als Professor der Altertumswissenschaft und Eloquenz wirkte und auch im öffentlichen Leben der Stadt eine Rolle spielte.[510]

---

[510] Zur Biographie Passows: Franz Passow, Leben und Briefe. Eingel. von Ludwig Wachler. Hrsg. von Albrecht Wachler. Breslau 1839 (mit einer Bibliographie der Schriften Passows, S. 357-360); Franz Passow, Vermischte Schriften. Hrsg. von Wilhelm Arthur Passow. Leipzig 1843, Vorrede (S. V-XXII); Ludwig Wachler, Franz Passow. In: Schlesische Provinzialblätter 1833, April; Karl Linge, De Passowi in Academia Lipsiensi vita. Progr. Hirschberg 1839; Friedrich August Eckstein, Franz Passow. In: Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. 3. Sect.,Th.13. Leipzig 1840, S. 176-186; Friedrich Ritschl, Franz Passow. In: Ritschl, Opuscula philologica. Vol. V. Leipzig 1879, S. 92-95 (zuerst in: Conversations-Lexicon der neuesten Litteratur. Leipzig:

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0111

Passow war kein Schlesier, er stammte aus dem nördlichen Deutschland. Geboren wurde er am 20. September 1786 im mecklenburgischen Ludwigslust, wo der Vater Moritz Joachim Christoph Passow „Hofdiakonus" und „Prinzenerzieher" war. Nach einem ersten Unterricht durch den Vater und durch den Privatlehrer Pastor Ernst Breem besuchte Passow das Gymnasium zu Gotha, wo unter anderen der bekannte Philologe Friedrich Jacobs sein Lehrer war. 1804 bezog er als Student der Theologie die Universität Leipzig, wechselte jedoch schon bald zur Klassischen Philologie, die hier vor allem von dem bedeutenden Gräzisten Gottfried Hermann vertreten wurde. Das mit viel Fleiß und Selbständigkeit durchgeführte Studium endete für ihn recht unerwartet 1807, als er auf Veranlassung Goethes[511], den er schwärmerisch verehrte und dem er einige Zeit vorher im Hause Friedrich August Wolfs in Halle begegnet war, auf die durch den Fortgang von Heinrich Voss, den Sohn von Johann Heinrich Voss, nach Heidelberg vakant gewordene Stelle eines Professors für Griechisch am Gymnasium in Weimar berufen wurde.[512] Die gesicherte berufliche Existenz ermöglichte es ihm, in noch sehr jungen Jahren seine Jugendgeliebte Luise Wichmann zu heiraten.

Brockhaus 1833, S. 449-450); Adolf Schimmelpfennig, Franz Passow. ADB 25. 1887, S. 210-215; Richard Foerster, Klassische Altertumswissenschaft (Philologie, Archäologie, Eloquenz). In: Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau. Hrsg. im Auftr. von Rektor und Senat von Georg Kaufmann. T. 2. Breslau 1911, S. 382-387; F. P. In: Altpreußische Biographie II.Marburg / Lahn 1967, S. 489-490; Heinz-Joachim Heydorn, Einleitung zum Nachdr. des Archivs Deutscher Nationalbildung. Frankfurt/Main 1969, S. XLIII-XLVII. W. Kosch, Deutsches Literatur-Lexikon. Bd. 11. 3. Aufl. Bern 1988, Sp. 937; B. Kytzler, Aus der Geschichte der Altphilologie an der Universität Breslau. In: JSFUB 31. 1990, S. 268-69; G. Grewolls, Wer war wer in Mecklenburg-Vorpommern. Bremen, Rostock 1995, S. 320-321; W. Killy, Literaturlexikon. Berlin 1998 (Digitale Bibliothek 9), S 1566-1567; W. Unte, F. P. In: NDB 20.2001, Sp. 91-92.

[511] Die Veranlassung, Passow an das Gymnasium in Weimar zu berufen, ist eines der vielen Beispiele für Goethes reges Interesse an der klassischen Altertumswissenschaft und für seine Kontakte mit Repräsentanten des Faches, von denen viele ihm huldigten, vgl. dazu Walther Rehm, Griechentum und Goethezeit. 4. Aufl. Bern & München 1968; Hans Ruppert, Goethe und die Altertumswissenschaftler seiner Zeit. Mit den zwischen Goethe und Heyne gewechselten Briefen. In: Forschungen und Fortschritte. Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft u. Technik 33. 1959, H. 8, S. 230-236; Joachim Wohlleben, Beobachtungen über eine Nicht-Begegnung: Welcker und Goethe. In: Friedrich Gottlieb Welcker. Werk u. Wirkung. Hrsg. von William M. Calder III, Adolf Köhnken u.a. Stuttgart 1986 (Hermes-Einzelschriften. 49.), S. 3-34.

[512] Passow (Leben und Briefe, 82) schieb überglücklich kurz nach der Übersiedlung nach Weimar im Juni 1807 an die Mutter: „...alles aber hat einen fröhlichen Ausgang genommen, und ein 21jähriger Jüngling steh ich an dem Ziel, das ich als ein Mann zu erreichen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0112

Erfolge als Lehrer und die positive Resonanz auf die ersten Veröffentlichungen brachten ihm bereits 1810 eine weit verantwortungsvollere und besser dotierte Stellung ein, das Amt des zweiten Direktors am neu aufzubauenden Conradinum in Jenkau bei Danzig. Hier beschritt er in einer mit mehr Befugnissen versehenen Position zusammen mit dem ersten Direktor der Anstalt, Reinhold Bernhard Jachmann, die erwähnten neuen Wege in der Pädagogik. Es folgten schwere Schicksalsschläge: Das Conradinum mußte in den Wirren der Befreiungskriege (1814) aufgelöst werden, und zur gleichen Zeit starb Passows Gattin wenige Tage nach der Geburt des ersten Sohnes, Wilhelm Arthur.
Passow verließ Jenkau und blieb nach einer längeren Reise durch West- und Süddeutschland und die Schweiz zunächst in Berlin. Hier hörte er gleichsam in einem Zweitstudium die Vorlesungen Friedrich August Wolfs, fand in der bekannten Berliner „Graeca" Kontakt zu den bedeutenden Klassischen Philologen der Stadt und gab nebenamtlich Unterricht am Gymnasium zum Grauen Kloster. 1815 erhielt er dann den Ruf als Professor der Altertumswissenschaft an die Universität Breslau, wo er bis zu seinem Tode am 11.März 1833 wirkte.

1. Passow und die Dichtung

In seiner umfassenden Darstellung der „Geschichte der classischen Philologie in Deutschland" hat Conrad Bursian[513] den Abschnitt über Franz Passow mit den Worten eingeleitet, „feiner Sinn für das Schöne in Poesie und Kunst, verbunden mit gründlicher Sprachkenntniß und methodischem Sammelfleiß" seien die Eigenschaften gewesen, die Passow ausgezeichnet hätten. Damit hat Bursian ein halbes Jahrhundert nach dem Tode dieses Gelehrten der Goethezeit dessen Persönlichkeit knapp und treffend skizziert. Seine Charakterisierung ähnelt dem Bild, das Nietzsche ganz allgemein von der deutschen Klassischen Philologie im Zeitalter der Klassik und Romantik gezeichnet hat, wenn er die fast ein Jahrhundert währende Symbiose von Klassischen Philologen und „Dichtern, Denkern

---

hoffte, und beydes hab ich erreicht, Lehrer der Jugend und Einwohner des geliebtesten Ortes zu werden, den ich immer als einen heiligen, als den Tempel deutscher Poesie angesehen hatte".

[513] Bursian, S. 753. - Franz Passow war übrigens der Begründer einer ganzen Philologendynastie: Zu nennen sind sein jüngerer Bruder Karl Passow (1798-1860), dessen Sohn Arnold Passow (1829-1870) sowie Franz Passows ältester Sohn Wilhelm Arthur (1814-1864), der die „Vermischten Schriften" seines Vaters veröffentlichte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0113

und Künstlern" heraushob[514], die für beide Seiten ungemein fruchtbar war und durch die Dominanz der Altertumswissenschaft bewirkte, daß vor allem für die Literatur das Griechentum die Vorbildfunktion erhielt.
Passow verkörperte in markanter Weise diesen Gelehrtentyp; sein Leben und Werk ist daher unter Berücksichtigung des Aspektes der engen Verbindung der philologischen Fachdisziplin mit den geistigen, literarischen und künstlerischen Strömungen der damaligen Zeit zu sehen.
Unter den von Bursian herausgehobenen Neigungen Passows war die zur Poesie am stärksten und vor allem in den Jugendjahren ausgeprägt; damals schuf er sich einen umfassenden Überblick über die Literatur, vor allem die Dichtung. Petrarca, Calderon und Shakespeare waren ihm ebenso vertraut wie die deutsche Literatur des Mittelalters oder die seit Lessing.[515] Das große Leitbild war jedoch Goethe; voll von jugendlichem Enthusiasmus schrieb Passow an seinen früheren Privatlehrer Breem[516]: „Er [Goethe] ist mir in jedem einzelnen Theil vom höchsten Kothurn an bis herab auf das leichteste Epigramm, und ebenso im Ganzen, fast Ideal. In ihm finde ich auch den griechischen Geist in anspruchsloser deutscher Hülle, den andere durch die Form erhaschen wollen." Hier klang schon das an, was Passow auch später bei Goethe besonders bewunderte, die Einfühlsamkeit in den griechischen Geist und seine Umsetzung in zeitgemäßes deutsches Empfinden; es ist die in der deutschen Klassik wirkende Auffassung Winckelmanns von der „edlen Einfalt und stillen Größe", der Passow in seiner Verehrung Goethes folgte.

---

[514] Friedrich Nietzsche, Werke. Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Georgio Colli u. Mazzino Montinari, 2. Abt. 1. Bd: Philologische Schriften (1867-1873). Hrsg. von Fritz Bornmann u. Mario Carpitella. Berlin & New York 1982, S. 267; vgl. Joachim Wohlleben, Die Sonne Homers. Zehn Kapitel deutscher Homer-Begeisterung. Von Winckelmann bis Schliemann. Göttingen 1990, S. 5.
[515] Passows poetische Neigungen waren in der Jugend nicht nur rezeptiv. Er versuchte sich u.a. an einer Übersetzung Petrarcas. Seine erste Veröffentlichung war eine Sammlung eigener Sonette, die er unter dem Pseudonym Friedrich Ziegler mit dem Titel „Menon an Heliodora" (Helmstedt 1806) erscheinen ließ. Sie waren der Jugendgeliebten und späteren ersten Ehefrau Luise Wichmann gewidmet. Die zusätzlichen Zueignungen einzelner Gedichte an viele zeitgenössische Dichter und die Bemerkungen über das „Wesen des Sonetts" zeigen, wie sehr Passow mit Dichtung allgemein und der seiner Zeit im besonderen vertraut war und wie sehr er sich auch theoretisch mit der literarischen Gattung des Sonetts beschäftigt hatte.
[516] Brief aus dem Sommer 1805 (Passow, Leben u. Briefe, S. 57).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0114

An anderer Stelle schrieb Passow in ähnlicher Stimmung, kurz nachdem er nach Weimar übergesiedelt war[517]: „Wie seine Gedichte und Schriften Eins in allem , und Alles in einem waren, wird es nun auch der Mensch seyn, einer der am wenigsten begriffenen, aber auch an Herz und Seele gewiß der erste des Jahrhunderts." Neben dem Dichter war es die Persönlichkeit Goethes, die den jungen Passow faszinierte. Auch die zeitweilige Entzweiung mit Goethe in Weimar, die durch üble Nachrede und Mißverständnisse entstanden war[518], konnte Passows Hochachtung nicht schmälern. Über die während dieser Zeit erschienenen „Wahlverwandtschaften" schrieb er[519]: „Ich sage wenig, wenn ich es in klassischer Vollendung das erste Werk unserer Litteratur nenne."
Über das Verständnis von Poesie und über die Voraussetzungen, sie zu deuten, äußerte sich Passow in dem aus der ersten Breslauer Zeit stammenden Aufsatz „Über die romantische Bearbeitung hellenischer Sagen."[520] Danach kam es darauf an, das Schöpfertum eines Dichters als Ganzes mit allen seinen inneren und äußeren Einwirkungen, denen es unterworfen ist, zu ergründen: „Denn in der

---

[517] Brief an Breem vom 24. Juli 1807 (Passow, Leben u. Briefe, S. 86).
[518] An Heinrich Voss (einen Sohn von Johann Heinrich Voss), seinen Vorgänger in Weimar, mit dem ihn bald eine bis zu dessen Tode währende innige Freundschaft verband, berichtete Passow den Vorfall in einem Brief vom 12. März 1810 (Leben u. Briefe, S. 111-113). Anlaß war die Verstimmung Goethes über eine negative Äußerung, die Passow über dessen Gedichte gemacht haben sollte, die jedoch nie gefallen war. Das führte dazu, daß Goethe es ablehnte, an dem Zirkel der Johanna Henriette Schopenhauer, in dem auch Passow eingeführt war, teilzunehmen, falls auch dieser dort auftauchte. Passow blieb daraufhin diesen Zusammenkünften fern und lebte zeitweilig ziemlich zurückgezogen in Weimar. Durch Vermittlung eines Freundes seines Vaters, Oberst von Hintzenstern, wurde das durch Gerücht und üble Nachrede hervorgerufene Zerwürfnis, an dem Passow sehr litt, bereinigt. - Die Weimarer Zeit war trotz dieses Schattens, den diese Affäre gebracht hatte, für Passow äußerst anregend. Hatte er doch auch die Verbindung zu mancher anderen bedeutenden Persönlichkeit des geistigen Weimar gewonnen. Erwähnt seien: Friedrich Hildebrand von Einsiedel, Kammerherr und später Oberhofmeister in Weimar und ab 1817 Präsident des Appellationsgerichts in Jena, der als Schriftsteller und Übersetzer tätig war; Karl Ludwig Knebel, preußischer Offizier und Prinzenerzieher mit in gleicher Richtung liegenden literarischen Interessen; Karl Ludwig Fernow, Ästhetiker und Kunstschriftsteller. Anregend war auch der Kontakt zu Wieland und Herder. Ein besonders enges freundschaftliches Verhältnis verband ihn auch später zeitlebens mit Amalie von Voigt geb. Hufeland, verw. Osann, der Gattin des Weimarer Staatsministers Christian Gottlob von Voigt, der bekanntlich ebenfalls zum Weimarer Dichterkreis gehörte.
[519] An Breem, Brief vom 8. Nov. 1809 (Passow, Leben u. Briefe, S. 105).
[520] In: Philomathie von Freunden der Wissenschaft und Kunst. Hrsg. von Ludwig Wachler. Bd. II, S. 103-133 (= Passow, Verm. Schr., S. 97-110; danach im Folgenden zitiert).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0115

vollkommensten Verschmelzung des sich draußen Regenden und Bewegenden mit dem stillen innern Leben in der geläuterten Menschenbrust liegt doch wohl das wahre Dichtergeheimniß, und das glückliche Vermögen, dieses mit jenem so innig zu vermählen, daß die Gegensätze zwischen dem draußen und drinnen im reinsten Zusammenhang sich auflösen, bleibt die echte dichterische Weihung, deren Geheimniß die Völkersagen aufs mannigfaltigste zurückspiegeln."[521] Das dichterische Werk ist eine aus einzelnen Bauteilen zusammengesetzte organische Einheit, die untrennbar mit ihrem Schöpfer verbunden ist: „Dem Meister gehört sein Werk ganz und ausschließlich eigen, wie dem Bräutigam die Braut, die er sich selbst erworben: er verdankt der Außenwelt nichts mehr und diese dagegen ist geehrt und beseligt, daß der Sänger sie in sein stilles Reich zog."

Das wesentliche Element, das der Dichter für seine Zwecke benutzt, ist nach Passow der Stoff, im Falle des von ihm gewählten Themas der Abhandlung, die „Völkersagen"; sie sind das Volkstum, auf dem Dichtung gegründet ist. Die von der Frühromantik ausgehende Wiederbelebung deutschen Volkstums unterstützte er vorbehaltlos. So fühlte er sich gerade zum Nibelungenlied als der herausragendsten Schöpfung der deutschen Frühzeit[522] besonders hingezogen und zeigte sich über die Äußerungen August Wilhelm Schlegels, die eigene Worte überflüssig machten, tief beeindruckt.[523] Am Conradinum führte er, noch ehe Schlegel diese Forderung für die Schule erhoben hatte, die Erklärung der Nibelungen in den Unterricht ein. Dennoch beklagte er, daß das Studium der älteren deutschen Literatur „noch zu dürr und unfruchtbar betrieben"[524] werde.

Um so mehr fand seine Zustimmung, daß die deutschen Dichter der Romantik sich Stoffen aus der älteren deutschen, germanischen und nordischen[525] Sagenwelt zuwandten, und mit Freude und Begeisterung las er die Werke Fouqués, in

---

[521] Ebenda, S. 103.

[522] Zur Auffassung vom Mittelalter in der deutschen Romantik s. Gerhart Hoffmeister, Deutsche und europäische Romantik. Stuttgart 1978 (Sammlung Metzler. 170.), S. 128-132; einen Überblick über die Deutung griechischer Mythen in der Romantik gibt Herbert Anton, Romantische Deutung griechischer Mythologie. In: Die deutsche Romantik. Hrsg. von Hans Steffen. 3. Aufl. Göttingen 1978, S. 277-288.

[523] Brief an Frau von Voigt vom 9. Jan. 1813 (Passow, Leben u. Briefe, S. 172): „Über die Nibelungen aber schreibe ich gewiß nichts; schon das wenige, was Wilh. Schlegel im deutschen Museum gesagt hat, ist so übervortrefflich, daß ich mich fast schäme, an etwas der Art gedacht zu haben".

[524] Ebenda, S. 173.

[525] Zur Bevorzugung dieser Thematik und ihrer weltanschaulichen Deutung in der Romantik s. Karl Heinz Bohrer, Der Mythos vom Norden. Studien zur romantischen Geschichtsprophetie. Diss. Heidelberg 1961.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0116

denen solche Themen dichterisch gestaltet worden waren. Er suchte sogar Fouqués persönliche Bekanntschaft und steuerte für die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Die Musen" einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache bei, der eine Reaktion auf Karl Wilhelm Kolbes Schrift „Über Wortmengerey" war.[526]

Die Erörterung galt den fremden Einflüssen in der deutschen Sprache und wurzelte ebenfalls auf den Vorstellungen der Romantik, zum eigenen Volkstum zurückzufinden und in diesem Sinne die Sprache - auch die der Dichtung - unter diesem Aspekt zu betrachten.

Passow vertrat im Gegensatz zu der puristischen Sprachauffassung Kolbes den Standpunkt, daß es eine vollkommene von allem Fremden freie Sprache nicht gebe, sondern daß diese, da zu ihr immer das Reden gehöre, etwas Lebendiges sei, das Entwicklungen durchmache und fremden Einflüssen ausgesetzt sei. Die Sprache richtig zu beurteilen, ist nur möglich, wenn man ihren Entwicklungsprozeß im Ganzen betrachtet und dabei dem Aspekt der Sprachlebendigkeit einen hohen Stellenwert einräumt. Nur auf der Grundlage des Ergebnisses solcher Untersuchungen ist es statthaft, die Sprache gegebenenfalls von fremden Elementen zu bereinigen. Leben ist einer Sprache zuzuschreiben, „solange sie sich in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Natur, durch Wachsen und Schwinden, als ein Lebendiges erprobt, und den naturwidrigen Stillestand einer versteinerten, starren Masse von sich abwehrt".[527] Das trifft nach Passow für das Deutsche zu, nicht für die romanischen Sprachen.

Für die Geschichte der deutschen Sprache folgerte er daraus, daß sie nicht nur wie bei Kolbe bis in die Zeit des Westfälischen Friedens zurückzuverfolgen sei, sondern bis in das Mittelalter, zu Nibelungenlied und Wolfram von Eschenbach. An den mittelalterlichen Zeugnissen sei die erste Stufe der lebendigen Entwicklung der deutschen Sprache erkennbar; das Nibelungenlied zeige dabei aufgrund seiner Herkunft eine von fremden Einflüssen weniger durchsetzte Sprache als der weitgereiste Wolfram in seinem „Titurel", der aufgrund seiner vielen Kontakte mit fremdem Sprachgut dieses in seine Dichtung aufgenommen habe. Diese fremden Elemente fügen sich nach Passow jedoch in die Sprache ein, so daß sie nicht als solche zu empfinden sind. In diesem Sinne ist grundsätzlich zu allen

---

[526] Franz Passow, Sprachkunde. Bruchstücke über Sprachenmischung (veranlaßt durch K.W. Kolbe's Schrift: Über Wortmengerey. Leipzig 1812). In: Die Musen. Jg. 1813 (Nachdr. 1971), S. 360-376.

[527] Ebenda, S. 364.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0117

Zeiten, in denen Fremdes mit der deutschen Sprache organisch verschmolzen ist, dieses nicht als „Wortmengerey" auszuscheiden.
Dieser letzte Gedanke steht in Beziehung zu Passows erwähnter Auffassung vom Schöpfertum des Dichters, wo alle einzelnen Elemente ebenfalls fest miteinander verwoben sind und eine neue Einheit bilden. Beides entspringt nach Passow dem typisch deutschen Wesenszug, für alles Fremdes besonders empfänglich zu sein.
Diese Hinwendung zum „Ausheimischen" war nach Passow überaus fruchtbar und hat, wie er am Beispiel der Ballade zeigte, „durch Verpflanzung schottischer und spanischer Volkssagen auf deutschen Boden"[528] entscheidend zur Blüte dieser Literaturgattung beigetragen.
Das Urteil Passows über die deutsche Weltoffenheit stimmt ebenfalls mit der Haltung bei den Romantikern überein, sich trotz aller Berufung auf deutsches Volkstum nicht von anderen Nationen und Kulturen abzuschließen, sondern in „der nationalen Aufgabe der Deutschen zugleich universale Aufgaben für die Menschheit"[529] zu sehen.
Für den Gräzisten Passow war der Aspekt des Einflusses und der Bedeutung griechischen Geistes in der deutschen Dichtung von besonderem Interesse. Er hat sich dazu in dem erwähnten Beitrag „Über die romantische Bearbeitung hellenischer Sagen" geäußert; wie der Titel ankündigte, ging es Passow um eine Analyse der Verwendung und Gestaltung griechischer Sagenstoffe und Motive in der zeitgenössischen Balladendichtung.
Danach war im Gegensatz zu der älteren deutschen Balladendichtung in der neuen der große Fortschritt darin zu sehen, daß die griechischen Sagenstoffe in innerer Harmonisierung der einander widerstrebenden antiken und modernen Lebensauffassung zu einer Einheit verschmolzen wurden, die einfühlsam griechisches Denken und Empfinden in zeitgemäßer freier deutscher Gestaltung wiedergaben. Seien auch dieser Verschmelzung Grenzen gesetzt, weil die aus ihrem festen antiken Gefüge herausgelösten Sagen in ihrer neuen Form an Klarheit und Struktur verlören, so hätten dennoch die bedeutenden zeitgenössischen Dichter auf unterschiedliche Weise bei ihrer Wahl, Verwendung und Bearbeitung der Stoffe großartige Schöpfungen hervorgebracht. Dazu gehörten Schönheit der Darstellung, glänzende Sprachbeherrschung ohne hohle Rhetorik[530], ferner auch

---

[528] Passow (wie Anm. 520), S. 100.
[529] Paul Kluckhohn, Das Ideengut der deutschen Romantik. 3. Aufl. Tübingen 1966, (Handbücher der Deutschkunde. 8.), S. 125.
[530] Diese Kritik übte Passow an August Wilhelm Schlegel, bei dem er zweifelte, daß sein „Dichterruhm ein dauernder und echter geworden seyn würde, wenn diese und ähnliche

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0118

gediegene Kenntnis des Altertums und - was, wie bei Schiller, noch ausschlaggebender war - ein „hoher sittlicher Adel“ und eine „unendliche Sehnsucht nach dem Edelsten und Vollkommensten“.

Dem Altertumswissenschaftler Passow am nächsten standen die Balladen von Johann Heinrich Voss und Goethe; über beide urteilte er, daß sie „am tiefsten in den Geist des Altertums eingedrungen“[531] seien. Das erinnert an Friedrich Schlegels Äußerung in einem Brief an seinen Bruder August Wilhelm über Goethes Iphigenie, daß „die Musik dieses Werks“ ihm „der geflügelten Fülle und der kräftigen Zartheit der Alten nahe zu kommen“[532] scheine. Auch für Friedrich Schlegel war Goethe „der einzigartig ‚griechische’ Autor unter den Deutschen“.[533]

Passow bewegte sich also sowohl im Ideengut der Klassik als auch der Romantik. Er hat das selbst nicht direkt ausgesprochen, dennoch ist deutlich, daß er ähnlich wie August Wilhelm Schlegel in den Dichtungen Goethes beide poetischen Richtungen vereint sah.

Passows in den jüngeren Jahren überaus reges Interesse an der Poesie nahm später ab. Das betraf besonders sein eigenes dichterisches Schaffen. Schon in Jenkau hatte es sich unter dem Eindruck des deutschen Befreiungskampfes auf patriotische Gedichte verlagert; nach den Schicksalsschlägen am Ende der Jenkauer Zeit versiegte seine Neigung zum eigenen Dichten fast völlig und flammte in der

---

Werke in der That die Träger desselben seyn müßten“ (Passow, Über die romantische Bearbeitung, S. 104).

[531] Ebenda, S. 107. Passow stellte auch innerhalb des Genré Ballade bei Goethe noch Unterschiede heraus, „während die ‚Iphigenie’ einen der lehrreichsten Beweise giebt, bis zu welchem Grade täuschender Übereinstimmung der Deutsche zum Griechen werden kann“, so zeigten der „Zauberlehrling“ und die „Braut von Korinth“ „die Möglichkeit, alte Überlieferungen durch überwiegenden Dichtergeist der neuen Zeit vollkommen und unbedingt anzueignen“, wie es auch bei Shakespeare’s „Julius Caesar“ und „Coriolanus“ geschehen sei (ebenda, S. 108). - Goethes theoretische Äußerungen zur Ballade, wie der kurze Aufsatz „Ballade“ (1821) und die „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des west-östlichen Divans“ (1819) erschienen nach Passows Aufsatz; zu Goethes und Schillers Ansichten über die Ballade s. Gert Ueding, Klassik und Romantik. Deutsche Literatur im Zeitalter der Französischen Revolution 1789-1815. T. 5 u. 6. München 1987, S. 658-674.

[532] Friedrich Schlegel, Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Hrsg. von Oskar Franz Walzel. Berlin 1890, S. 171-172.

[533] Victor Lange, Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. 1740-1815. München 1983, S. 228.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0119

Ruhe der Breslauer Jahre nicht wieder auf.[534] Im Tagebuch aus dem Gefängnis notierte er unter dem 15. Februar 1821[535]: „Meine Leichtigkeit im Versemachen hat mich ganz verlassen, weil ich eigentlich nur noch für hoch ernste Poesie Sinn habe". Und einige Jahre später schrieb er an Frau von Voigt[536]: „Wollen Sie nun auch von meinen Beschäftigungen wissen, so muß ich gleich bemerken, daß ich hinter der sogenannten schönen Litteratur der Zeit nicht nur sehr zurückgeblieben bin, sondern auch fast allen Geschmack daran verloren habe. Für mich viel der Art zu lesen, läßt die durch meinen aus Neigung ergriffenen Beruf bedingte Richtung meiner litterarischen Thätigkeit nicht zu." Zu dieser resignierend gleichgültigen Haltung zur neueren Dichtung paßte auch die geäußerte Enttäuschung darüber, daß der von ihm so sehr geschätzte Fouqué, keine Nachfolger gefunden habe: „Fouqués Blüthen sind taube gewesen, und wer hat nach ihm auch versucht, lesenswerth zu werden."[537]

Im gleichen Zusammenhang gestand Passow, in der Zeit, die ihm bliebe, käme er „immer und immer auf Göthe zurück". Dennoch äußerte er sich über ihn nicht mehr mit der stürmischen Begeisterung der Jugendzeit, und auch ein persönlicher Kontakt[538] bestand seit 1814 nicht mehr. Nicht unerheblich mag zu dieser Dis-

---

[534] Ausgenommen lateinische Gedichte, die Passow gelegentlich ebenso wie die Festreden, die er als Professor eloquentiae zu halten hatte, verfaßte; genannt sei beispielsweise ein Gedicht zur Vermählung des preußischen Kronprinzen im Jahre 1823 (Passow, Opuscula academica. Disposuit Nicolaus Bachius. Lipsiae 1835, S. 515-517).

[535] Passow, Leben u. Briefe, S. 273. - Zur Verurteilung Passows im Zusammenhang mit den Turnstreitigkeiten siehe unten.

[536] Brief vom 9. Juni 1825 (Passow, Leben u. Briefe, S. 297-298).

[537] Ebenda, S. 298.

[538] Das Verhältnis Passows zu Goethe ist nochmals zu Anfang unseres Jahrhunderts diskutiert und dabei unterschiedlich beurteilt worden. Wilhelm Bode hat in einem Beitrag „Fr. Passows Aufzeichnungen über Goethe" (In: Stunden mit Goethe. 7. 1911, S. 193-216) nachzuweisen versucht, daß Passow durch seine „Dünkelhaftigkeit" Goethes Gunst verloren hätte und führte dafür eine Reihe von Äußerungen Passows an, die diesen negativen Charakterzug untermauern sollten. Darauf hat Siegfried Passow in einem Aufsatz „Goethe und Passow" (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 27. 1911, S. 601-608) geantwortet und Franz Passow gegen diese Vorwürfe verteidigt. Er hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Passow zeitlebens Goethe die höchste Achtung zollte und nochmals die Ursachen des Zerwürfnisses, den Weimarer Stadt- und Schulklatsch, dargestellt. Nicht objektiv ist Siegfried Passow aber mit seiner Ansicht, Franz Passow sei nicht durch die Empfehlung Goethes an das Weimarer Gymnasium berufen worden, sondern habe wegen der damals sehr günstigen Anstellungschancen für Griechischlehrer die Professorenstelle erhalten. Franz Passow selbst

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0120

tanz Passows ganz andersartiger politisch-weltanschaulicher Standpunkt beigetragen haben. Als Vertreter der neuen patriotisch orientierten Generation der Befreiungskriege vermochte er dem Kosmopolitismus Goethes nicht zu folgen.[539] Die Nachricht von Goethes Tod im März 1832, nur ein Jahr vor dem eigenen Hinscheiden, berührte ihn bei allem Abstand, den er im Laufe der Jahre gewonnen hatte, dennoch tief.[540]

Herbe Kritik übte er an der „Poesie, die aus diesem Anlaß zu Tage gekommen"[541] sei. Aus den Vorbehalten, die er gegen die deutsche Dichtung dieser Jahre hatte, und ebenso gegen den Wandel, den mancher der von ihm früher bewunderten Dichter und Literaten vollzogen hatte, machte er in diesem Zusammenhang kein Hehl: „Am meisten wahre Poesie scheint mir anjetzt noch immer in Schwaben zu Hause zu seyn, was Herr August Wilhelm von Schlegel auch darüber zu witzeln hat. Uhland, Kerner, Schwab und Pfitzer sind, zumal wenn man mit dem sonst vorhandenem Vergleichung hält, unverächtliche Namen."[542] Den schwäbischen Spätromantikern brachte Passow Sympathie entgegen, der in der Jugend glühend verehrte und später nüchterner betrachtete August Wilhelm Schlegel war ihm schließlich gänzlich fremd geworden. Schlegels Angriffe gegen die für Passow aus dem Inneren kommende Poesie der schwäbischen Dichter konnte ihm ebenso wenig behagen wie schon früher dessen Abkehr vom Griechenbild der Klassik; auch Schlegels Balladendichtung hatte er kritisch beurteilt, ihr zwar glänzende Rhetorik zuerkannt, aber Tiefe und Innerlichkeit abgesprochen.[543]

---

berichtete in seinen Briefen ausführlich über Goethes Einflußnahme (vgl. den Brief an Martin Hudtwalker vom 17. Mai 1807, Passow, Leben u. Briefe, S. 76).

[539] Darauf weist Siegfried Passow (wie Anm. 538), S. 604 hin. Schon 1813 äußerte Passow in diesem Punkt Kritik an Goethe; in dem bereits zitierten Brief an Frau von Voigt vom 9. Jan. des Jahres (Passow, Leben u. Briefe, S. 173) schrieb er voll Ironie: „Goethes neueste Kaiserinnenlieder stehn doch den frühern nach, vermuthlich, weil ihm leider der Napoleon hineingerathen ist: durch den muß freilich ein Gedicht gewinnen, wie wenn Essig in süße Milch geschüttet wird".

[540] Brief vom 5. Mai 1832 an Frau von Voigt, die ihm die Nachricht übermittelt hatte (Passow, Leben u. Briefe, S. 347-348).

[541] Ebenda, S. 348.

[542] Sehr negativ äußerte sich Passow in diesem Zusammenhang über damalige Ekzesse polnischer Freiheitskämpfer, vor allem in Süddeutschland, sowie über die übersteigerte Polenverherrlichung deutscher Dichter.

[543] Vgl. Anm. 530. Auch von Friedrich Schlegel distanzierte sich Passow später; an Frau von Voigt schrieb er nicht ohne polemische Ironie über Schlegels Übertritt zum Katholizismus (Brief vom 1. Aug. 1828 (Leben u. Briefe, S. 320): „Friedrich Schlegel ist eigent-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0121

Mochte auch Passows Neigungen zur Poesie, vor allem soweit es die zeitgenössischen Schöpfungen aus den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens betraf, weniger eng gewesen sein, insgesamt spielte die Dichtung in seinem Leben und Werk eine dominierende Rolle. So überwog bei seiner Beschäftigung mit den antiken Texten in Lehre und Forschung eindeutig die Dichtung gegenüber der Prosa. Das zeigt gerade auch das noch zu behandelnde griechische Handwörterbuch, bei dem Passow in der Vollständigkeit der Erfassung des Wortschatzes bei den Dichtern vielfach am weitesten fortgeschritten war.

2. Der Pädagoge und sein Bildungskonzept

Die Wiederbelebung deutschen Volkstums und die Vorbildfunktion des Griechentums waren die tragenden Elemente in Passows Anschauungen über deutsche Dichtung und Sprache; sie bestimmten auch seine Vorstellungen von Volksbildung und Jugenderziehung.
Die Rückbesinnung auf das eigene Volkstum, die durch die französische Unterdrückung und die folgende Aufbruchstimmung noch einen zusätzlichen äußeren Auftrieb erhielt, ließ auch bei Passow ein Nationalgefühl auflodern, das nunmehr von der politischen Seite her mit einer Zurückweisung fremder Einflüsse, vor allem des Romanischen, einherging.
Für Passow wie für manchen Altertumswissenschaftler drängte sich geradezu der Vergleich mit dem Freiheitskampf der Griechen in den Perserkriegen oder im Krieg gegen Philipp II. von Makedonien auf. So wurden die Reden des Demosthenes als Zeugnisse des griechischen Freiheitswillens auf die eigene Zeit projiziert. Friedrich Jacobs und Barthold Georg Niebuhr hatten die Philippika in deutscher Übersetzung veröffentlicht, Passow schwebte vor, einen „politischen Katechismus" für die eigene Gegenwart aus den Reden des großen athenischen Redners zusammenzustellen und zu veröffentlichen; er bemerkte dazu in einem Brief an Heinrich Voss[544]: „Ohne ein Wort Zusatz von mir würde er verständlich seyn; aber wo dürfte das gedruckt werden, und würde man es nicht für eine neue Arbeit

---

lich eine rechte Vogelscheuche für alle die geworden, die ein katholisirendes Gelüst in sich verspüren möchten; leider sind nur diese Leute meist schon so stockblind, daß sie auch den nächsten Popanz nicht mehr sehn". Hier kam Passows streng protestantische Glaubenseinstellung, die auch seinem Humanismus zugrunde lag, zum Ausdruck (vgl. Passows „Allgemeine Einleitung zu den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik". In: Jahrbücher für Philologie u. Pädagogik 1. 1826, 1 = Passow, Vermischte Schriften, S. 178).

[544] Brief vom 17. Sept. 1809 (Passow, Leben u. Briefe, S. 99).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0122

halten, weil die kraftvollsten Sachen so ganz und gar auf unseren Zustand passen".

Das neue Empfinden für alles Deutsche verband sich bei Passow wie bei vielen seiner Zeitgenossen, vor allem denen, die sich beruflich mit dem Bildungswesen auseinanderzusetzen hatten, wiederum mit der Rezeption des Griechentums im Sinne des neuhumanistischen Ideengutes Friedrich August Wolfs und Wilhelm von Humboldts.[545] Ziel der Bildung und Erziehung war die Formung des ganzen Menschen in Geist, Charakter und Sprache zu einer höchst möglichen Vollkommenheit. Sie war nach neuhumanistischer Vorstellung in der griechischen Polis erreicht worden; das Griechentum dieser Polis in allen seinen Zügen, besonders in seiner attischen Sprache, wurde somit zum Vorbild und Maßstab für die Bildung des Menschen in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

In der Verbindung des neu erwachten patriotischen Gefühls und seiner zentralen Idee, der politisch-nationalen Einheit Deutschlands, mit der im Politischen partikularistisch orientierten Polis sah Passow keinen Gegensatz.[546] Im Vordergrund stand für ihn die in Anlehnung an Wilhelm von Humboldt betonte Verwandtschaft des Griechischen und des Deutschen[547], ein Gedanke, der nun über die Sprache hinaus auf die kulturellen Phänomene beider Völker insgesamt ausgedehnt wurde. Daraus erwuchs die Vorstellung von der „deutschen Nation" als der „auserwählten Kulturnation, die aufgrund ihrer Verwandtschaft mit der griechischen Nation eine kulturelle Überlegenheit gegenüber den anderen europäischen Nationen erreichen konnte bzw. in der Klassik bereits erreicht hatte".[548]

Die Formung des ganzen Menschen sollte nach der von Passow übernommenen neuhumanistischen Bildungsidee eine Entfaltung des einzelnen des Menschen als Individuum bewirken. Dieser sollte zur Selbständigkeit und Verantwortung geführt werden und sich von Denkzwängen befreien, die nur nach dem Möglichen

---

[545] Zur geistesgeschichtlichen Bedeutung Wolfs und zu seinem Einfluß auf Humboldt s. Manfred Fuhrmann, Friedrich August Wolf. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft. 33. 1959, S. 187-236.

[546] Anders als Niebuhr, für den die kulturelle Eigenart des antiken Griechenland auf der Konkurrenz kleiner Staaten basierte, und der in Analogie dazu die Grundlage einer spezifischen Kultur für das neue Deutschland ebenfalls in einer staatlichen Vielfalt sah. In diesem Sinne waren offensichtlich manche Vertreter des Neuhumanismus bereit, „auf die nationale politische Einheit" zugunsten der „übernationalen" bzw. „internationalen" Bedeutung der eigenen Kultur zu verzichten (Manfred Landfester, Humanismus und Gesellschaft im 19.Jahrhundert.Untersuchung zur politischen und gesellschaftlichen Bedeutung der humanistischen Bildung in Deutschland. Darmstadt 1988, S. 62).

[547] Landfester, S. 86-87.

[548] Landfester, S. 87.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0123

und Nützlichen fragten; er sollte zur Freiheit erzogen werden.[549] Aus dieser Haltung heraus sollte er dann am Aufbau neuer staatlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse mitwirken, durch die das alte obrigkeitliche System überwunden werden konnte. Vorkämpfer dafür war Johann Gottlieb Fichte[550], und sein Bildnis wurde nicht ohne Grund dem Titelblatt des ersten Heftes des „Archivs Deutscher Nationalbildung“[551] vorangestellt, das Passow zusammen mit Reinhold Bernhard Jachmann - einem Schüler Kants - 1812 erscheinen ließ.

Wie der programmatische Titel der Zeitschrift schon deutlich machte, ging es den Herausgebern um ein Bildungskonzept schlechthin; dieses sollte nicht für eine bestimmte Bevölkerungsschicht, sondern für alle Gesellschaftsschichten und Berufsgruppen Gültigkeit haben. Alle Kinder aller Stände sollten die gleiche Schule besuchen, ohne Unterschied, ob sie später eine akademische Ausbildung anstrebten oder einen praktischen Beruf ergriffen.

In dieser „Nationalschule“ sollte im neuhumanistischen Sinn einer Formung des ganzen Menschen eine „vollkommene und harmonische Ausbildung der Körper- und Geisteskraft bis zu einem idealischen Vernunftleben“ erfolgen, wie es Jachmann[552] ausdrückte. Ausbildungsgegenstände sollten alle dafür geeigneten Wissensdisziplinen sein, besonders aber die Alten Sprachen. Dabei wandten sich beide Herausgeber ausdrücklich gegen das Vorurteil, daß die Alten Sprachen nur für die Studierenden, nicht aber auch für jeden anderen von Nutzen seien. Den Alten Sprachen wurde wegen der „höheren Geisteskultur“, die sie vermittelten, eine besondere Aufgabe im Unterricht beigemessen, dem Griechischen dabei eine weitaus wichtigere als dem Lateinischen. Damit suchte Passow den von Winckelmann bis Wilhelm von Humboldt sich weiterentwickelnden Gedanken des unverzichtbaren Wertes des griechischen Altertums in ein konkretes Bildungskonzept umzusetzen.[553] Seine Vorstellungen von der Funktion des Griechischen im einzelnen hat er in zwei Beiträgen im Archiv dargelegt: „Die griechische Sprache nach ihrer Bedeutung in der Bildung deutscher Jugend“[554] und „Der

---

[549] Vgl. dazu Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. 3., erw. Aufl. von Rudolf Lehmann. Bd. 2. Berlin & Leipzig 1921, S. 241.

[550] Zu Fichtes und Kants Einfluß auf den Neuhumanismus vgl. Rudolf Lassahn, Studien zur Wirkungsgeschichte Fichtes als Pädagoge. Heidelberg 1970 (zu Passow S.141-143).

[551] Nachdruck des Archivs: Frankfurt/Main 1969, vgl. Anm. 510.

[552] Die Nationalschule. In: Archiv Deutscher Nationalbildung. 1. Heft. 1812, S. 80.

[553] Dazu Walther Rehm (wie Anm. 512), S. 229.

[554] In: Archiv Deutscher Nationalbildung. 1. Heft 1812, S. 99-144 (= Passow, Verm. Schr., S. 1-19).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0124

griechischen Sprache pädagogischer Vorrang vor der lateinischen von der Schattenseite betrachtet".[555]

Danach war das Griechische wie keine andere Sprache geeignet, „den Lernenden zum Bewußtseyn seines Idioms" und „zu seiner Volksthümlichkeit zu leiten"; dieses Ziel war allein durch die Sprache erreichbar, „weil alle andern Mittel" von ihr „ihre beste Kraft entlehnen"[556] müßten. Die Sprache der Hellenen sollte also das „Medium"[557] sein, durch das in dem jungen Menschen das Gefühl für seine deutsche Muttersprache und sein eigenes Volkstum wachgerufen werden sollte. Denn sie war die „reinste, durchsichtig-konsequenteste Sprache" und besaß in ihrer Vollkommenheit alle Voraussetzungen als „Normalsprache" zu fungieren, d.h. die Rolle der Mustersprache zu übernehmen.

Der Bildungswert der griechischen Sprache hatte für Passow zudem im Bewußtsein des Menschen einen weiteren grundsätzlichen Aspekt; er bestand darin, daß das Griechische durch seine Fremdheit von der deutschen Muttersprache, die ihm bei aller Analogie zu dieser anhafte, es möglich machen könne, einen Einblick in die Ursprünglichkeit und Substanz menschlichen Wesens, Denkens und Empfindens zu vermitteln, Werte, die im Laufe der Entwicklung des menschlichen Daseins verlorengegangen oder überdeckt worden seien.[558]

Es wurde ausdrücklich primär der Bildungswert der griechischen Sprache in ihrem Aufbau und ihrer Grammatik herausgehoben, nicht so sehr ihr Inhalt, die Literatur.[559] Herausgehoben wurde neben dem Wohlklang und der Eurythmie sowie dem Wortreichtum vor allem die Mannigfaltigkeit der Formen in Deklination und Konjugation, die eine Fülle von Nuancen für jede Variation des Sinnes

---

[555] Ebenda, 3. Heft 1812, S. 324-367 (= Passow, Verm. Schr., S. 20-39).

[556] Passow, Die griech. Sprache in ihrer Bedeutung, S. 112 (= Verm. Schr., S. 8).

[557] Paulsen (wie Anm. 549), S. 238.

[558] Vgl. auch Margret Kraul, Gymnasium und Gesellschaft im Vormärz. Neuhumanistische Einheitsschule, städtische Gesellschaft u. soziale Herkunft der Schule. Göttingen 1980 (Studien zum Wandel von Gesellschaft u. Bildung im 19. Jahrhundert.18.), S. 40-42.

[559] Passow, Die griech. Sprache in ihrer Bedeutung, S. 128 (= Verm. Schr., S. 16). Daß bei seinem Konzept Sprache und Grammatik im Vordergrund standen, hat Passow auch im Brief vom 29. Aug. 1811 an Heinrich Voss (Leben u. Briefe, S. 153) betont; er schrieb dort, es gehe nicht so sehr um das „Griechischverstehn", sondern bloß um das „Griechischlernen". Hierin stimmte Passow mit Humboldt überein, der ebenfalls den formalen Bildungswert der Sprache heraushob und den Inhalt der Literatur zurücktreten ließ (dazu Karl-Ernst Jeismann, Das preußische Gymnasium in Staat und Gesellschaft. Die Entstehung des Gymnasiums als Schule des Staates und der Gebildeten, 1787-1817. Stuttgart 1974 (Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte. 15.), S. 328.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0125

und der Aussage ermögliche und somit einen „vorzüglich bildenden Einfluß" ausübe, indem sie eine „Geistesgymnastik" böte. Die Vielfalt der Formenlehre wertete Passow dabei gerade auch als Argument für den Vorrang des Griechischen vor dem Lateinischen.

Die Ansicht vom Primat des Griechischen war nicht neu und wurde schon Generationen früher vertreten[560], jedoch nicht mit dieser Konsequenz. Von der Richtigkeit seiner Vorstellungen in der „Nationalbildung" und von der Stichhaltigkeit seiner Argumente war Passow damals überzeugt; er schrieb am Schluß seines Aufsatzes „Die griechische Sprache nach ihrer Bedeutung in der Bildung deutscher Jugend"[561]: „Wir stehn nun nicht an, das Gesagte zusammen fassend, zu bekennen, daß wir das Erlernen der Hellenensprache unserm ganzen Volk, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand und künftige Bestimmung - Rücksichten, die der wahre Jugendbildner nie nehmen sollte - nothwendig glauben. Wir haben unsre innigste Überzeugung nicht nach der Sitte unsrer Zeit in einem kurzen und guten Heischesatz hingestellt, sondern sie auf dem Wege Schritt vor Schritt zu ihrem Ziel geleitet, auf welchem wir zu ihr gelangt sind. Die voraus zu sehenden Protestationen der Beschränktheit werden also für uns ganz wesenlos seyn, wogegen wir mit Freude vernehmen werden, was, von gültigen Prinzipien ausgehend, geeignet seyn möchte, unsre Ansicht zu berichtigen oder zu bestimmen".

Das im „Archiv Deutscher Nationalbildung" vorgestellte Bildungskonzept praktizierten Jachmann und Passow in dem Unterrichtsprogramm, das sie für das Conradinum in Jenkau entworfen hatten.

Jachmann hatte dabei wie auch bei den Beiträgen im Archiv das Grundsätzliche des Konzeptes sowie die allgemeine Umsetzung in die Schulpraxis als Aufgabe übernommen, Passow war für die Lehrgegenstände zuständig.[562] Seine Intentio-

---

[560] Paulsen ,wie Anm. 40, S. 241-242 nennt als Vorgänger dieser Idee Hermann von der Hardt, Studiosus Graecus. Grammatica Graeca. Helmstedt 1699 und Matthias Gesner, Isagoge in eruditionem universalem. Tom.1. Ed. Johannes Nicolaus Nicolai. Lipsiae 1774, §140.

[561] Archiv, S. 132-133 (= Passow, Verm. Schr., S. 19).

[562] Diese auch in der Schulpraxis am Conradinum bestehende Aufgabenteilung war vom Schulträger, der Stadt Danzig, so vorgenommen worden. Passow berichtete darüber in einem Brief vom 1. Nov. 1810 an Jacobs (Leben u. Briefe, 132). Er kritisierte an Jachmann eine fehlende Gründlichkeit in den Lehrgegenständen; das habe dazu geführt, daß er, Passow, zum Ausgleich in völlig gleichrangiger Stellung als zweiter Direktor berufen worden sei. Die Kompetenzen waren so verteilt, daß „alles eigentlich Pädagogische, Oekonomische, Polizeiliche unter ihm [Jachmann], alles auf Unterricht Bezügliche" Passow unterstand. Die Aufgabenteilung sah Passow als förderlich an: „Ob nicht das Ganze gewinnen muß, wenn so vielfache und verschiedenartige Geschäfte unter zwei Männer

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0126

nen liefen darauf hinaus, dem klassischen Altertum ein starkes Gewicht im Kanon der Unterrichtsfächer zu schaffen. Vor Passows Eintritt in das Conradinum war die Form, die die Schule einmal annehmen sollte, nicht eindeutig bestimmt. Jachmann, der eine Vorliebe für soziale Perspektiven in seinem Bildungsvorstellungen hatte, hatte die Entscheidung offen gelassen, ob sich das Conradinum zu einer „gelehrten Anstalt" oder zu einem „Philanthropin" oder „Pädagogium" entwickeln sollte.[563] Erst Passows Mitarbeit beim planerischen Aufbau gab den Ausschlag, daß sich das Ganze zur gelehrten Schule entwickelte; an Heinrich Voss schrieb Passow, er habe erreicht, daß die Anstalt „sich nun durch eine gänzliche Reform zu einer wirklichen gelehrten Schule constatirt hat, die keinem einzelnen Zweck huldigt, sondern die reinste menschliche Bildung zum Ziel hat".[564]

Beim Aufbau des Lehrplanes konnte Passow teilweise Erfahrungen einbringen, die er bei der Umgestaltung des Weimarer Gymnasiums gewonnen hatte. Dort hatten er und sein Kollege und Freund Johannes Schulze[565] als Fachlehrer den Lehrplan für Griechisch zur Hebung des Niveaus neu gestaltet. Sie hatten ein festes Lehrprogramm für die einzelnen Klassen sowie zusätzlich eine „Selecta" eingerichtet, die, als Vorbereitung für wissenschaftliches Arbeiten in den Alten Sprachen, besonders im Griechischen, gedacht war. Waren in Weimar durch die bestehenden traditionellen Strukturen des Gymnasiums Passows Reformbestrebungen Grenzen gesetzt[566], so konnte er in Jenkau frei von allen Zwängen eine

---

getheilt werden, kann wohl kaum noch gefragt werden, da der Gewinn in die Augen springt und die schlechte Direction der meisten deutschen Gymnasien, z.B. des Gothaischen und Weimarschen, einen Hauptgrund in den fremden Geschäften hat, die dem Director aufgebürdet werden".

[563] Brief vom 30. Nov. 1810 (Passow, Leben u. Briefe, S. 138).
Passow und Schulze stießen im Kollegium des Weimarer Gymnasiums auf Widerstand; diese Tatsache sowie die sehr niedrige Dotierung der Weimarer Professorenstelle spielten für Passows Wechsel nach Jenkau mit den dort gebotenen freieren Arbeitsmöglichkeiten und dem Angebot einer besseren Bezahlung eine entscheidende Rolle.

[564] Ebenda.

[565] Schulze (1786-1869) war später Geheimer Ober-Regierungsrat im preußischen Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten und wesentlich beteiligt an der Schaffung des modernen preußischen Gymnasiums in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

[566] Anerkannt wurden Passows Weimarer Lehrtätigkeit und seine Reformen von einigen seiner Schüler, vgl. die Würdigung von Wilhelm Ernst Weber (später Direktor in Bremen) in der Allgemeinen Schul-Zeitung. 2. Abt. 1831, Nr. 2 (abgedruckt in: Passow, Leben u. Briefe, S. 121-126).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0127

ganz neuartige Schulform einrichten, in der das Griechische entsprechend der im Archiv skizzierten Dominanz seinen Platz hatte.
Im einzelnen berichtete Passow selbst[567] über folgende Neuerungen: Anstelle des bestehenden „scientifischen Systems", also einer auf das einzelne Lehrfach bezogenen Einstufung richtete er das „alte gediegene, strenge Classensystem" ein.
Völlig verändert wurde der Kanon der als „Lehrgegenstände" ausersehenen Unterrichtsfächer. Bisherige in ihrem Bildungswert nicht sinnvoll erscheinende Fächer wurden abgeschafft; dazu gehörten „Chemie", „Papparbeiten", „Technologie", „alle möglichen Scienzen", die „gesammte angewandte Mathematik", und „mehrere neuere Sprachen". Dafür wurde ein weniger umfassender Fächerkanon gebildet, in dem die „Alterthumsstudien" das Übergewicht erhielten, und der Griechischunterricht zur Bedingung für die Aufnahme in die Lehranstalt gemacht wurde.[568] Daneben wurden „Religion", die „reine Mathematik" sowie in eingeschränkterem Umfang Geschichte und Naturwissenschaften unterrichtet. Einen neben den Alten Sprachen breiten Raum nahm die „Behandlung der Muttersprache" ein.
Es war ein sehr konzentrierter Kreis von Unterrichtsfächern, aus dem das Lehrangebot bestand, und aus späterer Sicht ist daran nicht zu Unrecht das zu starke Übergewicht der Alten Sprachen ebenso kritisiert worden wie das auffällige Unverständnis für die Naturwissenschaften.[569]

---

[567] Brief an Heinrich Voss vom 30. Nov. 1810 (Passow, Leben u. Briefe, S. 138).
[568] Passow entwarf folgenden Lehrplan (er ist wiedergegeben in einer Herausgeberanmerkung des Wiederabdruckes von „Der griechischen Sprache pädagogischer Vorrang" (Verm. Schr., S. 34-35): In der fünften Klasse begann der Anfangsunterricht auf der Grundlage von Philipp Buttmanns Grammatik und Friedrich Jacobs' Elementarbuch. In der vierten Klasse kamen als Anfangslektüre Stücke aus den homerischen Hymnen und der Odyssee hinzu; ausführlicher gelesen wurde die Odyssee in der dritten Klasse; der zweiten Klasse blieben u.a. die Ilias und Xenophons Anabasis vorbehalten und in der ersten wurde abwechselnd ein Geschichtsschreiber (Herodot, Thukydides), ein Redner (Isokrates, Demosthenes), ein Philosoph (Platon), ein Tragiker (Aischylos, Sophokles), ein Komiker (Aristophanes) und ein Lyriker (Pindar, Theokrit) gelesen. Daneben war ein zusätzlicher Autorenkanon für die häusliche Lektüre festgelegt worden. Hinzu kamen schriftliche Übungen für alle Klassen; in der ersten Klasse erfolgten sie in Form von „größerer rhetorischer und philosophischer Composition" und von „freien Übertragungen aus dem Deutschen oder Lateinischen in griechische Verse" (Hexameter, Disticha, Iambische Trimeter, Lyrische Versmaße).
[569] Kritik an einer Ausweitung des Unterrichts in den Naturwissenschaften übte Passow auch später. An Frau von Voigt schrieb er am 28. Dez. 1828 über Auseinandersetzungen mit dem Mediziner und Naturwissenschaftler Lorenz Oken (Leben u. Briefe, S. 323): „Oken fand ich noch als Rest des geräuschvollen Naturcongresses in Berlin vor, und

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0128

Der Kernpunkt des Konzeptes, die Vorrangstellung des Griechischen vor dem Lateinischen, hat sich nicht durchsetzen können. Goethe, den Passow um Unterstützung seiner Vorhaben gebeten hatte[570], stand diesen wie auch anderen damals kursierenden pädagogischen Bestrebungen skeptisch, ja ablehnend gegenüber. Er bemängelte generell den fehlenden Unterschied zwischen „Exoterischem und Esoterischem" und außerdem den beschrittenen Weg, „daß man die Grundsätze und Maximen, nach welchen man lehrt und handelt, früher als die Lehre und das Handeln selbst öffentlich werden läßt".[571] Goethes Skepsis gegenüber den Plänen hatte politisch-weltanschauliche[572] und methodisch-inhaltliche Gründe; er hatte mit seiner Zurückhaltung recht. Das nur wenige Jahre bestehende Jenkauer Modell hatte keine Zukunft. Schon die äußeren Umstände, die Wirren der Befreiungskriege, führten 1814 zur Auflösung des Conradinums.

Für Passow begann nach den Jenkauer Jahren, die auch durch den Tod seiner ersten Gattin überschattet wurden, ein neuer Lebensabschnitt, der ihn bald von der Schule hinweg an die Universität führte.

Auch in seiner neuen Position hat Passow zu Fragen des Bildungs- und Unterrichtswesens Stellung genommen[573], zumal er als Mitglied der von der preußischen Regierung eingesetzten „Deputation" für die Aufsicht über die schlesischen Gymnasien sich von Amts wegen mit diesen Problemen auseinanderzusetzen hatte. In seinen bildungstheoretischen Äußerungen dieser Jahre trat dabei stärker als bisher der Aspekt der Rückbesinnung auf die protestantischen Humanisten und ihre Bedeutung für die Altertumswissenschaft und das „gelehrte Schulwesen" in den Vordergrund.[574] Sein mit jugendlichem Eifer und Engage-

---

zankte mich gleich ziemlich über Unterricht in den Naturwissenschaften mit ihm. Diese Herren möchten, was sie treiben, an die Stelle der Sprachen setzen, und da sie das nicht durch die den Sachen innenwohnende Kraft erreichen können, sollen die Sprachfreunde ihren Eifer abkälten, und wenn sie nicht mit Gutem wollen, sollen die Regierungen sie zwingen!"

[570] Brief aus Jenkau vom 20. Sept. 1811. In: Goethe-Jahrbuch. 29. 1908, S. 5-9.

[571] Goethe, Werke. Hrsg. im Auftr. der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abt. 4. Bd. 22, Briefe. Weimar 1901, Nr. 6205.

[572] Vgl. Siegfried Passow (wie Anm. 538), S. 604.

[573] So zeigte sich Passow den Bildungsreformbestrebungen Christian Wilhelm Harnischs aufgeschlossen; beide waren sich zugleich in ihrem Einsatz für die Turnbewegung Jahns einig (vgl. Jeismann (wie Anm. 559), S. 247-248). Hinzukam, daß sie als Schwiegersöhne Ludwig Wachlers auch persönlich eng verbunden waren.

[574] Namentlich nannte Passow Melanchthon, Bugenhagen, Trozendorf, Jacob Sturm, Camerarius, Michael Neander und Hieronymus Wolf, vgl. Passow, Über das Verhältniß des Christenthums zur Schule. In: Jahrbuch des protestantischen Kirchen- u. Schulwesens

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0129

ment entworfenes und in die schulische Praxis umgesetztes eigenwilliges Bildungskonzept hat er jedoch nicht weiterverfolgt.

3. Beruflicher und persönlicher Neubeginn in Breslau

Die Berufung auf den Lehrstuhl für Altertumswissenschaft an der Universität Breslau als Nachfolger Johann Gottlob Schneiders bedeutete in jeder Beziehung eine Zäsur in Passows beruflichem, wissenschaftlichem und persönlichem Leben.[575] Es war die Anerkennung der wissenschaftlichen Leistungen, für die er bereits kurz vorher während seines Aufenthalts in Berlin von der Philosophischen Fakultät der dortigen Universität mit der Doktorwürde honoris causa ausgezeichnet worden war. Dennoch nahm Passow nicht ohne Zögern und Bedenken von seinem bisherigen Beruf als Gymnasiallehrer Abschied, um sich den neuen Aufgaben in Lehre und Forschung an der damals noch sehr jungen Breslauer Universität zu stellen.

Das Studium der Altertumswissenschaft war in Breslau infolge der Befreiungskriege ziemlich ins Stocken geraten, und der Seminarbetrieb mußte neu aufgebaut werden. Schneider, Passows Vorgänger im Amt, war in fortgeschrittenem Alter und beschränkte sich nach seiner Entpflichtung fast ausschließlich auf die Führung der Bibliothek. Der 1811 aus Berlin nach Breslau berufene Ludwig Friedrich Heindorf vermochte aus gesundheitlichen Gründen nicht voll seine Kraft einzusetzen; er folgte zudem bald, nachdem Passow seine Tätigkeit aufgenommen hatte, einem Ruf an die Universiät Halle. Passow hatte also den Hauptanteil bei der Reorganisation des altertumswissenschaftlichen Studiums zu leisten.[576]

Die Gründung des Philologischen Seminars verlief erfolgreich, weil sich eine Reihe tüchtiger Studenten einfand, unter ihnen Karl Otfried Müller, der freilich

---

von u. für Schlesien. 2. 1818, S. 175-208 und die Einleitung zu den auf Passows Anregung im Verlag von Benedict Gotthilf Teubner in Leipzig herausgekommenen „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik“ (vgl. Anm. 543).

[575] Das wurde auch dadurch spürbar, daß Passow in der Zeit davor Persönliches, Berufliches und Wissenschaftliches als eine Einheit betrachtete, während er später stark differenzierte und vor allem im wissenschaftlichen Bereich zu einer weit stärkeren Sachlichkeit kam, wie er selbst zugegeben hat (dazu W.A. Passow in der Einleitung zu den Verm. Schr., S. XII-XIII).

[576] 1817 erhielt Passow als Klassischer Philologe, wie das an vielen Universitäten üblich war, die Funktion des Professor eloquentiae, der bei Festlichkeiten der Universität die Festrede hielt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0130

recht bald sein Studium in Berlin bei August Boeckh fortsetzte. Glücklich wirkte sich der Umstand aus, daß Passow durch die Berufung von Karl Emil Christoph Schneider - dem „jüngeren Schneider" - einen tatkräftigen Kollegen zur Seite bekam.[577]

Auch im persönlichem Bereich faßte Passow in Breslau rasch Fuß und knüpfte einer Reihe freundschaftlicher Kontakte. Am bedeutungsvollsten wurde die Verbindung mit dem Historiker und Literarhistoriker Ludwig Wachler; dessen älteste Tochter Christine wurde Passows zweite Frau. Durch diese Ehe konnte Passow seinem verwaisten Sohn Wilhelm Arthur, der vorübergehend im Hause Jachmann in Danzig betreut worden war, ein neues Zuhause schaffen, und aus ihr gingen außerdem eine Zahl weiterer Kinder hervor, so daß die Breslauer Zeit Passow auch im Familiären ein ausgefülltes und erfülltes Leben brachte.

4. Die „Breslauer Turnfehde"

Neben den beruflichen und familiären Aufgaben wurde in den ersten Breslauer Jahren die Turnbewegung Friedrich Ludwig Jahns zu einem wichtigen Betätigungsfeld Passows.[578] Die Hinwendung zum Turnen fügte sich dabei organisch in das Gesamtbild seiner politischen und gesellschaftlichen Anschauungen ein, wenn auch in den pädagogischen Vorstellungen, vor allem was die „Einheitsschule" betraf, Unterschiede zwischen dem mehr ständisch orientierten Erziehungssystem Jahns und der von Passow propagierten Schule für alle Gesellschaftsschichten bestanden, der ganz wesentlich Ideen Fichtes zugrunde lagen.[579] Das, was Passow vor allem befürwortete, war neben dem von ihm erkannten Wert der Körperertüchtigung die patriotische, das deutsche Volkstum betonende Grundtendenz der Turnbewegung. Er gehörte in dieser Zeit zu den eifrigsten Verfechtern des Turnens und beteiligte sich selbst aktiv daran.[580] So ließen ihn

---

[577] Über das gute und kollegiale Verhältnis zu ihm und gemeinsame wissenschaftliche Vorhaben äußerte sich Passow in seinem Brief vom 10. Sept. 1817 an Heinrich Voss (Leben u. Briefe, S. 242).

[578] Eingeführt wurde in Breslau das Turnen von Harnisch (s.a. Anm. 573); er hatte die Funktion des „Vorstehers der öffentlichen Breslauschen Turnanstalt" inne. Die Stadt stellte für die Turnübungen einen Platz zur Verfügung.

[579] Vgl. Jeismann (wie Anm. 559), S. 246.

[580] Passow war schon in der Jugend kein „Stubengelehrter"; er wanderte gern und viel, in Jenkau ging er häufig zum Schwimmen in die Ostsee. Ebenso betrieb er das Reiten, für das ihm Gottfried Hermann Vorbild war; in einem Brief aus der Studentenzeit (an Breem

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0131

die Auseinandersetzungen um das Turnen nicht unberührt, sondern er beteiligte sich in exponierter Stelle an dem unter dem Namen „Breslauer Turnfehde" bekannten Streit.

Hauptgegner des Turnens war Karl Adolph Menzel[581], der Prorektor des Elisabethgymnasiums, der auch seine amtliche Funktion zum Kampf gegen die Turnbewegung benutzte. Passow sah sich dadurch veranlaßt, in einer Schrift „Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden"[582] das Turnen zu verteidigen und den Vorwurf der politischen Agitation zurückzuweisen. Eindeutig ergriff er dabei für die Person Jahns Partei; zudem wurde gerade auch in dieser Schrift die Bedeutung Fichtes herausgestellt, ferner die Scharnhorsts.

Als Passow in Konsequenz auf die Haltung in seiner Schrift provokativ auf dem Turnplatz sich betätigte, brach ein Sturm der Entrüstung gegen ihn los. Die Auseinandersetzungen eskalierten weiter, als kurz nach Passows Buch von August von Kotzbue ein satirisch-polemischer Artikel gegen das Turnen unter dem Titel „Die edle Turnkunst" im „Litterarischen Wochenblatt" erschien. Es folgten in verschiedenen Publikationsorganen weitere Beiträge und Erklärungen von Befürwortern und Gegnern der Bewegung.[583]

Das behördlich ausgesprochene Verbot des Turnens machte in Breslau die Gruppe der Turngegner zu Gewinnern der Zwistigkeiten. Als Menzel diese Situation ausnützte, veröffentlichte Passow nochmals einen Artikel unter dem Titel „Von den Turnfeinden in Breslau"[584], in dem er sich nicht scheute, die Gegner mit aller Schärfe anzugehen und sie mit Namen zu benennen. Die Folge war, daß

---

vom 20. Nov. 1804, Leben u. Briefe, S. 33) berichtete er, daß Hermann öfter im Reithabit im Kolleg erschien.

[581] Als Gegner des Turnens exponierte sich u.a. der Philosoph und Naturforscher Henrik Steffens, der mit seiner Schrift „Turnziel" (Breslau 1818) und seinen „Karikaturen des Heiligsten" (Leipzig 1819-21) publizistisch in die Auseinandersetzungen eingriff. Auf der Seite der Verfechter des Turnens standen neben Harnisch und Passow u.a. ihr Schwiegervater Wachler, der Geowissenschaftler Karl von Raumer, Passows altphilologischer Kollege Karl Emil Christoph Schneider sowie Hauptmann Wilhelm von Schmeling, Verfasser einer Schrift „Die Landwehr, gegründet auf die Turnkunst" (Berlin 1819); vgl. auch Georg Kaufmann, Der Breslauer Turnstreit und die Universität. In: Festschrift d. Univ. Breslau, (wie Anm. 510) T.1., S. 87-100.

[582] Breslau 1818; eine zweite apologetische Schrift war: Zur Rechtfertigung meines Turnlebens und Turnziels. Breslau 1818.

[583] U.a. wurden die Standpunkte in den „Schlesischen Provinzialblättern" ausgetauscht (vgl. Gudrun Lutze, Die Neugründung der Breslauer Universität in der Berichterstattung der Schlesischen Provinzialblätter. JSFUB 6. 1961, S. 35-46).

[584] Isis Jg. 1819, S. 526-528.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0132

er von ihnen wegen Beleidigung verklagt und zu einer achtwöchigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, die er von Januar bis März 1821 in einem zum Gefängnis umgestalteten Raum der Universität verbüßte.[585]

In der „Turnfehde" offenbarte sich bei Passow ein Charakterzug, der auch bei anderen Gelegenheiten, wie in der Rezensionstätigkeit, zutage trat, der mit aller Schärfe und Konsequenz geführte Einsatz für eine als richtig erachtete Sache. Passow hat sich im Rückblick von seiner übertriebenen Reaktion distanziert, seinen Standpunkt in der Sache änderte er nicht, und vielleicht auch nicht zu Unrecht. Mag bei den Auseinandersetzungen um das Turnen den Befürwortern wie Passow Provozierung, eine gewisse Starrheit und vielleicht auch eine Radikalisierung in der nationalen Gesinnung vorzuwerfen sein, so war andererseits die üble Hetze, wie die publizistischen Attacken Kotzebues oder in Breslau das Schüren im Untergrund durch Menzel, nicht minder Schuld an der Ausartung des Streites. Passow ist bei der ganzen Angelegenheit zugute zu halten, daß er aus Überzeugung und mit lauteren Absichten für seine Sache gekämpft hat.

5. Passow und die klassische Altertumswissenschaft

Die „Turnfehde" blieb eine Episode in Passows Leben und seiner Breslauer Jahre; diese waren weit stärker von der wissenschaftlichen Arbeit geprägt. Dem Altertumswissenschaftler Passow, vor allem dem Gräzisten, hat daher hauptsächlich die Aufmerksamkeit zu gelten.

In den zwei Generationen vor Passow hatte der große Aufschwung der Erforschung des griechisch-römischen Altertums begonnen. Christian Gottlob Heyne hatte die philologischen Studien durch antiquarische Fächer, wie Kunstgeschichte, Archäologie und Mythologie, erweitert und auf historischer Grundlage behandelt. Friedrich August Wolf war es dann, der der erweiterten Altertumswissenschaft eine umfassendere Definition gab, und die Schüler Wolfs, zu denen in

---

[585] Das Kuriosum, das sich Passow mit seiner Affäre in der Turnfehde leistete, brachte ihm im Nachhinein noch einige Schwierigkeiten. Die vorgesetzte Dienstbehörde wollte ihn aus Breslau versetzen; 1821 sollte er nach Halle und 1822 nach Berlin berufen werden. Gegen eine Berufung nach Berlin sprach sich Boeckh aus, der einen in einen derartigen Konflikt verstrickt gewesenen Kollegen nicht neben sich haben wollte (vgl. Schimmelpfennig, wie Anm. 510, S. 214).Die Versuche einer Abberufung scheiterten, und, da die Angelegenheit allmählich in Vergessenheit geriet, blieb Passow in seiner Position; 1827/28 war er sogar Dekan der Philosophischen Fakultät. Sein ebenfalls an der Turnfehde beteiligter Schwiegervater Wachler mußte dagegen seine Lehrtätigkeit aufgeben und wurde mit der Führung der Bibliothek betraut.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0133

gewissem Maße auch Passow gehörte, entwickelten die Gedanken ihres Lehrers weiter.

Passow kam schon in der Studienzeit durch den persönlichen Kontakt, den er sich zu Wolf schuf, in Berührung mit dessen neuen Konzept der Altertumswissenschaft. Zuerst freilich waren es zwei andere Philologen, die Passows Ausbildung bestimmten, Friedrich Jacobs während der Schulzeit in Gotha und Gottfried Hermann während des Studiums in Leipzig. Jacobs gegenüber empfand Passow lebenslange Dankbarkeit; jener hatte in dem Schüler die Liebe zum Altertum geweckt. Jacobs war ein Mann von großer Vielseitigkeit, der als Philologe, Gymnasiallehrer, belletristischer Schriftsteller und Patriot auf Passow wirkte und für ihn zum Vorbild wurde. In der Klassischen Philologie hatte Passow durch Jacobs den Umgang mit den antiken Texten gelernt; dazu gehörte die Textkritik in Form einer maßvoll betriebenen und mit Gespür angewandten Konjekturalkritik ebenso wie in der Interpretation das feine Verständnis und Empfinden für griechisches Denken mit seinen Zügen der Menschlichkeit.

Passow war also durch den Unterricht am Gothaer Gymnasium für das philologische Studium bei Gottfried Hermann gerüstet.

So beeindruckend für Passow Gottfried Hermanns Persönlichkeit und auch vieles, was er in seinen Lehrveranstaltungen bot, war, der Einfluß des großen Leipziger Gräzisten blieb begrenzt und wesentlich hinter dem von Jacobs zurück. In vielem empfand Passow die Studienzeit bei Hermann - und ebenso bei dem Leipziger Latinisten Christian Daniel Beck - sogar als enttäuschend.[586] Zwar fuhr er fort, in der schon von Jacobs angeregten Wortphilologie, deren führender Repräsentant Hermann war, zu arbeiten, dennoch begannen damals - gerade wohl aus einem gewissen unbefriedigendem Gefühl über das bisherige philologische Studium heraus - andere Einflüsse bei ihm an Bedeutung zu gewinnen. Den äußeren Anlaß zu einem veränderten Verständnis des Altertums brachte der Besuch der Kunstsammlungen in Dresden[587], von denen Passow so stark beeindruckt wurde, daß er erwog, für längere Zeit ihre antiken Schätze zu studieren. Sein Blick für das klassische Altertum wurde dadurch grundlegend erweitert, und er bezog seitdem die Schöpfungen der bildenden Kunst der Antike in seine philologische Arbeit ein; in Breslau hat er später stetig über dieses Gebiet Vorlesungen abgehalten.[588] Nicht ohne Wirkung blieb außerdem bereits gegen Ende der Studien-

---

[586] Vgl. den Brief an Jacobs vom 17. Mai 1806 (Passow, Leben u. Briefe, S. 71-72).

[587] Vgl. den Brief an Hudtwalker vom 17. Mai 1807 (Passow, Leben u. Briefe, S. 74-75).

[588] Brief an Ludwig Doederlein vom 17. Aug. 1827 (Passow, Leben u. Briefe, S. 314): „Ich empfinde das Bedürfniß immer mehr, alle Disciplinen in mündlichen Vorträgen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0134

zeit die erwähnte persönliche Bekanntschaft mit Wolf, den er von sich aus in Halle aufsuchte.

Über Wolf, mit dem er einige Jahre später während der Übersiedlung nach Jenkau bei einem Zwischenaufenthalt in Eger nochmals zusammengetroffen war, schrieb er Heinrich Voss[589]: „Man sage von Wolf, was man will; mir erscheint er nun als ein ächt patriotischer, ächt humaner Geist, der allenfalls die Kraft hätte, einen Welttheil in Gährung und Flammen zu setzen, von dem ich mir aber nicht zu sagen getraue, daß er ebensoviel zu bauen als zu zerstören vermag."

Passows Urteil über Wolf war zwiespältig, er sah auch dessen Grenzen und Schwächen, dessen negative Wirkungen und Streitsucht;[590] andererseits fühlte er sich von dem „patriotischen" und „humanen" Denken angezogen, und Wolf

---

wenigstens ein Paarmal durchgearbeitet zu haben, und wenn mir noch einige Jahre beschieden sind, denke ich hindurch zu kommen".

[589] Brief vom 30. Nov. 1810 (Passow, Leben u. Briefe, S. 141-142).

[590] Grundsätzliche hohe Sympathie für Wolf, aber auch deutliche Kritik an dessen übertriebener Polemik und Unsachlichkeit in seinem Urteil über Heindorfs Platonausgabe sowie in dem daraus resultierenden Streit mit den Berliner Philologen äußerte Passow zwei Jahre später (Brief an Jacobs vom 11. Okt. 1812, Leben u. Briefe, S. 170): „Die Ankündigung des Wolfischen Platon, so wie die drei erschienenen Stücke scheinen mir wunderliche Zeichen der Zeit; ich kann mir es bei aller Verehrung und persönlichen Neigung für den seltnen Mann nicht einreden, daß wahrer, reiner, innrer Beruf jene Erscheinungen hervorgetrieben habe. Schon die interessante kleine Schrift über den Phädon enthält schneidende Worte gegen Heindorf und in der Ankündigung (der lat. vor den 3 Dial.) muß ich vollends jedes Wort gegen Heindorf, Boeckh und Schleiermacher deuten, so scharf steht jede mitgetheilte Ansicht den Ansichten dieser trefflichen Männer entgegen, oft, wie es scheint, zu großer Fährdung der Wahrheit wie gegen das Ende in dem Lob der lateinischen Versionen. Ebenso hat mir auch die Polemik gegen Buttmann allen Genuß an den geistreichen Anmerkungen zu den Acharnern entzogen. Sollte einmal gegen so treffliche Männer gestritten werden, so hätte es wohl ritterlicher, mit offnem Helm und gleichen Waffen geschehen können". - Über Heindorf negativer fiel Passows Urteil einige Jahre später in Breslau aus (vgl. den Brief an Heinrich Voss vom 10. Sept. 1817, Leben u. Briefe, S. 245): „Heindorf habe ich mich zu achten gezwungen, weil es mir bestimmt schien, mit ihm zu arbeiten; seitdem ich unbefangen bin und sein ganzes hiesiges Wirken kennen gelernt habe, kann ich nur sagen, daß er als Mensch einzig bemitleidenswürdig ist"; über die Auseinandersetzung mit Wolf fügte er hinzu: „...aber Wolfs Urtheil ist erst durch die Unbesonnenheit von Heindorfs Freunden zum Verdammungsurtheil geworden, in den Worten liegt nichts davon; sie sind ganz als Wolfs Privatmeinung hingesagt, und die Berliner hätten klüger gethan, etwas so hingeworfenes liegen zu lassen, wo es lag. Wollten sie etwas thun, so hätten sie mit Ruhe Heindorfs wahres Wesen darstellen sollen. Jetzt sieht man nicht sowohl Heindorfs wohlmeinende Freunde, als Wolfs erbitterte Gegner in ihnen".

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0135

blieb, wie bereits gezeigt wurde, nicht ohne Einfluß auf die Vorstellungen und Ziele, die Passows Jenkauer Bildungsmodell zugrunde lagen.
Es war offensichtlich gerade auch Wolfs Persönlichkeit, die auf Passow eine besondere Anziehungskraft ausübte. Es war daher nicht überraschend, daß der nach einem neuen Lebensbeginn suchende junge Gelehrte während seines mehrmonatigen Aufenthaltes in Berlin 1814/15 die Vorlesungen des Meisters der Altertumswissenschaft hörte und gleichsam ein zweites Studium des Faches betrieb. Mag sich Passow schon früher über den Rahmen einer reinen Wortphilologie hinaus erhoben haben, so hat wohl insbesondere die Berliner Zeit, der Kontakt zu Wolf und den anderen damaligen Philologen der preußischen Hauptstadt - wo er sich an der bekannten „Graeca" beteiligte[591] - nicht unwesentlich seine Sicht der Altertumswissenschaft erweitert und präzisiert. Zwar setzte er seine begonnenen wissenschaftlichen Vorhaben, vor allem die Arbeit an einem „Lexicon Sophocleum", fort. Jedoch beschränkte er sich nicht auf die schon damals zu seinen Schwerpunkten gehörende lexikographische Arbeit und ebenso wenig auf eine reine Wortphilologie im Sinne Hermanns, vielmehr suchte er nach dem Vorbild Wolfs das Wesen des Menschen des klassischen Altertums in seiner Gesamtheit zu erfassen.[592]

---

[591] In der Graeca waren Philologen und Nichtphilologen wöchentlich zur Lektüre eines griechischen Autors vereinigt; in der Anfangszeit wurde hauptsächlich Herodot gelesen (daher auch der Name „Herodotgesellschaft", vgl. Passows Brief an Heinrich Voss vom 28. März 1815, Leben u. Briefe, S. 204). Die Graeca bestand bekanntlich bis ins 20. Jahrhundert. Zu ihrer früheren Geschichte vgl. Gustav Parthey, Origines Graecitatis Berolinensis. Berlin 1876; Hertz, S. 211-214; William M. Calder III, The Berlin Graeca: a further note. In: Greek, Roman, and Byzantine Studies. 20. 1979, S. 393-400.- Über die Berliner Gelehrten hatte sich Passow schon bei seinem ersten Besuch der Stadt im Brief an Heinrich Voss vom 30. Nov. 1810 (Leben u. Briefe, S. 142) geäußert.

[592] Friedrich August Wolf, Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft. Hrsg. von Johann Daniel Gürtler. Bd. 1-6. Leipzig 1831-1839; ders., Darstellung der Alterthumswissenschaft nebst einer Ausw. seiner kleinen Schriften, u. litterarischen Zugaben zu dessen Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft. Hrsg. von Samuel Friedrich Wilhelm Hoffmann. Leipzig 1833. - Zu Wolfs Altertumsbegriff: Fuhrmann (wie Anm. 545); Axel Horstmann, Die „Klassische Philologie" zwischen Humanismus und Historismus. Friedrich August Wolf u. die Begründung der modernen Altertumswissenschaft. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte. 1. 1978, S. 51-70.- Zur Biographie: Hermann Funke, Friedrich August Wolf. In: Classical Scholarship. A biographical Encyclopedia. New York & London 1990, S. 523-528 (mit weiterführender Literatur). Zu Wolfs Rezeption und seinem Wirken in Halle: Konferenz zur 200. Wiederkehr der Gründung des Seminarium Halense durch Friedrich August Wolf am 15.10.1787. Innere und äußere Integration der Altertums-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0136

Dennoch bildeten die antiken Texte im Verhältnis zu den Werken der bildenden Kunst und anderen Zeugnissen der materiellen Hinterlassenschaft trotz deren wachsender Bedeutung den wichtigsten Teil der Quellen für das von ihm fixierte Ziel der Altertumswissenschaft. Mit der Konzentration auf die Erforschung des antiken Menschenbildes trat die Frage nach dem ästhetischen Wert der Texte zurück. Trotz der Tendenz, den Text hauptsächlich als Quelle zu sehen, war für Wolf wie für Passow die historische Sichtweise nicht vordergründig, sondern eben die Erkenntnis des Wesens des Menschen im Altertum, für Passow noch stärker unter der von Friedrich Jacobs herausgestellten Perspektive der Menschlichkeit. Distanzierter stand Passow der Schule August Boeckhs gegenüber, der Wolfs Idee der universalen Altertumswissenschaft fortgesetzt hatte.[593] Bei ihm kritisierte er eine zu starke Historisierung; die „Staatshaushaltung der Athener" nannte er „ein treffliches historisches, aber kein philologisches Buch, und was er [Boeckh] von wissenschaftlicher Behandlung des Alterthums rede, ein Mißverständniß".[594]

---

wissenschaften. Hrsg. von Joachim Ebert u. Hans Dieter Zimmermann. Halle/Saale 1989 (Martin-Luther-Universität Halle. Wissenschaftliche Beiträge. 1989, S. 36.).

[593] Zu Boeckhs Begriff der Altertumswissenschaft Ada Henschke, Ulrich Muhlach, Einführung in die Geschichte der Klassischen Philologie. Darmstadt 1972, S. 88-96; Frithjof Rodi, „Erkenntnis des Erkannten" - August Boeckhs Grundformel der hermeneutischen Wissenschaften. In: Philologie und Hermeneutik, S. 68-83; Axel Horstmann, Antike Theoria und moderne Wissenschaft - August Boeckhs Konzeption der Philologie. Habil.-Schr. Hamburg. Hannover 1985 (Maschinenschr. Manuskr.); ders., August Boeckh und die Antike-Rezeption im 19. Jahrhundert. In: L'Antichità nell'Ottocento in Italia e Germania. - Die Antike im 19. Jahrhundert in Italien und Deutschland. Hrsg. von Karl Christ u. Arnaldo Momigliano. Bologna u. Berlin 1988, S. 39-75; Guiseppe Cambiano, Filologia e storia delle scienze in August Boeckh. Ebenda, S. 77-98.

[594] Brief an Doederlein vom 26. Aug. 1818 (Passow, Leben u. Briefe, S. 256); wie Passow schrieb, hatte er seine Kritik Boeckh brieflich mitgeteilt. - Im gleichen Zusammenhang äußerte sich Passow über Karl Otfried Müller: „Müller von Aegina war hier das erste Jahr mein Zuhörer und der erste, der ins Seminarium eintrat; damals ein blutjunger, gutartiger Mensch von viel Fleiß. Seitdem hat er zwei Jahre in Berlin zugebracht und ist nun aus Boeckhs Schule heimgekehrt. Hermann, Wolf und Jacobs in einem Athem für unbedeutende Menschen und Boeckh für einen Gott zu erklären, ist ihm Kleinigkeit". Diese etwas überzogene Kritik Müllers wird auch durch eine briefliche Äußerung an Boeckh über Passow selbst deutlich (Briefwechsel zwischen August Boeckh und Karl Otfried Müller. Leipzig 1883, S. 33), wo er sich voll Ironie über sprachliche Versehen Passows in den lateinischen Abhandlungen der Breslauer Lektionsverzeichnisse ausließ. Andererseits hat Eduard Müller in seiner Einleitung zu den kleinen deutschen Schriften seines Bruders (Breslau 1847, S. XXIX-XXX) auf die hohe Achtung hingewiesen, die Otfried Müller seinem Breslauer Lehrer entgegenbrachte. - Im Gegensatz dazu gestaltete sich Passows

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0137

Da Passow den literarischen Texten die bedeutendste Rolle zuwies, um ein Gesamtbild des antiken, besonders des griechischen Menschen zu gewinnen, waren für ihn ihre Wiederherstellung und Deutung die zentralen Aufgaben altertumswissenschaftlicher Arbeit. Ebenso hatte für ihn die Erforschung der Sprache einen hohen Stellenwert, weil sie nach seiner Ansicht - wieder vor allem auf das Griechische bezogen - das Spiegelbild des Menschen war und aus ihr dessen Wesen und Denken erkennbar gemacht werden konnte. Aufgrund der aus eigener wissenschaftlicher Arbeit gewonnenen Erfahrung, daß das umfangreiche Material der griechischen Sprache noch unvollkommen und unvollständig gesammelt und gesichtet war, wandte sich Passow schon sehr früh im Rahmen der von ihm bearbeiteten Autoren Studien über den griechischen Wortschatz zu.[595]

6. Die frühen Veröffentlichungen

Die ersten Arbeiten des jungen Passow freilich entstanden mehr aus der Verbindung philologischen Interesses mit seinen damals besonders starken poetischen Neigungen. Es waren Übersetzungen griechischer und lateinischer Dichtungen.

Verhältnis zu Eduard Gerhard, einem anderen Schüler Boeckhs und späterem Begründer des Deutschen Archäologischen Instituts, weniger gut. Das anfänglich positive Verhältnis wurde dadurch getrübt, daß Passow Gerhard und dessen Freund Friedrich August Wernicke (1794-1819) nicht als Extraordinarien in Breslau vorschlug, sondern für Karl Emil Christoph Schneider eintrat, den Philipp Buttmann empfohlen hatte. Darauf entwickelte sich eine Auseinandersetzung, über die Passow Heinrich Voss berichtete (Brief vom 10. Sept. 1817, Leben u. Briefe, S. 245-246). Gerhard und Wernicke griffen Passow, teilweise mit Ironie und Spott, in den von ihnen herausgegebenen „Philologischen Blättern" (Heft 1) an. Gerhard warf Passow vor, er verstünde nichts von Grammatik. Als Gerhard sich trotz seiner Attacken gegen Passow es wagte, diesen aufzusuchen, wies der ihm „billig die Thür". Gerhard strengte daraufhin einen „Injurienprozeß" gegen Passow an. Am Verhalten Gerhards und Wernickes übte sogar Boeckh Kritik und riet von dem Prozeß ab (vgl. Max Hoffmann, August Boeckh. Lebensbeschreibung u. Ausw. aus seinem wissenschaftl. Briefwechsel. Leipzig 1901, S. 380). Gerhard gewann den Prozeß, und Passow wurde zu einer Geldstrafe verurteilt, da das Gericht sein Verhalten nicht als „erlaubten Gebrauch des Hausrechts" betrachtete (vgl. Otto Jahn, Eduard Gerhard. Ein Lebensabriß. Berlin 1868, S. 39).

[595] Kleinere Ergebnisse dieser Arbeit erschienen später in den Acta Seminarii Philologici Lipsiensis und im Anhang seiner Ausgabe des Musaios (s.u.). Danach arbeitete Passow, wie schon erwähnt, vor allem während seines Aufenthaltes in Berlin 1814/15 an einem Lexicon Sophocleum, das nicht vollendet wurde (vgl. den undatierten Brief an Heinrich Voss in Leben u. Briefe, S. 198).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0138

Sie dienten zugleich dem Zweck, das bescheidene Weimarer Gymnasiallehrereinkommen aufzubessern.

Von jugendlichem Überschwang, aber auch von der Kenntnis allgemein weniger bekannter literarischer Werke zeugte Passows erste dieser Veröffentlichungen, die lateinisch-deutsche Ausgabe der „Küsse" (Basia) des neulateinischen Dichters Johannes Secundus (Jan Nicolai Everaerts).[596] Bei dem ohne Einleitung und Erläuterungen herausgegebenen Werk ging es Passow um den poetischen Inhalt, die nach Küssen gezählte Sammlung von Gedichten, deren Anmut er seinem Publikum in einer ansprechenden deutschen Übersetzung vermitteln wollte.[597]

Es folgte die erste umfangreicher angelegte Arbeit, die zweisprachige Ausgabe der Satiren des Persius.[598] Von ihr erschien jedoch nur der erste Band mit einem teilweise selbständig redigierten Text und deutscher Übersetzung, einer ausführlichen Abhandlung über Leben und Werk des Dichters sowie mit einem sehr ausführlichen Kommentar zur ersten Satire. Ein zweiter Band, der die Kommentierung der weiteren Satiren sowie eine Darstellung über das Verhältnis des Persius zur stoischen Philosophie enthalten sollte, kam nicht mehr zustande, ebenso die geplante große kritische Ausgabe. Passows Persiusausgabe war von einer überaus scharfen Polemik gekennzeichnet, einer Eigenschaft Passows, die schon in anderem Zusammenhang begegnete und ihn manche Sympathie kostete.[599]

Als weitere Veröffentlichung dieser Art folgte eine zweisprachige Ausgabe von Musaios' Epyllion „Hero und Leander".[600] Sie enthielt neben dem Text und einer deutschen Übersetzung eine Reihe von erläuternden Teilen. Dazu gehörte in

---

[596] Leipzig 1807.

[597] Die Übersetzung fand auch bei Goethe ein positives Echo. In seiner theoretischen Schrift „Deutsche Sprache" schlug er vor, daß „ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben". Er regte an, daß der Übersetzer des Johannes Secundus, „Herr Passow, diese verdienstliche Aufgabe" übernähme (Goethe, Berliner Ausgabe. Bd. 17. Berlin & Weimar 1970, S. 508).

[598] Leipzig 1809; vorangegangen war eine Probe als „Textum recensuit F. P. in usum praelectionum" (Lipsiae 1808).

[599] Diese Schärfe hat offensichtlich auch Jacobs kritisiert; voll Einsicht bezüglich dieser Schwäche antwortete Passow (in seinem Brief vom 26. Sept. 1809, Leben u. Briefe, S. 101): „Was Sie besonders an meinem Persius tadeln, meine zu große polemische Rüstigkeit, fange ich selbst allmälig zu bereuen an, und war mir schon Ihre Äußerung darüber so wenig befremdend, daß ich von Ihre [sic!] Freundschaft eine Zurechtweisung darüber fast erwartet hatte".

[600] Musaeos, Urschrift, Übersetzung, Einleitung u. kritische Anmerkungen von F. P. Leipzig 1810.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0139

einer ausführlichen Einleitung eine Darstellung des mythischen Sängers Musaios, weiterer Träger dieses Namens sowie des als Person schwer faßbaren spätantiken Epikers. Passow griff die von Claudius Salmasius vertretene Datierung des Dichters auf, setzte ihn zeitlich jünger als Nonnos an und betrachtete ihn als identisch mit dem gleichnamigen Adressaten des Prokopios von Gaza[601], eine chronologische Einordnung, die sich als wahrscheinlichste bis in die Gegenwart gehalten hat.[602] Für das Verständnis des Musaios förderlich waren außerdem am Schluß des Bändchens Passows „Kritische Bemerkungen" zu einzelnen Textstellen sowie Ergänzungen zu dem im griechischen Wörterbuch Johann Gottlob Schneiders erfaßten Wortschatz und Wortgebrauch des Dichters.

Ebenfalls ein Produkt dieser frühen Zeit war die zweisprachige Ausgabe des Hirtenromans „Daphnis und Chloe" des Longos[603], die Passow während seiner bevorstehenden Übersiedlung nach Jenkau etwas überstürzt abschloß und veröffentlichte und sich dabei auch bissige Kritik einhandelte. Trotzdem erzielte er mit seinem Longos eine nachhaltige Wirkung. Die mehr für den Freund der Antike als für den „gelehrten Kenner bestimmte Bearbeitung"[604], die Karl Ludwig Knebel gewidmet war[605], umfaßte neben einem eigenständigen Text und einer gefälligen Übrsetzung einen Anhang mit einer Fülle kritischer Bemerkungen.[606] Wichtig wurde die Ausgabe dadurch, daß sie als erste in Deutschland den Text der bisherigen Lücke im ersten Buch (Kap. 13,1-17,4) enthielt, der von Paul Louis Courier 1809 in einer Florentiner Handschrift entdeckt und Passow von Philipp Buttmann mitgeteilt worden war.

Eine Bedeutung gewann Passow mit seiner Ausgabe auch dadurch, daß er Goethe ein Exemplar übersandte. Dieser wiederholte in seinem Dankesbrief seine schon früher geäußerte „Vorliebe" für diesen spätantiken Hirtenroman.[607] Zu Passows Bearbeitung und zu der von ihm eingefügten Ergänzung der Textlücke fügte er

---

[601] Musaeos, S. 98-99.

[602] Vgl. Rudolf Keydell, Musaios. In: RE. Bd. 16,1. Stuttgart 1933, S. 767-769.

[603] Longos des Sophisten Daphnis und Chloe. Griechisch u. deutsch durch F. P. Leipzig 1811.

[604] Longos, S. VII.

[605] S.a. Anm. 518; von der Freundschaft zeugt eine Reihe von Briefen; sie sind veröffentlicht in: Karl Ludwig Knebel, Literarischer Nachlaß u. Briefwechsel. Hrsg. von Karl August Varnhagen v. Ense. u. Theodor Mundt. Bd. 2. Leipzig 1835, S. 469-497.

[606] Auch für den Longos hat Passow eine Auflistung von Wörtern gegeben, die in Schneiders griechischem Wörterbuch fehlten.

[607] Brief an Passow vom 20.10.1811, in: Ernst Grumach, Goethe und die Antike. Eine Sammlung. Bd. 1. Potsdam 1949, S. 317.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0140

hinzu: „Diesmal aber ist es mir noch werther geworden, theils weil ich es in der anmuthigen Übersetzung mit größerer Bequemlichkeit genießen konnte, theils weil ich zum erstenmal das bisher fehlende bedeutende Stück kennen lernte. Es überraschte mich dasselbe, als ich im Laufe des Lesens unvermuthet darauf stieß, und ich mit Verwunderung anerkennen mußte, daß erst durch dieses bisher unbekannte Glied das höchst schätzbare Werk zu einem wahren Kunstganzen hergestellt worden."

Auch für den Longos plante Passow eine große kritische Ausgabe, die jedoch ebenso wie andere Vorhaben dieser Zeit, so auch Bearbeitungen des Tryphiodoros und des Koluthos sowie eine Neuausgabe der „Elegiae Graecae Monumenta"[608], nicht verwirklicht werden konnten. Der Hauptgrund dafür war, daß Passow durch seinen Wechsel nach Jenkau für längere Zeit sich überwiegend pädagogischen Aufgaben zuzuwenden hatte. Außerdem ließen die bald folgenden politischen Ereignisse und persönlichen Schicksalsschläge ganz andere Gedanken, Sorgen und Ziele in den Vordergrund treten.

7. Das wissenschaftliche Werk der Breslauer Zeit

Einen neuen Abschnitt auch in der wissenschaftlichen Entfaltung Passows brachte die Berufung auf den altertumswissenschaftlichen Lehrstuhl der Universität Breslau. Durch diesen Berufswechsel vom Gymnasial- zum Universitätslehrer ergaben sich die äußeren Voraussetzungen für eine altertumswissenschaftliche Tätigkeit größeren Umfanges in Lehre und Forschung. Die nun entstehenden Arbeiten markierten stärker als die bisherigen die methodische Richtung Passows und seine wissenschaftlichen Schwerpunkte.

Gemäß der von Passow vertretenen Zielvorstellung, ein Bild vom antiken Menschen in seiner Gesamtheit zu gewinnen, waren der einzelne Gegenstand oder das gewählte spezielle Thema in der Verbindung und im Zusammenhang dieses Gesamtbildes zu betrachten. Unter solchem Aspekt hatte die Spezialforschung den Zweck, einen Baustein für dieses Gebäude zu liefern.

Die Beschäftigung mit dem einzelnen unter dem Gesichtspunkt des Ganzen verdeutlichen viele kleine Beiträge Passows, vor allem die lateinischen Abhandlungen der Breslauer Lektionsverzeichnisse, die später zum größten Teil als „Opus-

---

[608] Geplant war nach dem verbesserten und erweiterten Vorbild der Ausgabe der Gnomici poetae Graeci von Richard François Philippe Brunck eine Sammlung mit umfangreichem Kommentar und einer „Historia critica elegiae Graecae" (vgl. Eckstein (wie Anm. 510), S. 179-180).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0141

cula academica“[609] gesammelt herausgegeben wurden. Überwiegend waren es textkritische Anmerkungen, die Passow in seinen Beiträgen zusammentrug, zumal er hierzu zusätzlich durch das Studium der reichen Breslauer Handschriftenschätze[610] manche Anregung erhielt. Daneben verfolgte er mit diesen Forschungen zur „niederen Kritik“ - soweit sie das Griechische betrafen - das Ziel, Zuarbeit bei der Erfassung und Erhellung des Wortschatzes zu leisten, also den Zweck der Lexikographie zu dienen, die mehr und mehr zum Hauptarbeitsgebiet Passows wurde.

Der Kreis der behandelten Autoren war weitläufig und zeigte, daß Passow in vielen Epochen der antiken, besonders der griechischen Literaturgeschichte Forschungsschwerpunkte hatte; die hauptsächlichsten waren das griechische Drama, besonders die Tragiker Aischylos und Sophokles[611], die römischen Elegiker[612] sowie die kaiserzeitliche griechische und frühbyzantinische Literatur.[613]

---

[609] S. Anm. 534.

[610] Zur Veröffentlichung der Breslauer Handschriften, besonders der aus der Stadtbibliothek, gründete Passow zusammen mit Karl Emil Christoph Schneider das „Museum criticum Vratislaviense“ (1820), das jedoch nur in einem Jahrgang erschien, vgl. Ritschl (wie Anm. 510), S. 94-95. Ergebnisse der Forschungen an den Breslauer Handschriftenbestände veröffentlichte er auch in anderer Form, vgl. die Symbolae criticae in scriptores Graecos et Romanos e codicibus manuscriptis Vratislaviensibus depromptae. Progr. 1820 (= Opuscula academica, S. 225-279); Variae lectiones in Stephanum Byzantium. E codice Rehdig. edidit F.P. Vratislaviae 1824.

[611] Aufgeführt seien von den in den Opuscula academica gesammelten Beiträgen: Meletemata critica in Aeschyli Persas. Progr. 1818; De primo Eumenidum Aeschylearum cantico. Commentatio praemissa indici lectionum in universitate Vratislaviensi per aestatem a. 1831 instituendarum; Observationes in Parodum Aeschyleae septem contra Thebas fabulae. Prooem. 1832; Observationes criticae in Soph. Ant. v. 106 et hymn. Hom. Cer. v. 122. Prooem. 1829; Vindiciae Sophocleae ad Ant. v. 781-790. Prooem. 1825; Animadversiones in Sophoclis Trachin. v. 971-1004. Prooem. 1820; Epiphyllides Aristophaneae. Prooem. 1826.

[612] Aus den Opuscula academica seien genannt: De ordine temporum quo primi libri elegias scripsit Tibullus. Progr. 1831; Animadversiones in Propert. IV, 11, 23 sqq. Prooem. 1823. In den Vermischten Schriften sind enthalten: Rez. von: Spohn de Tibulli vita et carminibus, Eichstaedt de Lygdami carminibus commentatio I, II, III. Zuerst in: Hallische Allg. Literaturzeitung 1825, Nr. 131-134; Über Tibull's Glycera. Zuerst in: Archiv f. Philologie u. Pädagogik 1825, H. 2, S. 189-190.

[613] In den Opuscula accademica sind enthalten: Notitia de Anthologio Orionis Thebani. Proem. 1831; Variae lectiones in Oppiani Halieutica e codice Pragensi enotae. Prooem. 1824; Aelianea. Prooem. 1819, in den Verm. Schr.: Über das Zeitalter des Physignomikers Polemon. Zuerst in: Archiv f. Philologie u. Pädagogik 1825, H. 1, S. 7-9.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0142

Neben der kritischen Behandlung einzelner Textstellen hat Passow auch in der Breslauer Zeit Werke antiker Autoren vollständig und systematisch bearbeitet und Textausgaben veröffentlicht.

Hier ist zuerst die Neubearbeitung von Gottfried Gabriel Bredows Edition der Germania des Tacitus[614] zu nennen. Die Beschäftigung mit der Germania bekam nicht unwesentlich ihre Motivation durch die patriotische Stimmung, die der deutsche Befreiungskampf mit sich brachte. Passow wollte im Zuge der Rückbesinnung auf die Geschichte des eigenen Volkes die Quellen dafür stärker ins Bewußtsein rücken, ebenso wie er andere Werke der antiken Literatur wegen ihres besonderen Zeitbezuges, wie die Perser des Aischylos und die Reden des Demosthenes, als Vorlesungsstoff bevorzugte.[615]

Passows Ziel bei der Bearbeitung der Germania war, einen Text herzustellen, der, von den zur Leseerleichterung vorgenommenen Konjekturen früherer Gelehrter befreit, auf den damals zugänglichen Handschriften basierte; außerdem konsultierte Passow auch eine Reihe älterer Editionen. Die Ausgabe enthielt eine Auflistung und Beschreibung der Handschriften und Ausgaben, eine lateinische Paraphrase der einzelnen Kapitel, sprachliche und textkritische Anmerkungen sowie am Schluß den lateinischen Sachkommentar Bredows. Sie bildete für nachfolgende Herausgeber in der Art der Textgestaltung die Grundlage, auf der aufgebaut wurde.[616]

Schon vor der Veröffentlichung der Textausgabe hatte Passow in einem Beitrag zu der grundsätzlichen Frage nach dem Zweck der Schrift Stellung genommen.[617] Danach war deren Sinn, von einem Feldzug gegen die Germanen abzuraten. Das ist gewiß nicht die einzige Begründung für die Entstehung der Germania, sicher-

---

[614] C. Cornelii Taciti E.R. Germania. Recensuit, varietate lectionum instruxit, annotationemque G.G. Bredovii integram addidit F.P. Ed. altera auctior. Vratislaviae 1817. - Der Historiker Gottfried Gabriel Bredow (1773-1814) war zuerst Professor in Helmstedt, ging 1809 nach Frankfurt/Oder und wechselte im Zuge der Verlagerung der Viadrina nach Breslau in die schlesische Metropole (vgl. Friedrich Koldewey, Geschichte der klassischen Philologie auf der Universität Helmstedt. Braunschweig 1895; Nachdr. Amsterdam 1970, S. 171-173).

[615] Vgl. den Brief an Heinrich Voss vom 17. Jan. 1816 (Passow, Leben u. Briefe, S. 217-218).

[616] Vgl. beispielsweise Tacitus, Germania. Text, Übersetzung, Erläuterungen von Franz Dorotheus Gerlach u. Wilhelm Wackernagel. 1. Abth.: Text. Basel 1835, S. VII.

[617] Über Tacitus' Germania. In: Philomathie von Freunden der Wissenschaft u. Kunst. Hrsg. von Ludwig Wachler. Bd. 1, 19-61 (= Passow, Verm. Schr., S. 40-63).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0143

lich aber ein wichtiger Punkt, der auch heute noch bei der Diskussion des Problems berücksichtigt wird.[618]

Passows weitere Herausgebertätigkeit galt ausschließlich griechischen Autoren der römischen Kaiserzeit. Dazu gehörte die unter dem Namen des Alexander von Aphrodisias überlieferte medizinische Schrift „Περὶ πυρετῶν" (Über die Fieber)[619] ebenso wie die Ausgabe des Lehrgedichtes „Οἰκομένης περιήγησις" (Beschreibung des Erdkreises) des Dionysios Periegetes.[620] In den gleichen Rahmen der Beschäftigung mit der spätgriechischen Literatur fiel das „Corpus scriptorum eroticorum Graecorum", die Sammlung der griechischen Romanschriftsteller; die Ausgabe blieb durch Passows frühzeitigen Tod unvollendet.[621] Posthum erschien noch eine Ausgabe von Nonnos' hexametrischer Nachdichtung des Johannesevangeliums, in der zugleich der Evangelientext unter den Versen abgedruckt war.[622]

Passow befaßte sich mit diesen weniger im Zentrum des literarischen Interesses stehenden Werken aus der Intention heraus, möglichst vollständig die griechischen Sprach- und Literaturdenkmäler zu erfassen. Diesem Gesichtspunkt hatte zunächst auch die Textkritik zu dienen, die die Vorarbeit für eine korrekte Worterfassung zu leisten hatte. Insofern ist Passow vor allem der Konjekturalkritik, obwohl er sie häufig anwandte, dennoch mit einer gewissen Zurückhaltung begegnet, und, wenn sich auch manche seiner Konjekturen bis in die Gegenwart in den textkritischen Apparaten gehalten hat, so nimmt dieses philologische Teilgebiet innerhalb seines Gesamtwerkes nicht den wichtigsten Platz ein.

---

[618] Vgl. Tacitus, Germania. Lat. u. deutsch von Gerhard Perl. Berlin 1990 (Griechische u. Lateinische Quellen z. Frühgeschichte Mitteleuropas bis z. Mitte des 1. Jahrtausends u. Z. Hrsg. von Joachim Hermann. T. 2; Schriften u. Quellen der Alten Welt. 37. 2), S. 19-20.

[619] Die Schrift des unter Septimius Severus wirkenden Peripatetikers wurde als wissenschaftliches Programm (Vratislaviae 1822) veröffentlicht (= Passow, Opuscula academica, S. 521-611). Wie Passow auf dem Titelblatt vermerkte, war es die erste in Deutschland erschienene Ausgabe des Werkes.

[620] Lipsiae 1825. Über die Lebenszeit des Dionysios konnte Passow nur Ungewisses schreiben; die in Akrosticha (V. 513-532) des Lehrgedichtes versteckten Hinweise des Dionysios über seine Herkunft aus Alexandria sowie seine Tätigkeit unter Hadrian wurden erst später von Gustav Leue (Zeit und Heimath des Periegeten Dionysios. In: Philologus 42. 1884, S. 175-178) entschlüsselt.

[621] Lipsiae 1824-1833. Erschienen sind nur zwei Volumina, die Parthenios mit den Exzerpten des Antonios und Diogenes Iamblichos sowie Xenophon Ephesios enthielten.

[622] Nonni Panopolitae Metaphrasis Evangelii Ioannei. Rec. lectionumque varietate instr. Accessit Evangelium sancti Ioannis. Lipsiae 1834.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0144

Damit stimmt auch seine schon dargestellte grundsätzliche Auffassung von Philologie überein, die sich eben nicht als esoterische Wissenschaft mit einer „Notengelehrsamkeit“[623] zu begnügen hatte. Ziel war vielmehr gemäß dem Bildungswert, den Passow dem klassischen Altertum beimaß, Kenntnis und Verständnis der Antike zum festen Bestandteil der Allgemeinbildung zu machen.

In diesem Sinn hat Passow eine Anzahl von Beiträgen darstellend hermeneutischen Charakters verfaßt. Zur „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste“ von Johann Samuel Ersch und Johann Gottfried Gruber (Leipzig 1820 ff)steuerte er für den Buchstaben A eine ganze Reihe längerer und kürzerer Artikel bei[624]. Hauptsächlich galten sie seinen Spezialgebieten wie den griechischen Erotikern und Epistolographen (Antiphanes von Berga, Antonios Diogenes, Achilleus Tatios, Alkiphron, Aristainetos). Weitere Artikel aus Passows Feder waren die über Aischines, Arrian und die Anthologia Latina. Der Aischines-Artikel, auf den er neben dem über die Anthologia Latina nach eigenen Äußerungen besonders viele Mühe verwandt hatte[625], war ein Ergebnis der intensiven Beschäftigung mit dem demosthenischen Zeitalters Athens. Passow stand zwar unter dem Eindruck der Befreiungskriege, in deren Folge das Bild des Aischines allgemein düster und negativ gezeichnet wurde, dennoch war er bestrebt, objektiv zu sein und auch dem innenpolitischen Gegenspieler des Demosthenes gerecht werden.[626]

In einer gewissen inhaltlichen Verbindung zu dem Artikel über Aischines stand der Aufsatz „Zur Geschichte der Demagogie in Griechenland“[627]. Das Thema gewann für Passow durch sein leidenschaftliches Engagement für die Turnbewegung zusätzliche Aktualität. Wieder suchte er durch die Darstellung historischer Gegebenheiten, gesellschaftlicher Zustände und politischer und menschlicher Verhaltensweisen im antiken Griechenland Parallelen zur eigenen Zeit herzustellen und dieser einen Spiegel vorzuhalten.

Methodische Absichten lagen dem Beitrag über Ciceros Rede für Marcellus zugrunde[628], der Danksagung an Caesar für seine Milde gegenüber diesem Partei-

---

[623] So später Otfried Müller (Aeschylos, Eumeniden. Griech. u. deutsch. Göttingen 1833, S. IV) in der Auseinandersetzung mit Gottfried Hermann.

[624] Die wichtigsten sind abgedruckt in: Passow, Verm. Schr.

[625] Brief an Heinrich Voss vom 10. Sept. 1817 (Passow, Leben u. Briefe, S. 243).

[626] Brief an Doederlein vom 16. Aug. 1818 (Passow, Leben u. Briefe, S. 255).

[627] Philomathie, wie Anm. 617, Bd. 2, S. 267-308 (= Passow, Verm. Schr., S. 111-132).

[628] Über Cicero's Rede für den M. Marcellus (1829). In: Zeitschrift f. die Alterthumswissenschaft 1835, Nr. 14-16 (= Passow, Verm. Schr., S. 258-276). Schon vorher erschienen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0145

gänger des Pompeius. Die Rede war für Passow ein Lehrbeispiel der sogenannten „höheren Kritik", das er seinen Studenten vortrug. Die Frage nach der Echtheit der Rede war damals nach den von Friedrich August Wolf massiv vorgetragenen[629], heute überholten Zweifeln an der Autorschaft Ciceros aktuell. Passow suchte gegen Wolf durch Erschließung und Darstellung der historischen Tatbestände und Zusammenhänge die Echtheit der Rede zu beweisen.

Im Zusammenhang mit diesen darstellenden Arbeiten ist schließlich der aus der Vorlesungstätigkeit erwachsene tabellarische Abriß der antiken Literaturgeschichte[630] zu nennen, der in einer erforderlichen zweiten Auflage um die Darstellung der antiken Kunstgeschichte erweitert wurde.[631]

Mit der antiken Kunst hatte sich Passow, wie bereits gesagt wurde, seit der Leipziger Studienzeit, über die Wortphilologie Gottfried Hermanns hinausgehend, mit lebhaftem Interesse beschäftigt, ohne freilich Ergebnisse seiner Studien zu veröffentlichen; allerdings gehörte die antike Kunstgeschichte schon bald (seit 1817) zum Repertoire seiner Breslauer Vorlesungsthemen[632], ebenso wie die politische Geschichte und andere sogenannte Realien. Er folgte hier dem allgemein üblichen Lehrangebot, wie es sich vor allem unter dem Einfluß Heynes und Wolfs entwickelt hatte.[633] In der Kunstgeschichte griff er dabei auf Heynes bereits 1772 erschienene „Einleitung in das Studium der Antike"[634] mit ihrem Grundgerüst archäologischer Systematik und ihrer antiquarischen Darstellung zurück.

Anmerkungen zu textkritischen Problemen der Rede: Variae lectiones ex duobus codicibus orationis Marcellianae. Prooem. 1828 (= Passow, Opuscula academica, S. 309-320).

[629] M. Tulli Ciceronis quae vulgo fertur oratio pro Marcello. Recognovit, animadversiones selectas superiorum interpretum suasque adiecit Frid. Aug. Wolfius. Berolini 1802.

[630] Grundzüge der griechischen und römischen Litteraturgeschichte. Zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen entworfen. Berlin 1816.

[631] Grundzüge der griechischen und römischen Litteratur- und Kunstgeschichte. Berlin 1829. - Ähnlichen Zwecken diente „Die Lehre vom Zeitmaaße der griechischen Sprache. Auf 6 Tafeln dargest" (Leipzig 1826; 2. Aufl. 1827); die Tabellen waren auch in der dritten von Passow bearbeiteten Ausgabe von Schneiders Wörterbuch (1828) enthalten.

[632] W. A. Passow, wie Anm. 510, S. XVIII.

[633] Vgl. Karl Christ, Aspekte der Antiken-Rezeption in der deutschen Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts (Einführung - 2. Teil). In: L'Antichit..., wie Anm. 593, S. 27.

[634] Der volle Titel lautete: „Einführung in das Studium der Antike oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke, zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen entworfen" (Göttingen & Gotha 1772). Aus verschiedenen Nachschriften kompiliert wurden die 1822 erschienenen „Akademischen Vorlesungen über die Archäologie der Kunst des Alterthums, insbesondere der Griechen und Römer. Ein Leitfaden für Leser aller Klassiker, Freunde der Antike". Zu Heynes Archäologievorlesungen, seiner archäologischen Systematik sowie zur Veröffentlichung und Verbreitung seiner Vorlesungen s.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0146

Passows erster kunstgeschichtlicher Beitrag - er entstand 1827, wurde aber erst posthum veröffentlicht - galt den Eikones (Gemälden) des älteren Philostratos. Thematisch stellte diese Arbeit eine Zwischenform der Interpretation literarischer Zeugnisse des Altertums und der Kunstbetrachtung dar. Die Untersuchung galt der Frage, ob die von Philostratos[635] beschriebenen Gemälde wirklich existiert haben oder nicht. Passow wandte sich sehr entschieden gegen die Annahme wirklich vorhandener Bildwerke; über den Verfasser der Eikones urteilte er, er sei „völlig unfähig gewesen, als würdiger Beschreiber eines Kunstwerkes aufzutreten". Mit dieser Ansicht trat Passow in scharfen Gegensatz zur Mehrheit der Gelehrten vor und nach ihm, die davon ausging, daß die Beschreibungen wirklichen Gemälden galten; dazu gehörten unter anderen Goethe[636] sowie Friedrich Jacobs und Friedrich Gottlieb Welcker, die zwei Jahre vor dem Entstehen von Passows Aufsatz ihre damals maßgebliche Ausgabe veröffentlicht hatten.[637] Merkwürdigerweise ist Passow in der Frage um die wirkliche Existenz der philostratischen Gemälde nicht Jacobs gefolgt, der für ihn sonst Autorität war und mit dem er viele Fachprobleme erörterte.[638] Er hat sich denn auch mit seiner These fiktiver Beschreibungen und seinem schroffen, abwertenden Urteil über den Verfasser der Eikones nicht durchsetzen können.[639]

---

schen Systematik sowie zur Veröffentlichung und Verbreitung seiner Vorlesungen s. Hartmut Döhl, Die Archäologievorlesungen Chr. G. Heynes. Anmerkungen zu ihrem Verständnis u. ihrer Bedeutung. In: Winckelmanns Wirkung auf seine Zeit. Lessing, Herder, Heyne. Hrsg. von Johannes Irmscher. Stendal 1988 (Schriften d. Winckelmann-Gesellschaft 7), S. 123-147. Zur Wirkung der gefertigten Vorlesungsmitschriften s.a. Hermann Bräuning-Oktavio, Chr. G. Heynes Vorlesungen über die Kunst der Antike. Darmstadt 1971.

[635] Über die Gemälde des Philostratos. In: Zeitschrift f. die Alterthumswissenschaft. 1836, Nr. 71-73 (= Passow, Verm. Schr., S. 223-236).

[636] Philostrats Gemälde. In: Goethe, Berliner Ausgabe. Bd. 20. Berlin & Weimar 1974, S. 164-214.

[637] Philostratorum imagines et Callistrati statuae. Reccensuit et commentarium adiecit Fridericus Jacobs. Observationes, archaeologici praesertim argumenti, addidit Fridericus Theophilus Welcker. Lipsiae 1825.

[638] Von Jacobs' Beschäftigung mit Philostratos wußte Passow schon früh (vgl. den Brief an Jacobs vom 25. März 1818, Leben u. Briefe, S. 251). Vielleicht hat die unterschiedliche Beurteilung des Problems Passow dann zu denken gegeben, so daß er seinen 1827 entstandenen Beitrag nicht veröffentlichte, sondern das erst posthum geschah.

[639] Vgl. Philostratos, Die Bilder. Griech. u. deutsch. Nach Vorarbeiten von Ernst Kalinka hrsg., übers. u. erl. von Otto Schönberger. 2. Aufl. 1968, S. 28-29 (mit einem Überblick über die Geschichte der Streitfrage).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0147

Mit fortschreitender Einarbeitung in die antike Kunstgeschichte trat die Betrachtung einzelner Kunstwerke in den Vordergrund, vor allem unter dem Aspekt ihrer Motive. Ergebnis dieser Studien war der Beitrag „Herakles der Dreifußräuber“[640]. Die Arbeit hatte besonders dadurch einen Wert, daß Passow in ihr das gesamte bekannte Material einschließlich der literarischen Zeugnisse zusammengestellt hatte; seine Deutungen von Einzelheiten fanden zu seiner Zeit bei keinem Geringeren als Karl Otfried Müller Anerkennung.[641]

Zu kunsthistorischen Studien verstärkt motiviert wurde Passow, als er 1829 nebenamtlich das Direktorat des akademischen Museums für Altertum und Kunst übernahm.[642]

Die sich aus diesem Amt ergebende noch engere Verbindung zu den Sammlungen führte auch zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit einzelnen Sammlungsstücken, wie dem Abdruck der Gemma Augustea[643] aus der Wiener Antikensammlung (Kunsthistorisches Museum). Passows Deutung dieses markanten Stückes römischer Kleinkunst basierte auf der bis heute grundlegenden Arbeit von Albert Rubens[644], dem Sohn des bekannten Malers. Er folgte diesem in der Annahme, daß das Bild eine klar bestimmbare historische Szene wiedergebe, und hielt daher die damals verbreitete Benennung „Apotheose des Augustus“ für unzutreffend.

Über Rubens hinaus suchte er den Sinngehalt der Darstellung des Augustus durch eine Erläuterung der dem Princeps beigegebenen Gegenstände noch genauer zu bestimmen. Gegen Rubens sah er bei der Roma keine Züge der Livia und in der von diesem mit Agrippina identifizierten Gestalt eine allegorische

---

[640] Herakles der Dreifußräuber auf Denkmalen alter Kunst und über die vorgebliche Cortina auf diesen Denkmalen. In: Archäologie u. Kunst. Hrsg. von Carl August Böttiger. Bd. 1, H. 1. 1828, S. 125-164 (= Passow, Verm. Schr., S. 237-257).

[641] Karl Otfried Müller u. Carl Oesterley, Denkmäler der alten Kunst. Bd. 1, H. 1. Göttingen 1835, Text zu Tafel XIII, Nr. 47.

[642] Ergebnis dieser Tätigkeit war das „Verzeichniß der antiken und modernen Bildwerke in Gyps auf dem akademischen Museum für Alterthum und Kunst in Breslau“ (Breslau 1832).

[643] Über die sogenannte Apotheose des Augustus in der Antikensammlung zu Wien. In: Zeitschrift f. die Alterthumswissenschaft. 1834, Nr. 1-2 (= Passow, Verm. Schr., S. 319-333). Schon vorher erschien zum Thema sein Beitrag: De scorpio in gemma Augustea coniectura. Prooem. 1833 (= Passow, Opuscula academica, S. 321-329).

[644] Alberti Rubeni Dissertatio de Gemma Augustea. Neu hrsg., übers. u. erl. von Heinz Kähler. Berlin 1968 (Monumenta Artis Romanae. 9.); der Originaltext ist außerdem abgedruckt in: Saeculum Augustum. Bd. 3. Hrsg. von Gerhard Binder. Darmstadt 1991 (Wege d. Forschung 632), S. 293-302.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0148

Figur, beides Deutungen, denen auch in der Gegenwart der Vorzug gegeben wird.[645] Ebenso war Passow bei der Interpretation der Gestalt des Okeanos - hier folgte er Karl Otfried Müller - und der Mutter Erde, die jetzt als Oikumene gedeutet wird, auf dem richtigen Wege. Als Zeitpunkt der dargestellten Handlung sah Passow den auf das Jahr 12 n. Chr. verschobenen Triumph des Tiberius über die Pannonier; die heutige Forschung sieht darin eher, wie schon Rubens, den Einzug des über die Illyrer siegreichen Tiberius in Rom am 16. Januar 10 n. Chr.[646] In der Beurteilung des unteren Bildes, der Gefangenendarstellung, folgte Passow im wesentlichen ebenfalls Rubens; gegen diesen als richtig hat sich seine Deutung des Skorpions erwiesen[647], den er mit dem Geburtstag des Tiberius in Verbindung brachte.

Für Passow blieb die antike Kunstgeschichte trotz seines regen Interesses an ihr mehr ein Randgebiet seiner altertumswissenschaftlichen Forschungen. Er betrieb sie, wie gesagt, in enger Anlehnung an Heyne, indem er hauptsächlich das Verständnis für die Kunst der Alten wecken und sie als wichtiges Element der Ausdrucksform antiken Wesens und Empfindens stärker in das Bewußtsein rücken wollte. In seinen Arbeiten zeigte Passow eine auf der philologischen Methode basierende Betrachtungsweise, bei der die Klärung von Motiven, Zusammenhängen und Hintergründen im Vordergrund stand. Die gewählten Themen beschränkten sich also hauptsächlich unter dem sogenannten rein kunstarchäologischen Aspekt auf die Interpretation von Kunstwerken.

Das weitläufige Arbeitsfeld, das Passow in Lehre und Forschung umspannte, brachte ihn notwendigerweise zu einer umfassenden Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Erbe vergangener Gelehrtengenerationen und schärfte sein Bewußtsein dafür, wie sehr wissenschaftliche Arbeit auf den Ergebnissen früherer Forschung aufbaute. Das bewirkte ein lebhaftes Interesse an Leben und Werk führender Repräsentanten der Wissenschaft vergangener Epochen, eine Erscheinung, die für den Anfang des 19. Jahrhunderts mit wachsender Tendenz zu beobachten ist.[648] Sie hatte zugleich ihre Wurzeln in der neuhumanistischen

---

[645] Kähler, in: Alberti Rubeni Dissertatio, wie Anm. 644, S. 25.

[646] Ebenda, S. 26.

[647] Ebenda, S. 28.

[648] Zu erinnern ist, daß damals grundlegende enzyklopädische Werke entstanden, in denen Wissenschaftsgeschichte behandelt wurde, wie die „Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet" (Abth. 1-8. Göttingen 1796-1819). Im Rahmen dieses Werkes hat Arnold Heeren eine unvollendet gebliebene „Geschichte des Studiums der classischen Litteratur" (Bd. 1-2. 1797-1802) verfaßt und Ludwig Wachler

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0149

Rückbesinnung auf das klassische Altertum, die bekanntlich auch eine Wiederaufnahme von Gedanken des Humanismus war. Passow selbst hat sich zur humanistischen Tradition, besonders zur protestantischen in Deutschland, als einer der Grundlagen eigener Antikenrezeption bekannt[649], und seine wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten waren überwiegend Beiträge zur Philologiegeschichte des 16. Jahrhunderts, wobei, wie damals häufig, der biographische Aspekt dominierte.

Der erste dieser Beiträge war eine für Raumers „Historisches Taschenbuch" verfaßte deutsche Paraphrase der lateinischen Jugendautobiographie des Melanchthon- und Camerarius-Schülers Hieronymus Wolf[650], der sich bekanntlich vor allem durch seine Ausgaben und lateinischen Übersetzungen des Isokrates und Demosthenes große Verdienste erworben hatte. Sie würdigte bereits Johann Jakob Reiske dadurch, daß er die Autobiographie Wolfs im lateinischen Originaltext in seiner Ausgabe der griechischen Redner veröffentlichte.[651]

Eine tiefe Verbundenheit auch persönlicher Art entwickelte Passow zu dem Gelehrten, auf dessen Werk er in seinem Hauptarbeitsgebiet, der griechischen Lexikographie, fußte: Henricus Stephanus (Henri Estienne). Über ihn verfaßte er für den gleichen Zweck wie bei der Bearbeitung der Autobiographie Wolfs in großen Zügen ein aus vorliegenden Quellen zusammengestelltes Lebensbild[652], in dem er

---

eine „Geschichte der historischen Forschung und Kunst" (Bd. 1-2. 1812-1820). In ähnlicher Weise stark wissenschaftsgeschichtlich orientiert war Wachlers „Handbuch der Geschichte der Litteratur" (3. Umarb. Bd. 1-4. Leipzig 1833). Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß die „Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste" von Ersch und Gruber (Leipzig 1818ff) ganz wesentlich auch umfassende wissenschaftsgeschichtliche Artikel, besonders Gelehrtenbiographien, enthielt.

[649] Vgl. Anm. 543 u. 574.

[650] Hieronymus Wolf's Jugendleben. In: Historisches Taschenbuch. Hrsg. von Friedrich v. Raumer. 1. 1830, S. 339-389 (= Passow, Verm. Schr., S. 277-295).

[651] Oratorum Graecorum, quorum princeps est Demosthenes, quae supersunt, monumenta ingenii, e bonis libris a se emendata, materia critica, commentariis integris Hieronymi Wolfii, Io. Taylori, Ierem. Marklandi, aliorum et suis indicibus denique instructa ed. Johannes Jacobus k. Vol. VIII. Lipsiae 1773, S. 772-876.

[652] Heinrich Stephanus. In: Wie Anm. 649, Bd. 2. 1831, S. 547-604 (= Passow, Verm. Schr., S. 296-318). - Zu diesen biographischen Beiträgen gehören auch einige Nachrufe auf Breslauer Gelehrte, den Philosophen Adalbert Bartholomäus Kayßler und den älteren altphilologischen Kollegen Johann Gottlob Schneider (Progr. 1822. In: Opuscula academica, S. 330-350), den Historiker und Philologen Johann Kaspar Friedrich Manso (Progr. 1826. In: Ebenda, S. 351-389) und den Theologen Daniel v. Cölln, mit dem Passow befreundet war (zuerst in: Schlesische Provinzialblätter. 97. 1833, S. 227-236; dann in verbesserter und erweiterter Form in: Hallische Allgemeine Literaturzeitung. 1833, Intelli-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0150

besonders die Beziehungen zwischen den äußeren Lebensumständen und dem wissenschaftlichen Werk berücksichtigte.

Seine wissenschaftsgeschichtliche Beschäftigung mit Henricus Stephanus setzte Passow in Form neuer Quellenforschungen fort, als sich ihm durch Vermittlung seines Schwagers Albert Wachler die Möglichkeit bot, die im Besitz der Breslauer Stadtbibliothek befindliche und aus dem Nachlaß von deren Stifter Thomas Rehdiger[653] stammende Korrespondenz des Johann Crato von Krafftheim zu veröffentlichen, soweit es sich um den Briefwechsel mit Philologen handelte.[654] Crato, der in Breslau geboren wurde und dort starb und als Leibarzt der Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. zu großem Einfluß gelangte[655], hatte als engagierter Förderer der humanistischen Bestrebungen auch einen vielfältigen brieflichen Kontakt zu den bedeutenden Humanisten seiner Zeit.

Die 27 in der Korrespondenz enthaltenen lateinischen Briefe des Stephanus gab Passow zuerst heraus. Sie waren bisher unveröffentlicht und enthielten, wie Passow in seiner lateinischen Einleitung schrieb, eine Fülle von Ergänzungen und Berichtigungen zum Lebensbild des Stephanus. Der Wert der Veröffentlichung war, wie Passow ebenfalls feststellte, um so größer, als es keine Sammlung des umfangreichen Briefwechsels gab, aus der für eine Biographie des Stephanus Material verfügbar war. Die Briefe suchte Passow, da in einer Reihe von Fällen Unklarheit über die Abfassungszeit bestand, aufgrund von Kriterien aus ihrem Inhalt zeitlich zu bestimmen[656], um dem Corpus ein chronologisches Gerüst zu geben, das auch für eine Biographie des Stephanus von Nutzen war. Schließlich gab Passow kritische Erläuterungen zu bemerkenswerten Stellen, besonders zu solchen mit ungewöhnlicher sprachlicher Ausdrucksweise.[657]

Den Stephanusbriefen folgte 1832, in gleicher Weise herausgegeben, eine Sammlung von Briefen des großen Florentiner Humanisten Petrus Victorius

---

genz-Blatt, Nr. 27 = Passow, Verm. Schr., S. 334-339). Ferner hat Passow für die „Encyclopädie" von Ersch und Gruber den Artikel über Friedrich Jakob Basl verfaßt (1771-1811), der als hessischer Legationsrat in Wien und Paris tätig war und sich als Altertumswissenschaftler in der griechischen Paläographie Verdienste erworben hatte.

[653] Zu ihm s. Arthur Biber, in: Schlesische Lebensbilder. Bd. 4. 2. Aufl. Sigmaringen 1985, S. 113-124.

[654] Henrici Stephani ad Joannem Cratonem a Craftheim epistolae ex autographis nunc primum editae. Progr. 1830. In: Passow, Opuscula academica, S. 390-442.

[655] Henrici Stephani epistolae, S. 390. - Zu Crato von Kraftheim s. Karl A. Siegel, in: Schlesische Lebensbilder. Bd. 4, S. 124-133; Manfred P. Fleischer, Späthumanismus in Schlesien. Ausgew. Aufs. München 1984 (Silesia. 32.).

[656] Henrici Stephani epistolae, S. 399-400.

[657] Ebenda, S. 400-402.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0151

(Pietro Vettori).[658] Es waren Dokumente, die teilweise bereits früher von anderen Gelehrten veröffentlicht worden waren, die jedoch Passow nach nochmaliger Prüfung der Originalmanuskripte zusammen mit neuen Stücken in korrigierter Form zugänglich machen wollte. Die Sammlung umfaßte Briefe an Johannes Crato von Krafftheim und Thomas Rehdiger aus dem Besitz der Breslauer Stadtbibliothek sowie einem Briefwechsel des Victorius mit dem Paduaner Arzt Hieronymus Mercurialis aus der öffentlichen Bibliothek in Landeshut. Inhaltlich waren die Briefe, so räumte Passow selbst ein, nicht sehr ergiebig, dennoch vermittelten sie einen Einblick in die Geschichte und Literaturgeschichte der Zeit, so daß eine Veröffentlichung gerechtfertigt war.[659]
Passows vordringliches Anliegen bei diesen wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten war offensichtlich zunächst die Sichtung und Bereitstellung von Quellen, besonders von Briefen[660], um dadurch hauptsächlich für biographische Untersuchungen ein möglichst umfangreiches Material zur Verfügung zu haben, woran es, wie Passow betonte, bislang gemangelt hätte.
Es ist anzunehmen, daß Passow seine wissenschaftsgeschichtlichen Forschungen weitergeführt hätte; jedoch dazu kam es nicht, denn im Jahre nach der Veröffentlichung der Briefe des Victorius starb er.

8. Passow und die griechische Lexikographie

Die bisher vorgestellte Auswahl der wissenschaftlichen Arbeiten Passows dokumentierte den eingangs gegebenen Hinweis auf die Breite seiner Lehr- und For-

---

[658] Petri Victorii ad Joannem Cratonem, et Hieronymum Mercurialem epistolae ex autographis editae. Progr. 1832. In: Passow, Opuscula academica, S. 443-514.
[659] Bei dem Briefwechsel zwischen Victorius und Mercurialis kam ein philologisches Interesse hinzu, die Auseinandersetzung um die Textstellen bei Thukydides und Lukrez zur Schilderung der Pest in Athen während des peloponnesischen Krieges. - Die Sammlung der Victoriusbriefe enthielt noch als Nachtrag zu den Stephanusbriefen (S. 450-451) einen neu entdeckten Brief des Stephanus an den Breslauer Advokaten Jakob Monavius (1546-1603).
[660] Zur zeitgenössischen Einschätzung der Bedeutung von Briefen als Quellenmaterial für Biographien vgl. die Äußerung Goethes über die Herausgabe ungedruckter Briefe Winckelmanns: „Von bedeutenden Männern nachgelassene Briefe haben immer einen großen Reiz für die Nachwelt, sie sind gleichsam die einzelnen Belege der großen Lebensrechnung, wovon Taten und Schriften die vollen Hauptsummen vorstellen“ (Goethe, Ungedruckte Winckelmannische Briefe. In: Goethe, Berliner Ausgabe. Bd. 17. Berlin & Weimar 1970, S. 357).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0152

schungsgebiete. Noch viel eindrucksvoller wird dieses Bild, wenn wir sein monumentales Hauptarbeitsgebiet, die griechische Lexikographie, hinzunehmen.
Aus ihr erwuchs seine bedeutendste wissenschaftliche Leistung, das große griechisch-deutsche Handwörterbuch, das trotz der nur für die frühe griechische Literatur vollständig durchgeführten Erfassung des Wortschatzes bis heute ein unentbehrliches Hilfsmittel für denjenigen ist, der sich mit den griechischen Texten auseinanderzusetzen hat. Es war die völlige Neubearbeitung des damals gebräuchlichen Wörterbuches von Johann Gottlob Schneider[661], Passows älterem Breslauer Kollegen, der die Fortsetzung seines Werkes diesem übertrug.[662] Passow brachte das Wörterbuch in den vier von ihm betreuten Auflagen durch stetige Ergänzung und Verbesserung in eine gänzlich neue Form , in der schließlich Schneiders Werk nicht mehr erkennbar war.[663]
Passows Interesse an der griechischen Lexikographie reichte, wie schon mehrfach anklang, bis in die Studienzeit zurück und setzte sich in Weimar und vor allem in Jenkau fort. Er beschäftigte sich zunächst mit der Lexikographie im Rahmen seiner textphilologischen Forschungen. Verstärkt wurde seine Aufmerksamkeit dafür durch die Bedürfnisse, die der Griechischunterricht in seiner zentralen Bedeutung, die er im pädagogischen Konzept Passows besaß, erforderte. Es fehlte für die hochgesteckten wissenschaftlichen Ziele dieses Unterrichtes ein modernes verläßliches Handwörterbuch. Denn Schneiders Wörterbuch reichte in seiner damals vorliegenden Form, so nützlich es war, nicht aus. Das war der Anlaß für Passows kleine Schrift „Über Zweck, Anlage und Ergänzung griechi-

---

[661] Zuerst Züllichau 1797-98. Einen Auszug des Schneiderschen Wörterbuches, freilich mit manchen willkürlichen Änderungen, schuf der aus Glatz gebürtige Philologe und Literarhistoriker Friedrich Wilhelm Riemer, der Erzieher der Kinder Wilhelm v. Humboldts und Lehrer von Goethes Sohn. Riemer hat sich bekanntlich durch Besorgung von Goethes Nachlaß und die Beteiligung an der Herausgabe von dessen Werken verdient gemacht; ferner leistete durch seine „Mitteilungen über Goethe" einen wichtigen Beitrag zur Biographie des Dichters.

[662] Über die Übernahme der Herausgabe berichtete Passow Jacobs im Brief vom 10. Aug. 1819 (Leben u. Briefe, S. 261).

[663] Die drei ersten Ausgaben in der Bearbeitung Passows, Leipzig 1820, 1826 und 1828, erschienen noch unter Schneiders Namen, die vierte hatte den Titel: Franz Passow, Handwörterbuch der griechischen Sprache. Bd. 1-2. Leipzig 1831. - Zu erwähnen ist außerdem, daß Passow zusammen mit Gustav Pinzger eine Neuausgabe von Benjamin Hederichs „Lexicon manuale graeco-latinum et latino-graecum" (Vol. I-III. Lipsiae 1825-1827) besorgte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0153

scher Wörterbücher“[664]. Wie schon der Titel der Schrift aussagte, ging es Passow um die Fixierung methodischer Voraussetzungen und Grundsätze lexikographischer Arbeit. Passow wollte Anregungen für eine Revision von Schneiders Werk geben, damit es den erhöhten Anforderungen besser genügen konnte; den Plan, ein eigenes Wörterbuch zu schaffen, hatte er damals noch nicht.

Mit den in der Schrift formulierten Grundsätzen und Forderungen stellte er sich generell in die Tradition der griechischen Lexikographie, indem er vor allem auf dem großen Thesaurus linguae Graecae des Henricus Stephanus aufbaute. Er sah jedoch das dringende Bedürfnis über die Arbeitsweise der bisherigen Lexikographie hinauszukommen, die mit einer Fülle von Mängeln behaftet war. Passows Ziel war, den lexikographischen Arbeitsergebnissen mehr Zuverlässigkeit und Genauigkeit zu verleihen und sie in ein übersichtliches, leichter benutzbares System zu kleiden. Dabei befand er sich in ähnlicher Situation wie Karl Lachmann auf dem Gebiet der Textkritik, der mit der Forderung, die Handschriften selbst systematisch auszuwerten, die Entwicklung eines Textes bis auf den Archetypus zurückzuverfolgen und sich nicht so stark auf vorangegangene Textausgaben zu verlassen, die Textphilologie in feste methodische Bahnen lenkte. In der Lexikographie bestand das Defizit darin, daß die Quellenangaben über ein Wort oft nicht überprüft, sondern kritiklos von einem Lexikographen zum anderen übernommen worden waren.

Passow suchte, die grundlegenden Voraussetzungen und Bedingungen für die Schaffung eines wissenschaftlichen Wörterbuches der griechischen Sprache in den wesentlichen Punkten zu definieren. Der Tenor ging dahin, auf der Basis eines umfassenden Materials ein Wörterbuch zu konzipieren, das klar und verständlich den Informationsbedürfnissen der Benutzer in jeder Beziehung genügte. Dazu legte er seiner methodischen Darstellung folgende Forderungen zugrunde: 1. Ein wissenschaftliches Wörterbuch hat über die sprachliche Entwicklung, die ein Wort im Laufe der Geschichte durchgemacht hat, Auskunft zu geben. 2. Es muß die geographischen und dialektbedingten Varianten erfassen. 3. Es muß über die unterschiedlichen Merkmale eines Wortes nicht nur bei einzelnen Schriftstellern, sondern in den verschiedenen Literaturgattungen Auskunft geben.

---

[664] 2. Progr. des Conradinum zu Jenkau. Berlin 1812. - Fortgesetzt hat Passow diese Arbeit durch eine Materialergänzung zu dem Katalog der Adjektiva auf -ειδης und -ωδης mit dem Titel „Scherflein zur Vervollständigung der griechischen Wörterbücher“ (In: Athenäum. Humanistische Zeitschrift. Hrsg. von Friedrich Günther u. Wilhelm Wachsmuth. Bd. 3, H. 3. 1818, S. 1-8).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0154

Eine sehr wichtige Frage war die Abgrenzung zwischen dem „lexikographischen und grammatischen Gebiet". Passow sprach sich dafür aus, „alle Irregularitäten im Nomen und Verbum aus den Grammatiken in die Wörterbücher zu verweisen".[665]

Er betonte in diesem Zusammenhang auch die Wichtigkeit, die Dialekte einzubeziehen, wobei er aber von ausufernden Einzelausführungen absehen, sondern die wesentlichen Informationen an systematisch übergeordneter Stelle geben wollte, so daß beispielsweise dialektabweichende Varianten des Stammwortes nur einmal in einem Artikel erfaßt würden. Eine häufige exakte Angabe von „Dorismen" hielt er jedoch für nützlich.[666]

Eine weitere, freilich weniger scharf ziehbare Abgrenzung sah er für ein Wörterbuch im Verhältnis zur „Auslegekunst"[667], der Interpretation von Wortbedeutungen bei einzelnen oder einer Gruppe von Schriftstellern. Festgestellte Eigentümlichkeiten waren auch in diesem Fall in den Zusammenhang des „großen Sprachganzen" zu stellen. Eine feste Abgrenzung wagte Passow, wenn überhaupt, nur in dem Sinne vorzunehmen, daß zu ermitteln sei, „inwieweit durch einen einzelnen Schriftsteller nuancirte Bedeutungen und figürliche Ausdrücke einem Wörterbuch der ganzen Sprache angehören".[668]

Die letzten Worte berührten ein anderes Grundproblem der Lexikographie, die Frage nach der Vollständigkeit in der Erfassung des Wortschatzes. Nach Passow war das „gebildete Wort"[669] das Material des Wörterbuches; er stellte als Grundsatz auf, daß ein Wort „dann erst, wenn es mit einem Begriff innig verbunden und in gemachter Form in irgend einem Sprachdenkmal erscheint"[670], sich für ein Wörterbuch eigne. Passow strebte unter dieser Voraussetzung eine umfassende Sammlung aller in der Sprache vorhandenen Wörter an und schloß auch solche verderbter Textstellen mit ein; nur was als wirklich unecht und sprachwidrig feststand, sollte unberücksichtigt bleiben.

In der Frage der Vollständigkeit setzte er sich besonders mit seinen Vorgängern in der wissenschaftlichen Lexikographie auseinander. Er erinnerte an das in absoluter Weise eingehaltene Vollständigkeitsprinzip des Stephanus; vor allem aber betrachtete er unter diesem Aspekt das ebenfalls auf Vollständigkeit und Wissenschaftlichkeit angelegte Wörterbuch Schneiders. An diesem Werk kritisierte er

---

[665] Passow, Zweck, S. 5.
[666] Ebenda, S. 5-6.
[667] Ebenda, S. 7-8.
[668] Ebenda, S. 8.
[669] Ebenda.
[670] Ebenda.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0155

anhand von Beispielen, daß das Vorhaben, lückenlos den Wortschatz zu erfassen, nicht gelungen sei. So vermerkte er, daß Schneider zwar die Vollständigkeit der Wörter aus seltenen Autoren erreicht habe, nicht jedoch „aus solchen Schriftstellern, welche die erste Sprachquelle sind, aus Homer, Hesiod, Archilochos, Theognis, Pindar, den Tragikern, Aristophanes, Herodotus, Thukydides, Platon, Demosthenes".[671]

Im einzelnen hob Passow als Vorzüge der Arbeit Schneiders heraus, daß bei ihm am Rande liegende Literatur, wie das naturwissenschaftliche und technische Schrifttum, umfassend ausgewertet worden sei; andererseits wies er auf zwei ungenügend berücksichtigte Gebiete hin, die Geographika und die Personennamen. Diese sollten nach seiner Ansicht nicht mit umfangreichen geographischen, mythologischen und historischen Sachinformationen versehen werden, sondern in dieser Beziehung nur Kurzhinweise enthalten;[672] sie sollten vielmehr hauptsächlich als Gegenstand der Sprache, also als Vokabel dargeboten werden. Auch das stand in Übereinstimmung mit dem Grundziel, „daß man die Sprache in allen ihren Gestaltungen und Schöpfungen überschauen" müsse.[673]

Eine sehr hohe Bedeutung maß Passow bei der Erfassung des Wortschatzes den Quellen und Belegstellen bei. Danach war „kein Wort ohne seinen Gewährsmann in das Wörterbuch aufzunehmen".[674] Außerdem erhob er zum Prinzip, die Zitate in chronologischer Reihenfolge aufzuführen, so daß die Geschichte eines Wortes und sein zeitbedingter Gebrauch erkennbar wurden.

Im Zusammenhang mit der Materialerfassung äußerte sich Passow auch zu den Problemen, die die Textkritik schuf. Die hauptsächliche Gefahr bestand darin, falsche Lesarten und unnötige Konjekturen zu erfassen. Zum gleichen Problemkreis gehörte Passows Forderung, „falschgebildete und ungriechische Formen"

---

[671] Ebenda, S. 14; mit Beispielen S. 14-20.

[672] So sollte bei einem Personennamen nur angegeben werden, „ob er männlich oder weiblich, eines Freyen oder Sklaven, aus welchem Hellenischen Volk und aus welchem Zeitalter" er stamme (Ebenda, S. 21-22).

[673] Ebenda, S. 22.

[674] Ebenda, S. 29. - In Fragen der Quellenangaben bemängelte Passow gerade auch Schneiders Wörterbuch, in dem für homerische Formen „Beweisstellen" aus späteren Dichtern wie Apollonios, Quintus von Smyrna, Oppian und Pseudo-Orpheus angegeben würden (ebenda, S. 34). Noch schwerwiegender beurteilte er den Fehler, „wenn der Lexikograph ein sehr altes Wort bey einem Scholiasten oder Grammatiker citirt findet, und er nun statt der alten, ehrwürdigen Auctorität, ohne derselben auch nur zu gedenken, den Scholiasten oder Grammatiker als Gewährsmann nennt" (ebenda, S. 35).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0156

zu eliminieren; in diesem Punkt plädierte er dafür, die Vollständigkeit in der Materialerfassung einzuschränken.[675]

Unerläßlich bei der Sichtung des Materials war für Passow, daß der Lexikograph selbst die Quelle eines Wortes überprüfte und sich nicht mit der Übernahme aus zweiter Hand begnügte, eine Forderung, die er an diejenigen Editoren antiker Autoren richtete, die sich in Fragen der Textüberlieferung häufig unkritisch auf indirekt überlieferte Tatbestände verließen und nicht die Handschriften heranzogen.

Eine nicht minder wichtige Rolle wie der Erfassung des Materials wies Passow dessen Aufbereitung und Darbietung zu. Ein altes, schon von Stephanus verwendetes Verfahren stellte er mit dem Vorschlag einer etymologischen Anordnung der Wörter wieder zur Diskussion.[676] Als Vorzug dieses Ordnungsprinzips sah er an, daß es wegen der mit ihm verbundenen Suchstrategie für das Verständnis eines Problems gegenüber dem „leeren Mechanismus des Alphabets" förderlich sei. Weitere Argumente waren, daß durch solche etymologische Ordnung eine Fülle von Wiederholungen vermieden und alle Komposita mit den notwendigen Angaben und Erläuterungen beim Hauptbegriff aufgeführt würden. Passows Ansicht gründete sich auf den auf überdurchschnittlichem Niveau stehenden Fragestellungen, die sein hochgesteckter Griechischunterricht mit sich brachte. Er war sich denn auch einer gewissen Subjektivität in dieser Frage bewußt. Die alphabetische Ordnung hatte sich aus „Bequemlichkeit" durchgesetzt, und das war nicht einfach zu ignorieren; daher schloß auch er sich letztlich dieser gebräuchlichen Ordnung bei der Bearbeitung seines Wörterbuches an und verteidigte sie später sogar.[677]

Eines der schwierigsten Probleme lexikographischer Arbeit war - wenn die geforderte Vollständigkeit auch wirklich erreicht werden sollte - die an die verfügbare Arbeitskapazität gebundene reale Durchführung der Erfassung und Aufbereitung des gewaltigen Materials, eine Aufgabe, die durch einen einzelnen Ge-

---

[675] Andererseits war Passow für eine sehr strenge und kritische Überprüfung bei der Eliminierung und führte bereits in der Programmschrift Beispiele für als nicht griechisch angesehene Wörter an, deren „Graecität" er nachzuweisen suchte (ebenda, S. 41-49).

[676] Ebenda, S. 25-26.

[677] Zur Richtigkeit der alphabetischen Ordnung äußerte er sich später in seiner Rezension des Thesaurus Graecae linguae ab Henrico Stephano constructus. Post editionem Anglicam novis addimentis auctum, ordineque alphabetica digestum tertio ediderunt Car. Bened. Hase. G. R. Lud. de Sinner et Theob. Fix. Vol. I. Paris 1831 (In: Jahrbücher f. wissenschaftliche Kritik. Hrsg. von d. Societät f. wissensch. Kritik z. Berlin. 2. 1831, S. 712-715).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0157

lehrten nicht zu bewältigen war. Es bedurfte für denjenigen, der ein solches Unternehmen in Angriff nahm, der Mitwirkung anderer. Passow berief sich auf diese traditionelle Kooperation in der lexikographischen Arbeit, zumal durch die ständigen Fortschritte der Wissenschaft sowie auch gerade durch die von ihm angestrebten Grundsätze mit ihrer gesteigerten Exaktheit und anderen erhöhten Anforderungen die Notwendigkeit wissenschaftlichen Zusammenwirkens noch dringlicher wurde.

Die Gemeinschaftsarbeit stellte sich Passow in der seit dem 17. Jahrhundert erprobten Weise vor, daß zu dem vorhandenen Grundwerk von einzelnen Gelehrten für ihre Spezialautoren Ergänzungen beigesteuert wurden, wie das vielfach für den Thesaurus des Stephanus und auch zu Schneiders Wörterbuch geschehen war.[678] Die große Förderung, die gerade dieses Werk durch solche Zusätze erfahren hatte, würdigte Passow[679]: „Durch die meisten dieser Arbeiten ist allerdings im Einzelnen sehr viel gewonnen: über das Daseyn manches Wortes sind die bisherigen Zweifel gehoben, andere sind aus den Wörterbüchern verwiesen, in denen ihnen kein Platz gebührte: auch manche allgemeinere Grundsätze der Lexikographie sind für künftige Forscher wieder bedeutender hervorgehoben".

Auf der anderen Seite bemängelte Passow, daß trotz dieser verdienstvollen Ergänzungstätigkeit nicht erreicht worden sei, daß die verschiedenen Teile der ungeheuren Materialmenge, die von einem Gelehrten „verarbeitet" wurde, auch dem Lexikographen als „schon geformter Stoff dargeboten" wurde.[680] Der Grund lag nach Passow darin, daß „alle jene Sammlungen aus zerstreuten durch keinen inneren Zweck verbundenen Notizen" bestanden. Unter diesem Gesichtspunkt hielt er Speziallexika nur dann für nützlich, wenn sie das Material nicht punktuell und isoliert, sondern zumindestens im Gesamtzusammenhang eines Schriftstellers wiedergaben. Ihre Zahl sollte auch nicht übermäßig anwachsen; als wünschenswert sah er an, „wenn einzelne Gelehrte, wie der Gang ihrer Studien sie etwa führt, einzelne leicht zu übersehende und doch einen bestimmten Kreis ausfüllende Zusammenstellungen zum Gegenstand von Monographien wählten".[681]

Passow forderte die Mitforscher auf, im Rahmen ihrer Studien zu einzelnen Autoren grundlegende lexikographische Arbeiten zu diesen zu veröffentlichen, damit diese Spezialergebnisse für das Vorhaben eines vollständigen Wörterbu-

---

[678] Passow, Zweck, S. 60-62.
[679] Ebenda, S. 63.
[680] Ebenda, S. 63-64.
[681] Ebenda, S. 64.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0158

ches der griechischen Sprache verwertet werden konnten. Er modifizierte damit die bisherige Form wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeit, um sie effektiver zu gestalten. Den Weg einer institutionalisierten, hierarchisch gegliederten und planmäßig gesteuerten Kooperation von Forschern, den „Großbetrieb der Wissenschaft", wie ihn Mommsen bezeichnete und beim „Corpus Inscriptionum Latinarum" verwirklichte, hat er noch nicht in seine Überlegungen einbezogen.[682] Dennoch markierten die von ihm definierten und später selbst angewandten Grundsätze, die teilweise nur die Aufforderung zur Wiedergewinnung und neuen Gewichtung bestehender Prinzipien sowie die Zusammenstellung zu berücksichtigender sprachlicher Phänomene enthielten, einen entscheidenden Fortschritt in der wissenschaftlichen Lexikographie, die durch diese systematischen Arbeitsrichtlinien auf eine entscheidend verbesserte Grundlage gestellt wurde. Das von Passow mit immensem Fleiß in jahrzehntelanger Arbeit nach diesen Grundsätzen konzipierte Wörterbuch ist bis heute das umfangreichste Werk seiner Art geblieben. Es blieb richtungsweisend und lieferte mit seinem gewaltigen Material die Basis für nachfolgende Unternehmen, wie das heute maßgebende „Greek-English Lexicon" von Henry George Liddell und Robert Scott, das zunächst als Pendant des Passowschen Werkes für den englischen Sprachraum entstand.

Die von Passow skizzierten methodischen Grundlagen und ebenso ihre Realisierung in Gestalt seines Wörterbuches haben in vielen Punkten bis heute ihre Gültigkeit behalten und sind in den erweiterten Grundsätzen der modernen Lexikographie wiederzufinden.[683] Dazu gehört beispielsweise die chronologische Ord-

---

[682] Andererseits hat Passow bereits zu Lebzeiten dafür gesorgt, daß sein Wörterbuch von kompetenter Seite fortgeführt wurde und diese Aufgabe Valentin Rost (1790-1866) übertragen, mit dem er in lexikographischen Fragen eng zusammenarbeitete (vgl. Handwörterbuch. 5. Aufl. Leipzig 1841, S. VII). Rost stand wie Passow in engem Kontakt zu Jacobs und war von 1841-1859 Direktor des Gothaer Gymnasiums (vgl. Bursian (wie Anm. 513), S. 636). Er betreute mit einem von Band zu Band wachsenden Mitarbeiterstab (Friedrich Palm, Otto Kreussler, Karl Keil, Ferdinand Peter und Gustav Eduard Benseler) auch die letzte (fünfte) Auflage, des Wörterbuches (1841-1857).

[683] Ladislav Zgusta u. Demetrios J. Georgacas, Lexicography of Ancient Greek. In: Wörterbücher. Ein internationales Handbuch z. Lexikographie. Hrsg. von Franz Josef Hausmann, Oskar Reichmann u.a. 2. Teilbd. Berlin 1990 (Handbücher z. Sprach- u. Kommunikationswissenschaft. 5, 2.), 1698-1700. Zu den modernen Verfahren bei der Anlage von Wörterbüchern in Fragen des Wortmaterials sowie des Inhalts und der Gliederung der Lexikonartikel s. Ursula Keudel, in: Thesaurus Linguae Latinae. Praemonenda de rationibus et usu operis. Lipsiae 1990, S. 18-22. Zu methodischen Fragen der modernen griechischen und lateinischen Lexikographie vgl. auch den Sammelband: Atti del I. seminario di

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0159

nung der Zitate, die es ermöglicht, die Geschichte jedes Wortes und seines Gebrauches übersichtlich zu verfolgen. Ebenso ist die Exaktheit bei der Auswertung der Quellen ein selbstverständliches Prinzip, nicht anders der Grundsatz, die gewonnenen und gesichteten Angaben zur Etymologie, Prosodie, Orthographie, zu den Wortformen und zum Metrum festzuhalten. Auch die von Passow gegebene Anregung, in manchen Fällen wichtige Sekundärliteratur anzuführen, hat in erweiterter Form Anwendung gefunden, wie das Beispiel des Lexikons des frühgriechischen Epos[684] zeigt.

Andererseits ist die Lexikographie in ihren Zielen und Methoden fortgeschritten. Zu Passows Zeiten noch nicht bekannte Forschungszweige, wie die Erforschung der Texte des mykenischen Linear B, oder noch am Rande liegende Spezialdisziplinen, wie die Auswertung der Inschriften und Papyri mit ihren sprachlichen Sonderheiten, sind hinzugekommen oder haben eine stärkere Bedeutung erhalten. Zu den traditionellen lexikographischen Gesichtspunkten sind neue getreten, andere schon immer berücksichtigte haben an Gewicht gewonnen. Das betrifft besonders die Lehre von den Wortbedeutungen, die Semasiologie.[685] So gilt im Rahmen einer vergleichenden Bedeutungslehre die Aufmerksamkeit einer Beobachtung „zunächst der stammverwandten Sprachen". Ziel ist es, frei „von der antiken logischen und rhetorischen Terminologie", sprachliche Phänomene wie Synonyma, Metaphern und dergleichen zu beschreiben. Stark betont werden der Bedeutungswandel und die Bedeutungsentwicklung, bei denen nach Gesetzmäßigkeiten gesucht wird. Ein weiterer Schwerpunkt ist die „Wortfeldforschung"[686] mit ihren Fragestellungen nach Bedeutungsumfang und Bedeutungsabgrenzung. Stärker als es Passow vermochte, zielt die heutige Forschung auch darauf hin, die „Denkformen" von Sprachen festzustellen und zu erfassen; das geschieht durch „synchronische Analyse" der Struktur der Sprache und ebenso dadurch, daß ihr grammatischer Aufbau teilweise neu bestimmt und unter daraus resultierenden neuen Kategorien dargeboten wird. Dabei sind die betrachteten formalen Aspekte auch für die „Erfassung des Inhaltlichen" nicht unerheblich.

Eine beträchtliche Erleichterung bei den technischen und formalen Arbeiten der Erstellung von Wörterbüchern, Indices und Konkordanzen bietet der Einsatz der

---

studi sui lessici tecnici greci e Latini. (Messina, 6-10 marzo 1990) a cura di Paola Radici Colace e Maria Caccamo Caltabiano. Messina 1991.

[684] Begr. von Bruno Snell. Mit Unterstützung d. Deutschen Forschungsgemeinschaft, d. UNESCO u. d. Joachim-Jungius-Gesellschaft Hamburg. Hrsg. vom Thesaurus Linguae Graecae. Bd. 1. Göttingen 1979, S. III-X.

[685] Ebenda, S. IV.

[686] Ebenda.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0160

elektronischen Datenverarbeitung mit der Möglichkeit, auch große Datenmengen mit einer Schnelligkeit zu bewältigen, die für frühere Generationen unvorstellbar war. Die Datenverarbeitung zwingt, besonders bei sehr großen Vorhaben, zu noch stärkerer Kooperation in dem Passow noch unbekannten wissenschaftlichen Großbetrieb.

Die Lexikographie hat also seit Passow gewaltige Fortschritte gemacht, ohne daß dies seine Bedeutung schmälert. Seine Rolle ist die eines der entscheidenden Archegeten, auf dessen systematisch dargestellten Prinzipien und einzigartigem Sammelfleiß die in vielem verfeinerte, ergänzte und modifizierte Lexikographie der Gegenwart aufbaut.

Das nach streng methodischen Gesichtspunkten erstellte große griechische Handwörterbuch ist Passows herausragendes Vermächtnis. Der Überblick über sein Leben und Werk hat aber gezeigt, daß dieser Zeitgenosse Goethes auch sonst eine bemerkenswerte und keineswegs unbedeutende Erscheinung jener Epoche deutscher und europäischer Geschichte war, in der sich ein gewaltiger geistiger, politischer und gesellschaftlicher Umbruch vollzog. Passow hat sich den Herausforderungen seiner Zeit gestellt und weit stärker als mancher andere Gelehrte seiner Zunft in die geistigen, kulturellen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen eingegriffen. Mögen seine Äußerungen zu Literatur und Kunst vergessen sein, seine pädagogischen Vorstellungen teilweise wirklichkeitsfremd und überspannt, sein heftiges Engagement für die Turnbewegung überzogen erscheinen, nicht nur als „Kuriositäten" sind diese Anschauungen und Haltungen noch von Interesse. Sie sind symptomatisch für die Suche der damaligen Menschen nach neuen Werten; Passow steht hier beispielhaft für viele seiner Zeitgenossen. In allem seinem Denken und Handeln ist ihm schließlich ein hohes Ethos nicht abzusprechen; auch dafür gebührt ihm eine Würdigung.

So sollte nicht nur der Gelehrte Passow in seinem wissenschaftlichen Werk, sondern auch der Mensch als Repräsentant jener bewegten Zeit, deren Wirkung bis in die Gegenwart spürbar ist, in Erinnerung bleiben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0161

KARL LACHMANN

In der an bedeutenden Namen reichen Philologiegeschichte des 19. Jahrhunderts in Deutschland ist Karl Lachmann ohne Zweifel eine der besonders markanten Erscheinungen, und das zugleich auf zwei Fachgebieten, der Klassischen Philologie und der älteren Germanistik.

Karl Konrad Friedrich Lachmann wurde am 4. März 1793 als Sohn eines Predigers in Braunschweig geboren. Er besuchte das Gymnasium Katharineum seiner Vaterstadt und ging danach (1809) zum Studium der Theologie nach Leipzig, hörte jedoch auch dort bereits ein philologisches Kolleg bei Gottfried Hermann. Nach einem Semester wechselte er nach Göttingen über, wo er sich nunmehr hauptsächlich der Philologie zuwandte. Zu der in Göttingen von Christian Gottlob Heyne vertretenen, mehr den Realien geltenden Forschungsrichtung fand er keinen Zugang; seine Neigungen und Begabungen galten der Wortphilologie. Er schloß sich daher mehr Ludolf Dissen an, unter dessen Anleitung er sich unter anderem mit Rhythmen und Metren befaßte. Als Frucht dieser Studien sind die Jahre später erschienenen Arbeiten zur griechischen Tragödie anzusehen; „De choricis systematis tragicorum Graecorum“ (1819) und „De mensura tragoediarum“ (1822).

Seine Promotion vollzog Lachmann 1814 an der Universität Halle mit einer nicht veröffentlichten Arbeit „De critica in Tibulli carminibus recte instituenda“. 1815 habilitierte er sich in Göttingen mit einer textkritischen Untersuchung zu den römischen Dichtern „Observationum criticarum capita tria“.

Nach Napoleons Rückkehr aus Elba entschloß sich auch Lachmann, seinen Beitrag im deutschen Freiheitskampf zu leisten, und trat in das Détachement der Freiwilligen Jäger in Duderstadt ein; zum militärischen Einsatz kam jedoch seine Einheit nicht mehr.

1816 ging Lachmann nach Berlin; er legte hier die Oberlehrerprüfung ab und übernahm die Stelle eines Kollaborators am Friedrichs-Werderschen Gymnasium. Zugleich habilitierte er sich auch an der Berliner Universität mit einer Ausgabe des Properz und mit der berühmt gewordenen Schrift „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelunge Noth“.

Der Aufenthalt in Berlin währte nur kurz; noch im gleichen Jahr erhielt Lachmann eine Stelle als Oberlehrer am Collegium Fridericianum in Königsberg; 1818 wurde er als Extraordinarius für Klassische und deutsche Philologie an die dortige Universität berufen. Die Tätigkeit unterbrach er 1824 mit einer für seine späteren Forschungen grundlegenden Handschriftenreise nach Wolfenbüttel,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0163

Kassel (zu den Brüdern Grimm), Heidelberg, München, St. Gallen und Eppishausen im Thurgau (zu Joseph Freiherrn von Laßberg, der sich mit der Erforschung altdeutscher Handschriften beschäftigte).

1825 ließ sich Lachmann auf eigenen Wunsch als Extraordinarius an die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität versetzen. Er siedelte damit in die Stadt über, in der er bis zu seinem Tode am 13. März 1851 wirkte. 1829 wurde er zum Ordinarius und Direktor der lateinischen Abteilung des Philologischen Seminars, ein Jahr später zum Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt.

Als Lachmann nach Berlin kam, war sein Name in der Fachwelt bereits bekannt. Dennoch, die bedeutendste Zeit seines Wirkens und Schaffens stand ihm während der folgenden, mehr als fünfundzwanzig Jahre in der aufstrebenden Hauptstadt Preußens noch bevor.

Lachmanns Wirkungsbereich war im wesentlichen auf die Universität beschränkt; hier übernahm er neben den Aufgaben in Lehre und Forschung auch Funktionen in der Selbstverwaltung. Mehrfach war er Dekan der Philosophischen Fakultät, 1843/44 Rektor der Universität. In amtliche und wissenschaftsorganisatorische Aufgaben war er ansonsten weniger stark eingebunden als etwa sein Amtskollege Boeckh, auch in der Preußischen Akademie nicht ganz so dominierend wie dieser. Dafür war jedoch Lachmann eine Persönlichkeit, die die Verbindung zu Kollegen und Freunden suchte und pflegte. Der wegen seiner strengen Kritik gefürchtete Forscher und Lehrer war ein ausgesprochen geselliger Mensch, der an den Zusammenkünften einer ganzen Reihe von Vereinigungen und Zirkeln in Berlin ständig teilnahm und ebenso während des Alltags die Begegnung zu geistvollem und fachlichem Gespräch schätzte. Diese Kontakte waren auf Lachmanns wissenschaftliches Werk nicht ohne Einfluß.

Zwei Vereinigungen kam dabei eine besondere Bedeutung zu, der am Ausgang des 18. Jahrhunderts entstandenen „Graeca" und der „Gesetzlosen Gesellschaft".

In der Graeca, der Lachmann 1824 beitrat, kamen für das Griechentum begeisterte Männer, Philologen und Nichtphilologen, wöchentlich zur Lektüre eines griechischen Schriftstellers zusammen. Die Gesetzlose Gesellschaft war eine gesellige Vereinigung, in der man sich zu ungezwungenem, harmonischem und geistvollem Zusammensein traf. Philipp Buttmann hatte sie gegründet, Lachmann übernahm 1840 als fünfter „Zwingherr" den Vorsitz der Gesellschaft, der auf Lebenszeit vergeben wurde.

Durch den Gedankenaustausch mit Mitgliedern aus beiden Zirkeln erhielt Lachmann manche Anregung für seine wissenschaftliche Arbeit. Die Namen Immanuel Bekker und August Meineke mit ihrer ähnlichen textphilologisch ausge-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0164

richteten Arbeitsweise sind dabei besonders zu nennen, doch ebenso Schleiermacher, der unter anderem nicht geringen Anteil an Lachmanns Forschungen zum Neuen Testament hatte. Die große Ausgabe des Testamentum Novum gab Lachmann schließlich mit Philipp Buttmann jun. zusammen heraus, dem Sohn seines 1829 verstorbenen Freundes aus Graeca und Gesetzloser Gesellschaft; dem Vater leistete Lachmann noch dadurch einen letzten Freundesdienst, daß er dessen bekannte griechische Schulgrammatik in 14. Auflage herausgab. Ein besonders enges Verhältnis bestand zu Clemens August Carl Klenze, Professor der Rechtswissenschaft an der Berliner Universität, mit dem Lachmann schon seit seiner Göttinger Studienzeit befreundet war und in dessen Familie der Junggeselle bis zum Tode des Freundes (1839) lebte. Die Verbindung mit Klenze sowie mit anderen Juristen, wie Johann Friedrich Ludwig Göschen in Göttingen, führte Lachmann zu eingehender Beschäftigung mit den Texten des römischen Rechts, aus der unter anderem die Arbeit über Dositheus (1837) und die Ausgabe des Gaius hervorgegangen sind. Einem Wunsch Niebuhrs folgend, beteiligte sich Lachmann an der von diesem begründeten Sammlung der byzantischen Schriftsteller durch die Ausgabe des Genesios; ebenfalls auf eine Anregung Niebuhrs ging die Herausgabe der römischen Feldmesser zurück.

So gaben die Kontakte Lachmanns zu Gelehrten über die Fachgrenzen hinaus nicht selten den Anstoß für wissenschaftliche Aufgaben. Während der Berliner Zeit regten sie besonders zur Beschäftigung mit lateinischen Texten historisch-antiquarischen Inhalts an, womit Lachmann zugleich gewissermaßen eine Zwischenstellung im Methodenstreit August Boeckhs und Gottfried Hermanns einnahm. Schon vorher hatte Lachmann die Kooperation bei seinen Studien zur alt- und mittelhochdeutschen Dichtung erfolgreich erprobt.

Lachmanns wissenschaftliches Werk ist leicht durch zwei Schlagwörter methodischen und theoretischen Inhalts zu definieren, die Entwicklung der wissenschaftlichen Textkritik sowie die Epostheorie.

Für die kritische Behandlung antiker und mittelalterlicher Texte bildete sich der Begriff „Lachmannsche Methode" heraus. Sie beinhaltete die Herausstellung der Recensio auf wissenschaftlicher Grundlage, d.h. das Vergleichen der verschiedenen Handschriften eines Autors, um die beste Überlieferung wiederherzustellen, in der alle Fehler, Unstimmigkeiten und spätere Interpolationen beseitigt worden waren. Die Recensio wurde danach zum grundlegenden Prinzip der textkritischen Betrachtung.

Diese lange Zeit als Neuerung Lachmanns geltende Art der kritischen Behandlung von Texten auf der Grundlage der Überprüfung der handschriftlichen Überlieferung war die Rückkehr zu einem schon lange vorher vertretenen und ange-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0165

wandten Grundsatz der Textbearbeitung, an dessen Wiederbelebung im 19. Jahrhundert eine Reihe von Gelehrten beteiligt waren. Friedrich August Wolf hatte als erster wieder die Forderung nach textkritischer Arbeit anhand der Handschriften erhoben, und an der weiteren Entwicklung dieses Prinzips hatten Gelehrte wie Karl Gottlob Zumpt, Johann Nicolai Madvig und Friedrich Ritschl großen Anteil. Dennoch bleibt Lachmann nicht zu Unrecht mit dieser Erneuerung verbunden, schon deshalb, weil er besonders energisch und engagiert den Rückgriff auf die handschriftliche Überlieferung und deren Sondierung und Bewertung forderte. Die Vernachlässigung der Handschriften kritisierte er bereits 1818 in einer Rezension von Gottfried Hermanns Ausgabe von Sophokles' Aias[687].

Seinen Standpunkt hat Lachmann zwölf Jahre später (1830) in seiner „Rechenschaft" über die kleine „stereotype" Ausgabe des Neuen Testamentes noch deutlicher dargestellt[688]. Er forderte einen Text, der nicht mehr auf die Vulgata zurückgriff, sondern sich auf dem „wahrhaft Überlieferten" gründete; über die philologische Kritik des 18. Jahrhunderts urteilte er, sie sei, „wenn man den einzigen unverstandenen Bentley abrechnet", „zufällig und desultorisch"; er fügte hinzu, so arbeite die „Masse gewöhnlicher Kritiker noch jetzt".

Lachmann selbst sah seine Forderungen nach einer Berücksichtigung der handschriftlichen Überlieferung als Rückkehr zu lange früher bekannten und angewandten Prinzipien philologischer Arbeit. Bei diesem Verfahren war es zunächst Aufgabe der Recensio ohne jegliche vorhergehende Interpretation den urkundlich überlieferten Text festzustellen; im Vorwort zur großen Ausgabe des Neuen Testamentes heißt es: *ex auctoribus, quod primo loco posui, id quod recensere dicitur, sine interpretatione et possumus et debemus.*

Der für die Textkritik grundlegende Vorgang der Recensio war also das Feststellen und Notieren von Übereinstimmungen und Varianten in der handschriftlichen Überlieferung; aus ihm ließen sich die Zusammenhänge und die Verwandtschaft der Handschriften erschließen und damit ein Urteil über Fehler, Unstimmigkeiten und Interpolationen einzelner Textstellen abgeben. Der Recensio als erstem Schritt textkritischer Arbeit folgten die Emendatio, die Korrektur von Fehlern, sowie die Wiederherstellung des ursprünglichen Textes (*originem detegere*), wie ihn der Archetypus der handschriftlichen Überlieferung geboten hatte.

---

[687] Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. Nov. 1818. Nr. 203, S. 249f = Kleine Schriften. Vol. 2. Berlin 1876, S. 2f.

[688] Theologische Studien und Kritiken 3,2. 1830, S. 817-845 = Kleine Schriften. Vol. 2, S. 250-272.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0166

Die nach diesen Grundvorstellungen vorgenommene textkritische Arbeit stand im Mittelpunkt von Lachmanns Forschungstätigkeit; sie dokumentiert sich äußerlich in seinem hinterlassenen wissenschaftlichen Werk, das zum ganz überwiegenden Teil aus Texteditionen oder Abhandlungen zu textkritischen Problemen besteht; die lateinischen Autoren dominieren dabei. Mit ihrer Bevorzugung hat Lachmann zugleich ganz wesentlichen Anteil an der Renaissance der lateinischen Philologie im 19. Jahrhundert.

Schon sehr früh (1816) veröffentlichte Lachmann seine erste kritische Textausgabe, die Elegien des Properz. In ihr sind bereits in Ansätzen die Prinzipien seiner Textbehandlung deutlich. So wandte er sich gegen die vorweggenommene Emendatio und die zahlreichen Umstellungen und Textveränderungen, zu denen sie verleitete, ohne freilich nicht auch selbst wieder diesen Fehlern zu verfallen, vor allem durch die etwas gewaltsam vorgenommene neue Einteilung der Bücher. Dennoch war Lachmanns Bearbeitung schon dadurch ein Fortschritt, daß er von der zuverlässigen Wolfenbütteler Handschrift ausging und andere Handschriften, wenn auch sporadisch und nach Gutdünken, hinzuzog.

Nach einer Zwischenzeit, in der sich Lachmann verstärkt den alt- und mittelhochdeutschen Texten widmete, folgten am Ende der zwanziger Jahre weitere Editionen antiker Autoren, besonders römischer Dichter.

1829 erschien die Ausgabe des Catull, deren Eigentümlichkeit war, daß ihr Herausgeber entgegen seiner eigenen Forderung nicht auf die urkundliche Überlieferung der ältesten Handschrift, des Codex Veronensis, zurückging, sondern sich mit Renaissancehandschriften begnügte, an denen er eine „Zeilentheorie" aufstellte, wonach auf jeder Seite der verlorenen Catullhandschrift dreißig Zeilen gestanden hätten, eine Theorie, die lange große Wirkung hatte, zumal Moriz Haupt sie in seinen „Quaestiones Catullianae" (1837) bis ins Einzelne auszuführen suchte, ehe sie in der weiteren Forschung als Irrweg aufgegeben wurde.

Im gleichen Jahr kamen als Resultate fortgesetzter früherer Studien die Editionen der römischen Elegiker Tibull und Properz (in einer Editio minor) heraus. Wie beim Properz, dessen neue Edition auf den Ergebnissen derjenigen von 1816 gegründet war, legte Lachmann auch beim Tibull die handschriftliche Überlieferung zugrunde; obwohl es ihm nicht gelang, die besten Handschriften zu wählen, bedeutete seine Ausgabe einen erheblichen Fortschritt.

Nur zwei Jahre später folgte die Editio minor des Neuen Testamentes (1831), die freilich noch sehr stark auf den ungenügenden Text der bisherigen Ausgaben fußte; trotzdem ist auch hier die neue Tendenz textkritischer Arbeit spürbar, zu-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0167

mal Lachmann in der bereits erwähnten Abhandlung[689] grundlegende Bemerkungen über die Bedeutung und die Prüfung der handschriftlichen Überlieferung machte.

Die Editio minor des Neuen Testamentes war für Lachmann nur ein erstes Ergebnis langjähriger Forschungen. Über ein Dezennium später (1842) erschien der erste Band der großen Ausgabe und weitere acht Jahre danach (1850) der zweite. Die Grundlage der Kritik am Neuen Testament war das Abrücken vom Textus receptus, der Lesart, die durch Robert Stephanus und die Elzeviere recht zufällig entstanden und schon von Richard Bentley scharf kritisiert worden war. Lachmanns Ziel war es, den Text so wiederherzustellen, wie er am Ende des vierten Jahrhunderts bestand. Die große zweibändige Ausgabe bedeutete einen gewaltigen Fortschritt trotz der noch begrenzten Zahl benutzter Handschriften.

Neben der Ausgabe des Neuen Testamentes sind für diese Jahre eine Reihe von Editionen teilweise entlegener Schriftsteller zu notieren. Sie haben zum Teil die Gemeinsamkeit, daß sich die Editionstätigkeit nur auf eine Handschrift stützen konnte, so daß eine Recensio nicht möglich war, sondern die Textbearbeitung von der Emendatio auszugehen hatte. Das galt für die 1834 erschienene Ausgabe der byzantinischen Kaisergeschichte des Genesios, die nur in einer Leipziger Handschrift vorlag, ebenso wie für die des grammatischen Lehrbuches des Terentianus Maurus (1836), dem Lachmann die 1497 erschienene Editio princeps des Giorgio Galbiati zugrundelegte, die auf der einzigen, in Bobbio gefundenen und danach verlorengegangenen Handschrift basierte. Das gleiche traf für die Institutiones des Gaius (1841) zu, die nur auf einem Veroneser Palimpsest erhalten sind, den Niebuhr 1816 entdeckt hatte. Ebenfalls von nur einer - in einem Kloster des Athos entdeckten - Handschrift ging Lachmann bei der zusammen mit August Meineke veranstalteten Ausgabe des Babrius (1845) aus.

Die Beschäftigung mit Babrius führte ihn zu Avianus (1845), einem anderen Fabeldichter. Hier hat Lachmann bei der Textbehandlung die in diesem Falle reichhaltige handschriftliche Überlieferung zwar benützt, jedoch in zu vereinfachter Form wiedergegeben, so daß der Wert dieser Ausgabe nur in einigen guten Konjekturen lag (s. Timpanaro). Anders sieht es bei den zusammen mit Friedrich Blume und Adolf Rudorff herausgegebenen Schriften der römischen Feldmesser (1848-52) aus. Hier folgte Lachmann der ältesten Überlieferung und stellte danach den Text her. Das Werk ist immer noch nicht ersetzt, da die von Karl Thulin begonnene Ausgabe nicht vollendet worden ist.

---

[689] Theologische Studien und Kritiken III. Jg. II Bd. 1830, S. 817-845 = Kleine Schriften II, S. 250-272.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0168

Den Höhepunkt der textkritischen Forschungen Lachmanns in der Klassischen Philologie stellen unzweifelhaft seine Studien zu Lukrez dar; es waren zugleich seine letzten und umfangreichsten Arbeiten. Zuerst erschien die Textausgabe (1850), ihr folgte unmittelbar im gleichen Jahr der große Kommentar. In der Lukrezausgabe ist Lachmanns Prinzip der Rückführung der Überlieferung bis auf den Archetypus zuerst vollständig durchgeführt. Im Kommentar hat er dann im einzelnen aufgrund seiner langjährigen Textstudien zugleich methodisch paradigmatisch Beziehungen, Abhängigkeiten und Wertungen dargestellt. Wilamowitz[690] hat das Werk mit den für seine Generation zutreffenden Worten charakterisiert: „An ihm haben wir alle die textkritische Methode gelernt." Lachmanns Lukrezkommentar gilt bis heute als epochemachendes Meisterwerk, das - obwohl in vielem überholt - noch immer ein grundlegendes und unentbehrliches Hilfsmittel der Klassischen Philologie geblieben ist, für die textkritische Methode ebenso wie für viele Einzelfragen der Sprache und Metrik.

Es gilt als eine der bedeutendsten Leistungen Lachmanns, daß er die textkritische Methode der Klassischen Philologie auf die Erforschung der alt- und mittelhochdeutschen Texte übertragen hat. Auch hier ist er nicht allein vorangeschritten, sondern die wissenschaftliche Textbehandlung auf diesen Gebieten entwickelte sich zu einer festen systematischen Methode durch die Zusammenarbeit der vier Forscher Georg Friedrich Benecke (1762-1844), Jacob Grimm (1785-1863), Wilhelm Grimm (1786-1859) und Lachmann. Die gemeinsame Forschungstätigkeit begann schon lange, bevor Lachmann seine Lebensstellung an der Berliner Universität fand.

Im Gegensatz zur Klassischen Philologie waren bei der textkritischen Behandlung alt- und mittelhochdeutscher Dichtungen Vorarbeiten zu leisten. Das Problem bestand darin, daß die existierenden Ausgaben auf Handschriften basierten, die die Sprache der Autoren nicht rein wiedergaben. Es fehlten die systematisch aufgestellten und festgehaltenen grammatischen und metrischen Regeln. Auf sie hatte sich die Beurteilung der verschiedenen Lesarten zu stützen, aus deren Vergleich und Wertung die genealogischen Zusammenhänge der handschriftlichen Überlieferung und der erstrebte ursprüngliche Text gewonnen wurden.

Benecke begann mit diesen Grundlagenarbeiten, Lachmann trieb die Zuarbeit durch entsprechende Materialsammlungen und deren Auswertung entscheidend voran. Er erkannte bei der sprachlichen Analyse der Texte die Wichtigkeit der Reime, die einen Anhalt für Betonung, Metrik, Grammatik, Orthographie und die sprachliche Entwicklung der Phoneme lieferten. Zu diesem Zweck legte er sich

[690] Geschichte der Philologie, S. 59.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0169

aus allen ihm erreichbaren Quellen als Hilfsmittel für seine Arbeit ein umfangreiches Reiminventar an.
Nicht anders hat er jahrelange Studien zur Metrik betrieben. Ausgangspunkt für seine Erforschung der mittelhochdeutschen Metrik bildete wegen seiner verhältnismäßig guten Überlieferung das altdeutsche Evangelienbuch Otfrieds von Weißenburg. Lachmanns umfangreiche Untersuchung „Zur althochdeutschen Prosodie und Verskunst", in der er das Evangelienbuch Otfrieds analysiert hatte und zu der Jacob Grimm, dem er 1824 das Manuskript übersandt hatte, seine Erläuterungen, Ergänzungen und Korrekturen gab, blieb unveröffentlicht. Sie wurde jedoch zur Grundlage für die erste systematische Darstellung, die Lachmann in der Ausgabe Wolframs von Eschenbach gab. Trotz mancher Kritik, die er bezüglich der von ihm aufgestellten Regeln erfuhr, wurde er schon wegen der umfangreichen Materialsammlung, auf die sich diese stützten, zu einer Autorität auf diesem Gebiet, deren Leistung auch in der Gegenwart anerkannt ist.
Ebenso leistete Lachmann in der Grammatik erhebliche Vorarbeiten; doch bereits 1819, mit dem Erscheinen des ersten Bandes der deutschen Grammatik Jacob Grimms, bekam er ein grundlegendes Hilfsmittel für seine Forschungen in die Hand, das eigene systematische Studien erübrigte; dennoch setzte er sich auch weiterhin mit grammatischen Einzelfragen im Rahmen seiner Untersuchungen auseinander und teilte seine Lösungen Grimm mit.
Nach diesen vorbereitenden Studien war der Boden für die Herausgabe von Literaturwerken geebnet. Lachmann ließ ab 1825 hintereinander eine Reihe von Textausgaben erscheinen. Den Anfang machte er mit einem althochdeutschen Lesebuch „Specimina linguae francicae". Es folgte 1826 mit der Ausgabe „Der Nibelunge Noth und die Klage" die Dichtung, mit der er sich seit mehr als einem Jahrzehnt besonders befaßt hatte. Er sondierte hier die handschriftliche Überlieferung in drei noch heute gültige Haupthandschriften: A (Hohenems/München), B (St. Gallen) und C (Hohenems/Donaueschingen). Bei dem von ihm gegebenen Text stützte er sich auf die Handschrift A, die seiner Ansicht nach dem ursprünglichen Text am nächsten kam. Damit wich Lachmann selbst von seinem 1817[691] aufgestellten Anspruch ab, anhand der erhaltenen Überlieferung den ursprünglichen Text oder einen ihm nahekommenden herzustellen, und beschränkte sich darauf, lediglich Schreibfehler und Irrtümer von Schreibern zu beseitigen sowie eine einheitliche Orthographie herzustellen.

---

[691] Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, Nr. 132-135, S. 1817 = Kleine Schriften, Bd. I, S. 81-114.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0170

An die Nibelungenausgabe schlossen sich die Editionen anderer mittelhochdeutscher Dichter an: Hartmann von Aue, Iwein (zusammen mit Benecke 1827; 2. Ausg. 1843); Walther von der Vogelweide, Gedichte (1827; 2. Ausg. 1843); Wolfram von Eschenbach, Werke (1833); Hartmann von Aue, Gregorius (1838); Ulrich von Lichtenstein (mit Anm. von Theodor von Karajan 1841) sowie die posthum von Moriz Haupt herausgegebene Anthologie mittelhochdeutscher Minnedichtung „Minnesangs Frühling" (1857). Hinzu kamen eine Reihe kleinerer Beiträge und Buchbesprechungen, die in den Kleinen Schriften (Bd. 1) vereinigt sind.

Lachmanns Ausgaben mittelhochdeutscher Dichtung wurden in der damaligen Zeit als Meisterwerke angesehen. Dennoch gab es auch Kritik, zumal er die Grundsätze der Textedition, die er selbst aufgestellt hatte, wie die Herstellung des ursprünglichen Textes oder eines diesem nahekommenden, nicht konsequent eingehalten hat. Widerspruch rief auch hervor, daß er einen fest umrissenen Archetypus an den Anfang seiner Überlieferung setzte und von einer einzigen Vorlage ausging, Bedingungen, die für die mittelalterliche Dichtung nicht ohne weiteres vorauszusetzen waren, beim Nibelungenlied nicht zutrafen. Trotz dieser zu einseitig aufgestellten und aus heutiger Sicht teilweise falschen Prinzipien der Entstehungs- und Überlieferungsumstände sind manche seiner Ausgaben mittelalterlicher Dichtung immer wieder neu aufgelegt und sind bis in die Gegenwart aktuell. Das gilt für den Iwein und den Gregorius Hartmanns von Aue, die Gedichte Walthers von der Vogelweide, die Werke Wolframs von Eschenbach und Ulrichs von Lichtenstein.

Völliges Neuland betrat Lachmann mit seinem Versuch, die Grundsätze der für die antiken und mittelalterlichen Autoren entwickelten Textkritik auf die neuhochdeutsche Literatur zu übertragen, wie er es mit seiner Ausgabe der Werke Lessings tat. Obwohl Lachmann nicht die Möglichkeiten der autographischen oder zumindestens autorisierten Überlieferung in die Edition einbeziehen konnte und damit wesentliche Faktoren der Textbehandlung moderner Autoren außer Betracht ließ, bedeutete seine Ausgabe den ersten Schritt auf dem Wege einer wissenschaftlichen Textkritik für dieses Gebiet und ist schon deshalb ein Markstein in der Geschichte dieses Fachgebietes. Zudem werden einzelne seiner Grundsätze, wie die Anordnung der Werke in der Reihenfolge ihrer Entstehung, bis in die Gegenwart befolgt.

Fast ebenso wie die textkritische Methode übte Lachmann Epostheorie, die er zunächst für das Nibelungenlied und danach für die Ilias entwickelte, eine gewaltige Wirkung aus. Ausgangspunkt für Lachmann waren Friedrich August Wolfs revolutionäre Thesen, daß die homerischen Epen in schriftloser Zeit ent-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0171

standen, im Gedächtnis konzipiert, mündlich weitergegeben und erst Jahrhunderte später ihre feste Form erhalten hätten. Die Einheit Homers wurde damit in Frage gestellt.

Lachmann griff Wolfs Theorie der Uneinheitlichkeit der homerischen Epen auf und übertrug sie in seiner schon erwähnten Schrift von 1816 „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelunge Noth" modifiziert auf das Nibelungenlied. Das Neue gegenüber Wolf war, daß er anders als dieser nicht von äußeren Kriterien der Entstehung ausging, sondern Bruchstellen und Widersprüchlichkeiten der Dichtung selbst feststellte und analysierte; solche Unstimmigkeiten könnten nicht vom Dichter selbst herrühren und seien daher der Beweis für die Tätigkeit unsachgemäßer Adaptoren. Nach Lachmanns Untersuchungen bestand der Text „aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenhafter Lieder". Lachmann nahm deren zwanzig an, die als Volkslieder aus der Zeit zwischen 1190 und 1210 stammen und aufgrund bestimmter formaler Kriterien, besonders der Metrik, noch erkennbar sein sollten. Diese Einzellieder wurden nach Lachmann von einem späteren „Diaskeuasten" geordnet und passend zusammengefügt.

Von der zunächst für das Nibelungenlied vorgenommenen Zergliederung in Einzellieder kehrte Lachmann Jahre später zu dem von Wolf vorgegebenen Ausgangspunkt, der Frage nach der Entstehung der Ilias, zurück. In einer in zwei Teilen vor der Berliner Akademie der Wissenschaften 1837 und 1841 vorgetragenen Untersuchung „Betrachtungen über Homers Ilias" (als selbständige Schrift mit Zusätzen von Moriz Haupt 1847 erschienen) suchte er aus dem erhaltenen Epos Unstimmigkeiten, Brüche und Nahtstellen aufzudecken und kam zu dem Ergebnis, daß die Ilias in ihrer vorliegenden Gestalt aus sechzehn Einzelliedern bestehe, die auch nach der Redaktion unter Peisistratos noch erkennbar geblieben seien.

Die von Wolf ausgehende Analyse epischer Dichtung durch Lachmann war eng mit dem Denken und Empfinden ihrer Zeit verknüpft und besonders in der Vorstellung einer durch die schöpferische Kraft des Volksgeistes sich entwickelnden Dichtung von der Romantik bestimmt.

Lachmanns Epostheorie hatte ein starkes Echo. Es gab Zustimmung, doch auch - besonders was die Zerteilung der Ilias betraf - heftige Ablehnung. Sogar ein Mann wie Jacob Grimm, mit dem Lachmann bei der Erforschung der mittelalterlichen Dichtung eng zusammenarbeitete, teilte dessen Analyse der homerischen Dichtung nicht. In der durch Lachmann in der Folgezeit ausgelösten Diskussion rückte man mehr und mehr von dessen Vorstellungen ab, die ebenso zu keiner Lösung führten wie die streng unitarische Position.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0172

Lachmanns große Wirkung setzte dennoch in vollem Umfang erst nach seinem Tode ein, vor allem durch die dominierende Stellung, die die allein auf die Erforschung der Texte ausgerichtete Philologie damals gewann. Sie drängte die Erforschung der Realien im Sinne August Boeckhs und Karl Otfried Müllers in den Hintergrund. Wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung, besonders an der hervorstechenden Position, die Lachmann dabei einnahm, hatte sein Freund und Nachfolger auf dem Berliner Lehrstuhl Moriz Haupt, der mit bewundernswerter Hingabe die Lehren seines Meisters verbreitete, ausbaute und leidenschaftlich verteidigte. Haupt stimmte sowohl in der methodischen Richtung der Philologie als auch in den Arbeitsgebieten der Verbindung von Klassischer und deutscher Philologie mit Lachmann überein. Nach außen dokumentierte sich das auch darin, daß er bei einer Reihe von Werken Lachmanns die Neuausgaben als Herausgeber betreute.

In der Germanistik ist daneben namentlich Karl Müllenhoff zu erwähnen, der 1864 den Lehrstuhl für ältere deutsche Philologie an der Berliner Universität übernahm und in Lachmanns Richtung auf diesem Fachgebiet weiterarbeitete.

Alfred Gudeman hat in seinem „Grundriß der Geschichte der klassischen Philologie" den Abschnitt über Karl Lachmann mit dem Satz eingeleitet: „Einer der größten Textkritiker aller Zeiten." Dieses vor der Jahrhundertwende formulierte Urteil steht noch ganz unter dem Einfluß, den Lachmann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besaß. Durch die mit den Namen Mommsen und Wilamowitz verbundene Wiederbelebung der universalhistorischen Altertumswissenschaft verlor die Textphilologie ihre dominierende Stellung und wurde ein Zweig einer Wissenschaft, die die Erforschung des Klassischen Altertums in seiner Gesamtheit zum Ziel hatte. Damit trat Lachmann etwas in den Hintergrund, ohne daß seine Leistungen unterbewertet wurden; es gab sogar Stimmen, die es als sein historisches Verdienst ansahen, daß aus den einst auseinanderstrebenden Richtungen Boeckhs und Gottfried Hermanns eine Einheit wurde. Auch in der Diskussion der Gegenwart ist Lachmanns Bedeutung unbestritten, das gilt nicht nur für die Klassische Philologie, sondern auch für die ältere Germanistik, zu deren Archegeten er gehört. So lebt Karl Lachmann mit Recht als einer der Heroen in der Geschichte beider Disziplinen fort.

Literatur

(Auswahl; eine umfangreichere Bibliographie findet sich bei W. Scherer, Karl Lachmann. In: ADB 17. Leipzig 1883, S. 471-481 und bei J. Kühnel, Karl Lach-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0173

mann. In: NDB 13. Berlin 1982, S. 371-374; sowie vor allem bei Weigel, s. Abkürzungen.)

K. Lachmann, Briefe an Moriz Haupt. Hrsg. von J. Vahlen. Berlin 1892.

Briefe an Karl Lachmann. Aus d. Jahren 1814-50. Hrsg. u. erl. von A. Leitzmann. Berlin 1915 (Abhandlungen d. Kgl. Preuß. Akademie d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1915, l).

K. Lachmann, Briefe. Hrsg. von A. Leitzmann. Bd. l. (an Georg Fr. Benecke) Berlin 1943. (Abhandlungen d. Preuß. Akademie d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1942, 8).

Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann. Hrsg. von A. Leitzmann. Mit einer Einl. von K. Burdach. Bd. 1-2. Jena 1927.

F. Bornmann, Sui criteri di „recensio" meccanica enunciati dal Lachmann nel 1817. In: Rivista di letterature moderne e comparate 15. 1962, S 46-53.

P. F. Ganz, Lachmann as an Editor of Middle High German Texts. Oxforder Colloquium 1966. In: Probleme mittelalterlicher Überlieferung u. Textkritik. Hrsg. von P. F. Ganz / W. Schröder. Berlin 1968, S. 12-30.

J. Grimm, Erinnerungen an Lachmann (1852). In: Ders., Kleinere Schriften VII. Berlin 1884, S. 604f.

M. Haupt, De Lachmanno critico (1854). In: Neue Jahrbücher f. d. Klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur 14. 1911, S. 529-538.

U. Hennig, Karl Lachmann. In: Geisteswissenschaftler. Hrsg. von M. Erbe. Berlin 1988 (Berlinische Lebensbilder 4.).

Hertz, s. Abkürzungen.

F. Leo, Rede zur Säcularfeier Karl Lachmanns am 4. 3. 1893. In: Ders., Ausgewählte Schriften Vol. 2. Roma 1960, (Storia e letteratura. 83.), S. 415-431.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0174

M. Lutz-Hensel, Prinzipien der ersten textkritischen Editionen mittelhochdeutscher Dichtung, Brüder Grimm-Benecke-Lachmann. Eine methodenkrit. Analyse. Berlin 1975. (Philologische Studien u. Quellen 77).

F. Neumann, Karl Lachmanns „Wolframreise". Eine Erinnerung an seine Königsberger Zeit (1952). Wieder in: Wolfram von Eschenbach. Hrsg. von H. Rupp. Darmstadt 1966 (Wege der Forschung 57), S. 6-37.

G. Pasquali, Storia della tradizione e critica del testo. Firenze 1952, S. 1-12.

Pfeiffer, s. Abkürzungen.

Sparnaay, Lachmann als Germanist. Bern 1948.

K. Stackmann, Die Klassische Philologie und die Anfänge der Germanistik. In: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Hrsg. von H. Flashar, K. Gründer, A. Horstmann. Göttingen 1979, S. 240-259.

S. Timpanaro, Le genesi del metodo del Lachmann. Nuova ed. riv. e ampl. Padova 1981; dt. Ausg. Hamburg 1971.

Weigel, s. Abkürzungen.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Geschichte der Philologie. 3. Aufl. Leipzig 1927. (Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. Bd. 1,1), S. 58-59.

Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810-1870. Mit einer Einführung hrsg. von J. Janota. Tübingen 1980. (Texte zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik. 3).

K. Zacher, K. L. In: Ersch-Gruber Encyklopädie II, 41. Leipzig 1887, S. 105-126.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0175

EDUARD GERHARD (1795-1867)

Die folgenden Seiten zeichnen das Lebensbild eines Mannes, der weder in Schlesien geboren wurde noch in seinen wissenschaftlichen Leistungen als Archäologe einen direkten Bezug zu diesem Lande hatte. Er stammte jedoch aus einer seit Generationen in Schlesien ansässigen Familie und verbrachte seine Jugend in Breslau. In seiner kurzen Autobiographie von 1860 schrieb er über seine Heimatzugehörigkeit: „Wie der Luccheser bei der Nennung seiner Vaterstadt die Augen niederschlägt ohne dieselbe zu verleugnen, bekenne auch ich freimüthig in Posen geboren zu sein, allerdings mit dem Trost von Kindesbeinen an nicht sowohl nach Südpreußen als nach Schlesien gehört zu haben, der mir sehr werthen Provinz, in welche ich fast als Säugling einwanderte und welcher ich alle Muttermilch meiner sittlichen und gelehrten Bildung verdanke“ (O. Jahn, Eduard Gerhard, S. 118).

Friedrich Wilhelm Eduard Gerhard wurde am 29. November 1795 als Sohn des damals in Posen tätigen Regierungsrates Johann David Friedrich Gerhard und dessen Ehefrau Sophie, geb. Nösselt, einer Tochter des Hallenser Theologieprofessors Johann August Nösselt, geboren. Bereits 1797 wurde Gerhards Vater nach Brieg versetzt und 1800 folgte eine erneute Versetzung als Oberamts- und Oberkonsistorialrat nach Breslau.
Schon während der Schulzeit auf dem Breslauer Elisabethanum zeigte Gerhard eine starke Neigung zu den alten Sprachen und zu gelehrten Studien. Im Frühjahr 1812 ließ er sich noch unter dem ersten Rektor der neuen Breslauer Universität dem Wunsche des Vaters entsprechend als Student der Theologie immatrikulieren. Doch seine Studien galten ganz der Klassischen Philologie. Dabei erhielt er von den Breslauer Fachvertretern Johann Gottlob Schneider und Ludwig Friedrich Heindorf nicht die Anregungen und die Ausbildung, die er sich wünschte. So wechselte er im Frühjahr 1814 nach Berlin; hier fand er herausragende Lehrer wie Friedrich August Wolf und August Boeckh und auch den Juristen Friedrich Karl von Savigny, deren Kollegs ihn beeindruckten. Vor allem zu Boeckh gewann er näheren Kontakt, und dieser beteiligte ihn an seinem geplanten Kommentar zu Pindar, indem er ihm die Bearbeitung der Scholien übertrug. Durch das Lesen der Handschriften jedoch kam bei Gerhard ein schweres Augenleiden zum Durchbruch, das ihn lebenslang schwer behindern sollte und ihn dazu zwang, seine Mitarbeit am Pindar aufzugeben. Am 1. Juli 1814 promovierte Gerhard mit einer Arbeit über Apollonios Rhodius als erster Doctor rite promotus

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0177

der Berliner Universität; die Abhandlung erschien in ausgearbeiteter Form unter dem Titel „Lectiones Apollonianae" 1816 und war Boeckh gewidmet.
Nach dem Studienabschluß folgten Jahre des Suchens nach einer seinen Fähigkeiten und Interessen entsprechenden philologischen Tätigkeit. Zunächst ging Gerhard nach Breslau zurück und habilitierte sich dort im Frühjahr 1816; jedoch glückte ihm und seinem Freunde August Wernicke nicht, dort eine außerordentliche Professur zu erhalten, da der Breslauer Ordinarius Franz Passsow sich gegen beide aussprach. Eine von Gerhard mit Wernicke und Moritz Hermann Eduard Meier 1817 in Breslau herausgegebene Zeitschrift „Philologische Blätter", in der sie mit Schärfe die philologische Richtung Gottfried Hermanns in Leipzig und auch Passow angriffen, erschwerte dann eine Anstellung an der Breslauer Universität noch mehr. Inzwischen übernahm Gerhard Ende 1816 eine Gymnasiallehrerstelle in Posen, die er jedoch wegen seines Augenleidens nach anderthalb Jahren (1818) wieder aufgeben mußte.
Ab Frühjahr 1819 folgten Wanderjahre, die zugleich mit verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten ausgefüllt waren. 1820/21 unternahm dann Gerhard seine erste Reise nach Italien, die ihm ärztlicherseits zur Besserung seines Augenleidens empfohlen worden war. Er besuchte Rom, Neapel und Sizilien und hatte bereits damals die Gelegenheit, eine Reihe von Gelehrten, Künstlern und Diplomaten kennenzulernen. Von 1822-1826 folgte ein zweiter längerer, wissenschaftlichen Zwecken dienender Aufenthalt in Italien, für den das zuständige preußische Ministerium die Mittel bereitstellte. Dabei hatte Gerhard zum Auftakt der Reise die Gelegenheit, in Weimar Goethe aufzusuchen.
Der erneute Besuch der antiken Stätten und die Möglichkeit der Betrachtung vieler Originalmonumente lenkte Gerhard von den literarischen Dokumenten auf das Gebiet der Denkmäler hin, das bisher im wesentlichen im Rahmen der von Christian Gottlob Heyne und Friedrich August Wolf definierten Altertumswissenschaft behandelt wurde, dessen Material aber noch nicht systematisch gesammelt und geordnet worden war und von dem einzelnes häufig nur für sich und ohne seinen größeren Zusammenhang betrachtet wurde.
Der Aufenthalt in Rom führte natürlicherweise zunächst zur Beschäftigung mit der Topographie der Stadt. Im Rahmen des von Barthold Georg Niebuhr begründeten Gemeinschaftswerkes „Beschreibung der Stadt Rom" (1830-1842) schuf er zusammen mit Ernst Platner den zweiten Band, ein Verzeichnis der antiken Skulpturen der vatikanischen Sammlungen. Diese Arbeit zeichnete sich durch genaue Beobachtungen und die systematische Darbietung des Materials aus und zeigte Gerhards Wandlung zum Archäologen. Förderlich für die Fähigkeit zu systematischer Zusammenfassung war der Gedankenaustausch mit anderen in

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0178

Rom weilenden Gelehrten, wie Johann Karl Ludwig Schorn, Peter Oluf Brönsted und Otto Magnus Freiherr von Stackelberg. Ein weiterer Gelehrter, mit dem Gerhard in Rom in engen persönlichen und wissenschaftlichen Kontakt trat, war Theodor Panofka, ein gebürtiger Breslauer, der ebenfalls in Berlin bei Boeckh studiert hatte. Mit ihm zusammen erstellte er einen ersten Band „Neapels antike Bildwerke" (1828). Ein anderes damals entstandenes Werk waren die „Antike Bildwerke zum erstenmal bekannt gemacht" (1827-1839); sie blieben ebenfalls unvollendet, da dem Verleger Cotta das finanzielle Risiko zu groß war.

Mit diesen großen Projekten hatte Gerhard seine wissenschaftlichen Ziele deutlich gemacht; er wollte eine möglichst umfassende Sammlung des verstreuten archäologischen Materials als Grundlage für die künftige Forschung schaffen.

1927 kehrte Gerhard nach Berlin zurück, da er noch immer auf eine feste Anstellung wartete. Diese erhielt er wiederum nicht, sondern nur die Mittel für einen weiteren Italienaufenthalt einschließlich des erforderlichen Reisegeldes. Dieser Aufenthalt dauerte von 1828 bis 1832. Hier festigte er die von ihm mit gleichgesinnten Freunden 1825 gegründete „Hyperboräisch-römische Gesellschaft" und erreichte es mit organisatorischem und diplomatischem Geschick, daß diese Vereinigung zu einem internationalen Forschungsinstitut, dem „Instituto di Corrispondenza Archeologica", avancierte, dem Vorläufer des heutigen „Deutschen Archäologischen Instituts", das ab 1874 diesen Namen trägt. Entscheidend für das Gelingen dieses Planes war, daß Gerhard den Kronprinzen, den späteren König Friedrich-Wilhelm IV., dem er bei dessen Italienbesuch als Führer diente, bei dem Besuch des Marktplatzes von Pozzuoli für die Übernahme des Protektorats gewinnen konnte. Mit dem Ziel, eine internationale Forschungseinrichtung zu schaffen, suchte Gerhard mit viel Engagement unter den Gelehrten Europas Mitglieder und Korrespondenten für das Institut. Er definierte die Ziele der neuen Einrichtung und organisierte die Arbeit an ihr. Auf dem von ihm bei seinen ersten großen archäologischen Arbeiten eingeschlagenen Weg fortschreitend, sah er die Aufgaben des Instituts darin, umfassend und überregional Zeugnisse der materiellen Hinterlassenschaft des Altertums zu erfassen, auszuwerten und zu veröffentlichen. Unter diesen Gesichtspunkten wurden periodische Publikationsorgane des Instituts gegründet. Für großformatige Denkmälerpublikationen wurden die „Monumenti inediti" geschaffen, in den „Annali" wurden Veröffentlichungen und Untersuchungen aufgenommen, und zur Berichterstattung über neue Funde und Forschungen diente das „Bullettino". Diese Organisation ging ganz konform mit Gerhards eigener wissenschaftlicher Tätigkeit.

Ein spezielles Arbeitsgebiet Gerhards wurde die Vasenkunde; zwischen 1839 und 1831 war er mehrfach in Apulien und Etrurien, um die dort gefundenen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0179

Vasen, vor allem die aus den etruskischen Gräbern in Vulci, in Autopsie zu studieren. Seine für die Zukunft grundlegenden Forschungsergebnisse veröffentlichte er im dritten Band der „Annali", unter dem Titel „Rapporto Volcente". Gerhard unternahm darin den ersten Versuch, Kriterien für eine Unterscheidung von griechischen und etruskischen Vasen zu geben, indem er neben anderem das chronologische Verhältnis von Werkstätten rotfiguriger griechischer und italischer Vasenmalerei (Borbein) zu klären suchte.

Anfang November 1832 kehrte Gerhard nach Berlin zurück. Dort eröffnete sich ihm endlich die Möglichkeit einer festen Anstellung in Form der eigens für ihn geschaffenen Stelle als „Archäolog des Königlichen Museums", die er im März 1833 antrat. Er reiste zwar im November des Jahres wieder zu einem kürzeren Aufenthalt nach Rom und war auch später wiederholt mit wissenschaftlichem Auftrag in Italien; ebenso besuchte er andere Länder Europas und war im Frühjahr 1837 in Griechenland. Mit der festen Anstellung in Berlin waren jedoch die Wanderjahre beendet. Seine Wirkungsstätte wurde nunmehr die preußische Hauptstadt, wohin auch seine Mutter und seine Geschwister übersiedelten und wohin er 1842 die über zwanzig Jahre jüngere Emilie Rieß von Scheurnschloß, Tochter des kurhessischen Bundestagsgesandten Franz Rieß von Scheurnschloß aus Frankfurt am Main, als Gattin heimführte.

Im Museum wurde Gerhard 1836 Verwalter der Vasen- und Terrakottensammlung. Seine Aufgaben bestanden in der Mitwirkung beim Erwerb neuer Museumsstücke sowie im Aufbau und in der Verwaltung eines „Archäologischen Apparates", der hauptsächlich aus Zeichnungen unpublizierter Kunstwerke bestand. Der Schwerpunkt der Aufgaben lag dabei auf wissenschaftlichem Gebiet, weniger in der Verwaltungstätigkeit. Als 1854 das Amt des „Archäologen des Königlichen Museums" wegen des zu kostspieligen Ausbaues des „Archäologischen Apparates" trotz Gerhards Einspruches abgeschafft wurde, erhielt er 1855 zum Ausgleich das Direktorat der Skulpturenabteilung einschließlich der Abgußsammlung. Bereits 1832 war Gerhard zum korrespondierenden und 1835 zum ordentlichen Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt worden. Als Akademiemitglied hatte er zugleich auch das Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten. 1843 erfolgte dann dort die Ernennung zum außerordentlichen und 1844 zum ordentlichen Professor für Archäologie neben Ernst Heinrich Tölken, wobei hinzuzufügen ist, daß diese Berufungen gegen den Willen der Universität durch das Eingreifen des Königs durchgesetzt wurden.

Gerhards wissenschaftliche und noch mehr seine wissenschaftsorganisatorischen Aktivitäten in Berlin waren vielfältig. Auf wissenschaftlichem Gebiet setzte er die in Rom begonnenen Sammlung von Denkmälern fort. Zu den bereits er-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0180

wähnten Sammelwerken kamen neben anderen die „Auserlesenen Vasenbilder", mit denen er seine mit der Untersuchung der etruskischen Vasen begonnenen Studien weiterführte. Ein weiteres bis in die Gegenwart grundlegendes Sammelwerk von ihm waren die „Etruskische Spiegel" (4 Bde. 1843-1868).

Ebenso wie Gerhard in Rom die Archäologie institutionell etabliert hatte und auch nach seinem Fortgang zum Gedeihen des Instituts entscheidend beitrug, vor allem als Mitglied in der Zentraldirektion, schuf er auch in Berlin Organisationsformen, in denen sich archäologische Kommunikation und Information vollziehen konnte. Im Jahre 1841 gründete er die heute noch bestehende „Archäologische Gesellschaft", die er nach dem Vorbild des Instituts in Rom mit monatlichen Zusammenkünften organisierte und mit dem Geburtstag Winckelmanns verband; in ihr waren Freunde der Antike, Künstler und Wissenschaftler vereinigt. Im gleichen Jahr wurde als Publikationsorgan der Gesellschaft und gleichsam als eine Art deutscher Sektion des römischen „Bullettino" die „Archäologische Zeitung" gegründet. Außerdem ließ Gerhard von 1841 an als wissenschaftliche Veröffentlichungen der Gesellschaft die Winckelmannprogramme erscheinen.

Diese Initiativen der wissenschaftlichen Kommunikation waren eng verbunden mit Gerhards Tätigkeit am Museum. Was er für dieses erwarb und wissenschaftlich auswertete, wurde häufig im Rahmen der Archäologischen Gesellschaft der wissenschaftlichen Öffentlichkeit und darüber hinaus auch gebildeten Nichtarchäologen zugänglich gemacht. Durch die Sammlung von Zeichnungen unveröffentlichter Denkmäler im Archäologischen Apparat, den Gerhard systematisch zu vervollständigen suchte, ging das für die Forschung verfügbare Material über die eigenen Originalstücke des Museums weit hinaus.

Neben Museum und Archäologischer Gesellschaft wirkte Gerhard in der Universität und noch weit mehr in der Preußischen Akademie der Wissenschaften. In der Universität baute er wie am Museum einen archäologischen Apparat auf, der für die Ausbildung junger Archäologen von großer Wichtigkeit war. Eine Reihe der bedeutendsten Archäologen der folgenden Generation zählten zu seinen Schülern, wie Otto Jahn, Ernst Curtius, Alexander Conze und Adolf Michaelis.

In den Publikationsorganen der Preußischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichte er dreißig Abhandlungen und in ihr suchte er die Altertumswissenschaften dadurch zu fördern, daß er für die Übernahme großer Gemeinschaftsaufgaben durch die Akademie engagiert eintrat. So ist es zum großen Teil ihm zu verdanken, daß Theodor Mommsens großes „Corpus Inscriptionum Latinarum" in ihre Obhut kam.

Zusammengefaßt ist Gerhards wissenschaftliche Position folgendermaßen zu skizzieren: Er kam von der Klassischen Philologie, und hier aus der Schule

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0181

Boeckhs, der eine umfassende Erforschung des Altertum in allen seinen Erscheinungsformen forderte. Gerhard sah in den Denkmälern ein Forschungsmaterial, das parallel zu der Literatur mit den gleichen methodischen Mitteln zu behandeln war. Er stellte somit der den Texten gewidmeten Philologie die der Denkmäler, die „monumentale Philologie", gegenüber, die umfassend alle Schöpfungen der antiken Kunst und des Kunsthandwerks erfassen sollte. Gerhards Verdienst beruht dabei - anders als das seiner Zeitgenossen Friedrich Gottlieb Welcker und Karl Otfried Müller - weniger auf neuen methodischen Grundsätzen und Ansätzen als vielmehr in der erwähnten Erfassung, Systematisierung und Veröffentlichung des weitverstreuten Materials in großem Stil. In die Irre gegangen ist Gerhard mit seinem hermeneutischen Ansatz, der mythologischen Deutung der Denkmäler im Sinne Friedrich Creuzers, dessen Symbolik er früh aufgenommen und nicht wieder revidiert hat. Gerhards Sammeltätigkeit war untrennbar mit seinen großen organisatorischen Aktivitäten verbunden, die in den von ihm gegründeten Institutionen weiterleben.
Mit seiner Herausstellung einer den Texten und einer den Monumenten gewidmeten Philologie vollzog Gerhard trotz des von ihm betonten gleichen Forschungsansatzes die Trennung beider bisher zusammengesehenen Disziplinen und die Etablierung der Archäologie als eigener Wissenschaft.
Gerhards wissenschaftlichen Leistungen wurden vor allem anläßlich seines 50jährigen Doktorjubiläums 1865 gewürdigt. Etwas Besonderes war es, daß sein greiser Doktorvater August Boeckh dem ersten Doktor der Berliner Universität noch selbst die Glückwünsche aussprechen konnte.

Nach diesem Jubiläum nahmen Gerhards körperliche Kräfte merklich ab, vor allem war er fast erblindet. Der tief gläubige Gelehrte starb nach längerem Leiden am 12. Mai 1867 in Berlin. Ein steinernes Grabkreuz auf dem St. Matthaei-Friedhof an der Großgörschenstraße in Berlin erinnert noch immer an sein Wirken.

Werke

Antike Bildwerke zum erstenmal bekannt gemacht. Stuttgart 1827-1839; Neapels antike Bildwerke. Bd. 1. Stuttgart 1828 (zusammen mit Th. Panofka); Beschreibung der Stadt Rom. Bd. 2 [Verzeichnis der antiken Skulpturen der vatikanischen Sammlungen]. Stuttgart 1829 (zusammen mit E. Platner); Berlins antike Bildwerke beschrieben. Bd. 1. Berlin 1836; Griechische Mysterienbilder. Stuttgart 1839; Auserlesene griechische Vasenbilder. 4 Bde. Berlin 1839-1858; Etruski-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0182

sche Spiegel. 4 Bde. 1843-1868; Griechische u. etruskische Trinkschalen. Berlin 1843; Etruskische u. kampanische Vasenbilder. Berlin 1843; Vases apuliens. Berlin 1846; Trinkschalen u. Gefäße. Berlin 1848-1852; Grundriss der Archäologie. Berlin 1853; Gesammelte akademische Abhandlungen u. kleine Schriften. 2 Bde. Berlin 1867

Schrifttum

E. Curtius, Zum Andenken von Eduard Gerhard. In: Nachrichten d. Kgl. Gesellschaft d. Wissenschaften u. der Georg August Universität zu Göttingen 18676, S. 265-274; O. Jahn, Eduard Gerhard. Ein Lebensabriss. Berlin 1868; K. L. Urlichs, In ADB 8. 1878, S. 760-766; A. Michaelis, Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts 1829-1879. Festschrift zum 21. April 1879. Hrsg. von der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts. Berlin 1879; A. v. Harnack, Geschichte der Kgl. Preußischen Akademie d. Wissenschaften. Berlin 1900, Bd. I, 2, S. 863ff u. II, S. 519ff; E. Kekulé, v. Stradonitz, Der archäologische Apparat. In: Lenz, Bd. 3, S. 219-222; ders, E. G., Ansprache zum 70. Winckelmannsfest d. Archäologischen Gesellschaft zu Berlin. Berlin 1911; G. Rodenwalst, Archöologisches Institut des Deutschen Reiches 1829-1929. Berlin 1929; F. Matz, Die Archäologie an der Friedrich-Wilhelms-Unversität von der Reichsgründung bis 1945. In: Studium Berolinense. Hrsg. von H. Leussing, Ed. Neumann u. G. Kotowski. Berlin 1960, S. 581-583; ders., E. G. In: NDB 6. 1964, S. 276-277; A. H. Borbein, Klassische Archäologie in Berlin vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. In: Berlin u. die Antike. Aufsätze. Hrsg. von W. Arenhövel u. Chr. Schreiber. Berlin 1979, S. 99-150 (besonders S. 119-121); H. G. Kolbe, Wilhelm Henzen und das Institut auf dem Kapitol. Aus Henzens Briefen an Eduard Gerhard. Hrsg. vom Deutschen Archäologischen Institut. Mainz 1984 (Beiträge z. Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts. 5); H. B. Jessen, E. G. In: Archäologenbildnisse, S. 20-22; B. Seidensticker, E. G. Zum 200. Geburtstag am 29. November 1995. In: Jahrbuch d. Berlin-Brandenburgischen Akademie d. Wissenschaften 1995, S. 261-264; Dem Archäologen Eduard Gerhard 1795-1867 zu seinem 200. Geburtstag. Hrsg. von H. Wrede. Berlin 1997 (Winckelmann-Institut der Humboldt-Universität zu Berlin 2), Sammelband mit 15 Beiträgen darunter einer Bibliographie Gerhards von S. Ahrens.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0183

KARL OTFRIED MÜLLER

Unter den großen Söhnen Schlesiens, die in der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hervorgetreten sind, hat der Name des Altertumswissenschaftlers Karl Otfried Müller[692] einen besonderen Klang. Klassische Philologen, Althistoriker und Archäologen zählen ihn in gleichem Maße zu den großen Meistern ihres Faches. Für alle genannten Disziplinen hat Müller eine bis in die Gegenwart reichende Wirkung; erst neuerdings hat Karl Kerényi ihn als „einen der besten Vertreter der klassischen Studien in der späten Goethezeit“[693] bezeichnet. Der Persönlichkeit sowie dem Leben und Werk Müllers haftet etwas Geniales und eine Gunst hohen Glückes an – und dennoch zugleich eine Tragik, wenn wir an seinen unerwartet frühen Tod auf dem Höhepunkt seines Wirkens und Schaffens in seinem Sehnsuchtsland Hellas denken.

---

[692] Biographische Literatur (Auswahl): Unte/Rohlfing; ADB 22, S. 656-667; Bursian, S. 1007-1028; Gudeman, S. 230-231; Sandys, Vol. 3, S. 213-216; U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Geschichte der Philologie. 3. Aufl., Leipzig 1927 (Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. Bd. 1,1.), S. 57-58; G. v. Selle, Die Georg-August-Universität zu Göttingen. Göttingen 1937, S. 251-254; M. Wegner, Altertumskunde. Freiburg u. München 1951 (Orbis academicus. Bd. 1,2.), S. 199-205; Pfeiffer, S. 186-187. - F. Lücke, Erinnerungen an Karl Otfried Müller. Göttingen 1841; E. Müller, Biographische Erinnerungen an K. O. Müller. In: K. O. Müller, Kleine deutsche Schriften. Bd. I. Breslau 1847, S. VII-LXXVIII; F. Ranke, C. O. Müller. Ein Lebensbild. Progr. der Kgl. Realschule. Berlin 1870; K. Hillebrand, Unbekannte Essays. Hrsg. von H. v. Uhde-Bernays. Bern 1955, S. 184-241; E. Curtius, Zum Gedächtnis von Karl Otfried Müller. In: Curtius, Altertum und Gegenwart. Bd. 2. 2. Aufl., Berlin 1882, S. 247-260; R. Foerster, Otfried Müller. Rede zum Antritt des Rektorats der Universität Breslau 1897; K. Dilthey, Rede zur Säcularfeier am 1. December 1897. Göttingen 1898; K. Kerényi, „Vorwort zur Neuausgabe“ von K. O. Müller. Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Darmstadt 1970, S. V-XX; Müller, Annali Pisa; Gehrke; Fittschen, MdI; ders., NDB, Zwischen Rationalismus und Romantik. - Als biographische Quellen wichtig: Aus dem amtlichen und wissenschaftlichen Briefwechsel Carls Otfried Müllers ausgewählte Stücke mit Erläuterungen von O. Kern. Göttingen 1936 (Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität u. Bibliothek 21); K. O. Müller, Briefe aus einem Gelehrtenleben, 1797-1840. Hrsg. von S. Reiter. Bd. 1-2. Berlin 1950; ebenso die unter Anm. 4, 11 und 15 angegebenen Briefsammlungen.

[693] Kerényi (wie Anm. 692), S. VII.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0185

Karl Müller, der sich später auf Anraten Philipp Buttmanns[694], eines seiner Berliner Lehrer, den Schriftstellernamen Karl Otfried Müller beilegte, stammte aus einem schlesischen Pfarrhaus und wurde am 28. August 1797 in Brieg geboren. Er war das älteste von vier Kindern - drei Söhnen und einer Tochter - des Pastors Karl Daniel Müller, der dort als Seelsorger tätig war. In Brieg verbrachte Karl Otfried Müller die Schulzeit, auch als der Vater ab 1806 das dortige geistliche Amt mit dem in Ohlau getauscht hatte. Ohlau wurde somit als Sitz des Elternhauses für ihn und für seine beiden jüngeren Brüder Julius, den bekannten Theologen, und Eduard, der später Gymnasialdirektor in Ratibor und Liegnitz war, das heimatliche Refugium, in das alle immer wieder gern zurückkehrten, auch als sie in späteren Jahren fern der Heimat ihrem Beruf nachgingen. Das enge Verhältnis zu Vater, Mutter und Geschwistern wie auch zur Heimat hat Müller vielfach in den erhaltenen Briefen an seine Eltern zum Ausdruck gebracht.[695] Die Atmosphäre in dem christlich orientierten Elternhaus, in dem frei und offen unter gegenseitiger Anteilnahme über Probleme, Sorgen und überhaupt alles das, was den einzelnen der Familie bewegte, gesprochen, beraten und mitempfunden wurde, schuf ein nicht unbedeutendes Bildungselement für die klare, schlichte, ungezwungene und ausgeglichene Wesensart Müllers, die in Verbindung mit seinen hohen Begabungen seine große Gelehrtenpersönlichkeit ausmachte.

Müllers weit überdurchschnittliche geistige Fähigkeiten offenbarten sich bereits während der Schulzeit in Brieg, als er mit eigenen dichterischen Versuchen in Versen und Prosa hervortrat und sich als Redner bei Abschiedsfeiern für die Abiturienten auszeichnete. Ab Ostern 1814 studierte er an der erst wenige Jahre zuvor gegründeten Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Breslau. Hier widmete er sich aufgrund seiner überaus breiten Interessen den verschiedensten geistes- und auch naturwissenschaftlichen Studiengebieten. Schon im ersten Studienjahr beteiligte er sich an zwei Preisaufgaben, einer philosophischen über Kants Kritik der Beweise vom Dasein Gottes und einer historischen über die Geschichte der Makkabäer; beide Preise gewann er. Im Zweiten Jahr der Breslauer Studienzeit konzentrierten sich bereits seine Neigungen mehr und mehr auf philologisches Gebiet. Sein Lehrer war neben anderen hauptsächlich Ludwig

---

[694] 1764-1829, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek in Berlin und „Sekretar" der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Buttmann wurde durch seine „Griechische Grammatik" bekannt, die jahrzehntelang führendes Unterrichtswerk an den deutschen Gymnasien war; außerdem ist er durch seine Forschungen zur griechischen Mythologie hervorgetreten.

[695] K. O. Müller, Ein Lebensbild in Briefen an die Eltern. Hrsg. von O. u. E. Kern. Berlin 1908.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0186

Friedrich Heindorf, der 1811 von Berlin nach Breslau versetzt worden war und während der Berliner Zeit dem Kreis um Niebuhr, Buttmann und Schleiermacher angehört hatte.[696] Heindorf gegenüber hat Karl Otfried Müller stets mit großer Dankbarkeit gedacht[697], von diesem kam auch die Anregung für den jungen Studenten, Niebuhrs „Römische Geschichte" zu lesen. Die Lektüre dieses Werkes machte auf Müller nachhaltigsten Eindruck und war der entscheidende Impuls dafür, daß er sich nun ganz philologisch-historischen Studien zuwandte. So befaßte er sich mit einer Geschichte des römischen Königs Numa Pompilius[698] und mit der ältesten römischen Dichtung. In der Methode philologischen Arbeitens wurde er schon damals Anhänger einer umfassenden historischen Betrachtung des klassischen Altertums. Diese philologische Richtung hatte ihren Schwerpunkt an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, wo sie neben Friedrich August Wolf, dem Begründer altertumswissenschaftlicher Universalforschung und Schöpfer der neuhumanistischen Bildungsidee, besonders dessen Schüler August Boeckh vertrat.

Ostern 1816 wechselte Müller zur Fortsetzung seines Studiums nach Berlin über. Hier hörte er Schleiermacher und den Schüler Schellings Karl Wilhelm Ferdinand Solger, dessen Ästhetik nicht ohne Einfluß auf ihn blieb. Wolf, der als Mit-

---

[696] Heindorf (1774-1816) kam 1811 aus Berlin nach Breslau und gehörte zum Kern der Berliner Graeca um Immanuel Bekker, Philipp Buttmann, Niebuhr, Schleiermacher u. a. (dazu G. Parthey, Origines Graecitatis Berolinensis, Berlin 1876). Er ist bekannt geworden durch eine kommentierte Ausgabe des Horaz und eine Auswahlausgabe von Dialogen Platons. Die Platonausgabe wollte er ursprünglich zusammen mit seinem Lehrer Friedrich August Wolf herausgeben. Da Wolf immer wieder den gemeinsamen Plan hinauszögerte, verwirklichte ihn Heindorf schließlich allein; das führte zu einer heftigen Auseinandersetzung mit Wolf, die Heindorf selbst nicht mehr durchfechten konnte, da er 1816 in Halle starb, wohin er kurz vorher von Breslau her berufen worden war.

[697] Über die erste persönliche Bekanntschaft mit Heindorf hat Müller in einem Brief an seine Eltern (Müller (wie Anm. 695), S. 17-18) folgende Anekdote berichtet: „Noch habe ich etwas zu schreiben, was mich wieder recht heiter macht. Es hat nemlich vor einigen Tagen Heindorf in seinen Vorlesungen über Iuvenal eine Konjektur gemacht, die zwar recht schön war aber gegen alle Regeln des Metrums. Ich bemerkte dies und sagte ihm meine Meinung. Zuerst wollte er seine Lesart vertheidigen, heut aber trat er auf, gab der Wahrheit die Ehre, dankte dem Commilitonen, der ihn von einem Irrtum befreit hätte, und ließ mich hernach zu sich rufen, wo er mir versprach, mich mit allen Hilfsmitteln zu unterstützen, und mich ermahnte, nur ja ganz bei der Philologie zu bleiben." - Zur Breslauer Zeit vgl. auch M. Hertz, De Carolo Odofredo Muellero ex actis Universitatis Vratislaviensis excerpta. Index lectionum univ. Vratisl. aest. 1884.

[698] Veröffentlicht von A. Wittenburg, Un inedio di K. O. Müller. In: Müller, Annali Pisa, S. 1185-1226.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0187

glied der Berliner Akademie der Wissenschaften an der Universität Vorlesungen abhielt, aber hier wegen seines unduldsamen Wesens weniger Resonanz als in Halle fand, stieß ihn ab, um so größer war die Wirkung Philipp Buttmanns und vor allem August Boeckhs auf ihn. Buttmann schrieb zu dieser Zeit an seinem „Mythologus“[699], und die intensive Berührung mit mythologischen und religionsgeschichtlichen Fragen durch diesen wurde für Müllers spätere wissenschaftliche Arbeit von großer Bedeutung. Noch entscheidender wurde aber das Zusammentreffen mit August Boeckh, dem Hauptrepräsentanten der historisch-antiquarischen Richtung der Klassischen Philologie, die im Gegensatz zu der von dem Leipziger Gottfried Hermann vertretenen mehr grammatisch-textkritischen Schule stand. Beide philologischen Richtungen lagen bekanntlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in erbittertem Streit. Unter Boeckhs Anleitung betrieb Müller ein Studium einer allumfassenden Betrachtung des Altertums und schuf sich damit das Rüstzeug für seine spätere Stellung als der große Repräsentant philologisch-historischer Forschung, der an Universalität seinen Lehrer Boeckh noch übertraf.

Die Berliner Jahre waren geprägt von einem einmaligen, unermüdlichen Arbeitseifer und Forschungsdrang des angehenden jungen Gelehrten. Es wird berichtet, daß er bis zu sechzehn Stunden täglich ohne Ermüdung arbeiten konnte, ein Phänomen, das auch später zu seinen großen wissenschaftlichen Leistungen beitrug. Für die wissenschaftliche Abschlußarbeit wählte er die Insel Ägina als Forschungsgegenstand aus, deren Geschichte er in umfassender Weise darzustellen sich anschickte. Im Zeitraum eines Jahres hatte er in intensiver Arbeit das Material zusammengetragen und im Oktober 1817 wurde er mit der lateinisch geschriebenen Dissertation „Aegineticorum liber scripsit Carolus Mueller Silesius“ promoviert. Die Arbeit wurde wegen ihres gänzlich neuen methodischen Ansatzes, der allseitigen historischen Betrachtung des Themas unter Berücksichtigung aller Detailfakten - bei denen der Verfasser eine vielbewunderte Belesenheit bewies - schnell in der altertumswissenschaftlichen Fachwelt bekannt und hatte eine weite Wirkung. Boeckh, dem Müller in einer Vorrede die Schrift gewidmet hatte, zeigte sie gegen seine Gepflogenheit selbst in den Heidelberger Jahrbüchern an.

Nach Abschluß seines Studiums übernahm Müller zu Beginn des Jahres 1818 eine Stelle als Gymnasiallehrer am Magdalenäum in Breslau. Die Breslauer

---

[699] Berlin 1828-1829.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0188

Gymnasiallehrerzeit verlief jedoch für ihn nicht zu seiner Zufriedenheit.[700] Befriedigung fand er hier nur in der wissenschaftlichen Beschäftigung: Er arbeitete damals an seinem Werk „Orchomenos und die Minyer", das die mit den Aeginetica begonnene Darstellung einzelner griechischer Staaten fortsetzen sollte. Um so wichtiger war für ihn daher für die wissenschaftliche Kommunikation der briefliche Kontakt nach Berlin, vor allem zu Boeckh, der weiterhin an Müllers persönlicher und beruflicher Zukunft lebhaften Anteil nahm und ihn in jeder Weise zu fördern suchte. So dachte Boeckh daran, Müller für das von ihm geleitete Projekt der Sammlung der griechischen Inschriften, das die Berliner Akademie der Wissenschaften veranstaltete, als Redaktor zu gewinnen. Ehe jedoch dieser Plan verwirklicht wurde, konnte Boeckh seinem Schüler mitteilen, daß der „Verfasser der Aeginetica" in Göttingen für die Nachfolge des nach Bonn übergewechselten Friedrich Gottlieb Welcker[701] als Professor für Klassische Philologie und Archäologie im Gespräch sei. Arnold Heeren, Professor der Geschichte in Göttingen, hatte sich bei Boeckh nach Karl Otfried Müller erkundigt. Boeckhs Urteil über Müller an Heeren ist eine so weitsichtige und zutreffende Charakterisierung, daß sie hier zitiert werden soll: „Die akademische Lage wird ihn in kurzer Zeit zu einem der bedeutendsten Gelehrten in unserem Fach machen, zumal er große Vorarbeiten und Sammlungen hat, wie meines Wissens keiner, der mir vorgekommen ist von den Jüngeren"[702].

Im Herbst 1819 übernahm Karl Otfried Müller - gerade 22 Jahre alt - eine außerordentliche Professur an der Georgia-Augusta in Göttingen. Da zur Wahrnehmung der Verpflichtungen des Lehrstuhles auch die Kunstarchäologie gehörte - eine Göttinger Tradition, die auf Christian Gottlob Heyne[703] zurückging -, billigte

---

[700] Müllers Verdrossenheit bezog sich dabei nur auf seine Tätigkeit am Breslauer Magdalenäum wegen dortiger Intrigen, nicht auf seine persönlich-private Sphäre; er hatte in Breslau manchen Freund gewonnen.

[701] 1784-1868, Hauslehrer bei Wilhelm von Humboldt in Rom, Professor in Gießen, Göttingen und Bonn. Welcker war wie Müller einer der überragenden Klassischen Philologen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auch er erweiterte den Gesichtskreis der Klassischen Philologie, indem er die Kunst und die Kunstdeutung in die philologische Betrachtung einbezog. Bedeutend waren seine Forschungen zur Mythologie, in denen er zur Symboldeutung neigte; sein Hauptwerk war die berühmte „Griechische Götterlehre" (Göttingen 1857-1862). Grundlegend waren auch seine Arbeiten zur attischen Tragödie.

[702] Brief Boeckhs an Heeren vom 23. Juni 1818, in: A. Boeckh, Briefwechsel mit C. O. Müller. Leipzig 1883, S. 38.

[703] 1729-1812, Professor der Beredsamkeit in Göttingen. Durch Heynes Wirken erlangte die Göttinger Universität in der Philologie den in der damaligen Zeit führenden Rang in Europa. Heyne hat als erster die antiquarischen Fächer wie Kunstgeschichte, Archäologie

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0189

die hannoversche Landesregierung Müller zusätzliche Mittel für einen zweimonatigen Aufenthalt in Dresden zu, wo er in den Antikensammlungen durch eigene Anschauung der Kunstgegenstände seine Studien vertiefen konnte. Der Autopsie antiker Denkmäler maß Müller auch später für seine wissenschaftliche Arbeit ein besonderes Gewicht zu; bekanntlich hat er vielfach die vorlesungsfreie Zeit genutzt, um Antikensammlungen in Europa zu besuchen.

An seiner neuen Wirkungsstätte entfaltete Karl Otfried Müller mit der ihm eigenen Frische eine breite Tätigkeit in Forschung, Lehre und auch in der Universitätsverwaltung. Trotz seiner Jugend hatte er bereits zu Anfang seiner Lehrtätigkeit ein thematisch sehr vielfältiges Lehrangebot, das mit der Zeit immer umfangreicher wurde. Besonderes Gewicht hatte seine Vorlesung über die Kunstgeschichte der Archäologie, deren Abhaltung eine Voraussetzung für seine Berufung nach Göttingen gewesen war; außerdem las er u. a. griechische Altertümer, Mythologie und Religionsgeschichte des Altertums und römische Literaturgeschichte, später auch komparative Grammatik des Griechischen und Lateinischen sowie schließlich einmal moderne Kunstgeschichte. Zusätzlich interpretierte er in Übungen und Seminaren viele griechische und römische Schriftsteller und hielt Disputierübungen über die lateinisch verfertigten Seminararbeiten ab. Seine Erfolge als akademischer Lehrer, besonders seine Deutungen und Erklärungen antiker Kunstdenkmäler, von denen er zur Veranschaulichung Gipsabdrücke herstellen ließ, wurden von der hannoverschen Regierung bereits 1821 mit der Bewilligung einer weiteren kunsthistorischen Reise nach Frankreich und England belohnt. Auch in der akademischen Laufbahn selbst war sein Aufstieg schnell: 1823 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt und zugleich Mitglied der Göttinger Sozietät der Wissenschaften. Im gleichen Jahre erhielt er auf Boeckhs Betreiben einen Ruf an die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, den er jedoch nicht annahm. Er fühlte sich der hannoverschen Landesregierung verpflichtet, und außerdem war er in Göttingen heimisch geworden; durch die Heirat mit Pauline Hugo[704], der Tochter des bekannten Göttinger Rechtswissenschaftlers Gustav Hugo, im Jahre 1824 wurde er noch fester an die Stadt gebunden. Seine Bindung an Göttingen bedeutete jedoch nicht, daß er nicht stets sehr an seiner schlesischen Heimat und seinem Elternhaus in Ohlau hing; in den zwanzi-

---

und Mythologie als wissenschaftliche Disziplinen in den Universitätsunterricht eingeführt. Von ihm stammen zahlreiche Ausgaben antiker Autoren, am bedeutendsten ist bis heute seine große kommentierte Ausgabe Vergils. Schüler Heynes war Friedrich August Wolf, der jedoch später in Gegensatz zu seinem Lehrer trat.

[704] Aus der Ehe gingen 5 Kinder hervor: Julie Wilhelmine (geb. 1826), Agnes (geb. 1828), Carl Hugo (geb. 1830), Alexander (geb. 1832), Dorothea (geb. 1838).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0190

ger Jahren reiste er jedes Jahr in den Ferien nach Schlesien. Daß er eine schlesische Wesensart stets bewahrt hat, davon zeugt auch der scherzhafte Ausspruch von Freunden über sein von ihm selbst entworfenes und eingerichtetes Haus in Göttingen, das „nicht nach göttingischem, sondern nach schlesisch-griechischem Stil" erbaut sei. Berichtet wird auch, daß zu den Charakteristika seiner Persönlichkeit „ein geringer Anflug des schlesischen Dialekts"[705] gehört habe.

Müllers akademische Laufbahn in Göttingen war von hohem Erfolg gekrönt. Der wesentliche Faktor dieses Erfolges - noch weit bedeutender als die Lehrtätigkeit an der Universität - war die Vielzahl seiner wissenschaftlichen Werke, die seine bahnbrechende Forschungsarbeit auf den verschiedensten Teilgebieten der Altertumswissenschaft dokumentierten und ihm den Ruf eines der universalsten und genialsten Altertumswissenschaftler des 19. Jahrhunderts eingetragen haben. Bereits die Aeginetica, Müllers Dissertation, schuf ihrem Verfasser, wie schon vermerkt wurde, einen durchschlagenden Erfolg innerhalb der altertumswissenschaftlichen Fachwelt. In dieser Arbeit hat er aus einer umfassenden Kenntnis und Verwertung aller vorhandenen Quellen über die Insel Ägina ein Gesamtbild ihrer Geschichte von den Anfängen bis in die fränkische Zeit entworfen. Dabei wurden Topographie und Landeskunde, Handel, Münzwesen, Seewesen, Bevölkerungszahl und Sozialstruktur, Staatsrecht, Volkstum sowie die Kunst in die Untersuchung einbezogen. Schon in dieser Arbeit hatte Müller unter dem Einfluß des Denkens der Romantik die Mythen und Sagen als historische Quellen herangezogen und aus ihnen versucht, geschichtliche Tatbestände der im Dunkel liegenden Frühgeschichte Äginas herauszuschälen sowie aus sakralen Quellen der Kulte die Besonderheiten und Zusammenhänge der einzelnen griechischen Völkerschaft zu anderen klarzulegen. Durch seine vielseitige Darstellung eines griechischen Gemeinwesens wirkte Müller methodisch richtungweisend innerhalb der historischen Altertumswissenschaft; seine enzyklopädische Betrachtung eines griechischen Stammes wurde Vorbild für viele andere Stammes- und Stadtgeschichten.

Den Plan, die Geschichte einzelner griechischer Völkerschaften und Gemeinwesen zu erforschen, um aus diesem Mosaik heraus zu einer umfassenden Geschichte des ganzen griechischen Volkes zu gelangen, verfolgte Müller weiter. Schon in der Breslauer Gymnasiallehrerzeit befaßte er sich, wie oben erwähnt, mit der Geschichte der böotischen Stadt Orchomenos und dem mit diesem Ort verbundenen, sagenhaften Stamm der Minyer, dessen Frühgeschichte er aus den nordgriechischen Mythen zu entflechten trachtete. Das Werk erschien 1820 unter

[705] Lücke, Erinnerungen, S. 55.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0191

dem Titel „Orchomenos und die Minyer“ bei dem mit Müller befreundeten Breslauer Verleger Josef Max[706] und bildete den ersten Band einer mehrbändigen Darstellung mit dem programmatischen Titel „Geschichte der hellenischen Stämme und Städte“. In einer „Vorerinnerung“[707] schrieb Müller: „Nicht eine nach abgeschlossener Vollendung strebende Geschichte der hellenischen Gemeinschaft und des ganzen Volkes, sondern den Weg bahnende Forschungen, Vorarbeiten, Studien sind Zweck und Inhalt dieses Werkes.“ Im weiteren entgegnete er besonders dem ihm gemachten Vorwurf, er stelle sich mit seiner Auswertung der Mythen und Sagen als Quellenmaterial für die griechische Frühgeschichte „auf zu unsicheren Boden“ und bemerkte[708]: „Ich habe diesem Vorwurf auszuweichen gesucht, indem ich überall auf strengste Sondierung gedrungen, und mich genau an die örtliche Bedeutung des Mythus gehalten, indem ich so viel wie möglich Symbolisches und Historisches, den ächten Sagengehalt und die poetische Ausbildung einander gegenübergestellt, und ihr Verhältniß vorher zu bestimmen versucht habe, ehe ich an eine einzelne Deutung Schlußketten anzureihen wagte. Erst nachdem das persönliche und leibhafte Wesen der Sagen auf solche Weise vor unsere Augen getreten ist, möge man dieselben mit der Überlieferung anderer Völker vergleichen und dem Individuellen und Charakteristischen gegenüber die Familienähnlichkeit im immer weiteren und weiteren Kreise verfolgen, bis man zuletzt zu dem Urgrund und dem gemeinsamen Thema alter Sagen gelangt.“

Als Fortsetzung innerhalb der „Geschichte der hellenischen Stämme und Städte“ folgte sein wohl gedankenreichstes Werk „Die Dorier“[709], in dem er nach den gleichen Grundsätzen Geschichte, Religion, Staat und Kultur dieses großen griechischen Stammes, der ihn besonders anzog, dargestellt hat. Den dorischen Stamm hat Müller dabei gegenüber den anderen griechischen Stämmen etwas zu stark herausgehoben und beispielsweise kultische und mythische Elemente, wie den Apollonkult, die allen oder doch mehreren griechischen Völkerschaften

---

[706] Im Verlag von Josef Max sind auch die meisten der anderen großen Werke Müllers erschienen. Siehe jetzt auch: W. Unte (Hrsg.), Die Briefe des Breslauer Verlegers Josef Max an Karl Otfried Müller. St. Katharinen 2000 (Beihefte zum JSFUB 11).

[707] K. O. Müller, Orchomenos und die Minyer. Breslau 1820, S. III.

[708] Müller (wie Anm. 707), S. IV.

[709] Breslau 1824 (Geschichten hellenischer Stämme und Städte. Bd. 2-3). - Die „Geschichten hellenischer Stämme und Städte“ hat Müller nicht weitergeführt; jedoch hat er weitere kleinere Arbeiten gleichen Charakters verfaßt wie „ Über die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des Makedonischen Volkes. Eine ethnographische Untersuchung“ (Berlin 1825).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0192

eigen waren, den Dorern allein beigegeben. Dieser berechtigte Vorwurf der Einseitigkeit ist bis heute nicht verstummt.[710] Indessen ist die Annahme nicht unbegründet, Müller hätte aufgrund seiner Erkenntnisse der griechischen Reise, vor allem durch den Besuch Athens und Attikas, seine Ansicht revidiert und auch der ionisch-attischen Stammesart den ihr gebührenden Platz eingeräumt.

Die Auseinandersetzungen um seine „Geschichten der hellenischen Stämme und Städte", bei denen von den Gegnern vor allem die Erschließung frühgeschichtlicher Tatbestände aus den Mythen und Sagen kritisiert wurde, veranlaßten Müller zu einem grundsätzlichen Buch über dieses Thema, den „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie"[711]. Er stellte hierin neben einer Begriffsbestimmung und einer Beschreibung der Wesenszüge des Mythos vor allem die Ursprünge und die Verbreitung von Mythen dar, die seiner Meinung nach aufgrund historischer Begebenheiten bei den Völkern sich als Stammessagen entwickelt hätten und durch Völkerwanderungen und Kolonisierung verbreitet worden seien. Diese Sagen sind nach Müller Charakteristika eines bestimmten Stammes, aus denen man viele Rückschlüsse auf seine Lokalisierung und Wanderungen ziehen könne. Neben diesem Aspekt hat Müller jedoch auch vielfach einen symbolhaften Charakter vieler Mythen herausgearbeitet. Weniger berücksichtigt hat er die Göttermythen und auch die mythischen Elemente im Kult; das machte ihm bereits Welcker[712] zum Vorwurf. Mag vielleicht der Einwand einer teilweise etwas einseitigen Betrachtung bestehen bleiben, so stellten doch Müllers Forschungen zum Mythos einen grundlegenden, bis heute wirkenden Fortschritt dar; nicht umsonst hat Martin P. Nilsson, einer der besten Kenner griechischer Reli-

---

[710] Vgl. von den zeitgenössischen Äußerungen die bösen Rez. Von Eduard Reinhold Lange in der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung, Nr. 151-162, Aug. 1824, S. 241-331 (anonym) und von Friedrich Christoph Schlosser in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, Nr. 57. 58. 1824, S. 898-927; auch Freunde übten Kritik, wie Carl August Böttiger in einem Brief an Müller vom 24. Okt. 1824, in: Müller, Briefe aus einem Gelehrtenleben. Bd. 1, S. 92-93.

[711] Göttingen 1825.

[712] Vgl. F. G. Welcker, Meine griechische Götterlehre betreffend, RhM 13. 1858, S. 605-638 und J. Cäsar, Zur Charakterisierung Otfried Müllers als Mytholog. Marburg 1859. Zur Frage der methodischen Bedeutung der Mythenforschung Müllers für das 19. Jh. vgl. jetzt G. Pflug, Methodik und Hermeneutik bei Karl Otfried Müller. In: Philologie u. Hermeneutik (wie Anm. 736), 122-140. Siehe jetzt auch: M. M. Sassi, Ermeneutica del mito in Carl Otfried Müller. In: Müller, Annali Pisa, S. 911-935; J. Block, Romantische Poesie, Naturphilosophie und Construktion der Geschichte. In: Zwischen Rationalismus und Romantik, S. 55-97.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0193

gion in der Gegenwart, Karl Otfried Müller als „Pfadfinder im Wirrnis der Mythen“[713] bezeichnet.

Nur kurze Zeit nach der Veröffentlichung der „Prolegomena“ trat Müller auf einem ganz anderen Forschungsfeld der Altertumswissenschaft hervor. Eine von der Berliner Akademie der Wissenschaften gestellte Preisaufgabe zur Geschichte der Etrusker veranlaßte ihn zu dem zweibändigen Werk über das rätselhafte Volk. „Die Etrusker“[714] entstanden in verhältnismäßig kurzer Zeit „nach größter Anstrengung von Körper und Geist“[715]. Müller gewann die Preisaufgabe und wurde am 3. Juli 1826 mit dem Preis ausgezeichnet. Die methodische Anlage des Werkes war wie die der anderen Stammesgeschichten. Inhaltlich hat sich Müller, wie er selbst vermerkt hat, insoweit eingeschränkt, als er sprachliche Fragen nur berührt hat und auch die Kunstdenkmäler nur am Rande einbeziehen konnte; er schrieb dazu: „So sich in den Mitteln der Untersuchung beschränkend, glaubte der Verfasser der Abhandlung auf der anderen Seite den Gegenstand in weitester Ausdehnung fassen zu müssen, und hat auf Industrie und Verkehr, bürgerliches und geselliges Leben, Religion, Kunst und Wissenschaft der Etrusker seine Aufmerksamkeit gleichmäßig zu richten gesucht“[716]. Trotz dieser auferlegten Beschränkung ist Müllers Werk die erste umfassende Gesamtdarstellung über die Etrusker und insgesamt gesehen bis heute ein Grundwerk der Etruskologie geblieben.

Der ihm zur Aufgabe gemachte archäologische Unterricht in Göttingen fand seinen Niederschlag in zahlreichen Schriften zur Archäologie, die er ebenfalls aus der universalen historisch-philologischen Betrachtung des Altertums heraus betrieb. Als direkte Frucht des Dresdner Aufenthaltes vor der Übernahme des Göttinger Lehrstuhles entstand die lateinisch geschriebene Schrift „De tripode Delphico“[717], in der die bekannte Dresdner Kandelaberbasis mit der Darstellung des Raubes und der Wiedereinweihung des delphischen Dreifußes behandelt wurde. In der zur gleichen Zeit entstandenen, ebenfalls lateinisch abgefaßten Schrift „Minervae Poliadis sacra“[718] befaßte sich Müller mit dem Kult der Stadtgöttin Athena und mit der Anlage und dem Bau des Erechtheions auf der Akro-

---

[713] M. P. Nilsson, Geschichte der griechischen Religion. Bd. I. 3. Aufl., München 1967 (Handbuch der Altertumswissenschaft), S. 3.
[714] Bd. I-2. Breslau 1828.
[715] Brief Müllers an Boeckh vom 29. März 1826. In: Boeckh (wie Anm. 702), S. 181.
[716] wie Anm. 710, Bd. I, S. IV.
[717] Gottingae 1820; mit dieser Schrift lud Müller zugleich am 22. Januar 1820 in Göttingen zu seiner Antrittsvorlesung ein.
[718] Gottingae 1820.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0194

polis von Athen. Einige Jahre später erschien die Schrift „De Phidiae vita et operibus commentationes tres“[719], worin er neben einer Biographie des großen griechischen Künstlers besonders den bildnerischen Schmuck des Parthenon - unter Einbeziehung der von Lord Elgin nach London in das British Museum gebrachten Bruchstücke - behandelt hat.

Seine archäologischen Forschungen krönte Müller mit seinem „Handbuch der Archäologie der Kunst“[720] das wiederum die erste Gesamtdarstellung eines Forschungsgebietes war und zuerst 1830 erschien. Dieses bis in die Gegenwart „vorbildlich gebliebene“[721] Handbuch hatte das Ziel, „die Summe aus der Bearbeitung der Wissenschaft zu ziehen“. In sehr gedrängter und straff gegliederter Form hat Müller hierin die geschichtliche Entwicklung der Kunst im Altertum, eine lokale Übersicht über die antiken Kunstdenkmäler und eine systematische über die einzelnen Untergebiete der antiken Kunst gegeben, wie über Architektur, Malerei, Plastik, Vasenmalerei sowie über die „künstlerische Form“ und die künstlerischen Motive.[722] Das Handbuch fand großen Widerhall; bereits 1835 erschien eine zweite Auflage. Es folgten weitere Nachdrucke sowie Übersetzungen ins Französische (1842), Italienische (1844/5) und Englische (1847). Seine archäologische Publikationstätigkeit setzte Müller fort mit den reichhaltigen Forschungsarbeiten zur griechischen Kunstgeschichte für die Jahre 1829-1835 in der Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung[723].

Erwähnenswert ist auch seine topographische Schrift „De munimentis Athenarum“, in der er die Befestigungen der Stadt Athen und ihre Errichtung in der Zeit des Demosthenes beschrieben hat. Mit topographischen Forschungen über Athen und Attika war er schon weit früher zu Beginn seiner Göttinger Zeit hervorgetreten, als er mit dem Artikel „Attika“ in „Ersch und Grubers Realencyclopä-

---

[719] Gottingae 1827. - Zum gleichen Themenkreis gehörte die früher erschienene Arbeit „Über die erhobenen Bildwerke in den Metopen und am Friese des Parthenon“. In: K. O. Müller, Kleine deutsche Schriften. Bd. 2. Breslau 1848, S. 547-575.

[720] Breslau 1830.

[721] Allgemeine Grundlagen der Archäologie. Hrsg. von U. Hausmann, München 1969 (Handbuch der Archäologie), S. 70. Siehe jetzt auch: Fittschen, Karl Otfried Müller und die Archäologie. In: Zwischen Rationalismus und Romantik, S. 187-216.

[722] 3. Aufl. von F. G. Welcker. Breslau 1848, 2. Abdr. 1878. - Ergänzt wurde das Handbuch durch die „Denkmäler der alten Kunst nach Auswahl und Anordnung von C. O. Müller, gezeichnet und radiert von C. Oesterley“, Bd. 1-2. Göttingen 1834. Das Werk wurde nach Müllers Tod ab Bd. 2, Heft 3 von seinem Schüler F. Wieseler fortgesetzt.

[723] Nr. 97-110. 1835. In: Müller (wie Anm. 718), S. 638-751.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0195

die“[724] die erste deutsche wissenschaftliche Arbeit über dieses Thema schuf. Topographische Forschungen schließlich beinhalteten auch die lateinisch geschriebenen „Antiquitates Antiochenae“[725], in denen eine örtliche Beschreibung der Stadt Antiochia am Orontes in Syrien und eine Geschichte der dortigen Bauten von der Stadtgründung bis zum Mittelalter gegeben wurde. Auch gerade in dieser letzten archäologischen Schrift trat wieder Müllers erstaunliche Fähigkeit hervor, aus allen vorhandenen Quellen über die Denkmäler ein so wirklichkeitstreues Bild der Stadt zu entwerfen, als wenn es in archäologischer Feldarbeit am Ort gewonnen wäre.

Auf das Gebiet der Philologie im engeren Sinne begab sich Müller mit seiner griechisch-deutschen Ausgabe der Eumeniden des Aischylos, die aus einer Vorlesung erwuchs. Ziel der Ausgabe war hauptsächlich, durch eine wortgetreue, doch den poetischen Gehalt wiedergebende Übersetzung das Drama zu erschließen.[726] In Erläuterungen und beigefügten Abhandlungen hat Müller zugleich zu Realien, vornehmlich zum griechischen Bühnenwesen, wertvolle Darstellungen gegeben und sich ferner auch mit der Blutrache und ihrer Sühnung im Apollonkult auseinandergesetzt. Mit der Ausgabe der Eumeniden kam Müller in engste Berührung mit dem Arbeitsgebiet Gottfried Hermanns, des Hauptvertreters der textkritisch-philologisch orientierten Forschungsrichtung. Die mehr um seines Göttinger Kollegen Ludolph Dissen willen gemachte Bemerkung in der Vorrede, wo von „tieferen Fragen als Notengelehrsamkeit beantworten kann“ die Rede war, ließ eine harte Fehde auflodern. Mit dieser Polemik und den nachfolgenden gegenseitigen Verteidigungsschriften beteiligte sich Müller in vorderster Front an dem philologischen Methodenstreit der Schulen Hermanns und Boeckhs. Dabei hatte Müller die Notwendigkeit und Wichtigkeit philologischer Textkritik erkannt, auch wenn sie nicht zu den von ihm am liebsten betriebenen Aufgabengebieten gehörte. Er selbst zählte nicht zu den Vertretern historisch-antiquarisch ausgerichteter Philologie, die textkritische Forschung unterbewerteten, wandte sich aber ebenso dagegen, Textkritik zum Selbstzweck zu erheben; er sah sie vielmehr als ein Teilgebiet im System einer allseitigen Betrachtung des Altertums an.

---

[724] Für Ersch & Grubers Realencyclopädie hat Müller auch die umfangreichen Artikel „Böotien“, „Eleusinien“ und „Pallas Athene“ verfaßt.

[725] Gottingae 1839.

[726] Die dichterische Schönheit der Eumeniden inspirierte Müller dazu, selbst eine Tragödie „Manoah-Kain“ zu schreiben, die jedoch unveröffentlicht blieb.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0196

Editorisch-textkritischen Aufgaben wandte sich Müller zuerst mit der Herausgabe von M. Terentius Varro „De lingua Latina“[727] zu. Die Beschäftigung mit Varro erfolgte jedoch zunächst nicht mit dem Ziel einer textkritischen Ausgabe, sondern ergab sich vermutlich aus den Forschungen über die Etrusker und Fragen der Geschichte der lateinischen Sprache, die er besonders in Vorlesungen behandelte. Dabei spielte auch der Einfluß der beiden bedeutendsten Vertreter der neu entstandenen vergleichenden Sprachwissenschaft, Jacob Grimm und Franz Bopp, eine Rolle, mit denen Müller in Göttingen in persönlichem und wissenschaftlichem Kontakt stand. Als Vorarbeit für die Quellenanalyse zur Entwicklung der lateinischen Sprache galt es einen brauchbaren Text des wichtigen Quellenwerkes Varros zu erstellen. Müller schuf eine Ausgabe, die zahlreiche wertvolle Ergänzungen zu der vor ihr erschienenen bedeutenden Bearbeitung von Leonhard Spengel[728] enthielt; dennoch blieben, wie Müller selbst in der Praefatio seiner Ausgabe bemerkt hatte, noch viele Probleme offen.[729]

Die weitere Erforschung der römischen Grammatiker führte ihn zu dem unvollständig erhaltenen Auszug des S. Pompeius Festus aus der Schrift „De verborum significatione“ des M. Verrius Flaccus, einem lexikalisch angelegten Werk aus der Zeit des Augustus, das veraltete und nicht mehr gebräuchliche lateinische Wörter erklärte und dabei auch reiche Quellen antiquarischen Realwissens bot. Auch hier galt es für die Auswertung der Quellen zuerst einen lesbaren Text zu schaffen. Die seinem Schwiegervater Gustav Hugo gewidmete Ausgabe[730] enthielt eine genaue Beschreibung der Handschriften, viele Sacherklärungen sowie eine Untersuchung über das ursprüngliche Werk des Verrius und die Gestaltung des Festus. Müller hat darin als erster die zwei Schichten des Verrius und des Festus erkannt und mit der Vollständigkeit seiner Arbeit „eine neue Epoche“[731] in der Erforschung dieses Werkes römischer Grammatik begründet.

Müllers letztes großes Werk war seine unvollendet gebliebene „Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders“, deren Entstehung auf einen äußeren Anstoß, die Aufforderung dazu durch die „London Society for the Diffusion of Useful Knowledge“, zurückging. Ab 1835 arbeitete Müller an dieser

---

[727] Lipsiae 1833. Dazu jetzt: J. Rüpke, K. O. Müller als Editor. In: Zwischen Rationalismus und Romantik, S. 375-396.

[728] Berolini 1826; die zweite, grundlegende Ausgabe gab aus dem Nachlaß von L. Spengel dessen Sohn A. Spengel heraus (Berolini 1885).

[729] Vgl. Müllers Praefatio zu der Ausgabe (S. XL).

[730] S. Pompei Festi de verborum significatione. Lipsiae 1839.

[731] M. Schanz, C. Hosius, Geschichte der römischen Literatur. Bd. 2. München 1935 (Handbuch der Altertumswissenschaft), S. 366.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0197

Aufgabe. Ein erster Teil erschien 1840 in englischer Übersetzung.[732] Bei Beginn der italienisch-griechischen Reise blieb ein unvollendetes Manuskript zurück. Karl Otfried Müllers Bruder Eduard gab es posthum heraus.[733] Von den einzelnen literarischen Gattungen ist vollständig nur der Teil über die Entwicklung der griechischen Dichtung fertiggestellt worden, bei der philosophischen Literatur nur die Kapitel über Anaxagoras und Empedokles, in der Geschichtsschreibung Herodot und Thukydides, von den Rednern Lysias und Isokrates, Müller plante keine Literaturgeschichte mit gelehrtem Apparat, sondern eine große Gesamtdarstellung für junge Leser. Als Grundtendenz ging er auch bei diesem Werk von der stammesmäßigen Gliederung des griechischen Volkes und den Eigenmäßigkeiten der einzelnen Stämme aus. Über die Prinzipien, nach denen er seine griechische Literaturgeschichte verfaßt hat, hat er sich in der „Einleitung“[734] geäußert: „... unsere Aufgabe ist es zu zeigen, wie jene ausgezeichneten Werke menschlicher Rede, welche wir noch immer die classischen Schriften der Griechen nennen, auf eine naturgemäße Weise aus der Sinnesart der griechischen Völkerschaften und aus dem Zustande ihres geselligen und bürgerlichen Lebens hervorgegangen und wie sich in ihnen der Geist und Geschmack und das ganze innere Leben jener von der Natur vor allen andern reich begabten Nation ausprägt.“ Die griechische Literaturgeschichte Karl Otfried Müllers war trotz ihres fragmentarischen Zustandes die wohl wirkungsreichste des vorigen Jahrhunderts und noch Wilamowitz urteilte über sie, sie sei „nicht nur die lesbarste, sondern allein wirkliche Geschichte“[735].

Karl Otfried Müller hat in seinem wissenschaftlichen Werk wie kaum ein anderer Altertumswissenschaftler des 19. Jahrhunderts die Idee der umfassenden Betrachtung des klassischen Altertums verwirklicht. Er verstand es, die Vielfalt des Einzelwissens und der Einzelerkenntnisse in ein zusammenhängendes System der Altertumswissenschaft einzuordnen, indem er Wesentliches und weniger Bedeutendes klar zu differenzieren verstand. Diese Fähigkeit der Zusammenschau ermöglichte es ihm, in den wenig mehr als zwei Jahrzehnten seines Gelehrtenlebens auf verschiedenen Gebieten der Altertumswissenschaft grundlegende, teilweise die bis dahin ersten Gesamtdarstellungen zu schaffen. Müller hat dadurch nicht nur für die eigene Zeit bahnbrechend gewirkt und viele bis dahin unbe-

---

[732] History of the Literature of Ancient Greece. London 1840. Hierzu jetzt auch W. M. Calder III, A Beliver's „History of the Literature of Ancient Greece“. In: Zwischen Rationalismus und Romantik, S. 123-150.

[733] Breslau 1841.

[734] wie Anm. 733, S. I.

[735] U. v. Wilamowitz-Moellendorff (wie Anm. 692), S. 57.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0198

kannte Aspekte des Altertums erschlossen, sondern zahlreiche seiner Forschungsergebnisse wurden bis heute Gemeingut, andere gaben den Anstoß zu weiteren Forschungen. Karl Otfried Müller hat auch methodisch weit über seine Zeit hinaus die Aufgabenstellung für die Altertumswissenschaft vorbereitet, gerade auch dadurch, daß er die Autopsie antiker Denkmäler als Grundlage der Forschung ansah, ein Gedanke, der bei Boeckh weniger ausgeprägt war. Viele seiner Vorstellungen bereiteten den Weg für das neue Konzept einer Gesamtaltertumswissenschaft[736], das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Theodor Mommsen und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff entworfen haben und das auch die Forschung des 20. Jahrhunderts bestimmt hat.

Der hohe Rang, den Müller in der Altertumswissenschaft seiner Zeit einnahm, brachte die Mitgliedschaft in zahlreichen in- und ausländischen wissenschaftlichen Gesellschaften mit sich.[737] Die hannoversche Landesregierung hat ihn, der zu den herausragendsten Gelehrten der Göttinger Universität zählte, mehrfach materiell durch Gehaltsverbesserungen ausgezeichnet; 1832 wurde ihm der Titel eines „Hofrates" verliehen, und zwei Jahre später erhielt er den Guelfenorden. Wenige Jahre darauf, 1837, entstand auch für Karl Otfried Müller eine Krise im Verhältnis zur Georgia-Augusta, als die sieben Professoren nach ihrem Protest entlassen wurden. Er selbst gehörte nicht zu ihnen, hat sich jedoch nachträglich mit fünf anderen Kollegen offen zu diesen bekannt, ohne daß ihm, wie er erwartete, ebenfalls das Schicksal der Entlassung zuteil wurde. Seine enge Verbundenheit mit der Göttinger Universität wurde dadurch etwas getrübt, so daß er zeitweise sogar einen Fortgang erwog.

Wenige Jahre nach diesen Ereignissen, im Spätsommer 1839, konnte Karl Otfried Müller endlich den langgehegten Plan verwirklichen, die antiken Stätten Italiens und Griechenlands selbst zu besuchen. Die Reise sollte eine der Grundlagen schaffen für sein Lebenswerk, die große Geschichte Griechenlands, für die er

---

[736] Zur Entwicklung und Konzeption der Altertumswissenschaft vgl. A. Hentschke und U. Muhlack, Einführung in die Geschichte der Klassischen Philologie (Darmstadt 1972) sowie A. Horstmann, Die Forschung in der Klassischen Philologie des 19. Jahrhunderts. In: Konzeption und Begriff der Forschung in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von A. Diemer. Meisenheim am Glan 1978, S. 27-57. Vgl. auch den Sammelband: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Geisteswissenschaften. Hrg. von H. Flashar, K. Gründer, A. Horstmann. Göttingen 1979.

[737] Er war Mitglied der Akademien bzw. gelehrten Gesellschaften von Berlin, München, Leipzig, Paris, London und der Niederlande; außerdem gehörte er zum Direktorium des Instituto di corrispondenza archeologica in Rom, des späteren Deutschen Archäologischen Instituts.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0199

alle bisherigen Werke als Vorstufen und Vorstudien ansah. Die Vorbereitungen zu der auf vierzehn Monate geplanten und damals noch ins Ungewisse gehenden Reise hatte er schon lange vorher getroffen, und der Urlaub war ihm von der hannoverschen Regierung gewährt worden. Er selbst hat über seine persönlichen Vorkehrungen in einem Brief berichtet: „Ich habe alle meine Angelegenheiten hier, amtliche, literarische, Familien-Angelegenheiten, geordnet und bin durch genauen Haushalt mit meiner Zeit in diesem ganzen Sommer dahin gekommen, dass ich reinen - ich möchte sagen - spiegelblanken Tisch habe; so ist Alles ab- und aufgearbeitet. Wie wohl ich hoffe noch ein schönes Stück Leben für die Ausführung dessen, wozu die Reise eine der Grundlagen ist, zu behalten: bin ich doch auf alles eingerichtet und in so weit gefaßt und ergeben, als man in seinem Zimmer es zu sein behaupten darf."[738] Diese Sätze klingen fast wie eine Vorahnung des Schicksals. Denn Karl Otfried Müller kehrte von der großen Reise zu den antiken Stätten Italiens und Griechenlands nicht zurück. Fast am Ende des wissenschaftlich für ihn so ertragreichen Besuches[739] in Hellas traf ihn der große Gott von Delphi in seinem heiligen Tempel mit seinem todbringenden Pfeil: Müller hatte in seinem nie ermüdenden Forschungsdrang und mit der ihm eigenen Energie die von ihm bei der Tempelterrasse in Delphi gefundenen Inschriftensteine in sengender Sonne kopiert. Diese Anstrengung war für ihn, den sonst so Widerstandsfähigen, zu stark gewesen. Ein heftiges Fieber überfiel ihn; auf der Rückfahrt nach Athen brach er auf der ersten Etappe nach Kasa, dem Hafen Eleutherai, zusammen. Mit Mühe gelang es noch, ihn bis in die damals neue Hauptstadt Griechenlands zu bringen. Jedoch eine Hilfe kam zu spät. Er starb dort am l. August 1840.[740] Auf dem Kolonoshügel im Norden Athens fand er sein Grab, an der Stätte, an der der greise Ödipus seine Erlösung fand, wie Sophokles es geschildert hat. Der Demos Kolonos war zugleich die Heimat des großen Tragödiendichters, dessen Leben nach antiker Überlieferung bis zum hohen Alter in höchstem Glück verlief, der aber dennoch als Dichter wie kein anderer

---

[738] Müller (wie Anm. 695), S. 257.

[739] Ein Tagebuch der italienisch-griechischen Reise hat er in Form von Briefen an seine Frau geführt, die in der Sammlung „Lebensbild in Briefen an die Eltern" enthalten sind (vgl. Anm. 695).

[740] Ernst Curtius, der Müller auf der Fahrt nach Delphi begleitet und bis zum letzten Atemzuge an der Seite des von ihm geliebten und verehrten Lehrers gestanden hatte, hat über dessen letzte Lebenstage und Tod einen erschütternden Bericht gegeben, vgl. Curtius (wie Anm. 692), S. 247-254; ebenso schilderte Gustav Adolf Schöll in einem Brief an Müllers Mutter die letzten Tage, in: Aus dem amtlichen und wissenschaftlichen Briefwechsel (wie Anm. 692), S. 373-375.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0200

menschliches Leid auszudrücken wußte. Dieser Zusammenhang von leuchtendem Glück und tiefer Tragik spiegelt sich auch in dem kurz bemessenen Leben Karl Otfried Müllers wider, eines Schlesiers, der fern dem Lande seiner Herkunft und seiner stammesmäßigen Ahnen in seiner geistigen Heimat, dem Lande der Hellenen, seine ewige Ruhestätte fand.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0201

KARL OTFRIED MÜLLERS GESCHICHTE DER GRIECHISCHEN LITERATUR

Am 28. August 1997 war an den 200. Geburtstag Karl Otfried Müllers[741] zu erinnern. Der aus Brieg stammende Gelehrte zählte zu den herausragenden Vertretern der im 19. Jahrhundert in Deutschland an bedeutenden Persönlichkeiten nicht armen Klassischen Altertumswissenschaft.
Müller hat in den wenig mehr als zwanzig Jahren seines Gelehrtenlebens - er starb früh und unerwartet auf seiner Griechenlandreise am 1. August 1840 in Athen - auf ganz verschiedenen Gebieten der Altertumswissenschaft grundlegende Werke geschaffen. Epochemachend waren seine Theorien zur griechischen Stammesgeschichte und seine damit verbundenen Mythenforschungen, sein Buch über die Etrusker und sein Handbuch der Archäologie der Kunst.

Die folgenden Seiten gelten seinem letzten großen Werk, seiner Geschichte der griechischen Literatur, die im 19. Jahrhundert in vielen Ländern Europas als grundlegende Darstellung auf ihrem Gebiet verbreitet war.
Der Anstoß zur Realisierung dieses schon länger geplanten Werkes kam von außen. Die „London Society for the Diffusion of Useful Knowledge" trat an Müller heran, im Rahmen der von ihr herausgegebenen Veröffentlichungen eine „History of the literature of ancient Greece" zu verfassen.[742] Wie aus einem Brief an den Vater vom 19. Januar 1836[743] hervorgeht, arbeitete Müller seit 1835 an seinem „Englisches Unternehmen" und berichtete darüber: „Es handelt von der Griechischen Litteraturgeschichte und bildet einen Theil der Bibliothek nützlicher Kenntnisse, die eine Gesellschaft unter dem Vorsitz L. Brougham's heraus-

---

[741] Vgl. auch den Beitrag des Verfassers in Schlesien. 25. 1980, S. 9-21; in leicht veränderter englischer Fassung in: Classical Scholarship, S. 310-319; Fittschen, MdJ. Athen. ders., NDB: Gehrke. Unte/Rohlfing. - Zum Thema siehe jetzt auch: W. M. Calder III, A Believer's *History of the Literature of Ancient Greece*. In: Zwischen Rationalismus und Romantik, S. 123-150.

[742] Wie aus einem Brief von Josef Max an Müller vom 10. März 1831 (s. Anm. 750) hervorgeht, trug dieser sich offensichtlich schon damals mit dem Plan, eine griechische Literaturgeschichte zu schreiben; es heißt dort: „Auf die griechische Lit. Geschichte hoffe ich, wenn es so weit sein wird."

[743] Carl Otfried Müller. Lebensbild in Briefen an die Eltern mit dem Tagebuch der italienisch-griechischen Reise. Hrsg. von O. u. E. Kern. Berlin 1908, S. 234.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0203

gibt. Mein Freund Lewis[744] übersetzt es ins Englische, einige Bogen sind schon gedruckt..."[745] Aufgrund anderer Aufgaben, Verpflichtungen und auch Ereignisse, wie das Göttinger Universitätsjubiläum 1837 und die kurz darauf folgende Entlassung der „Göttinger Sieben"[746], schritt die Arbeit nicht so schnell voran, wie das bei anderen Werken Müllers der Fall war.[747] Bei Antritt der italienisch-griechischen Reise ließ Müller ein umfangreiches, jedoch unvollendetes Manuskript zurück. Nach dieser Vorlage erschien ein erster Band in der englischen Fassung 1840 in London; die ebenfalls fertigen Teile 1-4 des zweiten Bandes folgten zusammen mit einem nochmaligem Abdruck des ersten Bandes etwas später, wohl 1841/1842 nach Erscheinen der deutschen Ausgabe, in die möglicherweise Einblick genommen wurde[748].

Die deutsche Ausgabe unter dem Titel „Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders" gab Müllers jüngster Bruder Eduard nach dem „vollkommmen druckfertigen Manuskript", wie er in seinem Vorwort schrieb,

---

[744] George Cornewall Lewis, Staatsmann (1806-1863); Lewis war auch an der englischen Übersetzung von Müllers Doriern beteiligt: The History and Antiquities of the Doric Race. Vol. I-II. Transl. from German by H. Tufnell and G. C. Lewis. Oxford 1830. - Die Briefe von Lewis an Müller sind jetzt veröffentlicht: Teaching the English Wissenschaft. The Letters of Sir George Cornwall Lewis an Karl Otfried Müller (1828-1839). Ed. with a Commentary by William M. Calder III, R. Scott Smith and John Vaio. Hildesheim 2002 (Spudasmata 85).

[745] History of the literature of Greece. [Vol. I] pt. I. London 1835 [Angabe so im National Union Catalog, Vol. 400, S. 83]. - Im weiteren berichtete Müller seinem Vater über die finanzielle Seite des Unternehmens, die ihm nicht gleichgültig war, da er damals gerade mit den Planungen für den Bau seines Göttinger Hauses beschäftgt war. Zu Müllers Haus: P. Zanker, Karl Otfried Müllers Haus in Göttingen. Zur Selbstdarstellung eines Deutschen Professors um 1835. In: Göttinger Jahrbuch 36. 1988, S. 141-161 (Wiederabdruck des Beitrages aus den Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Cl. di Lett. e Filos. Ser. III 14, 3. 1984, S. 1129-1146, mit Illustrationen).

[746] Dazu H. Kück, Die „Göttinger Sieben". Ihre Protestation und ihre Entlassung im Jahre 1837. Berlin 1934 (Historische Studien 258); zu Müllers Rolle s. unter anderem Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Dahlmann und Gervinus. Hrsg. von E. Ippel. Bd. 1-2. Berlin 1885-1886, Bd. 1, S. 93. 108. 153 u. passim.

[747] 1838/1839 arbeitete Müller außerdem intensiv an den Antiquitates Antiochenae und an der Ausgabe des Sextus Pompeius Festus, De verborum significatione, vgl. A. Boeckh, Briefwechsel mit C. O. Müller. Leipzig 1883, S. 432. 437.

[748] Zur Frage der Veröffentlichung Luciano Canfora, La Ricezione di K. O. Müller in Italia. In: Zwischen Rationalismus u. Romantik (wie Anm. 741), S. 161-163.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0204

heraus.[749] Sie erschien 1841 und wurde wie die meisten großen monographischen Schriften Müllers im Verlag des mit ihm befreundeten Breslauer Verlegers Josef Max[750] veröffentlicht. Sie umfaßte zwei Bände, von denen der erste Band sechsundzwanzig, der zweite zehn Kapitel enthielt.

Schon nach den Zielen und Aufgaben, die sich die „London Society for the Diffusion of Useful Knowledge" stellte, waren es nicht die Fachkollegen, die mit dieser griechischen Literaturgeschichte angesprochen werden sollten, sondern das weitere interessierte Publikum, besonders „jugendliche Leser", wie Müller in seiner „Einleitung"[751] schrieb. Das bedeutete für ihn, ein Werk vorzulegen, das im wesentlichen auf einen gelehrten Apparat verzichtete und den Entwicklungsgang der literarischen Hinterlassenschaft der Griechen in ihren herausragenden Schöpfungen darstellte. Mit dieser Zielsetzung bot Müller für die griechische Literaturgeschichte einen neuen Typ der Darstellung, denn die bislang vorliegenden Werke zum Thema waren überwiegend an das Fachpublikum gerichtet, wie beispielsweise das nur wenige Jahre zuvor erschienene Werk von Gottfried Bern-

---

[749] In seiner „Verfügung über meine Bücher und Papiere" vom 30. August 1839 hatte festgelegt: „Unter meinen Papieren soll nichtshandschriftlich hinterlassenes gedruckt werden, außer dem deutschen Text der in England herausgekommenen Griechischen Literaturgeschichte, wovon 36 Capp. fertig sind. Doch wird das deutsche Manuscript mit der Englischen Übersetzung zu conferiren sein, besonders in den ersten 7 Capp., wo blos eine undeutlich geschriebene Kladde vorhanden ist. Es würde mir lieb sein, wenn mein Bruder Eduard sich diesem Geschäft unterziehe, und ebenso eine Sammlung meiner in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze veranstalten wollte." (Das Original dieser Verfügung liegt in der Universitäts- u. Landesbibliothek Bonn. Handschriftenabteilung, Sign.: S 675, d. Den Hinweis auf dieses Dokument verdanke ich Klaus Fittschen, Athen, der mir eine Kopie zur Verfügung gestellt hat).

[750] Im Nachlaß Müllers in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen sind 79 Briefe von Josef Max an Müller erhalten, deren Veröffentlichung nicht nur für eine Biographie Müllers, sondern auch für die Geschichte des Buch- und Verlagswesen in Breslau von Interesse ist (jetzt veröffentlicht: Wolfhart Unte [Hrsg.] Die Briefe des Breslauer Verlegers Josef Max an Karl Otfried Müller. St. Katharinen 2000 (Beiheft zum Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 11), vgl. auch R. Schmidt, Deutsche Buchhändler und Deutsche Buchdrucker. Berlin 1902; Nachdr. Hildesheim 1979, S. 662-663 sowie H.-J. Koppitz, Das Buch- u. Bibliothekswesen. In: Geschichte Schlesiens. Bd. 3. Hrsg. von Josef Joachim Menzel. Stuttgart 1999, S. 481-482.

[751] Müller, Geschichte der griechischen Literatur. Bd. 1, S. 2.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0205

hardy[752]. Ausdrücklich betonte Müller, daß er nicht die Fülle literarischer Namen aufgeführt habe, die nur für den Gelehrten vom Fach von Belang sind. Müller definierte sein Vorhaben so[753]: „...unsere Aufgabe ist zu zeigen, wie jene ausgezeichneten Werke menschlicher Rede, welche wir mit Recht noch immer die klassischen Schriften der Griechen nennen, auf eine naturgemäße Weise aus der Sinnesart der griechischen Völkerschaften und aus dem Zustande ihres geselligen und bürgerlichen Lebens hervorgingen und wie sich in ihnen der Geist und Geschmack und das ganze innere Leben jener von der Natur vor allen anderen reichbegabten Nation ausprägt." Mit diesen Worten wiederholte Müller zwei für seine Sicht des griechischen Altertums typische Grundvorstellungen. Einmal war es das Herausheben des Griechentums in seiner von der Natur gegebenen Eigenart gegenüber allen alten und auch neuen Kulturen und die Vorbildfunktion griechischen Geistes. Zum anderen war es der methodische Forschungsansatz in Form einer allseitigen historischen[754] und zugleich auf den griechischen Stämmen basierenden Betrachtung der griechischen Kultur und damit auch der Literatur[755]. Dabei ist bei Müller der neuhumanistische Einfluß und letztlich als geistesgeschichtlicher Hintergrund die Romantik mit ihrem historischen Denken, das alle Kultur konkret räumlich und zeitlich zu fixieren und ihre Phänomene daraus zu verstehen suchte, nicht zu verkennen. Der historische Ansatz wird im einzelnen in der Gliederung des Werkes sichtbar; die herausragende Stellung, die Müller dem Griechentum zusprach, offenbart sich in der oft von Begeisterung getragenen Darstellung.

---

[752] Grundriß der griechischen Literatur. Teil 1-2. Halle 1836-1845. Bernhardy verfaßte zu Müllers Literaturgeschichte eine Rezension in der Allgemeinen Literatur-Zeitung <Halle> 1844, S. 9-12. 17-32.

[753] Ebd., S. 2-3.

[754] Müller setzte damit die universale Altertumswissenschaft Friedrich August Wolfs, die von August Boeckh eine stark historische Ausrichtung erhielt, im Sinne Boeckhs fort, aber unter noch stärkerer Betonung der umfassenden Auswertung der Quellen, vor allem durch die Einbeziehung der Archäologie; zur Geschichte des Faches vgl. A. Hentschke u. U. Muhlack, Einführung in die Geschichte der Klassischen Philologie. Darmstadt 1972; s. a. Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Hrsg von H. Flashar, K. Gründer und A. Horstmann. Göttingen 1979; zu Boeckh s. a. A. Horstmann, Antike Theorie und moderne Wissenschaft. August Boeckhs Konzeption der Philologie. Frankfurt [u.s.w.] 1992.

[755] Dazu schrieb Franz Ritter in seiner Rezension (Jahrbücher der Literatur <Wien> 107. 1844, S. 118): „...das ganze Werk ist weniger eine Literaturgeschichte als eine Kulturgeschichte des griechischen Volkes mit vorzüglicher Berücksichtigung seiner literarischen Erzeugnisse."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0206

Anders als manche Verfasser vergleichbarer Literaturgeschichten unseres Jahrhunderts setzte Müller mit Sachgebieten ein, die die Voraussetzung für das Entstehen von Literatur und ihre Entwicklung waren, mit einer kurzen Darstellung der Geschichte der griechischen Sprache und einem Abriß über die „älteste Religion der Griechen". Die Sprache betrachtete er unter den Aspekten, die sie durch die sprachvergleichenden Forschungen Wilhelm von Humboldts, Franz Bopps und Jacob Grimms erhalten hatte, wobei hinzuzufügen ist, daß gerade dieses Kapitel durch den schnellen Fortschritt der Forschung in den folgenden Auflagen besonderer ergänzender Anmerkungen bedurfte. Religion und Mythologie waren für Müller grundlegende Ansatzpunkte im Rahmen seiner allseitig historischen Forschungen, die durch die Sichtung und Deutung der Mythen einzelner Völkerschaften deren Frühgeschichte erkennbar machen sollten. Müller blieb damit auch in seiner griechischen Literaturgeschichte seinem methodischen Grundsatz einer umfassenden Betrachtung des Forschungsgegenstandes treu.

Nach einem Kapitel (3) über die älteste griechische Dichtung mit ihrem religiösen Charakter, die Müller vor allem aus den bei Homer gegebenen Hinweisen zu rekonstruieren versuchte, galten mehrere Kapitel der Geschichte der ältesten erhaltenen literarischen Gattung, dem Epos.
Ausgehend von den in der Odyssee geschilderten gesellschaftlichen Verhältnissen suchte er die vorhomerische epische Tradition greifbar zu machen (Kap. 4). Er gab ein Bild der Rhapsoden, die an den Fürstenhöfen bei den Gelagen ihre Gesänge vortrugen, wies auf die mündliche Überlieferung der Gedichte von Generation zu Generation hin und erwähnte dabei bereits die in unserem Jahrhundert von dem Slavisten Matthias Murko herangezogene und von Milman Parry aufgegriffene Parallele zum serbischen Heldenlied[756]. Außerdem behandelte er die traditionellen Elemente der epischen Dichtung, wie den Hexameter, der schon sehr früh, wie Müller vermerkte, als episches Versmaß sich entwickelt hätte, sowie den „poetischen Ton und Charakter" des alten Epos.

Das fünfte Kapitel beinhaltete den Höhepunkt epischer Dichtung, die Epen Homers. Im Gegensatz zu manchem seiner Zeitgenossen hielt Müller an der Historizität Homers fest; er schrieb dazu[757]: „Weder in dem Namen Homers noch in den Nachrichten über ihn liegt irgend ein hinreichender Grund ihn in ein bloß sagen-

[756] Müller, Geschichte d. griech. Literatur. Bd. 1, S. 54; dazu M. Parry, The Making of Homeric Verse: The collected Papers, ed. by A. Parry. Oxford 1971.
[757] Ebd., S. 51.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0207

haftes und idealisches Wesen aufzulösen. Mit dem alexandrinischen Philologen sah er in ihm einen Ionier. Ilias wie Odyssee hielt er für planvolle Schöpfungen dieses Dichters[758], in denen „die Einheit des Gegenstandes obwaltet" und keine „ihrer Hauptpartien entfernt werden" kann, „ohne in der Entwikkelung der leitenden Idee eine Lücke zu lassen." Freilich hätten beide Epen viele Gelegenheiten zu Erweiterungen und Einfügungen geboten. Die Ilias betrachtete er als das Jugendwerk des Dichters, die Odyssee als das Alterswerk, das ein Schüler nach den Plänen des Meisters zur Ausführung brachte. Die Tradierung von Ilias und Odyssee erfolgte nach Müller mündlich bis zur Sammlung und Aufzeichnung der von verschiedenen Sängern weitergegebenen Bruchstücke zur Zeit des Peisistratos oder Solon.
Mit dieser Darstellung sprach sich Müller in wesentlichen Punkten gegen Friedrich August Wolf und die auf diesen folgende, damals blühende Homeranalyse aus - ohne jedoch irgendwelche Namen zu nennen - und stand in seiner Auffassung der dominierenden Tendenz der Forschung unserer Tage näher, wie sie vor allem für die Ilias Wolfgang Schadewaldt herausgearbeitet hat[759].

Die Dichtungen der Kykliker, deren Name - so definierte Müller[760] - daher rührte, daß sie bestrebt waren, „ihre Gedichte mit denen Homers so zu verknüpfen, daß das Ganze einen großen Kreis bildete", waren das Thema des sechsten Kapitels. Die heute wegen der Unsicherheit der Verfasserschaft überwiegend nach ihren Titeln zitierten Fragmente dieser Dichtungen führte Müller unter den in den antiken Quellen genannten Verfassernamen auf[761].

---

[758] Ebd., S. 99.
[759] Vor allem in seinen Iliasstudien. 3. Aufl. Darmstadt 1966. - Einen modernen Überblick über die Geschichte der Homer-Forschung bietet der Kongreßband: Zweihundert Jahre Homer-Forschung. Rückblick u. Ausblick. Hrsg. von J. Latacz. Stuttgart & Leipzig 1991 (Colloquium Rauricum 2); zur neuesten Entwicklung: J. Latacz, Troja und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels. München, Berlin 2001.
[760] Müller, Geschichte d. griech. Literatur. Bd. 1, S. 111.
[761] Als Fortsetzer der Ilias nannte er so Arktinos von Milet, dem die Aithiopis mit den Ereignissen vom Tode Hektors bis zu dem des Achilleus und die Iliupersis (Die Zerstörung Ilions) zugeschrieben wurden. Ferner behandelte er Lesches oder Lescheos, der als Verfasser der kleinen Ilias genannt wurde, die offenbar ergänzende Geschehnisse zur Ilias enthielt, sowie die für ihn unhomerischen Kyprien, als deren Verfasser er „mit ziemlicher Sicherheit" Stasinos von Kypros annahm. Schließlich gehörten in dieses Kapitel die dem Agias von Troizen zugeschriebenen Nostoi, die die Heimkehr griechischer Helden von Troja zum Thema hatten, die Telegonie, die Fortsetzung der Odyssee, und die Thebais, in

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0208

Einem weiteren „wesentlichen Stück der epischen Poesie“[762], den homerischen Hymnen, widmete Müller das siebente Kapitel. Mit Friedrich August Wolf sah er in ihnen entsprechend dem bei Thukydides überlieferten Begriff „Prooimion“ einleitende Gesänge der Rhapsoden zu ihrem epischen Vortrag[763], wofür sich freilich die großen Hymnen nach Müller nicht eigneten. Die homerischen Hymnen waren für Müller keine religiösen Gesänge, wurden jedoch an den heiligen Festen in Griechenland, an denen die Rhapsoden teilnahmen, vorgetragen.
Zu den großen Hymnen gab Müller folgende grundsätzliche, noch heute anerkannnte oder diskutierte Erläuterungen: Beim Apollonhymnos übernahm er die von David Ruhnken[764] vorgenommene Teilung in einen delischen und einen pythischen Hymnos. Beim Hermeshymnos wies er auf den im Vergleich zu den übrigen Gedichten andersartigen humoristischen Charakter hin. Vom Aphroditehymnos, in dem am Schluß dem Anchises die Geburt seines Sohnes Aineias verkündet wurde, vermutete Müller, daß er am Hofe der aus dem Geschlecht dieses Heroen stammenden kleinasiatischen Fürsten vorgetragen wurde und beim Demeterhymnos hob er die durch das Thema gegebene unverkennbar enge Verbindung zu den Mysterien von Eleusis hervor und hielt ihn für die Schöpfung eines attischen Sängers.

Den erhabenen Dichtungen Homers stellte Müller die ganz andersartigen Hesiods gegenüber (Kap. 8), denen zwar ebenfalls die epische, wenn auch modifizierte Mundart zugrunde lag, die sich aber unter ganz anderen, viel kargeren und dürftigeren Lebensverhältnissen im griechischen Mutterland, in Boiotien, entwickelt hätten. Diese härteren Verhältnisse spiegelten sich nach Müller in Hesiods Werken wider: „Seine Poesie ringt sich aus dem Gedränge des bedürftigen Lebens los, um das Leben zu veredeln oder doch erträglicher zu machen.“[765] Im weiteren zeigte Müller vor allem an Hesiods Hauptwerken, der Theogonie und den Werken und Tagen, den überlegten Plan des Dichters, Aussage und poetische Form zu verbinden. In den Werken und Tagen wies er dabei auf den zum ersten Mal in der griechischen Dichtung begegnenden didaktischen Tenor hin; die Aussage des

---

der der Zug der Sieben gegen Theben und der Vergeltungskampf von deren Söhnen, den Epigonen, geschildert wurde.

[762] Geschichte d. griech. Literatur. Bd. 1, S. 125.

[763] Dazu A. Heubeck, Thukydides III. 104. In: Wiener Studien 79. 1966, S. 148-157 (auch in: ders., Kl. Schr. z. griech. Sprache u. Literatur. Erlangen 1984, S. 223-232).

[764] 1723-1798, geboren in Stolp in Pommern, wirkte seit 1743 in Leiden und war einer der bedeutendsten Textkritiker und Latinisten seiner Zeit.

[765] Geschichte d. griech. Literatur. Bd. 1, S. 137.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0209

Dichters ist von der Vorstellung bestimmt, daß die „Fügungen und Einrichtungen der Götter“[766] es sind, die die Gerechtigkeit unter den Menschen schützen und die Arbeit als „einzigen Weg zum Wohlsein“ offengelassen haben.

Müller schloß seine Darstellung der Entwicklung des frühgriechischen Epos mit einem Überblick über weitere, meistens von Homer und Hesiod abhängige Epiker, über die freilich nur sehr dürftige Nachrichten erhalten sind (Kap. 9).

Die nächsten Kapitel (10-16) hatten die sich nach dem Epos entwickelnde Dichtung zum Thema, die in der Regel unter dem Sammelbegriff Lyrik zusammengefaßt wird. Bei der Gliederung des Stoffes ging Müller dabei im wesentlichen nach Gattungen vor, so daß Dichter, die verschiedene poetische Formen benutzten, in mehreren Kapiteln behandelt wurden. Er begann mit den beiden ältesten Gattungen, der Elegie (Kap. 10) und der iambischen Dichtung (Kap. 11). Die Elegie definierte er als Gattung, die nicht durch ihren Inhalt bestimmbar sei, sondern durch ihre Form, die Verbindung von Hexameter und Pentameter. Doch wies er auf ihren Ursprung als Elegos, der zunächst Klagegesang war, hin. Im einzelnen behandelte er Kallinos, Tyrtaios, Archilochos, Semonides von Amorgos, Mimnermos, Solon, Phokylides von Milet, Theognis und Simonides von Keos. Er gab damit eine Darstellung der Elegie und des elegischen Epigramms vom 7. Jahrhundert bis zu den Perserkriegen; nicht unerwähnt ließ er, daß die Elegie in der älteren Zeit beim ionischen Stamm ihre größte Blüte hatte.

Parallel zur Elegie stellte Müller die iambische und trochäische Dichtung (Kap. 11) dar. Als neues Element gegenüber Epos und Elegie hob er den auf Schmähung und Spott hinzielenden Ton dieser Gattung heraus. Er behandelte neben Archilochos, dem Begründer der Gattung, den durch besondere Derbheit sich auszeichnenden Semonides von Amorgos, den in seiner Kritik sich gegenüber diesem abhebenden „edlen“ Solon[767], weiter Hipponax und Ananios, die zur ursprünglichen Gestaltung der Gattung zurückkehrten, sowie die Tierfabel, an die er einige Bemerkungen zum mit Homer überlieferten Frosch-Mäusekrieg anfügte.

Die folgenden drei Kapitel waren der Lyrik im engeren Sinne gewidmet. In Kapitel 12 definierte Müller zunächst den Begriff Lyrik und hob deren gegenüber

---

[766] Ebd., S. 151.
[767] Ebd., S. 251.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0210

Epos, Elegie und Iambos noch stärkere Anbindung an die Musik heraus. Ihre Entwicklung zeigte er an ihren markanten Vertretern Terpander, dem Phryger Olympos und Thaletas.

Die daran angeschlossene Schilderung der lyrischen Gattungen im einzelnen gliederte er in die äolische, in Kleinasien, besonders auf Lesbos, verbreitete Dichterschule (Kap. 13) und die dorische, die in ganz Griechenland verbreitet gewesen, aber zunächst von den Dorern entwickelt worden sei (Kap. 14). Dabei wies er auf den Stammesunterschied hin, der durch den äolischen Dialekt bei der lesbischen Dichterschule und dem von Dorismen durchsetzten, sonst aber epischen der dorischen Schule erkennbar sei. Unter den lesbischen Dichter zeichnete er ein sehr ausführliches Bild von Alkaios und Sappho, ebenso behandelte er hier - den alexandrinischen Philologen folgend - den im ionischen Dialekt dichtenden Anakreon, der schon einer anderen von mehr Wohlstand geprägten Zeit angehörte. An Anakreons Lieder der Leidenschaft schloß er das auch von den lesbischen Dichtern gepflegte Skolion an, das bei den geselligen Mahlzeiten und Trinkgelagen gesungen wurde.

Im Gegensatz zur lesbischen Dichterschule charakterisierte er die dorische Lyrik dadurch, daß sie durch Chöre in künstlerisch gebauten Strophen bei öffentlichen Anlässen, besonders bei Gottesdiensten, vorgetragen wurde; Musik und Tanz waren ihre Grundlage. Er gliederte sie in eine Entwicklungsphase mit den Namen Alkman und Stesichoros und eine Zeit der vollkommenen Ausbildung, die der „feurige" Ibykos, der „feingebildete, sanfte"[768] Simonides von Keos, dessen Neffe Bakchylides[769], und schließlich Pindar, dem ein eigenes Kapitel (15) vorbehalten war, repräsentierten.

Von Pindar, dem Zeitgenossen des Aischylos, zeichnete Müller ein ausführliches Bild, in dem die von seinen vielen chorlyrischen Formen allein erhalten gebliebenen Epinikia, Siegeslieder, im Zentrum standen. Er erläuterte Anlaß und Zweck dieser Lieder, die bei den Feiern der großen griechischen Festspiele - den olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen - vorgetragen wurden, und zeigte die künstlerische Schönheit und gedankliche Tiefe der Lieder sowie ihre gesellschaftliche und politische Bedeutung und Wirksamkeit für den gefeierten Sieger, seine Familie und seine Heimatstadt.

---

[768] Ebd., S. 370.

[769] Müller kannte noch nicht die erst 1896 entdeckten Papyrusfunde, die ein vollständigeres Bild von der Poesie des Bakchylides bieten; vgl. U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Rez. von: The Poems of Bakchylides. ed. by F. G. Kenyon. London 1897. In: Göttingische Gelehrte Anzeigen 160. 1898, S. 125-160 = Pindaros and Bakchylides. Hrsg. von W. M. Calder III und J. Stern. Darmstadt 1970 (Wege d. Forschung 134), S. 322-363.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0211

Den gesamten Komplex der frühgriechischen Dichtung schloß Müller mit einem Kapitel „Theologische Poesie“ (Kap. 16) ab, das vor allem die Dichtung der religiösen Bewegung der Orphiker beinhaltete, in deren Erlösungsreligion der Kult des chthonischen Gottes Dionysos im Zentrum stand.

Die drei letzten Kapitel des ersten Bandes (17-19) waren den Anfängen der Prosa gewidmet. In einem Kapitel über die frühe Philosophie suchte er deren Gegensätzlichkeit zur Poesie im Leben und Denken der Griechen dieser Zeit deutlich zu machen: Die Poesie „verkläre und verherrliche das eigenthümliche der Nation“, die Philosophie hingegen beginne „mit der Losreißung des Geistes von den Ansichten und Gewohnheiten, in denen er aufgewachsen ist“[770]. In diesem Zusammenhang erwähnte er als ersten Griechen, von dem Prosa erhalten ist, Pherekydes von Syros mit seinen mythischen und physikalischen Weltentstehungslehren. In der folgenden, betont nach den griechischen Stämmen gegliederten Darstellung gab er einen Überblick über die Entwicklung der Philosophie. Sein Überblick begann mit den ionischen Naturphilosophen Thales, Anaximander, Anaximenes und als bedeutenstem Vertreter Heraklit, wurde fortgesetzt mit den in Athen wirkenden Philosophen Anaxagoras, Diogenes von Apollonia und Archelaos von Milet und leitete dann über zu den Philosophenschulen Süditaliens; hier behandelte er zuerst die Eleaten Xenophanes und Parmenides - beide wählten als Form der philosophischen Mitteilung die Sprache des Epos, nicht die Prosa - sowie Parmenides' Schüler Zenon und Melissos, wandte sich dann Empedokles von Agrigent zu und endete mit einer Darstellung des Pythagoras und seiner Schule.

Eine andere Frühform der Prosa, die frühe Historiographie, entwickelte sich, wie Müller vermerkte, bei den Griechen im Vergleich mit dem Orient spät; wieder gingen die Ionier voran. Er führte eine Reihe der ersten Historiographen auf, die seit Thukydides unter dem Namen Logographen bekannt sind und sich als Genealogen und Mythographen betätigten; erwähnt seien aus der Reihe der behandelten Namen Hekataios von Milet, Pherekydes von Athen und Hellanikos von Mytilene, der schon fast ein Zeitgenosse Herodots war. In dem verhältnismäßig knappen Kapitel über Herodot hob Müller neben dem eposähnlichen, „nirgends abbrechenden Strom“ und „ununterbrochenen Fluß seiner Mitteilung“[771] die gegenüber seinen logographischen Vorgängern abstechenden Ideen in seinem

[770] Geschichte d. griech. Literatur. Bd. 1, S. 432.
[771] Ebd., S. 489.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0212

Werk hervor; das waren die Annahme einer „alten Feindseligkeit zwischen den Hellenen und den Völkern Asiens“[772] sowie sein Glaube an ein gerechtes Schicksal, an eine durch eine göttliche Macht gelenkte Weltordnung, der jedes Wesen unterworfen sei.

Damit hatte Müller die Darstellung der frühgriechischen Phase der griechischen Literatur beendet. Die im zweiten Band zusammengefaßten Kapitel 20-36 galten der Literatur der klassischen Zeit, und das war die Literatur Athens. Müller urteilte über die Bedeutung der Stadt mit den Worten[773]: „Es gibt keine wichtigere Epoche in der Geschichte der Bildung Griechenlands als die Zeit, in der Athen sich zu diesem Vorrang über die Schwesterstaaten Griechenlands erhob“. Er gab dann (Kap. 20) einen Abriß der Geschichte Athens und hob dabei die Faktoren heraus, die für diese geistige Führungsrolle der Stadt und die Herausbildung ihrer großen literarischen Schöpfungen bestimmend waren; es waren die Beschaffenheit des Landes, die politische Lage, die stets zu militärischer Wachsamkeit zwang, und die „geistige Tätigkeit der Athener“, die „auf eine gesetzmäßige Ausbildung des politischen Lebens in stetem Fortschritt zu einer freien Bewegung des Volkes gerichtet“ war.

In den Kapiteln 21-29 widmete er sich der Dichtungsgattung, die, wie er betonte, allein in Athen zur Reife kam, dem Drama. Sein Überblick setzte mit einem Kapitel (21) über die „Ursprünge der dramatischen Poesie“ ein. In der bis in die Gegenwart im einzelnen kontrovers diskutierten Frage vertrat er die auf Aristoteles basierende, immer noch aktuelle Theorie, daß die dramatische Dichtung in Verbindung mit dem von enthusiastischer Begeisterung getragenen Gottesdienst für Dionysos stehe[774] und sich aus den zu diesem Anlaß vorgetragenen mimischen und hymnischen Vorträgen entwickelt habe. Im weiteren behandelte er die ältesten Vertreter der Tragödie, Thespis und Phrynichos, sowie den Ursprung des Satyrspiels. Es folgte ein Kapitel über die alte Tragödie (22) mit ihrem weiterhin bestehenden engen Bezug zum Dionysoskult; außerdem erläuterte Müller hier

---

[772] Ebd., S. 485.

[773] Ebd., Bd. 2, S. 3.

[774] Zu Müllers Sicht des Dionysos vgl. auch E. Behler, Die Auffassung des Dionysischen durch die Brüder Schlegel und Friedrich Nietzsche. In: Nietzsche-Studien 12. 1983, S. 335-354; zum Problem auch A. F. Bierl, Dionysos und die griechische Tragödie: Politische u. ‚metatheatralische' Aspekte im Text. Tübingen 1991 (Classica Monacensia 1). Zur Entstehung der Tragödie s. jetzt auch J. Latacz, Einführung in die griechische Tragödie. Göttingen 1993 (UTB 1745), S. 51-64.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0213

Gestaltung und Funktion von Chorgesang und Schauspielerrollen und auch den Theaterbau.

Daran schloß er mit jeweils einem eigenen Kapitel (23-25) die Darstellung der drei großen Tragiker Aischylos, Sophokles und Euripides an, mit der er Leben und Werke der Dichter in auch heute noch ansprechender Weise würdigte. So wies er darauf hin, daß Aischylos in seinen Trilogien „die großen Mythenkreise der Hellenischen Nation dramatisch ausgebildet“[775] und damit bei den Griechen ein nationales Empfinden hervorgerufen habe. Außerdem zeigte er das in den einzelnen aischyleischen Tragödien wiederkehrende Grundmotiv, den Glauben an eine höhere göttliche Macht - sie ist Zeus -, die den „Gang des Geschicks, wenn auch oft auf dunkeln Wegen und durch Noth und Leiden“ zum Besten hin leitet[776]. In der Zusammenschau dieser Aspekte bezeichnete er die Tragödie des Aischylos als „politisch-patriotisch-religiös“[777].

Durch eine „innere Umgestaltung des ganzen Wesens der Tragödie“[778] führte Sophokles diese nach Müllers Urteil zu neuem Höhepunkt[779]. Gegenüber Aischylos gab er die in der Triologie bisher bestehende aneinander gereihte mythologische Handlung auf und beschränkte sich auf ein Hauptfaktum. Im Dialog der nunmehr drei Schauspieler entwickelte er die „Begebenheiten aus dem Charakter und den Affekten der Personen“[780]. Er machte damit die tragische Dichtung „zu einem treuen Spiegel der Bewegungen, Leidenschaften, Richtungen und Kämpfe der menschlichen Seele“[781] und zu Werken, die vor allem ethisch eine „allgemein

---

[775] Müller, Geschichte d. griech. Literatur. Bd. 2, S. 110.
[776] Ebd., Bd. 2, S. 96; vgl. zur Gültigkeit dieser Charakterisierung auch H. Görgemanns, Aischylos. Die Tragödien. In: Das griechische Drama. Hrsg. von G. A. Seeck. Darmstadt 1979 (Grundriß d. Literaturgeschichten nach Gattungen), S. 40f.
[777] Ebd., Bd. 2, S. 110.
[778] Ebd., Bd. 2, S. 116.
[779] Die Höherschätzung des Sophokles vor den beiden anderen Tragikern war im Neuhumanismus vorherrschend, wandelte sich dann im Verlaufe des 19. Jahrhunderts (A. Lesky, Die tragische Dichtung der Hellenen. 3. Aufl. Göttingen 1972, S. 267). Die heutige Forschung fragt vor allem nach dem Ideengehalt der Tragödien des Sophokles; Ausgangspunkt ist die Annahme, „daß hinter dem dramatischen Geschehen und seinen Gestalten grundsätzliche Fragen stehen“ (Lesky, ebd., S. 269).
[780] Müller, Geschichte d. griech. Literatur. Bd. 2, S. 117.
[781] Ebd., Bd. 2, S. 118.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0214

menschliche und eben dadurch für das Menschengeschlecht ewige Bedeutung"[782] erhielten.

Den Tragödien des Sophokles, „der Blüte attischen Geistes"[783], stellte Müller die des Euripides gegenüber. Ihn zeichnete er als Realisten, der den mythischen Stoffen das Heroische nahm, sie umwandelte und dafür benutzte, um die Menschen seiner Zeit mit allen Leidenschaften und Schwächen zu zeigen, auch in Situationen des alltäglichen Lebens; dazu gehörte die Zeichnung seiner Frauengestalten mit ihren „feingesponnenen Plänen" und „leidenschaftlichen Taten"[784]. Müller zitierte die bei Aristoteles überlieferte Charakterisierung, die Sophokles über die Personen seiner Stücke und über die des Euripides geäußert haben soll; es heißt dort, Sophokles stelle die Menschen so dar, wie sie sein sollten, Euripides, wie sie sind. Bei der Analyse der einzelnen erhaltenen Dramen des Euripides ging es Müller unter anderem darum, ein Bild von deren Verschiedenartigkeit in ihrem dichterischem Plan, ihrer Gestaltung und ihrer Aussage zu geben.

Seine Darstellung der griechischen Tragödie rundete Müller mit einem Katalog der übrigen, nur durch Fragmente bekannten Tragödiendichter ab, in dem zugleich für jeden einzelnen die wichtigsten Nachrichten zusammengestellt sind.

Das Pendant zur Tragödie, die Komödie, behandelte Müller in den folgenden Kapiteln (27-29). In den Mittelpunkt stellte er dabei die Entwicklung und Blüte der komischen Dichtung in Athen, die „nur von republikanischer Freiheit und Gleichheit großgezogen werden"[785] konnte; die dorischen Ursprünge streifte er hier nur. Als grundsätzliches Charakteristikum der Komödie hob er heraus, daß in ihr der Witz, der bereits in der epischen und lyrischen Dichtung vorhanden war, seine großartige Form gefunden habe, wobei wiederum ein religiöser Hintergrund, die unserem Karneval vergleichbare Ausgelassenheit beim Dionysos-

---

[782] Ebd.
[783] Ebd., Bd. 2, S. 142.
[784] Jedoch hob Müller auch in seiner Darstellung der Dramen im einzelnen ein „reines, jungfräuliches Wesen" wie die Gestalt der Iphigenie in Tauris heraus (Bd. 2, S. 172). Vgl. dazu die damit übereinstimmende Interpretation bei Lesky, Die tragische Dichtung der Hellenen, S. 520: „Über alles Brüchige und alle Unzulänglichkeiten der fraglich gewordenen Heroen, über kleinlichen Haß und Eigennutz hebt sich immer wieder der reine Opfermut junger Menschen, die das Gift der Welt noch nicht in sich tragen" (Beispiel bei Lesky ist Iphigenie).
[785] Ebd., Bd. 2, S. 201.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0215

fest, die entscheidende Rolle spielte. Im weiteren gab Müller wertvolle Erläuterungen zum Bühnenwesen; weniger präzise waren aufgrund der mangelnden Überlieferung seine Ausführungen zu Einzelheiten der Kostüme, sehr nützlich dagegen wiederum die Hinweise zum mutmaßlichen Ursprung der Komödie und zu ihrer Entwicklung in ihren ersten Perioden mit einer Auflistung von Komödiendichtern.

Aristophanes, dem größten Dichter der älteren Komödie, widmete Müller ein eigenes Kapitel (28). Nach einem Überblick über dessen Leben und Entwicklung zum Komödiendichter gab er in chronologischer Folge eine Charakterisierung der einzelnen Stücke in recht unterschiedlicher Ausführlichkeit. Gleich zum ersten von Aristophanes selbst auf die Bühne gebracheten Stück, den Acharnern, gab er eine sehr zutreffende, zugleich für das Gesamtwerk geltende Würdigung, in der er in prägnanter Form die großen Fähigkeiten des Dichters zum Ausdruck brachte; er schrieb[786]: „In diesem Stück zeigen sich schon alle Eigenschaften der Aristophanischen Komödie, die kühne und geniale Erfindungsgabe, die Fülle von ergötzlichen, höchst komischen Scenen, womit er wahrhaft verschwenderisch alle Theile seines Stückes ausstattet, die rasche, treffende Zeichnung der Charaktere, die mit wenigen Meisterstrichen viel auszudrücken versteht, die plastische Anschaulichkeit, mit der die Scenen angeordnet sind, die ungenirte Behandlung von Raum und Zeit, die dem Dichter bedeuten müssen, was er eben braucht." Bei der Skizzierung der letzten Stücke, der Ekklesiazusen und des Plutus, machte er auf Änderungen im generellen Plan der Komödie aufmerksam, wie auf das Fehlen der Parabase[787], Kriterien, die den Übergang zur mittleren Komödie sichtbar machen.

Auf Aristophanes ließ er ein Kapitel (29) „Die übrigen Dichter der älteren, die mittlere und neue Komödie" folgen. Er begann mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten, aus den kärglichen Bruchstücken und Nachrichten ein Bild der einzelnen Dichter zu geben. Ein solches Bild versuchte er vor allem von Kratinos, Eupolis, und Krates zu zeichnen. Darauf schilderte die dorische Komödie in

---

[786] Ebd., Bd. 2, S. 221.

[787] Vgl. dazu jetzt H. Flashar, Die Eigenart des aristophanischen Spätwerks. In: Poetica 1. 1967, S. 154-175 (= Aristophanes u. d. alte Komödie. Hrsg. von H.-J. Newiger. Darmstadt 1975 Wege d. Forschung 265, S. 405-433); zur Mittleren Komödie s.a. den Sammelband: Beyond Aristophanes. Transition and Diversity in Greek Comedy, ed. by G. W. Dobrow. Atlanta, Georgia 1996 (American Philological Association. American Classical Studies 38).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0216

Sizilien, deren Blüte in das erste Drittel des fünften Jahrhunderts v. Chr. fiel; ihr bedeutendster Vertreter Epicharmos erfuhr eine ausführlichere Würdigung, in der Müller die „allgemein menschliche und philosophische Tendenz“[788] von dessen Komödien heraushob, die im Gegensatz zur ein „Menschenalter“ jüngeren attischen Komödie mit ihren politischen Anspielungen stand. Von Epicharmos führte Müller seine Darstellung zurück nach Athen, zur Beschreibung der mittleren Komödie, von der nur Bruchstücke erhalten sind und deren wesentliche Vertreter er mit den überlieferten Nachrichten in einem Katalog aufführte.

Er leitete dann zur neuen Komödie über; im Mittelpunkt stand hier Menander. Bei der Rekonstruktion der wesentlichen Charakteristika von dessen Kunst griff er hauptsächlich auf die nach den griechischen Vorbildern geschaffenen römischen Stücke des Plautus und Terenz zurück. Die erst durch Papyrusfunde in unserem Jahrhundert entdeckten Fragmente, vor allem die in größeren Teilen erhaltenen Epitrepontes (Das Schiedsgericht) und der fast vollständige Dyskolos (Der Menschenfeind)[789], standen ihm noch nicht zur Verfügung.

Zum Schluß dieses Kapitels, mit dem er die dramatische Dichtung bis zum Beginn des von seinem jüngeren Zeitgenossen Johann Gustav Droysen als Hellenismus benannten Zeitalter skizziert hatte, würdigte er das attischen Drama generell in seiner Bedeutung für die Geistesgeschichte mit den Worten[790]: „Wir ... können uns nicht versagen, ... unsern Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen, welcher Schatz von Denken und Leben sich uns hier entfaltet, welche merkwürdige Verwandlungen nicht bloß in den Formen der Poesie, sondern in seiner innersten Beschaffenheit der Griechische Geist hier durchgeht, welcher große und bedeutende Theil der Geschichte unsres Geschlechtes hier in den lebendigsten, anschaulichsten Schilderungen vor uns liegt.“ Mit dieser Würdigung attischen Geistes und attischer Schöpfungen, die er auch schon im Kapitel (20) mit dem Überblick über die geistige und kulturelle Entwicklung Athens gegeben hatte, widerlegte er zugleich seine Kritiker, die ihm eine überzogene Vorliebe für den dorischen Stamm zum Vorwurf machten, ein Vorwurf, der noch immer nicht verstummt ist.

---

[788] Müller, Geschichte d. griech. Literatur. Bd. 2, S. 262.
[789] Die Epitrepontes wurden erst 1905 von G. Lefèbvre auf einem Kairoer Papyrus entdeckt, der Dyskolos 1957 auf einem Papyruscodex des 3. Jahrhunderts n. Chr.
[790] Müller, Geschichte d. griech. Literatur. Bd. 2, S. 282.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0217

Nach der Darstellung der dramatischen Dichtung kehrte Müller etwas unerwartet - jedoch im Einklang mit seiner an den Literaturgattungen, an den griechischen Stämmen und zugleich chronologisch orientierten Stoffgliederung - zu Epos und Lyrik zurück, um deren Entwicklung während der Zeit der Blüte des attischen Dramas aus den bruchstückhaften Zeugnissen zu skizzieren (Kap. 30). Er begann mit der lyrischen Form des Dithyrambos und seinen in der Musik begründeten Neuerungen; es folgte ein Abriß über die weitere Entwicklung der Elegie in ihren verschiedenen Typen und schließlich eine Darstellung der epischen Dichtung dieser Epoche.

In Kapitel 31 wandte sich Müller dann der Prosa zu, deren Entwicklung und Blüte in Athen Thema der verbeibenden Kapitel waren. Seine Darstellung stellte Müller unter den Aspekt, in welcher Beziehung und Verbindung zueinander bei Rednern, Geschichtsschreibern und Philosophen die Gedanken, die Form der Mitteilung und die „Wirkung auf den Geist des Lesers" standen. In seiner kurzen Einleitung gliederte er die attische Prosa in ihrer Entwicklung in drei Epochen, deren erste Perikles, Antiphon und Thukydides verkörperten, die zweite Lysias, Isokrates und Platon und die dritte Demosthenes, Aischines und Demades. Nach einer Würdigung des Perikles (Kap. 31), von dem nichts Schriftliches erhalten ist, ging Müller zur Beschreibung der „sophistischen Redekunst" (Kap. 32) über. Den Kern der sophistischen Lehre sah er „in einem Verzicht auf wahre Erkenntnis"[791], was sich nach seinem Urteil in sittlicher Hinsicht auf die Gesellschaft negativ auswirkte; sehr hoch stufte er dagegen das ein, was die Sophisten „zur Ausbildung der Form der Gedanken-Mittheilung" und zur künstlerischen Ausgestaltung der prosaischen Rede beitrugen, die dann „zu dem vollendeten Stile eines Platon und Demosthenes führte"[792]. In Kapitel (33) zeigte er dann die Entwicklung der ersten Phase der attischen Staats- und Gerichtsrede und des Berufes der gewerbsmäßigen Redeschreiber (Logographen) mit ihren Hauptvertretern Antiphon und Andokides.

Ihrem Zeitgenossen, dem Geschichtsschreiber Thukydides, der durch die „Rednerbühnen, Volksverammlungen und Gerichte"[793] vorgebildet war, widmete Müller das nächste Kapitel (34). Ihn stellte er seinen Vorgängern in der Historiographie, den ionischen Logographen und Herodot gegenüber. Sie schilderten

---

[791] Ebd., S. 312.
[792] Ebd., S. 316.
[793] Ebd., S. 344.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0218

das „in die Augen fallende Sinnliche", die „Naturbeschaffenheit von Ländern", „Denkmäler" und „Heerzüge" und suchten „ein allwaltendes Dämonion in den Schicksalen der Staaten und Fürsten nachzuweisen". Thukydides dagegen charakterisierte Müller dadurch, daß bei ihm „die menschliche Handlung in ihrer Entwickelung aus dem Charakter und der Lage des Individuums und ihrer Einwirkung auf den allgemeinen Zustand" es sei, „die seine Aufmerksamkeit allein in Anspruch" nehme.[794] Als Eigentümlichkeiten thukydideischer Geschichtsschreibung hob er die strenge, nur auf das vorgegebene Thema - die Geschichte des peloponnesischen Krieges - ausgerichtete Wahl des Stoffes und seine Bearbeitung in Form eines historischen Dramas heraus. Zur Frage der Entstehung des Werkes folgte er der eigenen Aussage des Thukydides, wonach dieser sogleich mit Kriegsbeginn mit der Aufzeichnung der Geschehnisse begonnen habe. Die eigentliche Verarbeitung des Stoffes hat Thukydides nach Müllers Ansicht jedoch erst nach dem Kriege vorgenommen[795]. Inhaltlich rühmte er die Genauigkeit und Objektivität des Thukydides, die auch für die neue Historiographie vorbildlich seien. Sein Urteil kleidete er in die Frage, „ob es irgendeine Periode in der Geschichte des Menschengeschlechts gibt, die mit einer solchen Klarheit vor unsern Augen steht, als die ersten einundzwanzig Jahre des peloponnesischen Krieges durch Thukydides."[796] Im weiteren gab er ein sehr anschauliches Bild von der Darbietung des Stoffes durch Thukydides, vor allem von den für ihn charakteristischen eingefügten Reden, in denen sich in besonderer Weise das „Bewußtsein" ihres Verfassers offenbare, „die Begebenheiten des Krieges in ihren inneren geistigen Wurzeln zu erfassen"[797]. Müller zeigte, wie Thukydides die Motive für bedeutende Handlungen von „Staaten, Parteien und Individuen" in deren Reden wiedergab[798]. Schließlich machte er auch deutlich, wie Sprache und Stil des Thukydides dem Charakter seiner Geschichtsschreibung angepaßt waren.

---

[794] Ebd.

[795] Die bis in Gegenwart wirkende These von Franz Wolfgang Ullrich (Beiträge zur Erklärung des Thukydides. Hamburg 1846; Nachdr. in Auswahl. Hrsg. u. eingel. von H. Herter. Darmstadt 1968) konnte Müller noch nicht kennen. Ullrich unterschied im Werk des Thukydides einen frühen, nach 421 v. Chr. geschriebenen Teil und einen nach 404 v. Chr. verfaßten.

[796] Müller, Geschichte d. griech. Literatur. Bd. 2, S. 352.

[797] Ebd., S. 355.

[798] Ebd., S. 356.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0219

In den letzten beiden Kapiteln setzte Müller seine Darstellung der griechischen Redner mit Lysias (Kap. 35) und Isokrates (Kap. 36) fort, die beide - so Müller - in verschiedener Weise Veränderungen gegenüber der bisherigen Redekunst eingeführt hätten. Lysias, der in seiner Jugendzeit Anhänger des gekünstelten Redestils des Gorgias war, sei durch die Praxis als Verfasser von Gerichtsreden für seine Zeitgenossen und auch für die Nachwelt zum Muster des schlichten Stils geworden, bei dem Periodenbau und Redeschmuck fehlten.

Als ganz anderen Typ des Redners zeichnete Müller Isokrates. Er war nicht der Redner für öffentliche Auftritte in der Volksversammlung oder vor Gericht, sondern er wirkte in der von ihm gegründeten Rhetorenschule. Seine Reden charakterisierte Müller als Muster für die rhetorische Ausbildung, in denen Isokrates jedoch auch seine politischen Vorstellungen zum Ausdruck brachte[799]; zu diesen gehörten Ideale wie Eintracht[800] und Frieden, das Aufgeben überzogener Ansprüche der einzelnen griechischen Staaten und letztlich die Einheit Griechenlands. Müller sah in Isokrates einen Patrioten, aber keinen großen Staatsmann oder Philosophen. Eine epochemachende Bedeutung konzedierte er ihm jedoch als „Redekünstler"; hier sei er „ein entschiedenes Genie für die Kunst der menschlichen Rede"[801] gewesen, der mit seiner Wortgewalt in den panegyrischen Reden alle bisherigen Rhetoren übertraf. Ohne die von ihm vorgenommene „Umgestaltung des attischen Redestils" wären Demosthenes und Cicero nicht möglich gewesen.

Mit Isokrates bricht Müllers Geschichte der griechischen Literatur ab, die nach den Vorstellungen ihres Verfassers drei Bände umfassen und bis zu Nonnos und den Byzantinern reichen sollte[802]. Einen gewissen Abschluß hat dabei nur die

---

[799] Der Aspekt des „politischen Publizisten" Isokrates wurde erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts von der Forschung aufgegriffen (vgl. Isokrates. Hrsg. von F. Seck. Darmstadt 1976, Wege d. Forschung 351).

[800] Vgl. dazu auch J. de Romilly, Eunoia bei Isokrates oder die politische Bedeutung der Gewinnung von Wohlwollen. In: Isokrates. Hrsg. von F. Seck. Darmstadt 1976 (Wege d. Forschung 351), S. 267f.

[801] Ebd., S. 391.

[802] Zu Müllers Planung seiner Literaturgeschichte s. R. di Donato, Una vera storia. La Letteratura Greca di K. O. Müller e la sua fortuna. In: Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Cl. di Lett. e Filos. Ser. III 14, 3. 1984, S. 1162. - Fortgesetzt wurde die deutsche Ausgabe erst in der dritten Aufl.: Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handschrift des Verfassers hrsg. von Eduard Müller. Band 1-2. 3. Ausg. m. Anmerkungen u. Zusätzen bearbeitet von Emil Heitz. Breslau:

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0220

Darstellung der griechischen Dichtung gefunden. Am Schluß des letzten ausgearbeiteten Kapitels steht als Ausblick noch der Hinweis, daß der Verfasser mit einer Würdigung des Sokrates fortfahren wollte. Diese Würdigung aus Müllers Feder müssen wir ebenso verschmerzen wie vor allem ein Bild Platons und des Aristoteles und im weiteren die Skizzierung der Literatur des vierten Jahrhunderts v. Chr. mit ihrem Höhepunkt in der Beredsamkeit, den Reden des Demosthenes.

Auf die Veröffentlichung von Müllers Werk reagierte in den folgenden Jahren eine Reihe namhafter Fachkollegen mit Rezensionen, die insgesamt sehr positiv gehalten waren. Freilich fehlte es auch nicht an Kritik, vor allem flammte der Vorwurf der zu hohen Einstufung des dorischen Stammes wieder auf[803]. Sehr lobend aufgenommen wurde, daß Müller es überhaupt unternommen hatte, ein Buch für Laien und junge Menschen zu schreiben, und mehrere Rezensenten hoben die Kunst Müllers hervor, seine Darstellung in Inhalt, Sprache und Form fesselnd und lesenswert gestaltet zu haben. Auch die tiefe Verwurzelung Müllers mit dem Griechentum, seine mitreißende „enthusiastische Verehrung des hellenischen Genius", fand ein positives Echo.[804] Eine treffende Zusammenfassung der Vorzüge von Müllers griechischer Literaturgeschichte aus der Sicht der Zeitgenossen gab Johann Adam Hartung[805]. Er stellte neben mancher Kritik im einzelnen das Verdienst von Müllers Werk heraus, daß in ihm „das geistige Leben des Volkes im Wechselbezug mit den Fortschritten der Literatur in einer faßlichen und gefälligen Form, befreit von unnöthigem und zerstreuendem Ballast, geschildert" und der „richtige Weg zu tieferer Auffassung und gerechter Würdigung der übriggebliebenen Denkmäler gezeigt" worden sei und daß es darum

---

Josef Max u. Comp. 1875-1876. [Die englische Ausgabe wurde bereits viel früher durch John William Donaldson weitergeführt.]

[803] So kritisierte Theodor Bergk in seiner Rez. in: Deutsche Jahrbücher f. Wissenschaft u. Kunst 1842, Nr. 65, S. 260 (= Bergk, Kleine philolog. Schriften. Hrsg. von R. Peppmüller. Bd. 2. Halle 1886, S. 363) „die durchgehende Verkennung der einzelnen Stämme" und, daß Müller „die ganze Größe und Herrlichkeit des Griechenvolkes nur innerhalb des dorischen Stammes vollendet" sähe. Als Beispiel führte Bergk an, daß Müller den Dorer Epicharm fast so hoch wie Aristophanes ansetze, ein Urteil, daß so nicht haltbar ist (vgl. die Heraushebung Athens im zwanzigsten Kapitel).

[804] Gottfried Bernhardy, [Rez.] K. O. Müllers Geschichte der griechischen Literatur. In: Allgemeine Literatur-Zeitung <Halle> 1844, S. 10.

[805] J. A. Hartung, C. O. Müllers Geschichte der griechischen Literatur. In: Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Nr. 46-48, März 1844, S. 384.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0221

verdiene, „von allen Freunden der griechischen Literatur gekannt und studirt“ zu werden.[806]

Müllers griechische Literaturgeschichte wurde dann im Verlauf des 19. Jahrhunderts das Werk auf diesem Gebiet mit der wohl weitesten Verbreitung in Europa. Neben der englischen und deutschen Ausgabe, die in mehreren und später um die fehlenden Kapitel ergänzten Auflagen herauskamen, erschien sie auch in französicher, italienischer, neugriechischer und ungarischer Sprache; dabei ist hinzuzufügen, daß in Griechenland und Italien mehrere Herausgeber unabhängig voneinander Übersetzungen veröffentlichten.[807]

Auch in Deutschland gehörte das Buch während des gesamten 19. Jahrhunderts zu den maßgeblichen Werken auf seinem Gebiet und erschien 1875-1876 in dritter und 1882-1884 vierter Auflage[808]. In einer Rezension zur dritten Auflage hieß es[809], daß das Werk „als Product eines hohen mit umfassender Gelehrsamkeit und gesundem Urteil verbundenen Idealismus fast in jeder Beziehung noch den jetzigen Forderungen der Wissenschaft genügt“ und daß es „wegen der vollendeten Meisterschaft in der Form, sei es hinsichtlich der zweckmäßigen überall aus richtigen allgemeinen Gesichtspunkten sich ergebenden Anordnung des buntfarbigen Stoffes, sei es hinsichtlich des Adels und ruhigen Ebenmaßes der Sprache, mit gleichem Recht ein wahrhaft *klassisches Kunstwerk* genannt zu werden“ verdiene; und ein renommierter Philologe wie Richard Volkmann, Gymnasialdirektor im schlesischen Jauer, ging in seinem Urteil noch weiter[810], wenn er voraussagte, daß „Müller's Geschichte der griechischen Literatur in der Geschichte

---

[806] Auch ein Mann wie Johann Jakob Bachofen, der als Student Müller in Göttingen gehört hatte, ihn jedoch auch teilweise kritisch beurteilte, lobte dessen griechische Literaturgeschichte (Gesammelte Werke. Bd. 10: Briefe. In Verbindung mit H. Fuchs, K. Meuli u. P. Von der Mühll hrsg. von F. Husner. Basel, Stuttgart 1967, S. 39: Bachofen an Agostino Gervasio, Brief vom 16.2.1844).

[807] Eine spanische Übersetzung erschien noch Buenos Aires 1946 (vgl. Enzo Degani, in: Eikasmos 8. 1997, S. 424-425).

[808] In Emil Hübners Bibliographie der klassischen Alterthumswissenschaft. Berlin 1889, S. 162 ist Müllers griechische Literaturgeschichte unter den grundlegenden Werken auf ihrem Gebiet aufgeführt.

[809] H. Schütz, in: Zeitschrift f. d. Gymnasial-Wesen 33. 1879, S. 25.

[810] Jenaer Literaturzeitung 1879, S. 428.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0222

der neueren Philologie für alle Zeiten eine ehrenvolle Stellung behaupten" werde[811].

Und wie sieht es zu Beginn des dritten Jahrtausends einige Jahre nach Müllers 200. Geburtstag aus? Müller teilt hier das Schicksal der klassischen Bildung, die in die Defensive gedrängt ist. Nur Eingeweihten ist sein Name noch ein Begriff. Doch auch heute ist für diejenigen, die im griechisch-römischen Altertum ihre Bildungsgrundlage sehen, Müllers griechische Literaturgeschichte trotz einiger zeitbedingter Eigentümlichkeiten noch immer ein sehr lesbares und fesselndes Buch, in dem klar, verständlich, präzise und auf das Wesentliche konzentriert ein Überblick über die Entwicklung der griechischen Literatur und ihre Höhepunkte geboten wird. Mag sie in manchen Teilen durch den Fortschritt der Forschung überholt sein, Müllers Griechenlandbild als Ganzes, in das er alle damals erfaßbaren Aspekte griechischen Lebens einbezogen hat, und ebenso viele Einzeldarstellungen und Interpretationen sind immer noch faszinierend und haben in vielem von ihrer Gültigkeit nichts verloren. Auch heute müssen wir als bitteren Verlust hinnehmen, daß es dem Verfasser selbst nicht vergönnt war, seine griechische Literaturgeschichte zu vollenden. Mit Recht bezeichnete noch vor wenigen Jahrzehnten Hermann Uhde-Bernays Müllers Werk als „eines der schönsten Bücher über die griechische Kultur, ihre Entstehung und ihre Entwicklung sowie über die griechische Kunst und Dichtung, die wir in Deutschland besitzen"[812]. Dem ist hinzuzufügen: Das gilt nicht nur für Deutschland. Das Buch des Schlesiers Karl Otfried Müller ist in den mehr als hundertfünfzig Jahren seit seinem ersten Erscheinen zu einem europäischen Vermächtnis geworden[813], mit dessen

---

[811] Treffend für das 19. Jahrhundert ist auch das viel zitierte Urteil von Wilamowitz über Müllers Literaturgeschichte, sie sei „nicht nur die lesbarste, sondern allein eine wirkliche Geschichte" (U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Geschichte der Philologie. 3. Aufl. Leipzig 1921. In: Gercke/Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft. Bd. 1, 1, S. 57).

[812] Nachwort zu: Karl Hillebrand, Unbekannte Essays. Hrsg. von Hermann Uhde-Bernays. Bern 1955, S. 334

[813] Müllers internationaler Rang zeigt sich auch in dem internationalen wissenschaftsgeschichtlichen Interesse an ihm; als Beispiele seien erwähnt das „Seminario su K. O. Müller" im Februar 1984 in Pisa (veröffentlicht in den Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Cl. di Lett. e Filos. Ser. III 14, 3. 1984) sowie das Symposion „Karl Otfried Müller (1897-1840). Leben, Leistung, Wirkung" in der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg vom 8.-12. März 1994; der Tagungsband erschien u. d.t.: Zwischen Rationalismus und Romantik. Karl Otfried Müller u. die griechische Kultur. Hrsg. von W. M. Calder III und R. Schlesier. Hildesheim 1998.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0223

Wiederentdeckung auch die klassische Bildung in der heutigen Gesellschaft wieder an Boden gewinnen könnte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0224

GUSTAV FREYTAG UND MORIZ HAUPT

Die beiden Gestalten des vorigen Jahrhunderts, denen diese biographische Skizze gilt, waren Söhne der benachbarten deutschen Länder Schlesien und Sachsen. Gustav Freytag entstammte dem schlesischen Grenzgebiet im Osten, zu dem als Heimat er sich stets bekannt und dessen Zugehörigkeit zum deutschen Kulturbereich er entschieden verteidigt hat. Der Geburtsort des Klassischen Philologen und Germanisten Moriz Haupt war Zittau in der sächsischen Oberlausitz, die als Grenzregion zu Schlesien von dort stark beeinflußt war.

Im Gegensatz zu dem Dichter und Schriftsteller Gustav Freytag, dessen Werk auch in der Gegenwart trotz heftiger Kritik aus politisch links orientierten Kreisen[814] noch viel gelesen wird - zumindest sein Roman „Soll und Haben", doch auch seine kulturhistorischen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" -, ist Moriz Haupt, wenn wir von Klassischen Philologen und Germanisten absehen, nur noch wenig bekannt. Daher seien zu seiner Person einige Lebensdaten vorangeschickt.[815] Moriz Haupt war acht Jahre älter als Gustav Freytag; er wurde am 27. Juli 1808 geboren. Sein Vater, Ernst Friedrich Haupt, war Jurist und ein Mann von umfassendem Wissen, in dessen Zentrum die klassische Bildung stand. Als Bürgermeister lenkte er lange Jahre die Geschicke der Stadt Zittau,

---

[814] Vgl. dazu beispielsweise das von dieser Sicht bestimmte Buch von M. Kienzle, Der Erfolgsroman. Zur Kritik seiner politischen Ökonomie bei Gustav Freytag und Eugenie Marlitt, Stuttgart 1975.

[815] Zur Biographie Haupts: J. Vahlen, Moriz Haupt. In: Almanach d. Österreich. Akademie d. Wissenschaften 1874, S. 215; A. Kirchhoff: Gedächtnisrede auf Moriz Haupt. In: Abhandlungen d. Preuß. Akademie d. Wissenschaften 1875. Berlin 1876, S. 1-21; J. Schmidt, Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Bd. 4. Leipzig 1875, S. 359-365; G. Freytag, Moriz Haupt. In: Im Neuen Reich 1874. 1, S. 347-354 (= Gesammelte Werke, Ser. L. Bd. 8. Leipzig-Berlin-Grunewald 1920, S. 100-112); E. Steinmeyer, Moriz Haupt. In: Leipziger Illustrirte Zeitung 1874, Nr. 1602; K. Bartsch, Moriz Haupt. In: Germania 19. 1874, S. 238-242; K. V. Prantl, Moriz Haupt. In: Sitzungsberichte d. philos.-philolog. u. histor. Classe d. Akademie d. Wissenschaften zu München 1874, S. 164-169; J. Zacher, Moriz Haupt. In: Zeitschrift f. Deutsche Philologie 5. 1874, S. 445-456; W. Scherer, Deutsche Bildnisse. Dichter- u. Gelehrtenporträts, Berlin o. J., S. 170-185; Chr. Belger, Moriz Haupt als academischer Lehrer. Berlin 1879; Bursian, S. 800-805; Sandys, Vol. 3, S. 134-137; W. Scherer, Moriz Haupt. In: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB) II. 1880, S. 72-80; H. Nettleship, Lectures and essays on subjects connected with Latin literature and scholarship. Oxford 1885, S. 1-22; C. Becker, Moriz Haupt. In: NDB 8. Berlin 1969, S. 101-102; W. Unte, Berliner Klassische Philologen im 19. Jahrhundert. In: Berlin und die Antike. Aufsätze. Berlin 1979, S. 42-45; in diesem Band S. 55-63.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0225

wurde dann aber im Zuge politischer Querelen von seinen Mitbürgern enttäuscht und seiner Funktion enthoben. Die bitteren Erfahrungen dieser Jahre gruben sich tief in das schon von Natur aus ernste Wesen Ernst Friedrich Haupts ein und wirkten auch im Denken des Sohnes fort, der diesen Charakterzug des Vaters geerbt hatte. Die für seine geistige Entwicklung ersten Grundlagen erhielt Moriz Haupt durch den Unterricht seines Vaters; darauf besuchte er das Zittauer Gymnasium und bezog nach Abschluß der Schulzeit die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Schon recht bald wandte er sich jedoch der Klassischen Philologie zu, die dort von dem berühmten Gottfried Hermann vertreten wurde. Hermanns auf die Wiederherstellung und Auslegung der antiken Texte ausgerichtete philologische Richtung entsprach weit mehr der Begabung und dem Interesse Haupts als die auf die Realien bezogene Betrachtung des Altertums, wie sie der in Berlin wirkende August Boeckh betrieb.

Nach der Promotion im Jahre 1831 kehrte Haupt zunächst in das Elternhaus nach Zittau zurück, vor allem wegen der mißlichen Situation, in die der Vater infolge der Auseinandersetzungen mit den Bürgern der Stadt geraten war; die vorangegangenen Geschehnisse belasteten diesen so stark, daß er ernstlich erkrankte.

Haupt blieb sieben Jahre zur Unterstützung der Eltern in Zittau. Die Zeit nutzte er zu vielfältigen Studien, die über die Klassische Philologie weit hinausgingen und besonders auch die ältere deutsche Literatur umfaßten, zu der er, wie er selbst 1854 in der Antrittsrede vor der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin bekannt hat, bereits während seiner Schulzeit eine starke Neigung hatte: „In früher jugend ward ich von dem deutschen alterthume, der sprache und der dichtung unserer altvordern angezogen, und zu der gewalt, die das heimische auf mich übte, kam der kaum mindere reiz der neuen, werdenden Wissenschaft“[816].

1837 konnte Haupt schließlich seine beruflichen Pläne weiterführen und sich in Leipzig habilitieren. 1841 wurde er dort auf Hermanns Empfehlung hin zum Extraordinarius ernannt; 1843 übernahm er einen neugeschaffenen Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur, jedoch hielt er ebenso Lehrveranstaltungen in der Klassischen Philologie ab. Im Frühjahr 1842 heiratete Haupt die Tochter seines Lehrers, Louise Hermann, und trat dadurch in ein noch engeres Verhältnis zu diesem. Aus den Aufgaben des Lehr- und Forschungsbetriebes an der Universität wurde er 1848 durch sein politisches Engagement herausgerissen. Zusammen mit seinen altertumswissenschaftlichen Kollegen Otto Jahn und Theodor Mommsen hatte er sich im deutschen Verein betätigt, einem politischen Zusam-

---

[816] M. Haupt, Opuscula III. Hrsg. von U. v. Wilamovitz-Moellendorff. Leipzig 1876, S. 2 (Nachdr. Hildesheim 1967).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0226

menschluß von Bürgern, die im Sinne der Frankfurter Nationalversammlung eine Einigung Deutschlands unter preußischer Führung anstrebten. Die drei Professoren wurden wegen Berufung einer Volksversammlung, die mit dem Dresdner Maiaufstand in Zusammenhang gebracht wurde, von der sächsischen Regierung wegen Hochverrats angeklagt. Zwar sprach sie schließlich das Gericht frei, dennoch wurden sie auf dem Verwaltungswege ihrer Ämter enthoben.[817]

In dem für Haupt so folgenschweren Krisenjahr 1848 lernten sich der Gelehrte und der Dichter kennen. Am 1. Juli dieses Jahres war Gustav Freytag[818] in die Redaktion der in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Die Grenzboten" eingetreten und im Spätherbst in die sächsische Universitätsstadt übergesiedelt. Die folgende gemeinsame Zeit in Leipzig bis zum Ruf Haupts an die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität im Frühjahr 1853 als Nachfolger des im März 1851 verstorbenen Karl Lachmann schuf die Verbindung beider, die erst mit dem Tode Haupts 1874 ihr Ende fand.

---

[817] Die Vorgänge schildert in den Einzelheiten: L. Wickert, Theodor Mommsen. Eine Biographie, Bd. 3. Frankfurt 1969, S. 152-175. Zu Otto Jahn s. NDB 10. Berlin 1974, S. 304-306; G. Luck, in: 150 Jahre Rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1818-1968. Bonner Gelehrte. Bd. 5: Philosophie u. Altertumswissenschaften. Bonn 1968, S. 144-164; E. Langlotz, ebd., S. 221-226.

[818] Zur Biographie Freytags (Auswahl): C. Alberti, Gustav Freytag. Ein Festblatt zur Feier seines 70. Geburtstages. Leipzig 1884; F. Seiler, Gustav Freytag. Leipzig 1898 (Biographische Volksbücher 48/55); H. Lindau, Gustav Freytag. Leipzig 1907; R. Koebner, Gustav Freytag. In: Schlesische Lebensbilder. Bd. L. Breslau 1922, Sigmaringen² 1985, S. 154-164; E. Moering, Gustav Freytag (1816-1895). In: Die großen Deutschen. Bd. 5. Berlin 1937, S. 357-367; H. Uhde-Bernays, Meister und Mittler (Aufsätze und Studien. Bd. l). München 1948, S. 32-49; ferner die mit bibliographischen Angaben versehenen Artikel von A. Dove, Gustav Freytag. In: ADB 48. Berlin 1904, S. 749-767 und F. Martini, Gustav Freytag. In: NDB 5. Berlin 1961, S. 425-427. - Eine Anmerkung ist zu Freytags Familiennamen zu machen, weil in neuerer Zeit verschiedentlich behauptet worden ist, Freytag habe eigentlich Piontek geheißen (vgl. u. a. A. Scholtis, Reise nach Polen. Ein Bericht. München 1962, S. 167). Freytag selbst hat am Anfang seiner „Erinnerungen aus meinem Leben" (GW. Ser. 2. Bd. 8, S. 424-427) über seine Familiengeschichte geschrieben und auch eingehend über seinen Familiennamen gesprochen; seine Bemerkungen sind von Lindau, S. 2-7 ergänzt worden. Danach war der erste namentlich bekannte Vorfahr ein Simon Freytag, der 1578 geboren wurde. Freytag hat auch auf die Seltenheit des Namens in Schlesien hingewiesen und auf seine Häufigkeit beispielsweise in Thüringen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Freytags aus Thüringen, woher viele Siedler Schlesiens stammten, nach Oberschlesien eingewandert sind. Freytag auch in der Frage des Familiennamens ohne Begründung in eine deutschtümelnde Ecke drängen zu wollen und ihn in seinen eigenen Darstellungen als unglaubwürdig hinzustellen, ist absurd.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0227

Die politischen Unruhen dieser Jahre und das damals allenthalben wache Interesse an Staat und Gesellschaft brachten es mit sich, daß Gleichgesinnte sich schnell fanden; so ergab sich auch bald der Kontakt Freytags zu den drei Professoren. Die politische Solidarität des Dichters mit Haupt, Jahn und Mommsen wurde durch die Reglementierung der drei, die kurz vorher erfolgt war, noch gefördert.

Der neu entstandene Kontakt Freytags zu den Gelehrten gründete sich aber nicht allein auf der Übereinstimmung in Weltanschauung und Politik[819]. Es war ebenso das lebhafte Interesse des Dichters an der Philologie und Geschichtswissenschaft, das diesen, der selbst einmal als Philologe die Universitätslaufbahn angestrebt hatte[820], mit den Professoren verband. Freytag hat dazu in seinen Erinnerungen geschrieben[821]: „Bei dem Beruf, den ich gewählt, war ich nicht mehr in der Lage, auf den weiten Gebieten der deutschen und alten Philologie mich m selbständigen Forschungen zu vertiefen, aber ich brachte aus meiner Vergangenheit Verständnis und lebhaften Anteil an den Eroberungen meiner starken Helden mit. Konnte ich nicht selbst Philologe sein, so war ich doch stolz darauf, daß es die Freunde auch für mich waren, und ich bin seit jener Zeit auf den neuen Bahnen, welche die drei Gelehrten in ihrer umfangreichen und großartigen Tätigkeit eröffneten, getreulich nachgewandelt. Dies bescheidene Miterleben an ihrer Arbeit verklärte auch den persönlichen Verkehr, sie gewöhnten sich, mich als einen ihrer Getreuesten zu betrachten."

Freytag fühlte sich also, wenn er auch nicht aktiv in der Forschung tätig war, als Philologe oder zumindest als jemand, der philologischer Arbeit eng verbunden war, und es ist schon hier vorwegzunehmen, daß er sie, wie gerade auch aus vielen Stellen seiner Korrespondenz hervorgeht, kompetent beurteilen konnte;

---

[819] Zu Freytags politischen Anschauungen, A. Kohut, Gustav Freytag als Patriot und Politiker. Berlin 1916; J. Hofmann, Gustav Freytag als Politiker, Journalist und Mensch. Mit unveröffentlichten Briefen Freytags an Max Jordan. Leipzig 1922; R. Herrmann, Bürgerliches Selbstverständnis und preußisch-deutsches Nationalbewußtsein. Diss. Würzburg 1974; P. H. Hubrich, Gustav Freytags „Deutsche Ideologie" in Soll und Haben. Kronberg/Taunus 1974 (Scriptor Hochschulschriften 3), zugl. Diss. Konstanz 1974.

[820] Freytag hatte sich 1839 mit der Abhandlung „De Hrosuitha poetria" (Vratislaviae 1839) für „Deutsche Sprache und Literatur" habilitiert. Die Aufgaben an der Universität gaben ihm, der nach freier literarischer Betätigung strebte, nicht die rechte Befriedigung. Als seine Bewerbung um eine außerordentliche Professur infolge der Entlassung seines Lehrers Hoffmann von Fallersleben abgelehnt wurde, verzichtete er auf die Universitätslaufbahn.

[821] Freytag, Erinnerungen. GW. Ser. 2. Bd. 8, S. 582. Zu Freytags Wertschätzung der Wissenschaft s.u. Anm. 842.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0228

das galt sowohl für die deutsche als auch für die antike Literaturwissenschaft, wobei freilich seine Neigung zum deutschen Altertum dominierte.
Bei dem Gleichklang politischer, weltanschaulicher und wissenschaftlicher Interessen bildete sich ein recht anregender Kreis, dem neben den drei Gelehrten auch andere Männer wie Freytags Mitherausgeber der Grenzboten Julian Schmidt[822] sowie der Verleger Salomon Hirzel[823] angehörten[824]. Hier wurde neben den geistigen Kontakten, wie Freytag bekannt hat, zugleich manches gute Gläschen Wein geleert, und der Dichter empfand bei dem ganzen besonders beglückend, auch den seit der politischen Affaire zurückgezogen lebenden Moriz Haupt wieder in geselliges Leben hineingeführt und persönlich zum Freunde gewonnen zu haben. Freytag schrieb dazu in den Erinnerungen[825]: „Haupt lebte - zumal seit er in Untersuchung war - sehr eingezogen. Aber er freute sich grade damals über den Besuch eines Gleichgesinnten, und es waren gute Stunden, die ich in der Abenddämmerung auf seinem alten Sopha in Gesellschaft seiner klugen und guten Frau verplauderte. Gern zogen wir andern den ernsten, in sich gekehrten

---

[822] 1818-1886; Literatur: ADB 31. 1890, S. 751-768; A. Köster, Julian Schmidt als Literarhistoriker. Diss. Münster 1930, Bochum 1933; W. Dilthey, Gesammelte Schriften. Hrsg. von E. Weniger. Bd. 2. Leipzig-Berlin 1936, S. 232-236; R. Leppla, Julian Schmidt. Zu seinem 150. Geburtstag, Gustav-Freytag-Blätter 13. 1968, S. 11-14; R. Rosenberg, Die deutsche Literatur im Lichte des poetischen Realismus. In: ders., Zehn Kapitel Geschichte der Germanistik. Berlin 1981, S. 78-100. 260-261.

[823] 1804-1877; Freytag stand mit Hirzel seit den „Journalisten" in geschäftlicher Verbindung, die sich bald zu einer Freundschaft entwickelte. Salomon Hirzel, Sohn des Theologen Heinrich Hirzel, entstammte einer Züricher Patrizierfamilie, aus der auch der Arzt und Philanthrop Hans Kaspar Hirzel kam, der einst die von Klopstock besungene Fahrt auf dem Züricher See veranstaltet hatte. Zu Salomon Hirzel siehe NDB 9. Berlin 1972, S. 247-248.

[824] Weitere Mitglieder dieses Kreises, vgl. Belger (wie Anm. 815), S. 32, waren die Buchhändler Karl Reimer (der Schwiegervater Mommsens), Georg Wigand (ADB 42. 1897, S. 449-451) und Hermann Härtel (ADB 3. 1876, S. 301-302; O. v. Hase, Breitkopf & Härtel, Bd. 2. 5. Aufl. Wiesbaden 1968, S. 5-20) sowie die Literarhistoriker Theodor Wilhelm Danzel (vgl. Danzel, Zur Literatur und Philosophie der Goethezeit. Hrsg. von H. Mayer. Stuttgart 1962), Julius Klee, Goethekenner und später Rektor der Kreuzschule in Dresden (ADB 16. 1882, S. 70-71; H. v. Treitschke, Briefe. Bd. 1-3. 1-2. Aufl. Leipzig 1912-1920). Zum Leipziger Freundeskreis s. a. Wickert (wie Anm. 817). Bd. 3, S. 35-39; dabei hat Freytag nach Mommsens Aussage (Wickert, S. 39) nur dem weiteren Kreis angehört; das mag in der damaligen Zeit für Mommsen zutreffen, die Kontakte des Dichters zu Haupt waren aber wohl enger.

[825] Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben, zitiert nach der bei Belger (wie Anm. 815), S. 34-35 gegebenen Fassung.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0229

Mann zu geselliger Unterhaltung in eine stille Weinstube, und bis zu seinem Abgange von Leipzig waren er, Otto Jahn, Theodor Mommsen, Julian Schmidt, Salomon Hirzel und ich treue Genossen bei manchem guten Trunk. Auch Karl Lachmann wurde bei seinem letzten Besuch in Leipzig von diesem Kreis umzingelt und fröhlich begrüsst. Aus solchem Verkehr kam uns beiden ein gutes Vertrauen zu einander und endlich eine feste Freundschaft. Er war geneigt, von dem leichtlebigen Schlesier Gutes zu hoffen, und ich fühlte eine recht innige Hochachtung vor dem reichen Wissen und dem starken Ausdruck des gewissenhaften und schwerflüssigen Gelehrten. So lange er lebte, war mir an seinem Urtheil über meine poetische Schreiberei viel gelegen, zuweilen am meisten, und als er mit dem ersten Bande der Ahnen einverstanden war, sorgte ich weniger noch als sonst um die Kritik Anderer."

In diesen Sätzen hat Freytag kurz und knapp Haupt sowie seine eigene Freundschaft zu ihm skizziert. Er erwähnte die ernste und verschlossene Wesensart des Freundes, sein umfassendes, auf grandioser Belesenheit beruhendes Gelehrtentum[826], doch auch seine Scheu, die Ergebnisse seines Forschens zu Papier zu bringen. Bedeutsam für die Beziehung Freytags zu Haupt ist vor allem das Geständnis, wie wichtig für ihn bei der eigenen schriftstellerischen Arbeit das Urteil des Gelehrten war, der überhaupt im Freundeskreis wegen seines umfassenden Wissens oft um Rat gefragt wurde.[827]

Freytags Charakterisierung Haupts enthält zugleich den Namen des Mannes, der für den gelehrten Freund und auch für das Verhältnis des Dichters zu diesem von besonderer Bedeutung war: Karl Lachmann[828]. Zu dem in Berlin wirkenden großen Philologen standen beide in einem Schülerverhältnis ganz verschiedener Art. Haupt war nicht Schüler Lachmanns von der Studentenzeit her, sondern hatte diesen erst bei einem Besuch in Berlin 1834 im Hause des Freiherrn von Meusebach kennengelernt[829], während der Zeit, die er nach dem Studium im elterlichen Hause in Zittau verbrachte. Die Begegnung mit Lachmann bedeutete für den

---

[826] Zum „kolossalen Wissen" Haupts vgl. neben anderen zeitgenössischen Zeugnissen Scherer, Deutsche Bildnisse (wie Anm. 815), S. 177.

[827] Das tat beispielsweise auch Mommsen bei kniffligen philologischen Fragen. Vgl. Wickert (wie Anm. 817). Bd. 3, S. 75.

[828] Zur Biographie Lachmanns: Hertz (Martin Hertz, 1818-1895, war übrigens von 1862 an bis zu seinem Tode Professor für Klassische Philologie an der Universität Breslau, vgl. R. Foerster, Klassische Altertumswissenschaft. In: Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau. Hrsg. im Auftr. von Rektor u. Senat von G. Kaufmann. T. 2. Breslau 1911, S. 394-396).

[829] Belger (wie Anm. 815), S. 14.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0230

jungen aufstrebenden Gelehrten einen entscheidenden Impuls in der persönlichen und wissenschaftlichen Entwicklung[830]. Die Gemeinsamkeiten, die schnell eine tiefe Freundschaft zwischen dem bereits berühmten Professor und dem noch unbekannten Privatgelehrten entstehen ließen, lagen sowohl in der gleichen Fächerkombination von Klassischer und deutscher Philologie als auch in der Übereinstimmung bei der Betrachtung, Kritik und Deutung der Literaturdenkmäler. Das für Haupt Neue war die durch Lachmann eingeführte textkritische Methode[831], die kontinuierliche Beobachtung der Überlieferung eines Textes in seiner Entwicklung und die Erschließung des Archetypus der Handschriften. Das gab erst der von Gottfried Hermann vertretenen wortphilologischen Schule für die Wiederherstellung der Texte die methodische und systematische Grundlage. Haupt wurde zu einem der glühendsten Verfechter Lachmannscher Textkritik, die er sowohl auf die Literaturdenkmäler der Antike als auch des deutschen Altertums anwandte. Doch nicht die philologische Arbeitsweise allein schuf den tiefen, auch menschlichen Gleichklang beider. Es war die wesensmäßige Verwandtschaft, die sich von einer Übereinstimmung im Denken und Fühlen allgemein bis zur grundsätzlichen Einstellung zum Beruf des Gelehrten und zur Wissenschaft erstreckte[832]. Von Lachmann ist bekannt, daß er ohne Umschweife offen, scharf und polemisch seine Ansichten vertrat und dabei keine Rücksichten auf die Empfindungen derer nahm, gegen die er polemisierte; ihm ging es bei der gelehrten Auseinandersetzung nur um die Sache. Wissenschaftlichem Denken und Arbeiten hatten Wahrhaftigkeit und Lauterkeit zugrundezuliegen; die Aufgabe des Gelehrten war demnach eine sittliche. Diese ethische Haltung zur Wissenschaft und deren schroffe und kompromißlose Verteidigung gegen Unwahr-

---

[830] Ein Bild der Freundschaft geben die Briefe: K. Lachmann, Briefe an Moriz Haupt. Hrsg. von J. Vahlen. Berlin 1892. Erhalten sind nur die Briefe Lachmanns, von Haupts Briefen nur ein kleiner Rest (vgl. Vorrede, S. III-IV).

[831] Zur Methode Lachmanns: G. Pasquali, Storia della tradizione e critica del testo. Firenze 1952; S. Timpanaro, La genesi del metodo del Lachmann. Nuova ed. riv. e ampl. Padova 1981; deutsche Ausg. u. d. T.: Die Entstehung der Lachmannschen Methode. 2., erw. u. überarb. Aufl. Hamburg 1971; M. Lutz-Hensel, Prinzipien der ersten textkritischen Editionen mittelhochdeutscher Dichtung. Berlin 1975 (Philolog. Studien u. Quellen 77); Weigel.

[832] Für die unbedingte Hingabe, die Haupt Lachmann entgegenbrachte, sei als Zeugnis U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Erinnerungen. 2. Aufl. Leipzig 1929, S. 98 zitiert: „Gepackt hat mich Haupt durch die Ilias, durch sein Ethos, die unbedingte Hingabe an Lachmann. Es griff ans Herz, wenn er fast mit Tränen in der Stimme seinen Glauben an den Freund und Meister bekannte, um dessentwillen er alle Verhöhnung willig ertrüge."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0231

haftigkeit und Unredlichkeit war auch ein Grundzug bei Haupt[833]. Er zeigte ebenfalls bei seinem leidenschaftlichen Einsatz für die heilige Sache der Wissenschaft ein „entschiedenes, heftiges Naturell“[834], das er als Erbe des Vaters erhalten hatte, das dann in der strengen philologischen Schule Gottfried Hermanns ausreifte und schließlich durch das Vorbild des älteren Freundes zur vollen Entfaltung kam.

Im Gegensatz zu Haupt hatte Freytag nicht diese von persönlicher Freundschaft bestimmte Bindung an Lachmann. Er hatte bei dem Meister philologischer Methode in Berlin den letzten Teil seines Studiums absolviert und unter seiner Anleitung mit einem Thema aus der älteren Germanistik promoviert[835]. Die Beziehungen des Dichters zu dem berühmten Philologen bestanden hauptsächlich wegen seines großen Interesses an der germanischen und älteren deutschen Kulturgeschichte, und die Hinwendung zu ihm erfolgte zunächst in dem Wunsch, einen akademischen Lehrer zu haben, bei dem er auf diesem Fachgebiet nach seinem Fortgang von Breslau in Berlin sein Studium fortsetzen und zum Abschluß bringen konnte; das aber war hier nur bei Lachmann möglich, der in für Freytag glücklicher Weise die von diesem gewählte Fächerkombination von Klassischer und deutscher Philologie vereinigte. Für seine wissenschaftliche Ausbildung hat Freytag nach eigenem Bekenntnis von Lachmann das Rüstzeug erhalten[836]: „Er [Lachmann] war damals kein gesuchter Lehrer, und hatte nur ein kleines Auditorium, er bot auch nicht, was die Zuhörer im Anfange fesselt, glänzende Einleitungen und große Überblicke, er begann mit Einzelheiten und setzte willige Hingabe voraus. Aber was er gab: erklärende Tatsachen, kritische Bemerkungen zu einzelnen Stellen, das waren lautere Goldkörner, die er unablässig ausstreute. ... Seine Vorlesungen über Catull, die Nibelungen und über Literaturgeschichte des Mittelalters wurden für mich Grundlagen meines bescheidenen Wissens.“

---

[833] Dazu auch Kirchhoff (wie Anm. 815), S. 18.

[834] Belger (wie Anm. 815), S. 19; zur Polemik auch ders., S. 81-84.

[835] De initiis scenicae poeseos apud Germanos. Diss. Berolini 1838. Freytag suchte darin zu beweisen, daß sich das deutsche Drama aus zwei Komponenten entwickelt habe, aus alten Volksspielen, die teilweise auf heidnische Zeit zurückgingen, sowie aus kirchlichen Aufführungen in lateinischer Sprache, wie sie an hohen Festen stattfanden.

[836] Freytag, Erinnerungen (wie Anm. 818). GW. Ser. 2. Bd. 8, S. 508. Neben Lachmann war es Leopold von Ranke, der in der Berliner Zeit auf Freytag am meisten wirkte, vgl. C. Holz, Flucht aus der Wirklichkeit. Die Ahnen Gustav Freytags. Untersuchungen zum realistischen historischen Roman der Gründerzeit. Frankfurt a.M. 1983 (Europäische Hochschulschriften. R. I, 624), S. 24.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0232

Zu August Boeckh und seiner universal-historisch ausgerichteten Betrachtung des Altertums hatte Freytag weniger Beziehung - trotz seiner starken historischen Orientierung und seines Blickes für kulturhistorische Realien. Der Grund mag darin liegen, daß einmal bei Freytag das von Boeckh bevorzugt behandelte griechische Altertum in der Interessenskala gegenüber der germanischen und älteren deutschen Kulturgeschichte sowie der Spätantike zurücktrat und daß zum anderen die Neigungen des Dichters überwiegend der Literatur, vor allem der Dichtung, galten. Unter diesem Aspekt war er also trotz seines historisch geprägten Interesses weit mehr Kritiker und Interpret literarischer und poetischer Schöpfungen als Betrachter der realen Altertümer.

Freytag legte bei Lachmann als einem „gefürchteten" Professor sein Examen ab; eine menschliche Verbindung zwischen Lehrer und Schüler ist in dieser Zeit nicht entstanden. Einen persönlichen Kontakt hat es nach Freytags Bericht erst in Leipzig gegeben, als Lachmann bei seinem letzten Besuch dort im Kreis der politisch, weltanschaulich und geistig gleichgesinnten Freunde mit Freude begrüßt wurde.

Die gleiche politische Gesinnung Freytags und Haupts schuf den ersten Impuls für die Freundschaft, die sich jedoch bei den erwähnten wissenschaftlichen Berührungspunkten dann später gerade auch auf diesen weiterentwickelte.

Haupt war in seinem wissenschaftlichen Entwicklungsgang zu einem der führenden Repräsentanten der von Lachmann begründeten textkritischen Forschungsrichtung geworden, die er wie dieser auf die literarische Hinterlassenschaft der Antike und des deutschen Altertums anwandte. Für ihn hatte dabei gerade die Verbindung der beiden Fachgebiete in der philologischen Arbeit ein besonderes Gewicht; er äußerte sich dazu in seiner Antrittsrede vor der Berliner Akademie[837]. Danach sah er in der Teilung der Arbeitskapazität und in der Zersplitterung der Leistungskraft für zwei Disziplinen zwar Nachteile, denen jedoch für ihn die fruchtbare Wechselwirkung beider gegenüberstand: „aus der viel länger zur Wissenschaft gediehenen classischen philologie ist regel und methode für die deutsche zu gewinnen, und das deutsche alterthum lässt durch gegensätze und durch analogien die welt der griechen und römer deutlicher und lebendiger erkennen."

Freytag hingegen sah anders als der in der Forschung stehende Haupt nicht so vordringlich die Wechselwirkungen beider Fachgebiete. Für ihn, dessen Neigungen weit stärker dem deutschen Altertum als der Antike galten, war die Klassi-

[837] M. Haupt, Antrittsrede [Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin] vom 6. Juli 1854. In: ders., Opuscula III (wie Anm. 816), S. 2.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0233

sche Philologie vor allem die Disziplin, die „den germanistischen Studien die sichere Methode" gab.[838] Trotzdem hat er auch ihr stets ein starkes Interesse entgegengebracht, zumal ja gerade von der Spätantike her die Verbindung zum germanischen Kulturbereich gegeben war.

Es war darüber hinaus die gemeinsame patriotische Einstellung des Leipziger Freundeskreises, die bei allen Beteiligten über den Rahmen der alten Geschichte und Kulturgeschichte hinweg eine Zuwendung zur deutschen Vergangenheit in allen ihren Epochen bewirkte. Ein äußerer Anstoß für die weitere Vertiefung der Kenntnis der deutschen Geschichte bei Freytag sowie einer noch intensiveren Beschäftigung mit ihr brachte die vom Dichter damals auf Anregung des Freundeskreises begonnene Flugschriftensammlung[839], die hauptsächlich Dokumente aus der Renaissance und der Reformationszeit beinhaltete. Sie bildete eine wesentliche Grundlage an Quellen für Freytags großes kulturhistorisches Werk, die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", die in den Jahren 1852-1866 entstanden und in Teilen zunächst in den Grenzboten erschienen. In diesem Werk hat Freytag gerade auch anhand von Bildern, die die Literaturdenkmäler bieten, die Realien und das tägliche Leben dargestellt. Er hat dafür eingehende Quellenstudien betrieben, wie sie ein Forscher wie Haupt erwartete. Die Bilder in ihrer langjährigen Entstehung auf der Grundlage intensiver historischer Forschungen sind das an Arbeitsaufwand umfänglichste Werk Freytags.[840] Sie waren es, die dem Gelehrten Haupt am nächsten lagen; bestanden doch hier zwischen ihm und dem Freund die Berührungspunkte sowohl im historischen Thema und Stoff als auch in der wissenschaftlichen Methode, besonders der Quellenforschung.

So ergab sich zwischen Freytag und Haupt gerade auf diesen gemeinsamen Arbeitsgebieten des germanischen Altertums und der mittelalterlichen deutschen Kulturgeschichte, in denen der eine von der Forschung her, der andere als Schriftsteller tätig war, ein besonders reger Gedankenaustausch, der vor allem für Freytag wiederholt Anregungen für seine schriftstellerischen Arbeiten gab.

Der Philologe Haupt, der sich als Forscher mit Literatur befaßte, sah in dem Freunde nicht nur den Gesprächspartner auf dem wissenschaftlichen Fachgebiet, sondern auch den Dichter und Schriftsteller mit seinen Fähigkeiten. Er war es, der Freytag, der sich zunächst hauptsächlich als Dramatiker betätigt hatte, darin

---

[838] Freytag, Moriz Haupt. GW. Ser. L. Bd. 8, S. 102.

[839] G. Freytag, Stadt- u. Universitätsbibliothek Frankfurt a.M. Flugschriftensammlung. Vollst. Wiedergabe der 6265 Flugschriften aus dem 15.-17. Jh. sowie des Katalogs von P. Hohenemser auf Microfiche, München 1980-81; vgl. auch P. R. Franke, Die Flugschriftensammlung Gustav Freytags. Würzburg 1959.

[840] Lindau (wie Anm. 818), S. 242.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0234

bestärkte, sich dem Genre des Romans zuzuwenden[841], weil er die erzählerische Begabung des Freundes erkannt hatte. Das Ergebnis war Freytags verbreitetstes Werk „Soll und Haben", das 1855 erschien.

Noch wesentlicher wurde einige Jahre später Haupts Beitrag zur Entstehung von Freytags zweitem Gesellschaftsroman „Die verlorene Handschrift".

Der Stoff für diesen Roman stammte aus zwei dem Dichter sehr vertrauten Lebensbereichen, einmal der Landwirtschaft, die Freytag hauptsächlich aus vielen Ferienfahrten während seiner Berliner Zeit kennengelernt hatte, zum anderen aus dem Gesellschaftskreis der Universität, dem er in Breslau und Berlin selbst angehört hatte. Seine Beziehungen zu Wissenschaft und Gelehrtentum[842] hatten sich während der Leipziger Zeit durch seine Freundschaft mit Haupt, Jahn und Mommsen noch verstärkt. So war also Freytags Wahl des Stoffes aus der Sphäre der Universität nicht überraschend, sondern bot sich geradezu an und genauso die besondere Stellung, die Haupt als Person dabei einnahm, bei dem mehr als bei den anderen dieses Gelehrtentum ausgeprägt war.

Wahrscheinlich kurz bevor Haupt 1853 dem Ruf an die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität folgte, hat er dem Dichter bei einem Schoppen Wein vertraulich davon erzählt, daß - so schrieb dieser darüber[843] - „in irgend einer westfälischen kleinen Stadt auf dem Boden eines alten Hauses die Reste einer Klosterbibliothek lägen. Es sei wohl möglich, daß darunter noch eine Handschrift verlo-

---

[841] Vgl. den Brief Freytags an Haupt vom 8. Juni 1871 (Belger [wie Anm. 815] S. 37): „Sie waren der erste, der mir rieth, einen Roman zu schreiben. Was ich darauf als mein Soll in Erwägung zog. Dafür habe ich in einem zweiten an Ihnen herumgeknipst." - Zu den Einflüssen auf Freytag und zur literarischen Umwelt seiner Romane siehe jetzt H. Kaiser, Studien zum deutschen Roman nach 1848. Karl Gutzkow, Die Ritter vom Geiste. Gustav Freytag, Soll und Haben. Adalbert Stifter, Der Nachsommer. Duisburg 1977, S. 57-106; D. Kafiz, Figurenkonstellation als Mittel der Wirklichkeitsauffassung. Dargest. an Romanen der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts (Freytag, Spielhagen, Fontane, Raabe). Kronberg/ Taunus 1978, S. 65-90; M. H. Gelber, Die literarische Umwelt zu Gustav Freytags „Soll und Haben" und die Realismustheorie der „Grenzboten". In: Orbis litterarum 39. 1984, S. 38-53. - Zur Wirkungsgeschichte von „Soll und Haben": H. Steinecke, Gustav Freytag: Soll und Haben. Weltbild und Wirkung eines deutschen Bestsellers. In: Romane und Erzählungen des bürgerlichen Realismus. Neue Interpretationen. Hrsg. von H. Denkler. Stuttgart 1980, S. 138-152; zur Diskussion in der Gegenwart vgl. dort die S. 149-150 gegebenen Literaturhinweise.

[842] Zu Freytags hoher Wertschätzung der Wissenschaft vgl. auch R. Wicke, Gustav Freytags Romane „Soll und Haben" und „Die verlorene Handschrift". Ein Beitrag zur Geschichte des Gesellschaftsromans im 19. Jahrhundert. Diss. Würzburg 1949, S. 102; Holz, Flucht aus der Wirklichkeit (wie Anm. 836), S. 180-181.

[843] Freytag, Erinnerungen (wie Anm. 818). GW. Ser.2. Bd. 8, S. 622.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0235

rener Dekaden des Livius[844] stecke. Der Herr dieser Schätze aber sei, wie er in Erfahrung gebracht, ein knurriger, ganz unzugänglicher Mann". Die von den Freunden beim Wein geplante Reise in die Stadt wurde nicht verwirklicht, die Geschichte aber wurde zum Ursprung für eines der Hauptmotive in Freytags Roman, dem Suchen des Professors Felix Werner nach der verlorenen Handschrift des Tacitus[845].

Mindestens ebenso bedeutend wurde Haupts Person für den Roman. Der Dichter selbst hat bekannt, bestimmte Wesenszüge seines gelehrten Freundes sowie einiges von der Art seines Denkens, seiner Weltanschauung und seiner sittlichen Haltung der Hauptgestalt seines Werkes, dem Professor Felix Werner, beigegeben zu haben. Freytag schrieb dazu[846]: „Zu der ‚verlornen Handschrift' aber musste er stärker beisteuern. Zwar in dem Charakter des Felix Werner ist nur soviel von Haupt's Art und Weise zu finden, als ein Poet von dem Wesen eines wirklichen Menschen aufnehmen darf, ohne sich die Freiheit des Schaffens zu beeinträchtigen, und ohne einem Andern durch Indiscretion und Unzartheit Un-

---

[844] Die Suche nach einer verlorenen Handschrift des Livius führte Haupt in das zur Lübecker Diözese gehörende Kloster Cismar, vgl. M. Haupt, Über eine verlorene Handschrift des Livius. In: ders., Opuscula I, S. 303-305.

[845] Auch die in dem Roman geschilderte Handschriftenfälschung entstammte in ihrem Kern einer wirklichen Begebenheit, über die Freytag selbst auch in den Grenzboten (15. 1856 = GW. Ser. L. Bd. 8, S. 385-391) unter der Überschrift „Der falsche Uranios" berichtet hatte. Im Jahre 1856 hatte ein Grieche, namens Simonides, 72 Palimpsestblätter einer Handschrift des Alexandriners Uranios mit dem Inhalt ägyptischer Königsgeschichte an den Philologen Wilhelm Dindorf verkauft, genauso wie in Freytags Roman der Magister Knips an den Professor Stuvelius. Dindorf bot die Handschrift der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin zum Kauf an; diese war zum Ankauf bereit, und der große Ägyptologe Richard Lepsius streckte sogar 2500 Taler aus eigenen Mitteln vor. Währenddessen hatte in Leipzig der Theologe und Philologe Konstantin Tischendorf die Fälschung erkannt und seinen Kollegen Dindorf informiert, der sich jedoch den Hinweisen verschloß, ebenso wie es im Roman Stuvelius gegenüber Felix Werner tat. Schließlich kam Lepsius, der selbst nach nochmaliger Prüfung der Handschrift deren Unechtheit erkannt hatte, nach Leipzig, um die Angelegenheit zu klären. Von seiten Preußens gab es jedoch keine rechtliche Handhabe gegen Simonides; er blieb straffrei, aus Sachsen wurde er allerdings ausgewiesen. Zur Fälschungsgeschichte: A. Lykurgos, Enthüllungen über den Simonides-Dindorfschen Uranios. 2., zu einem Geschichtsabriß über Simonides, den Hermastext u. das Berliner Palimpsest erw., sowie mit Berichten u. paläographischen Erl. Prof. Tischendorfs und anderer verm. Aufl. Leipzig 1857; vgl. auch G. Ebers, Richard Lepsius. Ein Lebensbild. Leipzig 1885, S. 230-231; Harnack. Bd. 1,2, S. 958, Anm.2.

[846] Freytag, Erinnerungen, wiedergegeben in der bei Belger (wie Anm. 815), S. 35 zitierten Version.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0236

recht zu thun[847]. Eine gewisse, immerhin entfernte Aehnlichkeit hat Haupt selbst mit Behagen empfunden, und dieser Gemüthsstimmung gab er in seiner Weise dadurch Ausdruck, dass er sich zuweilen bei Zusendung seiner Berliner Programme auf diesen als ‚Magister Knips' verzeichnete, zumal seit er über den Ammian gekommen war"[848].

Die charakterliche Ähnlichkeit Felix Werners mit Haupt bestand in dem klaren Denken, dem entschiedenen Urteil, dem Individualismus und der hohen Sittlichkeit, unter der die Wissenschaft aufgefaßt wurde. Christian Belger[849] hat in seiner Charakterisierung Haupts auf das fünfte Buch des Romans verwiesen, wo Felix Werner den Fälscher der Handschrift mit den Worten tadelt, die ebenso auch Haupt gesprochen haben könnte: „Sie haben ein Verbrechen begangen an dem höchsten Gut, welches dem Geschlecht der Menschen vergönnt ist, an der Ehrlichkeit seiner Wissenschaft. Sie selbst wissen, daß ein Todfeind unserer Seele wird, wer diese Ehrlichkeit gefährdet. In unserem Reiche, wo der beschränkten Kraft des einzelnen täglich der Irrtum droht, ist der Wille wahr zu sein, eine Voraussetzung, die keiner entbehren darf, ohne andere in sein Verderben zu ziehen."

Mit dem zentralen Motiv der sittlichen Einstellung zur Wissenschaft griff Freytag in dem Roman ein Thema auf, das er auch in anderen Werken behandelt hat, das Berufsethos[850]. Während in den „Journalisten" und in „Soll und Haben" die Beziehungen des einzelnen Angehörigen eines Berufsstandes in der praktischen und täglichen Verbindung zur Gesellschaft dargestellt werden, steht die Wissenschaft, wie sie in der „verlorenen Handschrift" entgegentritt, in einer für den Menschen

---

[847] Der dem Professor Felix Werner beigegebene Charakterzug der blinden Übertreibung seines Forschungsdranges war Haupt nicht eigen. Vgl. Scheuer, Moriz Haupt (wie Anm. 815), S. 174. - Ob auch Theodor Mommsen in gewissem Maße bei der Personengestaltung in Freytags Roman eine Rolle spielte, ist nach Freytags Aussagen darüber zu verneinen. Vgl. Wickert (wie Anm. 817). Bd. 3, S. 434-435. Zu den Romanvorbildern bei Freytag s.a. G. Schneider, Schlesisches Schlüsselschrifttum. In: JSFUB 3. 1958, S. 217-218.

[848] Im Roman denkt der von Felix Werner der Fälschung überführte Magister Knips an Selbstmord und wird von dieser Verzweiflungstat nur dadurch abgehalten, daß er seine Konjekturen zum Ammianus nicht unvollendet hinterlassen dürfe. - Ein weiteres Romanmotiv, dem ein konkretes Faktum zugrundelag, sind die auf dem Preistarif des Kaisers Diokletian basierenden landwirtschaftlichen Kenntnisse Felix Werners. Freytag hatte sich mit diesem Dekret intensiv beschäftigt und mit Mommsen darüber korrespondiert. Vgl. Lindau (wie Anm. 818), S. 219-220, Anm. 2.

[849] Belger (wie Anm. 815), S. 19.

[850] L. Keller, Die Entwicklung der Berufsethik in der deutschen Literatur von Lessing bis G. Freytag. Diss. Kiel 1932.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0237

höheren, absoluten Sphäre bezüglich seines Schöpfertums; sie ist sein höchstes Gut und, in ihr die Wahrheit zu verlassen, ist nach der Aussage des Dichters ein besonders schwerwiegendes Vergehen an der Menschheit, da die Wissenschaft menschliches Denken und Handeln in grundsätzlicher Weise leitet und bestimmt. Die sittliche Verantwortung des Gelehrten ist demnach höher als die Angehöriger anderer Berufe. Diese Einstellung zur Wissenschaft als etwas Absolutem und Übergeordnetem, dem der Gelehrte in Lauterkeit zu dienen hatte, war ein wesentlicher Bestandteil des Denkens Haupts wie auch seiner Vorbilder Gottfried Hermann und Karl Lachmann; wir finden diese Haltung noch bis in das 20. Jahrhundert hinein im Gelehrtenstand[851].

Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, die Wesenszüge, in denen Haupt nach dem Urteil seiner Zeitgenossen ohne Einschränkung höchste Anerkennung fand, waren jedoch nur eine Seite seines Charakters; in der Wirklichkeit gab es in seiner Persönlichkeit manches Widersprüchliche, das bei einem objektiven Bild von ihm nicht verschwiegen werden kann. Bei Haupt waren Weichheit, Gefühl und Beeinflußbarkeit gepaart mit Härte, Grobheit und Schroffheit. Verschiedentlich wird uns darüber berichtet, am offensten von Mommsen, der besonders in seiner Berliner Zeit unter Haupts Launen und Ungehörigkeiten zu leiden hatte. Treffend ist Haupts Charakterisierung durch Lothar Wickert in seiner Biographie Mommsens[852]: „Taktvoll im Großen und den schwierigsten menschlichen Situationen gewachsen, versagte er leicht im Kleinen; wer mit ihm auskommen wollte, tat gut, auf seine Launen Rücksicht zu nehmen. Im Zorn brauste er leidenschaftlich auf und war dann schwer zu besänftigen; aber in solchen Fällen ging es meist darum, daß er seine Wissenschaft gegen Unredlichkeit und Eigennutz glaubte verteidigen zu müssen. Oft wunderlich und scheinbar weltfremd, beteiligte er

---

[851] So bei Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Er faßte Wissenschaft als Pflicht auf, der der einzelne unter Zurückstellung eigener Interessen und Ziele zu dienen hatte; Wissenschaft war für ihn etwas Wahres, das ein Teil des Unendlichen, Göttlichen war, an dem der Mensch durch sein Streben Anteil gewinnen konnte, vgl. U. von Wilamowitz-Moellendorff, Griechisches Lesebuch. Berlin 1902, S. IV; dazu auch U. Hölscher, Die Chance des Unbehagens. Zur Situation der klassischen Studien. Göttingen 1965, S. 21-22; M. Landfester, U. von Wilamowitz-Moellendorff und die hermeneutische Tradition. In: Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Hrsg. von H. Flashar, K. Gründer, A. Horstmann. Göttingen 1979, S. 172; W. Unte, Wilamowitz als wissenschaftlicher Organisator. In: Wilamowitz nach 50 Jahren. Darmstadt 1985, S. 764-766; in diesem Band S. 271-329.

[852] Wickert (wie Anm. 817). Bd. 3, S. 76 und die zugehörigen Anm. S. 447-448. - Mommsen hatte bei aller Freundschaft - vor allem in späteren Jahren - ein distanzierteres Verhältnis zu Haupt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0238

sich doch mit Energie an den Geschäften des akademischen Lebens. Mit einem Wort er war ein sittlich makelloser, aber schwieriger Charakter."

Auch Freytag kannte die verschiedenen Seiten von Haupts Wesen, die er in seinem späteren Nachruf auf ihn mit den Worten beschrieben hat: „Denn er war ein heftiger und heißer Mann, sorglich bemüht seine Leidenschaft zu beherrschen, doch wenn er einmal in hellem Zorn losbrach, so wagten nur wenige, ihm entgegenzutreten. Er hatte durch die Heftigkeit seines Naturells, durch seine gelehrte Reizbarkeit, und durch die Tyrannei, mit welcher sein starkes Wesen einengte, manchen verletzt und bedrückt"[853]. Trotz dieses Wissens um die Schwierigkeit von Haupts Charakter überwog in Freytags Schilderung die Summe der positiven Wesenszüge des Freundes, wie übrigens auch bei Mommsen in seinen Äußerungen über Haupt nach dessen Tode. Freilich, Freunde und Kollegen wußten, daß ein Umgang mit Haupt nicht immer leicht war, und die Anspielung Freytags in dem zitierten Bekenntnis über das Vorbild für den Professor Felix Werner mit der Formulierung, er habe die reale Person in der Romangestalt nur in der Weise wiedergegeben, „ohne einem Anderen durch Indiscretion und Unzartheit Unrecht zu thun"[854], kann durchaus auch mit als Hinweis auf Haupts diffizilen Charakter gedeutet werden.

Kehren wir zum Faktischen der Freundschaft zurück: Ein ausgiebiger persönlicher Kontakt war nur während der verhältnismäßig wenigen Jahre möglich, die beide gemeinsam in Leipzig verbrachten. Ihre Freundschaft setzte sich jedoch nach Haupts Berufung an die Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität trotz räumlicher Trennung in einer über Jahrzehnte währenden Korrespondenz fort. Der Anlaß war oft die gegenseitige Zusendung ihrer neuen Veröffentlichungen. Wie intensiv dieser Briefwechsel war, ist nicht mehr feststellbar; sicher ist, daß er bei weitem nicht den Umfang anderer Korrespondenzen Freytags hatte, wie beispielsweise mit Salomon Hirzel[855], Heinrich von Treitschke[856], Albrecht von Stosch[857] oder Herzog Ernst von Gotha[858]. Dennoch war es eine sehr persönliche

---

[853] Freytag, Moriz Haupt. GW. Ser. L. Bd. 8, S. 109.

[854] Freytag, Erinnerungen, wiedergegeben in der bei Belger (wie Anm. 815), S. 35 zitierten Version.

[855] Gustav Freytag an Salomon Hirzel und die Seinen. Mit einer Einleitung von A. Dove. Als Handschrift für Freunde gedruckt. Freiburg 1923.

[856] Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel. Eingeleitet von A. Dove. Leipzig 1900.

[857] G. Freytags Briefe an Albrecht v. Stosch. Hrsg. von H. F. Helmolt, Stuttgart-Berlin 1913. - Stosch, preußischer General und Admiral, war 1872-1883 Chef der Admiralität der Marine des Deutschen Reiches. Zu seinen Verdiensten gehörte die Schaffung des

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0239

und von beiden Seiten sorgsam gepflegte Verbindung, wie aus den erhaltenen Briefen hervorgeht. Von dem Briefwechsel liegen nur recht wenige Dokumente vor: Von Haupt sind es sieben Briefe[859]. Zwei hat Belger in seiner Biographie des Gelehrten zur Vervollständigung des von ihm gezeichneten Charakterbildes herangezogen[860], einen anderen Freytag am Schluß seines Nachrufes auf Haupt, vier weitere, bisher unveröffentlichte Briefe aus den Jahren 1858-1862 verdienen ebenfalls wegen der darin enthaltenen wissenschaftlichen und persönlichen Äußerungen Haupts in Auszügen bekannt gemacht zu werden. Von Freytags Briefen an Haupt ist außer den bei Belger veröffentlichten nichts erhalten[861].
Ein Brief Haupts vom 19. April 1858[862] war die Antwort auf Schreiben des Dichters sowie auf lobende und anerkennende Worte, die dieser privat und öffentlich für den Freund gefunden hatte:

„Lieber Freund,
haben Sie herzlichen Dank für Ihren Brief oder vielmehr für Ihre Briefe; denn ich habe Ihnen ja noch nicht für den ersten gedankt. Hirzel wird Ihnen aber sicherlich gesagt haben, wie sehr Sie mich damit erfreut haben. In meine Einsamkeit dringt selten ein freundliches Wort und seltener ein Klang aus der guten Leipziger Zeit. Sie haben mir durch Ihre guten freundlichen Worte eine wahre Wohlthat erzeigt und wenn sie privatim gegen mich und als Grenzbote sogar publico zu viel Ehrenvolles von mir sagen, so will ich es Ihrer Freundschaft zuschreiben, deren ich mich herzlich freue.
Aber, lieber Freund, der ‚weise Mann der seine Schätze in einer anmutig nachlässigen Weise ausschüttet' bin ich nicht. Von dem Virgil erwarten Sie nichts als

---

hydrographischen Dienstes, die Gründung der Marineakademie sowie die Förderung des Kriege Schiffbaues. Bekannt aber ist er vor allem als Gegner Bismarcks.

[858] G. Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel. Hrsg. von E. Tempeltey. Leipzig 1904; dazu der unveröffentlichte Briefwechsel im Herzoglichen Haus- und Staatsarchiv Coburg.

[859] Vgl. W. Gebhardt, Die Briefsammlung Gustav Freytags. In: JSFUB 4. 1959, S. 163.

[860] Belger (wie Anm. 815), S. 39-41.

[861] Nur kurz zu erwähnen - weil er wenig Persönliches enthält - ist ein Brief Freytags an Haupt vom 25. Oktober 1863. In dem Schreiben geht es um ein Denkmal für Jacob Grimm, der kurz vorher verstorben war. Freytag fragte Haupt als Freund und als kompetenten Fachvertreter nach seiner Ansicht und legte die eigenen Vorstellungen dar; zu dem Brief R. Leppla, Ein Denkmal für Jacob Grimm. Mit einem Brief Gustav Freytags an Moriz Haupt, Gustav Freytag-Blätter 26. 1982, S. 20-26. 26-31; vgl. auch M. Haupt, Gedächtnisrede auf Jacob Grimm. In: ders., Opuscula III (wie Anm. 816), S. 164-200.

[862] Nachlaß Freytag, Staatsbibliothek Preuß. Kulturbesitz Berlin, Inv.-Nr. 14.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0240

einen Text der hier und da etwas sauberer sein wird als die bisherigen. Die Überlieferung ist im Virgil im Ganzen so gut und durchsichtig, an mehreren Stellen aber so früh und willkürlich gefälscht, daß ohne Frechheit nicht viel anzufangen ist. Den Frühling aber und den Neidhart habe ich auch nicht als reicher Mann gegeben, sondern als recht armer Mann der seine Schulden zu bezahlen eilte ehe es zu spät wäre.

Ihre Anzeige des Neidhart ist sehr anmutig. Was macht es mir daß mir während der Arbeit die langen Anmerkungen zum Ekel wurden und daß ich Ihnen nun zu kurz gerathen bin und zu wenig kritische Tonnen in mein Fahrwasser gelegt habe, aber das Consistorialmaß für Anmerkungen ist noch nicht gefunden, und bei einer Tonne die ich sorglich gelegt habe ist Ihr Schifflein achtlos vorbeigesegelt. Ich habe in der Anmerkung zu 31,9 meine Meinung über das liliencronsche Maskenspiel deutlich eröffnet; die dort weitläufig auseinandergesetzte Bewertung der gegen Neidhart gesungenen bäurischen Trutzstrophen halte ich für das Beste an meinem Buche. Mit dem Neidhart nehme ich auf lange Zeit vom Altdeutschen Abschied. Wenn ich wieder ordentlich zu Kräften komme, so lege ich die letzte Hand an allerlei Antikes, denn aufzuarbeiten habe ich vieles. Und die französischen Volkslieder machen auch ein wehmütiges Gesicht und möchten gerne aus ihrem Gefängnisse ausfliegen.

Mein Befinden ist erträglich, wenn ich einen Tag an den anderen rechne. Zeitweilig bin ich wie ein Engel, aber zu der Tugend leichte Cigarren zu rauchen habe ich es noch nicht gebracht. Dagegen, und das ist auch etwas, befleißige ich mich eines nervenstillenden Müßigganges.

Von Herzen Ihr getreuer

M. Haupt“

Am Anfang seines Briefes erinnerte Haupt an die gemeinsamen Jahre in Leipzig. Der in seine Arbeit versunkene, zurückgezogen lebende Gelehrte dachte mit Freude und einer gewissen Wehmut an die gelöste Atmosphäre im Umgang mit den Freunden und besonders mit dem „leichtlebigen Schlesier“, wie Freytag selbst es formulierte. Für den Gelehrten mit seinem Hang, die Dinge schwer zu nehmen, war der Kontakt zu dem optimistisch eingestellten Dichter ein auf die eigene Stimmung positiv wirkender Faktor. Die sich im Brief anschließende Abwehr des ihm ausgesprochenen Lobes ist aus Überzeugung gesagt und eine Bestätigung für Haupts gerühmte „stolze Bescheidenheit“.

Haupt befaßte sich, wie dem Brief zu entnehmen ist, damals intensiv mit dem Text Vergils. Seine Werkausgabe des Dichters, die 1858 im Verlag Salomon Hirzels herauskam, stand wohl kurz vor dem Erscheinen. Eine weitere Frucht der

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn1839197889/phys_0241

Beschäftigung mit dem Vergiltext war die Abhandlung „Verbesserungen des textes des Culex und der Ciris“[863]. Freytag wartete offenbar gespannt auf Haupts Vergil und hatte das dem Freund in seinen Briefen geschrieben.
Im weiteren des Briefes kamen zwei Arbeiten Haupts aus der älteren Germanistik zur Sprache, denen Freytags Interesse noch weit stärker galt, die Ausgaben von „Des Minnesangs Frühling“[864] und des Neidhart von Reuenthal[865]. In den Grenzboten[866] hatte Freytag die Neidhart-Ausgabe lobend besprochen: „Jetzt ist durch das große Werk von Moriz Haupt der Dichter sauber und rein, von den unechten Schößlingen, welche ihn durch drei Jahrhunderte überwuchert hatten, befreit, in die Hand des Lesers gelegt. Die Methode des Herausgebers, seine entschlossene, feste, rücksichtslose Kritik sind in unserer gelehrten Welt bekannt genug.“ Neben großem Lob hatte Freytag auch eine linde Kritik an der zu geringen Ausführlichkeit der Anmerkungen nicht unterdrückt; Haupt hätte dem Leser in den mühevollen Weg seiner Forschungen durch reichhaltigere Erläuterungen Einblick geben sollen. Freytag sprach damit eine wesentliche Eigentümlichkeit der Arbeitsweise Haupts an, der oft nur das Ergebnis seiner Forschungen, nicht aber die Überlegungen, die zu dem Ziele führten, niederlegte.[867] Die ihm zum Vorwurf gemachte Kürze seiner Anmerkungen hat Haupt in dem vorliegenden Brief mit dem Hinweis auf den sich bei der Arbeit ergebenden Überdruß an solchen Erläuterungen verteidigt. Zugleich griff er aber Freytags Kritik auf, um seinerseits diesen auf eine von ihm nicht genügend berücksichtigte Einzelheit der Kommentierung aufmerksam zu machen, auf die von Haupt abgelehnte These Rochus von Liliencrons, der die Gestalten Neidharts als Masken aus dem höfischen Leben ansah. Freytag hatte dazu in seiner Besprechung geschrieben[868]: „Liliencrons Ausführung ist auch in der Arbeit sehr schön. Und in der That gewinnen nicht wenige Gedichte erst bei solcher Voraussetzung den rechten Reiz. Aber ob N`s.

---

[863] Vorgetragen am 15. Dezember 1858. Haupt, Opuscula III (wie Anm. 816), S. 62-88.
[864] Diese Sammlung der Lieder und Leiche aus dem deutschen Minnesang hatte Lachmann geplant, aber unvollendet hinterlassen; Haupt führte sie zu Ende und gab sie unter dem genannten Titel (Leipzig 1857) heraus.
[865] Leipzig 1858; zur Bedeutung der Ausgabe: I. Bennewitz u. U. Müller, Grundsätzliches zur Überlieferung. Interpretation und Edition von Neidhart-Liedern. In: Zeitschrift f. Deutsche Philologie 104. 1985, Sonderh. S. 52-79.
[866] 17, 1. 1858, S. 476-479.
[867] In ähnlicher Weise wie Haupt arbeitete bekanntlich der bedeutende Berliner Philologe Immanuel Bekker bei seiner Herausgebertätigkeit; bei ihm übrigens hatte Freytag seine mündliche Doktorprüfung in Griechisch abgelegt, vgl. dazu den ergötzlichen Bericht in G. Freytag, Briefe an die Gattin. 3. u. 4. Aufl. Berlin 1912, S. 162 (Brief vom 30. Juni 1888).
[868] Die Grenzboten 17, 1. 1858, S. 479.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0242

Bauern durchweg Masken sind, darf doch noch bezweifelt werden. Es scheint uns, daß wir über den gesellschaftlichen Verkehr der verschiedenen Stände aus jener Zeit zu wenig wissen. Namentlich in Oestreich, wie in den adligen Schultiseien der deutschen Dörfer auf Slavengrund, weist manches darauf hin, daß im 13. Jahrhundert der Edelmann auf dem Lande den Dorfleuten durchaus nicht so fern stand, daß eine Theilnahme an ihren Festlichkeiten unter seiner Würde gewesen wäre."

Für Haupt war die Frage nicht mehr zweifelhaft, sondern durch seine Bemerkungen in der Ausgabe des Neidhart grundlegend geklärt; die sogenannten Trutzstrophen konnten nach Haupts Ansicht wegen ihres gegen Neidhart gerichteten Inhalts nicht von diesem stammen, sondern waren Schöpfungen der bäuerlichen Rivalen des Dichters. Haupt polemisierte im Kommentar seiner Neidhart-Ausgabe[869]: „wer bauern nicht zutraute dass sie solche strophen zu dichten vermochten, der verriethe falsche ansicht von der bildung und sprache des volkes in Neidharts zeit und unkenntnisse der noch jetzt in den baierischen und österreichischen gebirgen unausgestorbenen wenn auch roher gewordenen volksdichtung. auch konnten von den bauern schelter zu hilfe genommen werden, ...ich halte diese bäurischen Strophen für einen beweis, nicht dass in Neidharts liedern alles für bare wahrheit zu halten ist, aber dass sie zu gutem theile aus würklichen anlässen hervorgingen und dass seine bauern nicht, wie Liliencron gemeint hat, masken sind für seine höfische Umgebung. diese meinung beruht überhaupt auf unhaltbaren gründen. ich würde ihre widerlegung mir nicht ersparen, wenn ich nicht glaubte dass Liliencron längst werde eine ansicht aufgegeben haben die an die missdeutungen erinnert welche eine zeit das verständniss griechischer dichtung zu verschieben drohten."

Diese von Haupt mit Entschiedenheit vertretene Ansicht war lange Zeit maßgebend; heute ist sie überholt, durchgesetzt hat sich die Annahme, „daß die Lieder Neidharts zu seiner Zeit nur am Hofe vorgetragen wurden, daß die wirklichen Bauern nichts von der Dörperdichtung wußten und schon gar nicht im Stil der höfischen Dörperdichtung und in Neidharts komplizierten Strophenformen antworten konnten"[870].

---

[869] Haupt, Neidhart von Reuenthal (wie Anm. 856), S. 134-135.

[870] B. Wachinger, Die sogenannten Trutzstrophen zu den Liedern Neidharts. In: Formen mittelalterlicher Literatur. Siegfried Beyschlag zum 65. Geburtstag. Hrsg. von O. Werner, B. Naumann. Göppingen 1970 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 25), S. 100 = Neidhart. Hrsg. von H. Brunner. Darmstadt 1986 (Wege d. Forschung 556), S. 145. Zur Funktion des ständigen Rollenwechsels in den Liedern Neidharts s.a. C. Rischer, Zum Verhältnis von literarischer und sozialer Rolle in den Liedern Neidharts. In: Deutsche Literatur im

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0243

Weiter äußerte Haupt in dem besprochenen Brief den vorläufigen „Abschied vom Altdeutschen", um sich Problemen der Antike und auch der Sammlung der altfranzösischen Lieder zu widmen, ein Hinweis, der in seinem Werk sichtbar ist; denn im wesentlichen befaßte er sich in den verbliebenen Lebensjahren mit Problemen der Klassischen Philologie. Ein äußerer Grund war dabei, daß mit Karl Müllenhoff ein weiterer Vertreter für das Fachgebiet der deutschen Altertumskunde an die Berliner Universität berufen wurde, so daß Haupt vom Wintersemester 1859/60 an auch im Universitätsbetrieb nur noch Lehrveranstaltungen zur griechischen und römischen Literatur abhielt[871]. Die mit als Grund für den „Abschied vom Altdeutschen" erwähnte Ausgabe der altfranzösischen Lieder ist infolge Haupts Streben nach Vollkommenheit nicht zustandegekommen[872].
Im Jahre 1859 veröffentlichte Freytag sein Trauerspiel „Die Fabier". Die Anregung für die Wahl des Stoffes stammte nach Angaben des Dichters von Mommsen[873]: „Durch seine römische Geschichte und noch mehr durch kleinere Abhandlungen kam ich dazu, mich mit der ältesten Zeit Italiens und den Schicksalen der Tiberlandschaft zu beschäftigen." Zudem lag es allgemein im Zuge der damaligen Zeit, in Nachwirkung der Romantik historische Themen zu bevorzugen.
Freytag wußte selbst um die Problematik dieses Trauerspieles, das nicht den Erfolg auf der Bühne hatte wie sein Lustspiel „Die Journalisten". Dennoch äußerte er sich im Rückblick grundsätzlich positiv zu dem Werk: „Mir zwar blieb die Arbeit wert und ich meine noch jetzt, daß sie in ihren Hauptteilen, dem dritten und vierten Akt, nicht mißlungen ist." Gleichwohl hob er auch einige kritische Punkte hervor, wie die Schwierigkeit das Drama aufzuführen, die Tatsache, daß der Zuschauer nicht sofort den Helden des Stückes erkennen kann, sowie die „breit ausgeführte Handlung", die „nicht zwei, sondern drei Parteien" hat, die

---

Mittelalter. Kontakte u. Perspektiven. Hugo Kuhn zum Gedenken. Stuttgart 1979, S. 184-210 (vgl. auch K. Bertau, Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter II. München 1973, S. 1026-1055); H.-J. Behr, Ich gevriesch bî mînen jâren nie gebûren alsô geile.... In: Neidhart von Reuenthal. Hrsg. von H. Birkhan. Wien 1983 (Philologica Germanica 5), S. 1-16.

[871] Belger (wie Anm. 815), S. 318.

[872] Dazu Kirchhoff (wie Anm. 815), S. 15: „So trug er sich seit frühen Jahren bis an sein Lebensende mit dem Plane einer Sammlung der altfränzösischen Lieder des XVI. Jahrhunderts und legte zu diesem Zwecke umfassende und kostspielige Sammlungen an; aber abgesehen von einer 1835 in nur 80 Exemplaren gedruckten Probe (Six chansons nouvelles françaises receullies par M. H.) ist davon nichts fertig geworden."

[873] Freytag zu den Fabiern, Erinnerungen. GW. Ser. 2. Bd. 8, S. 611-616; dazu auch E. Tempeltey, Gustav Freytags Trauerspiel „Die Fabier" im Lichte der Kritik seiner Entstehungszeit. In: Gustav Freytag-Blätter 3. 1956, S. 11-18. 18-20.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0244

„gegeneinander ringen". Im weiteren hat Freytag darin Selbstkritik geübt, daß er beim Schreiben des Stückes zu wenig die notwendige Verbindung zum Theater gepflegt und sich zu stark von „gelehrten Männern und historischer Wissenschaft" habe beeinflussen lassen: „Denn die ganze Schwäche des Baues rührt im Grunde daher, daß der Verfasser sich wie ein Historiker den ganzen Stamm der Fabier als den tragischen Helden des Stückes gedacht hatte, und das ist beim Drama durchaus nicht ausführbar"[874]. Freytag hat die Geschichtswissenschaft mit ihrem Postulat nach historischer Treue auch später für seine Schriftstellerei oft als lästig empfunden, wie er in einem Brief an Haupt vom 30. November 1872[875] geäußert hat. Der Brief war das Begleitschreiben, das er dem an Haupt gesandten Exemplar von „Ingo und Ingraban" beifügte; es hieß darin: „Ein Leidwesen ist bei dieser Schreiberei, dass die Geschichte einen fortwährend vexiert, d.h. die historische Treue"[876]. Andererseits standen für Freytag „Dichten und Forschen im engen Zusammenhang" und unterschieden sich „letztendlich in der Freiheit der Gestaltung"[877].

Bei der von Freytag selbstkritisch kommentierten Hinneigung zur Wissenschaft und bei seinem engen Kontakt zu Gelehrten ist nicht überraschend, daß auch Haupt zu der nicht großen Zahl von Adressaten gehörte, denen der Dichter ein Exemplar der „Fabier" übersandte. Haupt dankte in einem Brief vom 21 .April 1859[878]; er schrieb:

---

[874] In der „Technik des Dramas" (Leipzig 1863, S. 11) sprach Freytag vom „Stoff, welcher durch die dramatische Idee umgebildet wird"; er erläuterte das (S. 13): „Dem Historiker ist der Thatbestand selbst und die Bedeutung desselben für den menschlichen Geist der höchste Fund. Dem Dichter ist das Höchste die eigene Erfindung, durch welche er schöne Wirkungen hervorbringt."

[875] Abgedruckt bei Belger (wie Anm. 815), S. 38.

[876] Belger (wie Anm. 815), S. 38; zu Freytags historischen Studien und zum Verhältnis der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" zu den „Ahnen" siehe W. Scherer, Aus dem deutschen Alterthum. Dichtung und Wahrheit. In: Preußische Jahrbücher 31. 1873, S. 481-502.

[877] Herrmann (wie Anm. 819), S. 55. Die Unabhängigkeit und Freiheit der Gestaltung sah Freytag überhaupt als grundlegende Voraussetzung dichterischen Schaffens an; er schrieb dazu in den Erinnerungen (GW. Ser. 2. Bd. 8, S. 676): „Die Muse der Poesie vermag ihre Schönheit nur da ganz zu enthüllen, wo sie allein als Herrin gebietet. Wird sie Dienerin und Parteigenossin in solchen Kämpfen des wirklichen Lebens, welche die Menschen einer Zeit leidenschaftlich umhertreiben, so büßt sie gerade das ein, was ihr bester Inhalt ist: die befreiende und erhebende Einwirkung auf die Gemüter."

[878] Nachlaß Freytag, Staatsbibliothek Preuß. Kulturbesitz Berlin, Inv. Nr. 15.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0245

„Ihre Fabier haben meine Erwartung weit übertroffen. Nicht daß ich Ihrer Einsicht und dichterischen Begabung etwas anderes als ein reines und edles Werk zugetraut hätte, aber die Wahl eines antiken Stoffes machte mich einigermaßen sorglich. Aber Sie haben den Stoff meisterlich gewählt und meisterlich bewältigt. Ihr Trauerspiel ist römisch und menschlich, aus Einem Gusse, voll ernster Gewalt, seine Gedanken und Gestalten sind scharf ausgeprägt und in rechtem Golde. Die Sprache finde ich außerordentlich schön. Nur eines hat mich gestört (denn mäkeln muß ja ein Philolog von Amts wegen), die Abkürzungen der römischen Namen. Ich kann den Quint (wenn er auch zu einem Wortspiele verholfen hat) und die übrigen einsilbigen Laute schwer vertragen, Gai kaum aussprechen. Aber es mag sein daß meine Abneigung gegen solche Formen eine Idiosynkrasie ist, pedantisch ist sie gewiß, denn es wird mir schwer Horaz oder Properz zu schreiben."

Es war für Haupt bezeichnend, daß er in seinem Dankesbrief die Skepsis eingestand, die er zunächst bei dem von Freytag gewählten antiken Stoff hatte. Haupt als Vertreter einer stark historisch orientierten Wissenschaft sah das Quellenstudium als unabdingbare Voraussetzung für eine wirklichkeitsgetreue Behandlung eines solchen Themas an. Er forderte also gerade das, was Freytag in seiner späteren Kritik als das hemmende Element für die dramatische Dichtung ansah, weil es bei der Gestaltung des Handlungsablaufes und bei der Szenendarstellung nicht durchführbar sei. Haupts Äußerungen beschränkten sich jedoch nicht allein auf den historischen Aspekt; als Philologe, der gerade für das Ästhetische der Dichtung ein ausgeprägtes und feines Empfinden besaß, hob er neben dem Historischen und Römischen vor allem das Menschliche im Stück heraus, ebenso die Einheitlichkeit des Aufbaues sowie den gedanklichen Gehalt und die Zeichnungen der Charaktere. Ein besonderes Lob spendete Haupt Freytags Sprache, auch hier vor allem mit dem Blick auf das Ästhetische.

Die im weiteren des Briefes anklingende Kritik an Kleinigkeiten, nämlich die an den Abkürzungen der Namen, zeigen wieder den nach Genauigkeit und Richtigkeit strebenden Gelehrten, dabei in der etwas überspannten Form, die an Haupt bisweilen bemängelt wurde; denn hinter der dem Freunde vorgetragenen Klage steckte eine typische Kleinlichkeit, die Haupt nicht unterdrücken konnte.

Aus gleichem Anlaß wie der eben besprochene Brief ist auch Haupts Schreiben vom 10.12.1861[879] entstanden, mit dem er sich für die Zusendung des letzten Teiles der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" bedankte, die zuerst unter

[879] Nachlaß Freytag, Staatsbibliothek Preuß. Kulturbesitz Berlin, Inv. Nr. 16.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0246

dem Titel „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes“[880] erschienen und die Lebenserinnerungen von Haupts Vater als Beispiel für das bürgerliche Leben der friderizianischen Zeit enthielten - eine Tatsache, die an sich schon als Reverenz dem Freunde gegenüber zu werten war.

Haupt schrieb dazu: „Ihr Buch habe ich durchflogen: mehr konnte ich, gehetzt von Collegien und Sitzungen, noch nicht. Ich habe eine herzliche Freude daran, bin mit seinem ganzen Sinne und mit allem Einzelnen, Kleinigkeiten abgerechnet, einverstanden und über sehr vieles in schönste Bewunderung gerathen.

Ganz und gar zufrieden bin ich auch mit der Art wie Sie meines Vaters Aufzeichnungen gebraucht haben. Denn daß mein Urgroßvater nicht in Leipzig gestorben ist, sondern in einem Dorfe bei Leipzig (Kleuden), wo er Schulmeister war; daß mein Vater keine eigenen lateinischen Gedichte, sondern allerdings wunderbar schöne Übersetzungen Goethescher herausgegeben hat; daß er bis zu seinem Tode dunkles Haar hatte; daß er auch in Zeiten großer Verdüsterung alle Leute immer höflich grüßte, das kann die zweite Ausgabe bessern.“

Freytag hatte bei der Versendung des Buches wegen des darin enthaltenen Dokuments zur Geschichte der Familie Haupt zwei Exemplare an den Freund gesandt. Haupts Reaktion klingt überaus positiv. Bei der ihm eigenen Exaktheit hatte er aber auch kleine Einwände und Korrekturwünsche. Sie waren in diesem Falle, in dem seine Familie und er selbst angesprochen waren, verständlich. Freytag hat Haupts Wünschen entsprochen und diese „Kleinigkeiten“ für die folgenden Ausgaben revidiert.[881] So ist er dem Wunsche des Freundes gefolgt und hat den Sterbeort des Urgroßvaters präzisiert; „zu Leipzig“ wurde in „zu Kleuden bei Leipzig“ berichtigt. Ebenso hat Freytag den Hinweis auf die lateinischen Gedichte des Vaters korrigiert; in der Erstausgabe stand: „eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte, welche von ihm gedruckt sind, gehört zu den feinsten und elegantesten Mustern dieser Gattung von Poesie.“ Freytag spezifizierte, dem Einwand Haupts folgend, die lateinischen Gedichte in einer Parenthese als „Übersetzungen Goethescher“. Auch dem dritten Berichtigungswunsch Haupts ist Freytag nachgekommen; zwar hat er bei der Beschreibung von dessen Vater das bis zum Tode dunkle Haar nicht erwähnt, jedoch die unrichtige Charakterisierung „mit weißem Haar“ getilgt. Schließlich hat Freytag auch die Richtigstellung Haupts berücksichtigt, daß der Vater „auch in Zeiten großer Verdüsterung alle Leute immer höflich grüßte“, und die Aussage zurückgenommen, dieser

[880] Leipzig 1862.

[881] Vgl. zu den Änderungen Freytag, Neue Bilder, S. 432-433 und GW. Ser. 2. Bd. 7, S. 328-329.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0247

sei „ohne Dank und Gruß“ durch die Haufen geschritten; freilich die Charakterisierung des Stolzes hat er durch Beibehaltung der Formulierung „ohne rechts und links zu sehen“ stehen lassen.
Im Folgenden des Briefes ging Haupt auf die ihm selbst von Freytag in der Wissenschaft und im Leben seiner Zeit zugewiesene Bedeutung ein. Dieser hatte die Beschreibung von Haupts Vater mit dem Satz abgeschlossen: „Sein Sohn aber, Moriz Haupt, Professor an der Universität Berlin, wurde einer unserer größten Philologen, einer unserer reinsten Männer.“[882]
Dazu bemerkte Haupt in seinem Brief: „Was soll ich aber zu den Worten sagen mit denen Sie meiner gedenken. Doch wohl ehrlich wie mir's ums Herz ist. Also daß Sie, lieber Freund, so von mir denken, das freut mich und ich lasse mir diese Freude auch nicht durch die Erkenntniß trüben daß Sie Ihrer Freundschaft dabei die Wagschale stärker haben niederwägen lassen als Sie es sich selbst gestehen. Muß man von Freunden so viel unverdienten Tadel ertragen, so kann man auch wohl einmal das allzu sehr gesteigerte Lob eines Freundes hinnehmen und in der Stille ermäßigen.
Dennoch bin ich über Ihre Worte erschrocken. Gar viele, nicht etwa freundlich gesinnte oder urtheilslose Leute werden dies Lob unwahr finden, freilich weder Ihnen noch mir zutrauen daß es ein erbetenes sei, aber meine Sache darauf ansehen und an Ihrem Lobe, und mit Recht, starke Subtraction üben. Ich habe das Gefühl daß was Ihnen der freundlichste und treueste Sinn eingegeben hat, mich ein wenig lächerlich macht. Glauben Sie aber ja nicht daß dies Gefühl irgend ein Mißgefühl gegen Sie in sich birgt. Und damit basta: Denn am Ende kommt auf mich nicht viel an.“
Haupt bekundete offen seine Freude über die Beurteilung seiner Person und seines Wirkens durch Freytag. Ihm, dem mehr in der Stille, in der Studierstube tätigen Gelehrten wurden solche Worte der Anerkennung nicht so häufig zuteil, auch nicht von Freunden. Andererseits entsprach es nicht Haupts innerster, von Bescheidenheit geprägter Wesensart[883], so sehr in den Mittelpunkt gerückt zu werden, gerade durch ein von vielleicht vielen als subjektiv angesehenes Lob, das ein Freund aussprach. Haupts „Erschrockenheit“ über Freytags Worte war ein Ausdruck echten Unbehagens. Die gleiche Reaktion Haupts finden wir nochmals 1871, als ihm der Orden pour le mérite verliehen wurde. Freytag schrieb dazu in einem Glückwunsch an den Freund[884]: „So sind die Genien der

---

[882] Freytag, Neue Bilder, S. 434.
[883] Zu Haupts Bescheidenheit Kirchhoff (wie Anm. 815), S. 19-20.
[884] Belger (wie Anm. 815), S. 66-67.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0248

Friedensclasse endlich zu der Einsicht gekommen, es werde ihnen wohl anstehen, den Mann, welcher die schwersten Nüsse bei Krause[885] spielend mit seinem starken Kopfe knackte, in die Bruderschaft aufzunehmen! Diese Thatsache sei Ihnen ein fröhlicher Gruss des Friedensjahres, sie ist dem vergnügten Leipzig eine Erfüllung stiller Forderung, die wir seit lange in Gedanken erhoben haben. So erfüllt sich Alles; Deutschland, Elsass, friedlicher Schmuck der Hauptstadt und ihrer trotzköpfigsten Häuptlinge vom Schwert und von der Feder." Auch hier empfand Haupt ein beglückendes Gefühl unmittelbar nach dem deutsch-französischen Krieg, der ihm die Verwirklichung vieler seiner politischen Vorstellungen gebracht hatte, die Auszeichnung erhalten zu haben. Dennoch, auch in diesem Fall waren Haupts Empfindungen zwiespältig, und es ist bekannt, daß er über seine Wahl „geradezu erschrak"[886].

Im Anschluß an die Bemerkungen über seine eigene Person schloß Haupt in leicht heiterem Ton einige Worte zu der in den „Neuen Bildern" von Freytag gegebenen Darstellung Friedrichs des Großen an: „Auf das allerangenehmste bin ich durch das überrascht worden was Sie über die Person des alten Fritz sagen. Diese Person beschäftigt mich gerade jetzt zum Behufe einer Rede die ich nächstens zur Strafe meiner Sünde halten muß, und ich habe genau Ihre Ansichten." Haupt hatte dabei das Gesamtbild Friedrichs vor Augen, das Freytag gezeichnet hatte, doch im besonderen zugleich die Darstellung, die dieser vom Verhältnis des Königs zu Literatur und Poesie gegeben hatte: Die dichterische Begabung Friedrichs und sein poetisches Empfinden, die starke Orientierung an der französischen Literatur sowie seine „Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit" als Schriftsteller. Mit diesem speziellem Aspekt der Persönlichkeit des Königs setzte sich Haupt in der von ihm erwähnten Universitätsrede „Über Friedrichs des grossen poesie" (30. Januar 1862)[887] auseinander. Er nahm dort den König gegen den Vorwurf seiner Vorliebe für die französische Literatur, insbesondere die Dichtung, in Schutz und verwies darauf, daß die deutsche Literatur zur Jugendzeit Friedrichs

---

[885] Krause hieß die Weinstube, in der die Freunde in Leipzig verkehrten.

[886] Belger (wie Anm. 815), S. 66.

[887] In: Haupt, Opuscula III (wie Anm. 816), S. 137-149; wenige Jahre später hat Haupt das Thema nochmals aufgegriffen „Über die Beziehungen Friedrichs des grossen zu der entwickelung der deutschen litteratur [21. Januar 1864]". In: Opuscula III (wie Anm. 816), S. 156-163. Haupt hielt diese Rede als „Secretar" der Berliner Akademie, ein Amt, das er 1861 von August Boeckh übernommen hatte, vgl. Harnack (wie Anm. 845). Bd. 1,2, S. 991.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0249

des Großen der französischen unterlegen war, weil ihr „künstlerisches Mass, Kürze, Schärfe, Bestimmtheit“[888] fehlten.
Am Schluß brachte auch dieser Brief wieder ein Beispiel für Haupts überaus große Genauigkeit: „Immer habe ich gemeint, der selige Neidhart habe fast allzu deutlich und allzu oft dafür gesorgt daß es nicht vergessen werde wie Friderun mit Neidhart brach: Und nun kommen Sie und nennen ihn Engelhard statt Engelmar.“ Die Kritik zielte auf das Kapitel „Aus dem Leben des deutschen Bauern“ in den Neuen Bildern hin, wo Freytag als Beispiele Schilderungen Neidharts von Reuenthal brachte. Freytag hat in der Neuauflage das Versehen berichtigt und „Engelmar“ statt „Engelhard“ geschrieben, wie er überhaupt gerade diesen Teil seiner Bilder, bei dem er besonders stark auf Haupts Forschungen fußte und diesen sogar zweimal namentlich nannte, in den späteren Ausgaben in manchem veränderte.[889] Wieweit dabei Haupts Einfluß eine Rolle spielte, ist jedoch nicht mehr im einzelnen feststellbar. Immerhin wird aber auch hieraus deutlich, daß Haupt für Freytag auf dem Gebiet der mittelhochdeutschen Dichtung eine Autorität war, deren Urteil er in vielem selbstverständlich folgte.
Als Zeichen seiner freundschaftlichen Verbundenheit widmete Haupt 1871 dem Freunde seine Ausgabe der mittelhochdeutschen Erzählung „Von dem übelen Wîbe“, die ebenso wie die Werke Freytags im Verlag Salomon Hirzel erschien. Der Dichter antwortete in einem Brief vom 8. Juni 1871[890]: „Ich danke Ihnen innig für dies Geschenk. Sonst widme ich lieber, als dass ich bewidmet werde. Diesmal aber wars eine grosse und recht gesunde Freude.“ Daran anschließend sprach Freytag einen Gedanken aus, der für ihn offenbar in seiner freundschaftlichen Beziehung zu dem Gelehrten eine besondere Bedeutung hatte und wieder einmal die hohe Achtung vor diesem und seinem Wissen zum Ausdruck brachte: „Es ist immer hübsch, wenn ein so hochgelehrter Mann, Kuirassier der Wissenschaft, mit einem leichten Schützen so zutraulich Arm in Arm geht.“ Freytag erinnerte in diesem Zusammenhang an die damals bereits zwanzig Jahre währende Freundschaft und das stets „ursichere und säuberliche Vertrauen“.
Im weiteren enthielt auch dieser Brief wieder eine Charakterisierung von Haupts Arbeitsweise[891]. Freytag betonte, daß der Freund gegen seine sonstige Gepflogenheit die Anmerkungen reichlicher und ausführlicher gestaltet habe und, daß er „in seiner Gewissenhaftigkeit das Büchel der Welt noch Jahrlang vorent-

[888] Vgl. Belger (wie Anm. 815), S. 107-108.
[889] Vgl. Freytag, Neue Bilder, S. 16-17 und GW. Ser. 2. Bd. 4, S. 54-56.
[890] Abgedruckt bei Belger (wie Anm. 815), S. 36-38.
[891] Belger (wie Anm. 815), S. 37.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0250

halten" hätte, wenn er nicht „einem alten Gesellen eine Freude" hätte machen wollen. Das Ganze zeigt, wie gut Freytag die Stärken und Schwächen des Freundes kannte und wie er durch scherzhafte Bemerkungen diesen von seiner „Schwerflüssigkeit" und seinem Hang zum Zaudern etwas abzubringen suchte, genauso wie er den zurückgezogen lebenden Gelehrten in Leipzig „zu geselliger Unterhaltung in eine stille Weinstube gezogen" hatte.

Auch hinter dieser freundschaftlich-scherzhaften Anspielung auf Haupts Zögern stand die zuvor ausgesprochene Bewunderung, die der Dichter dem großen Wissen des Freundes zollte, dem er manche Anregung verdankte. Doch nicht nur der Gelehrte war stets bei der fachlich-philologischen Kommunikation der Gebende; bei aller Bescheidenheit, die Freytag diesem bezüglich seiner großen Gelehrsamkeit entgegenbrachte - auch er konnte bei wissenschaftlichen Fragen mitreden und ein fundiertes Urteil abgeben. Das zeigen seine Beschäftigung mit der neuen Forschungsliteratur und seine Besprechung neuer wissenschaftlicher Bücher[892] in den Grenzboten ebenso wie seine Korrespondenz mit Gelehrten[893]. Daß er sich eingehend philologisch mit den Texten selbst auseinandersetzte, bezeugen seine Bemerkungen in dem Dankschreiben[894] für die zweite Auflage der Vergil-Ausgabe[895]: „Dass Sie auch die kleinen Stücke dazugethan, erfüllt einen stillen Wunsch, den ich lange hatte. Und ich merke nach einem Vergleich einzelner Stücke mit dem landläufigen Text, dass auch hier die kritische Arbeit und die Funde, welche Sie gemacht haben, und die Sie in Ihrer stolzen Weise als selbstverständlich geben, manchem kleinen Hahn durch sein ganzes Leben den Kamm schwellen würden, wenn er sie gehoben hätte. Nur freilich konnte sie nicht jeder Kikeriki finden."

Am 30. November 1872 schickte Freytag „Ingo und Ingraban" an Haupt. In dem bereits oben erwähnten Begleitbrief[896] klagte er über die Verzögerung der Zusendung, „denn die Freunde sollen doch zuerst über den Autor zu Gericht sitzen." Im weiteren kam er in seinem Brief darauf zurück, daß Haupt mit seiner früheren Bemerkung zu den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", nämlich, daß diese „Studien sein sollten für einen historischen Roman", ein solches Werk

---

[892] Vgl. beispielsweise die in der GW. Ser. I, Bd. 8 abgedruckten „Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst".

[893] Beispielsweise auch im Briefwechsel mit Mommsen, vgl. Wickert (wie Anm. 817). Bd. 3, S. 399. 652-653. 655; Lindau (wie Anm. 818), S. 180. 219-220.

[894] Belger (wie Anm. 815), S. 38.

[895] Leipzig 1873; diese Auflage ist um einige pseudovergilische Werke (Dirae, Lydia, Aetna) erweitert.

[896] Belger (wie Anm. 815), S. 38.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0251

Freytags bereits voraussah und vielleicht durch seine Äußerung den Dichter in seinem Vorhaben bestärkte. Zur Reife gekommen freilich ist der Plan nach Aussage Freytags durch die „Eindrücke des Feldzuges von 70“[897].

Bei Haupt fand „Ingo und Ingraban“ ein sehr positives Echo. Belger hat darauf hingewiesen, daß dieser gerade bei diesem Werk Freytags, in dem sich in besonderem Maße Faktoren vereinigten, für die er vom Fach her durch Wissen und Verständnis kompetent war - wie eben die deutsche Frühgeschichte und das ästhetische Empfinden für Dichtung -, zu einem Urteil berechtigt war. In dem Dankesbrief[898] für die Übersendung des Buches äußerte sich Haupt sehr lobend: „Was ich nun zunächst über Ihr Buch sagen könnte und als Bücherwurm etwa zu sagen berechtigt wäre, das ist zu sagen unnütz: denn der Studien auf deren sicherem Grunde Sie es erbaut haben müssen Sie sich selbst bewusst sein. Ich bewundere aber nicht etwa bloss den Umfang dieser Studien oder die Geschicklichkeit zerstreute Züge und Manches, das vereinzelt unscheinbar ist, zu zusammenhängenden Bildern zu vereinigen, sondern meine Freude ist besonders deshalb so gross weil in Ihrem Buche die uralte Zeit in ihrer Herrlichkeit und Starrheit, in aller edlen und bösen Leidenschaft, so lebendig ist, wie in gar keinem anderen. Die Studien werden die nicht merken, die von der Edda, den nordischen Sagen, den zerstreuten deutschen Überlieferungen nichts wissen; aber die Wahrheit Ihrer Schilderungen werden Alle glauben, die Sinn für Einheit und Zusammenhang der Sitten, Anschauungen und Thaten haben. Man scheut sich, ich wenigstens, Freunde ins Gesicht zu loben, ich muss es aber doch sagen, dass ich in dem Bereiche Ihrer Erzählungen kein historisches Werk von solcher Innerlichkeit kenne, und vollends keine Dichtung von solcher thatsächlichen Wahrheit.“

Charakteristisch ist wieder, daß Haupt auch von einem poetischen Werk, dem ein historisches Thema zugrunde lag, eine wirklichkeitstreue Darstellung der historischen Fakten sowie eine vorhergehende genaue wissenschaftliche Prüfung des Stoffes forderte. Das bedeutete jedoch nicht, daß er ausschließlich mit dem Maß gelehrter Exaktheit und Objektivität die Dichtung betrachtete; er beurteilte auch in diesem Fall wieder genauso das Poetische, wobei die Wechselbeziehungen von Geschichte und Dichtung den Ausgangspunkt bildeten. In diesem Sinne waren für Haupt „Innerlichkeit“ und „thatsächliche Wahrheit“ die entscheidenden Faktoren seines Urteils, beides Aussagen, die Haupts innerem Wesen entsprangen, der Fähigkeit, poetische Schöpfung auch vom Gefühl her auf sich wirken zu lassen, und seinem Streben nach unbedingter Wahrhaftigkeit, das für

---

[897] Belger, ebd.; vgl. auch Freytag, Erinnerungen. GW. Ser. 2. Bd. 8, S. 657-658.
[898] Belger (wie Anm. 815), S. 39-40.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0252

ihn auch im Bereich der Poesie galt. Beide Kriterien bezogen sich auf den Gesamteindruck eines literarischen oder poetischen Werkes[899], der für Haupt im Vordergrund stand. Dieser Aspekt lag auch den anschließenden Äußerungen in seinem Brief zu Stil und Sprache zugrunde, wo es heißt: „Der Stil scheint manche Leser zu befremden; wenigstens habe ich schon gegen einen Weisen, der ihn gesucht fand, grob sein müssen (was mir auch vollkommen gelang); ich finde Ihre Sprache meisterhaft, nie heraustretend aus den Schranken der alten Zeit und nie das Harte, Springende, Formelhafte übertreibend. Ein rechter Beweis Ihres sicheren Gefühles und gleichsam der Wiedergeburt der alten Zeiten in Ihrem Geiste ist es mir, dass im Ingraban der Ton schon etwas gemildert ist."

Doch Haupt, dessen Meisterschaft bei der philologischen Arbeit gerade in der Lösung von Einzelproblemen bestand, ging in seinem Brief auch auf spezielle Fragen ein. Er hob als Beispiel für die dem Roman zugrundeliegenden Vorstudien die von Freytag nach dem Vorbild der Edda eingeführten Wechselreden im Ingraban hervor, die, wie er hinzufügte, auch die Zustimmung seines Berliner Kollegen Adolf Kirchhoff gefunden hätten.[900]

Dieselben Grundsätze Haupts, Dichtung zu beurteilen, finden wir nochmals in seinem letzten erhaltenen Brief an Freytag vom 26. Dezember 1873[901] ausgesprochen, in dem er sich für die Übersendung des „Nestes der Zaunkönige" bedankte. Hier begann er mit der Kritik einer philologischen Einzelheit: „Wie sehr mir die erste Abtheilung der Ahnen behagt hat, wissen Sie, die zweite habe ich mit derselben Freude gelesen. Auszusetzen habe ich nur eines, und dies als rechter philologischer Kalmäuser. Sladenkop kann Herrn Gerhard`s Fechter nicht geheissen haben: denn Kopf (cupa) wird auf Hirnschale und Haupt erst im 13. Jh. übertragen. Schwerlich gibt es ältere Beispiele, als die ich zum übelen Weibe S. 67 angeführt habe." In den Erinnerungen[902] hat Freytag Haupts Einwand erwähnt und ihm auch zugestimmt; dennoch behielt er den Namen Sladenkop bei. Er begründete dies mit der Charakterisierung des Fechters, die schon aus dem Namen sich ergeben sollte: „Aber der Name war dem Fechter deswegen beigelegt worden, weil dieser einmal mit seiner ungeheuren Faust einen geraubten Silberbecher zu einer platten Scheibe geschlagen hatte, und soll ein Beiname sein, wie

---

[899] Belger (wie Anm. 815), S. 40 hat auf Haupts aristotelischen Grundsatz der Beurteilung literarischer Werke hingewiesen, daß das Ganze die Teile bestimme.

[900] Auch der Klassische Philologe Adolf Kirchhoff hatte in jungen Jahren auf dem Gebiet der germanischen Altertumskunde gearbeitet; bekannt ist seine Schrift „Das gothische Runenalphabet" (2., durchges. Aufl. Berlin 1854).

[901] Belger (wie Anm. 815), S. 40-41.

[902] Freytag, Erinnerungen. GW. Ser. 2. Bd. 8, S. 668.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0253

ähnlich überlieferte Namen von Fahrenden, Reitern und dergleichen Volk." Hier hat sich Freytag im Widerstreit von „historischer Treue" und poetischer Gestaltungsfreiheit für diese entschieden.
Der Einzelkritik schloß Haupt im zitierten Brief das Gesamturteil an, mit nochmaliger Anfügung einer Einzelheit: „Sie haben das Leben der Zeit wundervoll ergriffen, das Klosterleben und die keimende Ritterschaft, und die Leute wandeln alle leibhaftig vor einem. Einzelnes gelobt zu hören, ist einem Dichter wohl nie sonderlich angenehm; ich muss es aber doch sagen, dass ich die Gerichtsscene zu dem Besten rechne, das Sie jemals gedichtet haben."
Der Schluß dieses Briefes vermittelt nochmals einen Eindruck von dem persönlichen Ton, der die Korrespondenz Freytags und Haupts bestimmte. Haupt schrieb in heiterer, humorvoller Laune mit Anspielung auf Gestalten aus dem „Nest der Zaunkönige" und der „Verlorenen Handschrift": „Schade ist es, dass Ihr Mönch Gozbert[903] nichts von der Hersfelder Handschrift des Ammianus sagt. Magister Knips vermisst dies schmerzlich. Die beiliegenden Emendationen (ein Theil derer, die ihn einst vor dem Hängen bewahrten) hat er mir für Sie zugestellt. Auch begehrt er, dass Sie aus Ihren Bildern die Conjectur zum Ammianus ausstreichen; senium (wie γῆρας) bedeutet nie die abgeworfene Schlangenhaut. Der Mann hat wirklich Recht. Gewusst habe ich es auch, aber Sie vernehmen es besser von einer solchen Auctorität." Auch dieser mit Humor vorgetragenen (doch nur für das Lateinische gültigen) Belehrung durch den Freund ist Freytag gefolgt und hat den Vergleich des einen Drachen darstellenden römisch-kaiserlichen Hausbanners mit einer Schlangenhaut für die späteren Ausgaben der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" getilgt.
Das Persönliche der Freundschaft beschränkte sich nicht auf den Rahmen der gemeinsamen geistigen und wissenschaftlichen Interessen mit ungezwungenen und freimütigen Äußerungen ernster und scherzhafter Art zu allen möglichen aufgeworfenen Problemen, sondern die Beziehung beider zueinander wurde zugleich von einer menschlichen Verbundenheit und Anteilnahme getragen, in die die Familien einbezogen waren.[904]
Ein weiteres anschauliches Beispiel für den teilweise gelösten und zwanglosheiteren Umgangston, der zwischen beiden herrschte, bietet ein früherer Brief vom 12. August 1862, in dem Haupt den Wunsch äußerte, sich auf seiner Erho-

[903] Gozbert war in dem im „Nest der Zaunkönige" geschilderten Kloster für die Bibliothek und Schreibstube zuständig.
[904] Vgl. die bei Belger (wie Anm. 815), S. 41 abgedruckten Zeilen Freytags zur Vermählung von Haupts Tochter Louise.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0254

lungsreise nach Oberbayern mit Freytag im Eisenbahnzug auf dem Bahnhof in Gotha zu treffen[905]:

„Ergebenstes Promemoria.
Wenn kein Wolkenbruch die Dämme zerreißt, wird Freitag den 15. August nachmittags 2 ½ auf dem Bahnhofe zu Gotha ein Zug halten der mich und meine Frauenzimmer nach einigen Minuten bis Eisenach weiterschaffen wird. Ginge der Hr. Hofrath Freytag etwa um diese Zeit zufällig in der Nähe spazieren, so wäre es ganz angenehm ihm aus dem Wagenfenster eine Hand entgegenstrecken zu können.
Wenn derselbe gar einspränge und mit nach Eisenach führe, so wäre das noch viel schöner, d.h. für mich: denn vorlieb nehmen müßte er mit einem durch ein hartes Halbjahr abgestumpften Subjecte, das erst in Oberbaiern sich wieder zu erholen hofft.

M. Haupt"

Als Haupt am 5. Februar 1874 plötzlich und unerwartet starb, widmete Freytag dem Freunde einen langen Nachruf.[906] Darin faßte er die wissenschaftlichen Leistungen des Verstorbenen und seine Wesensart, besonders soweit sie sich in seinen gelehrten Arbeiten widerspiegelten, in den Hauptzügen zusammen.
Er begann seine Würdigung mit der Bemerkung, daß Haupt als Gelehrten nur die „Fachgenossen" beurteilen könnten[907], eine Äußerung, die gleichsam eine Entschuldigung dafür war, daß der Dichter als Mann, der außerhalb der Forschung stand, es unternahm, einen Nachruf auf den Philologen Haupt zu schreiben. Es zeigte sich auch hierin nochmals Freytags hohe Achtung vor Haupts Gelehrtenpersönlichkeit.
Freytag charakterisierte den Freund als den „größten Kenner der alten Sprachen", ein Urteil, das aus dem jahrzehntelangen Kontakt des Dichters mit Haupt und seiner intensiven Beschäftigung mit dessen Werk erwachsen war und nicht auf dem Urteil anderer sich gründete. Wenn Freytag als Kenntnis der alten Sprachen das Beherrschen der Grammatik und der erhaltenen Literatur sowie „das Feingefühl für das Charakteristische des einzelnen Schriftstellers und seiner Zeitbil-

[905] Nachlaß Freytag, Staatsbibliothek Preuß. Kulturbesitz Berlin, Inv. Nr. 17. - Mit zunehmendem Alter hatte Haupt immer stärker mit einem Nervenleiden zu kämpfen; mehrfach fuhr er deshalb zur Kur, u.a. nach Reichenhall. Vgl. Belger (wie Anm. 815), S. 54-55.
[906] Freytag, Moriz Haupt (wie Anm. 815).
[907] Mit dem gleichen Gedanken begann auch Julian Schmidt seinen Nachruf auf Haupt (Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Bd. 4, S. 359).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0255

dung" definierte, so basierte dieses Urteil auf einer von der Wortphilosophie Hermanns, Lachmanns und eben Haupts beeinflußten Sichtweise philologischer Tätigkeit. Im weiteren hob Freytag die von ihm so bewunderte Vielseitigkeit des Freundes nochmals hervor, seine Beherrschung nicht nur der klassischen alten Sprachen, sondern ebenso des Mittelhochdeutschen und Altromanischen.

Haupt beeindruckte als Gelehrter besonders durch die Art seines Arbeitens. Sie war dem Dichter aus der Beschäftigung mit Haupts Werken sowie durch den wissenschaftlichen Gedankenaustausch und die persönliche Freundschaft mit ihm vertraut, so daß er ein genaues Bild davon zeichnen konnte. Charakteristisch waren Haupts große Umsicht, die umfassende Weise der Behandlung eines Themas und die äußerste Exaktheit im Detail; er ging so weit, daß er bei der Herausgabe eines Textes die gesamte Literatur der entsprechenden Zeit durcharbeitete, ein Aufwand, den er sogar für die Lösung kleinerer Probleme nicht scheute. Freytag hat in diesem Zusammenhang Haupts Niefertigwerden mit manchen umfänglichen Aufgaben auch im Nachruf nicht verschwiegen, eine Eigenart, die er in der bei Haupt sich teilweise überstark offenbarenden Form als die Leistung hemmendes Element einstufte. In der Korrespondenz hatte er dieses Zögern und Streben nach Vollkommenheit dem Freund in freundschaftlich-lockerer Weise vorgehalten. Eine andere von Freytag ebenfalls im Briefwechsel und auch öffentlich bereits vermerkte Kritik an Haupt galt dessen „knappen Mitteilungen" über den Weg, auf dem er zu seinen Forschungsergebnissen gelangt war.

Mit dem Hinweis auf weitere Merkmale Hauptscher Arbeitseigentümlichkeit, wie seine Vorliebe für kleinere Beiträge und seine Beschäftigung mit dem Detail, das er jedoch stets im Rahmen eines Größeren und Ganzen sah, sowie mit der Erwähnung von Haupts Skepsis gegenüber der damals stark in der Diskussion stehenden vergleichenden Sprachwissenschaft[908], rundete Freytag das Bild des Gelehrten und seiner Arbeit ab. Ihm schloß er eine kurze Skizzierung der Persönlichkeit an. Auch hier hat Freytag, wie bereits erwähnt, das Problematische an Haupts Wesen nicht verheimlicht. Im Mittelpunkt standen jedoch noch einmal Haupts Ethos, das sich in der unbedingten wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit widerspiegelte, sowie die Unerbittlichkeit, die er im Einsatz für diese sittliche Auffassung der Wissenschaft bei der fachlichen Auseinandersetzung zeigte. Freytag faßte seine Charakterisierung des Freundes mit den Worten zusammen: „Er war ein strenger, gewissenhafter, hochsinniger Mann von gewaltigem Wesen. Er war von so vornehmer Gesinnung, daß niedrige Selbstsucht und gemeine

[908] Belger (wie Anm. 815), S. 99-101.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0256

Motive sich ihm gegenüber furchtsam verbargen. Er herrschte als Gelehrter mit einer unübertrefflichen Klarheit, Sicherheit und Festigkeit wie ein Souverän in seinem weiten Gebiet."

Diesen dem Gelehrten geltenden Sätzen fügte Freytag zwei weitere Wesenszüge Haupts an, den des „Patrioten" und des „treuen Freundes, der aus dem reichen Schatz seines Geistes und Herzens gern spendete und dem durch Worte und Werke zu gefallen für eine hohe Ehre galt." Diese letzten Worte wurzelten besonders auf dem persönlichen Verhältnis des Dichters zu dem Gelehrten und drückten nochmals aus, wieviel für Freytag im Geistigen, Weltanschaulich-Politischen und Menschlichen die Freundschaft zu Haupt bedeutete; es ist hier die Summe dessen gezogen, was Freytag bereits zu Lebzeiten des Freundes verschiedentlich in seinen Schriften und in seiner Korrespondenz mit ihm zum Ausdruck gebracht hatte.

Seine Würdigung Haupts schloß Freytag mit einem Brief des Verstorbenen vom 18. August 1872 ab, in dem dieser auf eine Anfrage des Dichters hin zu einem damals aktuellen Thema Stellung genommen hatte, dem Problem des im Zuge der napoleonischen Besetzung nach Frankreich deportierten Besitzes aus deutschen Bibliotheken und Kunstsammlungen sowie dessen Rückführung. Freytag zitierte diesen Brief, weil er für den Charakter Haupts, seine Wahrhaftigkeit und Objektivität, bezeichnend war. Haupt schrieb unter anderem: „Ich gönne den Franzosen jeden Verlust; aber der Deutsche muß sich ehrlich durch die Welt helfen. Wir sind also darin einig, daß durchaus nichts geschehen darf, was irgend an die napoleonischen Räubereien erinnern könnte. Ich meine nichts darf ohne klaren Rechtstitel genommen werden." Haupt führte als Beispiel die aus der Heidelberger Bibliothek stammende Manessische Liederhandschrift an, deren Herkunft von dort er als nicht gesichert ansah. Auch den Umfang und Wert der Handschriften, die nach 1815 in Paris geblieben waren, setzte Haupt geringer an, als es sonst damals in der Öffentlichkeit geschah.

Das Beispiel ist nicht nur ein weiteres Zeugnis für Haupts hohes Wissenschaftsethos, das auch durch patriotische Empfindungen nicht zu beeinflussen war, es zeigt auch, daß der Dichter von einem ähnlichen Geist im Bereich der Wissenschaft erfüllt war.[909] Freytag schloß sich hier der Haltung an, die der Tradition Gottfried Hermanns und Karl Lachmanns entstammte und von Haupt mit Leidenschaft fortgesetzt wurde.

Überhaupt begegnet uns der Dichter in seiner Freundschaft mit Haupt von einer Seite, die vielleicht weniger bekannt ist. Während er in seinem literarischen

[909] Vgl. auch Lindau (wie Anm. 818), S. 284.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0257

Werk mehr als der Mann erscheint, der die Geschichte und besonders die deutsche Vergangenheit unter den von ihm vertretenen bürgerlich-liberalen Vorstellungen dem breiten Publikum nahebringen wollte, so tritt er uns in seinem Verhältnis zu Haupt und gerade bei der Würdigung von dessen Persönlichkeit und Werk als der Philologe und Historiker entgegen, der, obwohl aus dem wissenschaftlichen Wirkungskreis ausgeschieden, dennoch ein tiefes Verständnis und Gespür für die Forschung auf diesen Gebieten besaß. Seine lebenslange Verbindung zur Wissenschaft ist sicher nicht in geringem Maße gerade auch auf seine Freundschaft zu Haupt zurückzuführen, dessen umfassendes Wissen und hoher wissenschaftlicher und geistiger Anspruch dem Dichter, wenn er dieser Verbindung genügen wollte - wie er selbst bekannt hat -, auch einiges abverlangten. Die Freundschaft beider gründete sich neben dem politisch-weltanschaulichen Gleichklang und der persönlichen Sympathie ganz wesentlich auf der wissenschaftlichen und literarischen Kommunikation und auf dem Austausch wie auch der gegenseitigen Kritik und Beurteilung ihrer Veröffentlichungen. Freytag erhielt durch den Freund manchen Anstoß für seine schriftstellerischen Schöpfungen; es waren nicht nur Umsetzungen wissenschaftlicher Fakten und Probleme in sein literarisches Werk, sondern die Wirkung Haupts war so stark, daß Züge seines Wesens die Vorlage für die Hauptgestalt eines Romans des Dichters wurden. Was die Persönlichkeit des Gelehrten und seine Wissenschaft betraf, so war Haupt zweifellos der dominierende Teil dieser Freundschaft, jedoch war der jüngere und außerhalb der Forschung stehende Dichter mit seinem Ideenreichtum, seinem Gefühl für das Poetische, seiner Aufnahmebereitschaft und auch seinen weitgespannten Kenntnissen für diesen ein geschätzter Gesprächspartner. Zudem schuf der Dichter durch seine Weltoffenheit, Kontaktfreudigkeit und leichtere Art zu leben für den verschlossenen und kontaktarmen Gelehrten ein belebendes Element, das diesen aus seiner Isolierung herausriß und sich auf dessen ernste Lebenseinstellung erleichternd auswirkte. Beide empfanden demnach den Gewinn dieser Freundschaft, die trotz offensichtlich nicht so häufiger Korrespondenz eine Verbindung war, die über Jahrzehnte Bestand hatte und in ihrer Wirkung für Leben und Werk beider nicht unerheblich war.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0258

RICHARD FOERSTER (1843-1922)

SEIN WISSENSCHAFTLICHES WERK IN DER KLASSISCHEN ALTERTUMSWISSENSCHAFT, KUNSTGESCHICHTE UND KULTURGESCHICHTE SCHLESIENS

Es ist häufig das Schicksal von Gelehrten, daß ihre Wirkung auf das Forum ihres engen Fachgebietes beschränkt bleibt, auch wenn ihre Leistungen es verdienten, darüber hinaus in der gebildeten Welt auf Resonanz zu stoßen. Das gilt für Geisteswissenschaftler noch weit mehr als für Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner; gerade bei den letztgenannten berühren die Forschungsgebiete vielfach wesentlich stärker das Wohl und Wehe des einzelnen Menschen, so daß auch ihre Schöpfer deutlicher im Bewußtsein der Öffentlichkeit stehen. Ein Beispiel hierfür sind Vater und Sohn, Richard und Otfrid Foerster. Richard Foerster, der Altertumswissenschaftler, Kunsthistoriker und Forscher auf dem Gebiet schlesischer Kulturgeschichte, nahm zwar zu seiner Zeit zumindest im kulturellen und wissenschaftlichen Leben seines regionalen Wirkungskreises Breslau und Schlesien sowie überregional innerhalb der von ihm vertretenen Fachdisziplinen eine bedeutende Stellung ein, heute jedoch ist sein Name nur den Klassischen Philologen als Herausgeber einiger grundlegender Ausgaben seltener behandelter antiker Autoren bekannt, wobei wahrscheinlich sogar in diesen Fachkreisen über seine Person und sein Gesamtwerk kaum noch Vorstellungen bestehen. Anders ist es mit Otfrid Foerster, dem bekannten Neurologen[910], der als erster die histologische Untersuchung der Hirnrinde am Lebenden mit Hilfe der Hirnpunktion vornahm; sein Name ist auch manchem außerhalb der Neurologie ein Begriff, zusätzlich noch dadurch, daß er als Arzt den schwer erkrankten Lenin 1922 bis 1924 in Paris medizinisch betreut hat. Otfrid Foersters Name ist folglich auch in den neuen großen deutschen Enzyklopädien im Gegensatz zu dem seines Vaters zu finden.[911] Doch gerade Person und Werk des Vaters Richard Foerster verdienen ebenfalls heute noch Beachtung, zumindestens in der klassischen Altertums-

---

[910] NDB 5, S. 280-281; K. J. Zülch, Otfrid Foerster und die Breslauer Medizinische Fakultät. In: JSFUB 8. 1963, S. 316-338; ders., Otfrid Foerster. Arzt und Naturforscher. Berlin-Heidelberg-New York 1966.

[911] Richard Foerster wird weder in der großen Brockhaus-Enzyklopädie noch in Meyers Enzyklopädischem Lexikon noch in der Neuen Deutschen Biographie genannt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0259

wissenschaft und bei denen, die sich mit dem kulturellen Erbe Schlesiens auseinandersetzen.

Der äußere Lebensweg Foersters[912] unterschied sich nicht von dem vieler anderer Gelehrter seiner Zeit und verlief ohne wesentliche Höhepunkte. Als Sohn aus einer Familie des gewerbetreibenden Mittelstandes - der Vater war Inhaber eines Wagenbaubetriebes - wurde Foerster am 2. März 1843 in Görlitz geboren. Die Schulzeit verbrachte er auf dem Gymnasium Augusteum seiner Vaterstadt. Darauf bezog er zunächst die Universität Jena, um Theologie und Klassische Philologie zu studieren, wechselte jedoch nach zwei Semestern Universität und Hauptfach und widmete sich in Breslau schwerpunktmäßig dem Studium der Klassischen Philologie. Dieses Fach wurde in der schlesischen Metropole damals von drei Vertretern recht unterschiedlicher methodischer Richtung und Arbeitsweise betrieben: Friedrich Haase, der älteste der damaligen Breslauer Philologen, war Repräsentant einer mehr auf Grammatik und Textkritik ausgerichteten Philologie in der Nachfolge Gottfried Hermanns und Karl Lachmanns; Martin Hertz, der neben seinen Forschungen zu Gellius und Priscianus vor allem als Biograph Karl Lachmanns und als Initiator des Thesaurus linguae Latinae bekannt geworden ist, neigte ebenfalls mehr der Textphilologie zu, anders August Rossbach, der Philologie und Archäologie verband und daher eine universalere und eine mehr auf den Realien basierende Vorstellung von der Philologie hatte. Haase übte auf Foerster in dessen erster Phase wissenschaftlicher Tätigkeit den stärksten Einfluß aus, wie Dissertation und Habilitationsschrift erkennen lassen, die beide grammatischen Erscheinungen des Griechischen galten. Von 1866 bis 1875 war Foerster als Gymnasiallehrer in Breslau tätig, seit der festen Anstellung 1867 am dortigen Magdalenengymnasium. Die Gymnasiallehrertätigkeit unterbrach er 1871 zu einem zweijährigen Aufenthalt als Stipendiat des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. Dieser Aufenthalt brachte ihm zugleich wissenschaftliche und persönliche Kontakte zu Gelehrten wie Ferdinand Gregorovius[913], Wolfgang

---

[912] Zur Biographie Richard Foersters: A. Gercke, Goldenes Doktorjubiläum. In: Schlesische Zeitung, Nr. 448 vom 29. Juni 1916; E. Richtsteig, Richard Foerster. In: BJbA 43. 1923, S. 34-57; W. Kroll, Richard Foerster. In: Jahresberichte der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 97. 1919-1924, S. 1-8; ders., Richard Foerster als Gelehrter. In: Schlesische Zeitung, Nr. 533 vom 12. November 1922; P. Maas, Richard Foerster †. In: Byzantinisch-Neugriechische Jahrbücher 3. 1922, S. 417.

[913] Gregorovius (1821-1891), Kulturhistoriker, Lehrer und Journalist, unternahm 1852 seine Reise nach Italien. Klassische Werke wurden seine „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" (8 Bde. Stuttgart 1859-1873), „Lucrezia Borgia" (2 Bde. Stuttgart 1874) und „Geschichten der Stadt Athen im Mittelalter" (2 Bde. 2. Aufl. Stuttgart 1889).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0260

Helbig und Wilhelm Henzen[914]. Auch die Bekanntschaft mit dem in Strehlen geborenen Maler Arthur Blaschnik ging auf diese Zeit zurück; dessen Zeichnungen konnte Foerster später für das Schlesische Museum der bildenden Künste gewinnen.[915] Die römischen Jahre gaben Foerster die Anregung und die Möglichkeit der Materialsammlung für künftige wissenschaftliche Arbeiten, wie für die große Ausgabe des Libanios, die zu seinem Hauptwerk wurde. Für die wissenschaftliche Entwicklung Foersters war die Zeit vor allem deshalb entscheidend, weil er in enge Berührung mit den Realien des Altertums, vor allem mit den Bau- und Kunstdenkmälern, kam. Von nun an steuerten seine Interessen weit stärker als vorher über den textphilologischen Rahmen, in dem er als Schüler Haases gearbeitet hatte, hinaus auf universalere Bahnen der Betrachtung des griechisch-römischen Altertums.[916]

1875 gelang Foerster der Übergang in die Hochschullehrerlaufbahn durch die Übernahme eines Lehrstuhles für Klassische Philologie an der Universität Rostock; dort blieb er sechs Jahre, bis er 1881 einen Ruf nach Kiel erhielt. 1890 schließlich kehrte er nach sechzehnjähriger Abwesenheit als Ordinarius für Klassische Philologie und Archäologie als Nachfolger Rossbachs an seine „Alma mater" in Breslau zurück, wo er dann jahrzehntelang in Lehre und Forschung tätig war und darüber hinaus im wissenschaftlichen und kulturellen Leben der Stadt ein überaus vielseitiges und einflußreiches Wirken entfaltete. In seinen

---

[914] Helbig (1839-1915) war seit 1862 Mitarbeiter der Abteilung Rom des Deutschen Archäologischen Instituts und von 1865-1887 deren 2. Sekretar (vgl. L. Wickert, Beiträge zur Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts, 1879-1929. Mainz 1979, S. 50-61 und 67-72). - Henzen (1816-1887) war Klassischer Philologe und Epigraphiker; seit 1842 arbeitete er in der römischen Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts; von 1844-1856 war er dort 2. Sekretar, bis 1887 1. Sekretar (vgl. ebd., S. 28-42; S. 50-58).

[915] R. Foerster, Arthur Blaschnik. In: Jahresbericht der Schlesischen Geschichte 96. 1918, Nekrologe, S. 6-13.

[916] Zwar hatte sich Foerster auch schon vorher unter dem Einfluß von Rossbach mit der Archäologie befaßt, 1866 wurde er stellvertretender Sekretär der archäologischen Klasse der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur" und hat in diesem Jahr seine erste archäologische Arbeit „Die Hochzeit des Zeus und der Hera" veröffentlicht. Die verstärkte Hinwendung zu den Realien zeigte sich aber erst nach dem Romaufenthalt. Damals widmete er sich intensiv der Mythologie: 1874 erschien sein Persephonebuch (siehe unten Anm. 934) und zwei Jahre später sein Aufsatz „Über Mythenforschung" (siehe unten Anm. 935). Auch die Arbeit an der Realienliteratur wie den griechischen Kriegsschrittstellern läßt diese Tendenz erkennen (Studien zu den griechischen Taktikern. In: Hermes 12. 1876, S. 426-471); die letztgenannte Arbeit hat bis heute ihre Bedeutung.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0261

späteren Jahren genoß er das Ansehen des „Nestors" dieser Universität. Foerster starb nach einem erfüllten Leben, aber dennoch unerwartet am 7. August 1922.

Wenn wir nochmals auf Foersters wissenschaftlichen Entwicklungsgang den Blick richten, so standen seine Studienzeit und die folgenden Jahre erster Forschungstätigkeit noch unter dem Einfluß einer mehr grammatisch-textbezogenen Philologie, wie sie vor allem in der Nachfolge Karl Lachmanns und Moriz Haupts für das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts charakteristisch war; erst allmählich wieder erlebte die auf die Realien bezogene Richtung der Klassischen Philologie ihre Renaissance. Bei Foerster wird die dominierende textphilologische Orientierung dieser frühen Phase seiner Gelehrtentätigkeit, wie bereits angedeutet wurde, aus den Themen ersichtlich, die er sich für die Dissertation und die Habilitation gewählt hatte. In der Dissertation[917] widmete er sich der sprachlichen Erscheinung der Attraktion, die er am Beispiel der Dramen des Aischylos behandelte; in der Habilitationschrift[918] dehnte er das Problem auf die spätere griechische Literatur, vor allem auf die Dichtung, aus, wobei er auch stark den sprachpsychologischen Aspekt berücksichtigte.

Im Verlaufe von Foersters weiterer Forschungstätigkeit jedoch machte die Beschäftigung mit den Texten nur einen Teil philologischer Arbeit aus, auf dem freilich wegen der Größe der gestellten Aufgaben ein besonders starkes Gewicht lag und dessen Ergebnisse im Gesamtwerk am stärksten bis in die Forschung der Gegenwart hineinwirken.

Auf eine Anregung Rossbachs hin verwirklichte Foerster die Herausgabe der Texte der Physiognomiker. Die Quellen dieser antiken Lehre, die aus körperlichen Merkmalen Schlüsse auf menschliche Charaktereigenschaften zog, waren bis zu Foersters Ausgabe unzugänglich. Für diesen selbst war die Physiognomik zugleich wegen seiner kunsthistorischen Forschungen von hohem Interesse. Die notwendige handschriftliche Basis für die Edition der griechischen und lateinischen physiognomischen Texte schuf sich Foerster bei seinem Italienaufenthalt 1872/73. Die Arbeit an der Ausgabe füllten dann einen wesentlichen Teil seiner wissenschaftlichen Tätigkeit während der Jahre in Rostock und Kiel; in kleineren Beiträgen gab er mehrfach Zwischenergebnisse heraus.[919] Die vollständige zwei-

---

[917] De attractionis in Graeca lingua usu quaestionum particula I. De attractionis usu Aeschyleo, Diss. Breslau 1867.

[918] Quaestiones de attractione enuntiationum relativarum qualis quum in aliis tum in Graeca lingua potissimum apud Graecos poetas fuerit. Berlin 1868.

[919] Aus ihnen wird zugleich deutlich, daß er die gesamte antike Literatur in seine Forschungen einbezogen hatte: De Aristotelis quae feruntur physiognomonicis recensendis. Kiel 1882; Die Physiognomik der Griechen. Kiel 1884; De translatione Latina phy-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0262

bändige Sammlung der „Scriptores physiognomonici Graeci et Latini" erschien nach jahrzehntelanger Arbeit 1893 bei Teubner in Leipzig zum Geburtstag Rossbachs, dem Foerster als dem Initiator des Unternehmens das Werk auch gewidmet hat. Foerster hat in der für ihn charakteristischen Weise umfassend und sorgfältig das Material zusammengetragen, und zwar so weitgehend, daß er sogar Quellentexte wie die lateinische Übersetzung der pseudo-aristotelischen Φυσιογνωμονικά durch Bartholomaeus von Messana oder die arabische Übersetzung der im griechischen Original verlorenen, unter dem Namen des Sophisten Polemon überlieferten Physiognomonia in seine Ausgabe einbezogen hat. So bietet Foersters Bearbeitung schon von der Fülle des Materials her die bis heute grundlegende Sammlung dieser antiken Spezialtexte.

Auf den Romaufenthalt zu Anfang der siebziger Jahre ging auch die Aufgabe zurück, die Foerster zu seinem Lebenswerk machte, die Herausgabe des so umfangreichen Werkes des spätantiken Rhetors und Sophisten Libanios[920]. Die letzte wissenschaftliche Beschäftigung mit der Überlieferung der Schriften des Libanios lag mit der Bearbeitung Johann Jakob Reiskes ein Jahrhundert zurück. Die Mängel dieser Ausgabe, die nach Reiskes Tode von dessen Frau Ernestine Christine für den Druck bearbeitet worden war, bestanden besonders wegen der zu schmalen handschriftlichen Grundlage, so daß eine Neubearbeitung ein Desiderat der Wissenschaft war. Es galt also eine moderne wissenschaftliche Ausgabe zu schaffen, die auf der handschriftlichen Überlieferung in weitem Umfang basierte. Den Impuls und die Ermunterung zu dieser Aufgabe erhielt Foerster von Rudolf Hercher[921], mit dem er 1868 in Rom bekannt geworden war. Von der Zeit

---

siognomonicorum quae feruntur Aristotelis. Progr. acad. Kiliae 1884; De Polemonis physiognomonicis. Kiliae 1886; De Apulei quae fertur physiognomonia recensenda et emendanda. In: Jahrbücher für class. Philologie. Suppl.-Bd. 15. Leipzig 1887, S. 557-590; De Loxi physiognomonia. In: RhM 43. 1888, S. 505-511; Quaestiones physiognomonicae. Progr. acad. Kilia 1890. Im Rahmen seiner eigenen Forschungen zur antiken Physiognomik hat Foerster auch die Anregung zu Dissertationen gegeben: E. Kelter, Apulei quae fertur physiognomonia quando composita. Diss. Kiel 1890. - Zur neueren physiognomischen Forschung vgl. R. Megov, Antike Physiognomielehre. In: Das Altertum 9. 1963, S. 213-221.

[920] Vol. 1-12. Lipsiae 1903-1927; Nachdr. Hildesheim 1963.

[921] Hercher (1821-1878), seit 1861 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, war einer der besten Kenner der Spätantike zu seiner Zeit. Er zählte zu den Hauptrepräsentanten der sog. Konjektural- und Interpolationsphilologie (vgl. Jahrbuch für Altertumskunde 1. 1878, S. 9-10; Allgemeine Deutsche Biographie 12. 1880, S. 51-54; W. Unte, Berliner Klassische Philologen im 19. Jahrhundert. In: Berlin und die Antike. Aufsätze. Berlin 1979, S. 60-61; in diesem Band S. 85-87).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0263

des Rombesuches bis zu seinem Tode, also mehr als fünfzig Jahre, hat Foerster an dem gewaltigen Unternehmen gearbeitet. Er hat dabei 660 Handschriften aus den meisten Bibliotheken Europas gesammelt, geprüft und ihre Verwandtschaftsverhältnisse festgestellt. Die Arbeit war gerade auch deshalb so mühevoll, weil keine der Handschriften das Gesamtwerk des Rhetors umfaßte.

Als Zwischenergebnisse des großen Vorhabens hat Foerster eine Vielzahl[922] von kleineren und auch größeren Beiträgen - meistens in Zeitschriften - veröffentlicht; hauptsächlich ging es darin um überlieferungsgeschichtliche und textkritische Probleme. So ist er beispielsweise in einer ausführlichen Abhandlung der Person des sonst wenig bekannten italienischen Humanisten Francesco Zarnbeccari und dessen lateinischer Übersetzung von Briefen des Libanios nachgegangen.[923] Der Anlaß zu dieser zugleich für die Philologiegeschichte interessanten Untersuchung war die Frage nach dem Wert dieser Übersetzung für die Textüberlieferung und Textkritik des Libanios. Foerster fand heraus, daß Zarnbeccaris Übersetzung Handschriften zugrundelagen, die nur einen Teil der Briefe des

---

[922] Zwei unedirte Declamationen des Libanios. In: Hermes 9. 1875, S. 22-71; Emendationes ad Libanii declamationes nuper editae. In: Hermes 9, 1875, S. 373-381; Helladios und Libanios. In: Philologus 35. 1876, S. 710-711; Emendationes ad Libanii declamationes nuper editae alterae. In: Hermes 10. 1876, S. 7-22; Zur Schriftstellerei des Libanios. In: Jahrbücher für class. Philologie 113. 1876, S. 209-225, S. 491-504, S. 633-641; Libaniana. In: RhM 32. 1877, S. 86-91; Supplentur et emendantur Libanii Κεφάλου καὶ Ἀριστοφῶντος ἀντιλογίαι. In: Hermes 12. 1877, S. 217-222; De Libanii libris manuscriptis Upsaliensibus et Lincopiensibus commentatio. Gratulationsschrift d. Universität Rostock zum 400jährigen Jubiläum d. Universität Uppsala. Rostock 1877; Aristophanes oder ein anderer. In: Hermes 12. 1877, S. 207-216; Ὑπερ τῶν ὀρχηστῶν. Progr. acad. Rostock 1878; Ein Vers des Helladios. In: Hermes 14. 1879, S. 469-472; Libanii et Choricii fragmenta. In: Mélanges Graux. Paris 1884, S. 629-641; Mitteilungen über Handschriften des Libanios. In: Sitzungsberichte d. Kgl. preuß. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1885. II, S. 899-918; Über einen Palimpsesten des Libanios in Jerusalem. In: Sitzungsberichte d. Kgl. preuß. Akad. d. Wiss. zu Berlin 1893. II, S. 1321-1340; Expletur lacuna in Libanii declamatione quae inscribitur μάγου κατηγορία. In: RhM 52. 1897, S. 296-298; Eine Fälschung des Libanios. In: Philologus 59. 1900, S. 400-405; De Libanio, Pausania, templo Apollinis Delphico. In: Album gratulatorium in honorem Henrici van Herwerden. Traiecti ad Rhenum 1902, S. 45-54. - Daneben hat Foerster auch zu einer Reihe von Dissertationen über Libanios die Anregung gegeben: H. Markovski, De Libanio Socratis defensore. Diss. Breslau 1909; J. Bielski, De aetatis Demosthenicae studiis Libaniis. Diss. Breslau 1914; B. Kruse, De Libanio Demosthenis imitatore. Diss. Breslau 1915; C. Rother, De Libanii arte rhetorica quaestiones selectae. Diss. Breslau 1915; E. Richtsteig, Libanius qua ratione Platonis operibus usus sit. Diss. Breslau 1918.

[923] Francesco Zambeccari und die Briefe des Libanios. Stuttgart 1878.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0264

Libanios enthielten, und, daß seine Übertragung voll von Unstimmigkeiten und Mißverständnissen steckt, so daß sie für die Überlieferungsgeschichte und Textkritik wertlos ist. Zudem besteht die Sammlung, wie Foerster nachweisen konnte, aus großenteils unechten Briefen, die das Machwerk des Übersetzers sind.
1903 erschien der erste Band der umfangreichen Ausgabe; bis 1915 folgten die Bände zwei bis acht, die die Reden des Libanios enthielten; 1921 bis 1922 kamen als Band zehn und elf die Briefe heraus. Die breit angelegten Prolegomena, in denen Foerster die Überlieferung der Werke des Libanios umfassend dargestellt hat, lagen bei seinem Tode als Manuskript fertig vor und sind als der fehlende neunte Band posthum von Foersters Schüler Eberhard Richtsteig herausgegeben worden, der auch insgesamt die weitere Betreuung der Ausgabe übernahm.
Mit der großen kritischen Ausgabe der gesamten literarischen Hinterlassenschaft des Libanios hat Foerster ein Werk geschaffen, das in seiner umfassenden Verwertung aller verfügbaren Quellen, in seiner klugen Abwägung der gegebenen Fakten sowie in seiner bewundernswerten Gründlichkeit trotz mancher Einwände im einzelnen, die von der neuen Forschung zu erheben sind, auch den heutigen Ansprüchen der Wissenschaft entspricht und noch auf nicht absehbare Zeit die maßgebliche Textausgabe dieses Autors sein wird.[924] Es ist eine wissenschaftliche Leistung, die in ihrem Wert nicht allein aus der Beurteilung des an und für sich zweitrangigen Libanios zu würdigen ist, sondern weit mehr aus der Bedeutung, die dieser als Quelle für die griechische Kultur- und Geistesgeschichte insgesamt sowie im besonderen für die des vierten nachchristlichen Jahrhunderts besitzt.
Mindestens ebenso wertvoll wie die Textausgabe ist der von Foerster und Karl Münscher verfaßte ausführliche Artikel über Libanios in „Paulys Real-Encyklopädie der classischen Altertumswissenschaft“[925]. Er bietet in der Zusammenfas-

---

[924] Vgl. das Urteil in: Libanius' Autobiography (Oration 1). Ed. with introd., transl. and notes by A. F. Norman. Oxford 1965, S. XXXI: „Foersters detailed examination of the manuscripts has rendered any further assessment superfluous, and, thanks to his comprehensive critical apparatus, such information may properly be presented in a simplified form.“ Dieser Satz ist für die wissenschaftliche Gesamtleistung nach wie vor gültig, wenn auch natürlich in manchen Einzelfragen der Textgestaltung jetzt anders zu urteilen ist. Wie sehr Foersters Forschungen zu Libanios noch in der wissenschaftlichen Diskussion sind, zeigen die Arbeiten Paul Petits, vgl. „Sur la date du pro templis de Libanius“. In: Byzantion 21. 1951, S. 285-309, deutsch in: Libanios. Hrsg. von G. Fatouros und T. Krischer. Darmstadt 1983 (Wege der Forschung, 621), S. 43-67, und „Die Datierung des Antiochikos“ (Or. 11) des Libanios. Ebd., S. 129-149.
[925] Bd. 12, 2. Stuttgart 1925, Sp. 2486-2551. Zum bleibenden Wert des RE-Artikels vgl. J. Martin und P. Petit: „...demeure précieux, ainsi que le copieux article de la Real-Encyklo-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0265

sung alles verfügbare Material über den spätantiken Rhetor und Sophisten. Neben den biographischen Fragen, wie Geburtsjahr, Geburtsstadt Antiochia, Familie, Lehrer und Selbststudium, sind dort alle erhaltenen und verlorenen Werke im einzelnen behandelt; darüber hinaus ist auch das Bild des Menschen Libanios gezeichnet, besonders sein Verhältnis zur Religion und seine ethische Einstellung; im Schlußkapitel sind schließlich die wichtigen Fakten zur Rezeptionsgeschichte und zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Antiochener zusammengestellt. Der Artikel ist bis in die Gegenwart die Grundlage für die gesamte Libaniosforschung.

Durch die Arbeit an Libanios erschloß sich Foerster zugleich den Zugang zur spätantiken und byzantinischen Kultur- und Literaturgeschichte insgesamt. Bei der Frage nach der Echtheit von Reden des Libanios stieß er auf den Rhetor Chorikios von Gaza, der im sechsten nachchristlichen Jahrhundert lebte[926] und wegen seines attischen Griechisch, das er schrieb, bei den byzantinischen Gelehrten hohe Autorität genoß und durch die Fülle von Zitaten und Bezügen auf die klassische Literatur bedeutsam ist. Foerster hat die Reden des Chorikios nach und nach einzeln herausgegeben[927]; das Manuskript einer Gesamtausgabe, die er schon 1893 angekündigt hatte, lag bei seinem Tode druckreif vor und wurde

---

pädie" (Libanios, Discours, T. 1, Texte établi par J. Martin et traduit par P. Petit. Paris 1979, S. XI). - Mit dem zitierten ersten Band der Reden des Libanios ist der Beginn einer neuen kritischen Ausgabe gemacht worden, die unter der Leitung von Jean Martin erscheinen soll.

[926] Zur Biographie des Chorikios jetzt: F. Litsas, Chorikios of Gaza. An approach to his work, introd., translat., Comm. Diss. Univ. of Chicago 1980 [Nur als Mikrofiche].

[927] Achilles und Polyxena. Zwei unedierte Deklamationen des Choricius. In: Hermes 17. 1882, S. 193-238; Choricii dialexis. In: RhM 37. 1882, S. 483-484; Zwei neue Reden des Choricius. In: RhM 49. 1894, S. 481-525; Duae Choricii orationes nuptiales primum editae a R. F. Index lectionum aest. Wratislaviae 1891, S. 3-24; Duae Choricii in Brumalia Justiniani et de Lydis orationes primum editae a R. F. Index lectionum hib. Wratislaviae 1891, S. 3-18; Choriciana Miltiadis oratio primum edita a R. F. Index lectionum hib. Wratislaviae 1892; Anecdota Choriciana nova. In: Philologus 54. 1895, S. 93-123; Libanii et Choricii fragmenta. In: Mélanges Graux. Paris 1884, S. 629-641. - Als erläuternde Darstellungen ist zu erwähnen: Der Praxiteles des Choricius. Jahrbuch d. Kaiserl. deutschen archäologischen Institutes 9. 1914, S. 167-190. - Zu Choricius sind auch Arbeiten von Schülern Foersters zu nennen: J. Malchin, de Choricii Gazaei veterum Graecorum scriptorum studies. Diss. Kiel 1884; K. Kirsten, Quaestiones Choricianae. Wratislaviae 1894 (Breslauer philologische Abhandlungen 7,2); G. Pietsch, De Choricio Patroeli declamationis auctore. Wratislaviae 1910 (Breslauer Philologische Abhandlungen 42).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0266

ebenfalls von Eberhard Richtsteig veröffentlicht[928]; es ist die allein maßgebende Ausgabe dieses Autors.[929]

Zum Umfeld der Libaniosforschung gehörte auch die Suche nach dessen attizistischen Vorbildern wie Ailios Aristeides oder Themistios.[930] Schließlich hat er auch unter geistes- und literaturgeschichtlichem Aspekt einige Arbeiten über Kaiser Julianos Apostata, den letzten großen Gegner des Christentums in der Spätantike, verfaßt.[931] Ein Stück europäischer Geistesgeschichte ließ Foerster in seiner Untersuchung „Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit"[932] Revue passieren. Er gab hier einen Überblick über die Behandlung des Julian-Themas in der europäischen Literatur, besonders der Dichtung, von der Spätantike über das Mittelalter bis zur Wende des 19. und 20. Jahrhunderts. Interessant ist hierbei vor allem im einzelnen die Darstellung des positiven oder negativen Bildes des Kaisers, das zu den verschiedenen Zeiten gezeichnet wurde.

Aus diesen Folgearbeiten, die Foerster im Zusammenhang seiner Libaniosforschungen aufgriff, wird besonders deutlich, daß es ihm darum ging, die Epoche der Spätantike insgesamt zu erfassen mit all ihren Bezügen zur Vergangenheit und ihrer Wirkung auf die weitere Kulturgeschichte. Seine wertvollen Textausgaben sollten nur als Grundlage weiterer Forschung das Quellenmaterial bereitstellen.

Die universal historisch ausgerichtete Forschung tritt bei Foerster vor allem in seiner Beschäftigung mit Archäologie und Mythologie zutage.

Die Archäologie betrieb Foerster in enger Verbindung zur Philologie; sie war bei ihm noch nicht eine selbständige Disziplin. Wenn sich Foerster dabei in seinen archäologischen Forschungen im wesentlichen ästhetischen und motivgeschichtlichen Forschungen zuwandte, so unterschied sich die Art seiner Betrachtung

---

[928] Choricius Gazaeus, Opera. Rec. Richardus Foerster †, editionem confecit Eberhardus Richtsteig. Lipsiae 1929.

[929] Die bis dahin gebräuchliche Ausgabe von Jean-François Boissonade (Paris 1846) war unvollständig.

[930] Vgl. Andreas Dudith und die XII. Rede des Themistios. In: Neue Jahrbücher für Pädagogik 3. 1900, S. 74-93. In diesem Aufsatz suchte Foerster zu beweisen, daß die zwölfte Rede des Themistios nicht dessen Werk ist, sondern von dem Humanisten Andreas Dudith verfaßt wurde; die Forschung ist dieser These nicht gefolgt. - In den Rahmen einer Rhetorikforschung gehörte auch der frühe Aufsatz: Zu den Reden des Demosthenes gegen Aphobos. In: Neue Jahrbücher für classische Philologie 109. 1874, S. 345-362, in dem sich Foerster mit der Echtheit dieser Reden sowie textkritischen Problemen befaßte.

[931] Kaiser und Galiläer. Rede zum Geburtstag des Kaisers. Breslau 1903, auch in: Das Erbe der Antike. Festreden gehalten in der Universität Breslau. Breslau 1911, S. 60-79.

[932] Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 5. 1905, S. 1-120.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0267

dennoch von der reinen Kunstarchäologie, weil er als klassischer Philologe in ganz erheblichem Umfang die literarische Überlieferung zugrundelegte. Auch die Arbeitsweise, die sich auf die Sammlung und die Auswertung des verfügbaren Quellenmaterials stützte, war bei ihm von der philologischen Methode bestimmt, wie sie im Sinne einer historischen Altertumswissenschaft August Boeckh und vor allem Karl Otfried Müller gefordert und angewandt hatten.

So hat Foerster in seinen „Farnesina-Studien“[933] eine Baugeschichte der Villa unter Berücksichtigung aller Aspekte gegeben und ist auch den Fragen nach Entstehung, Inhalt und Gehalt der einzelnen Fresken nachgegangen. Eine Verbindung mythengeschichtlicher, literarischer und kunstgeschichtlicher Gesichtspunkte bot er schon vorher in seinem Buch „Raub und Rückkehr der Persephone“[934] sowie in seinem Aufsatz „Über Mythenforschung“[935]. Ebenso finden wir diese Verknüpfung kunstgeschichtlicher und philologischer Betrachtung in dem Aufsatz „Alkamenes und die Giebel-Kompositionen des Zeustempels in Olympia“[936], worin sich Foerster mit den kunstgeschichtlichen Angaben bei Johannes Tzetzes und in der Suidas auseinandersetzte. Besonders stark tritt der auf Karl Otfried Müller basierende methodische Standpunkt der Erfassung sämtlicher Zeugnisse in der Arbeit „Antiochia am Orontes“[937] hervor; hier hat Foerster im Anschluß an die topographischen Untersuchungen Müllers zum gleichen Forschungsgegenstand aufgrund alles vorliegenden schriftlichen Materials, besonders auch der Inschriften, Ergänzungen und Erläuterungen zu den literarischen Quellen gegeben sowie Einzelheiten, wie die Regulierungen des Orontes, rekonstruiert.[938] Die Arbeit erschien übrigens zum hundertsten Geburtstag Müllers und ist so schon äußerlich eine Huldigung Foersters an sein großes Vorbild.

---

[933] Rostock 1880.
[934] Stuttgart 1874.
[935] Jahrbücher für classische Philologie 22. 1876, S. 801-830.
[936] RhM 38. 1883, S. 421-449.
[937] Jahrbuch d. Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institutes 12. 1897, S. 103-149.
[938] In gleicher Weise ging Foerster schließlich motivgeschichtlichen Fragen nach, die sich bei der Sondierung des Materials aus Antiochia ergaben; beispielsweise sei das Problem Lotosblatt oder Feder als Attribut des Hermes erwähnt (vgl. Zu den Skulpturen und Inschriften von Antiochia. In: Jahrbuch d. Kaiserlichen Deutschen Archäologischen Instituts 16. 1901, S. 39-55; Hermes in einer Doppelherme aus Cypern, ebd. 19. 1904, S. 137-143). - Zur Bedeutung Antiochias aus der Sicht der neueren Forschung vgl. J. H. W. G. Liebeschuetz, Antioch. City and imperial administration in the later Roman Empire. Oxford 1972.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0268

In der Mythenforschung suchte Foerster wie auch andere Gelehrte in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Synthese der verschiedenen methodischen Richtungen.[939] Er knüpfte auch hier mit seiner Forderung nach der Betrachtung der gesamten Entwicklung eines Mythos und mit der Frage nach seiner stammesgeschichtlichen Zuordnung an Karl Otfried Müller an, der die Beziehungen und Verbindungen der Mythen zu den einzelnen griechischen Stämmen in den Mittelpunkt seiner Mythentheorie gestellt hatte. Unter diesem historischen Aspekt wandte sich Foerster in seinem schon zitierten Aufsatz „Über Mythenforschung" gegen die teilweise vorgenommene Beschränkung auf die Zeit ab Homer und forderte ausdrücklich die Berücksichtigung der griechischen Frühgeschichte. Ebenso bezog er die besonders von Friedrich Gottlieb Welcker und Ludwig Preller betriebene Betrachtung der Phänomene der Natur sowie die von Adalbert Kuhn, Max Müller und anderen vertretene vergleichende Mythologie, die methodisch parallel zur vergleichenden Sprachwissenschaft stand und sich bezüglich der Erklärung der Mythen aus Naturerscheinungen mit der erstgenannten Richtung traf, in seine Mythenforschung ein; er polemisierte jedoch gegen Überspannungen in diesen Richtungen. Ihm ging es im Sinne der universal-historischen Betrachtung des Altertums darum, Ursprung, Herkunft, Entwicklung und Bedeutung eines Mythos herauszufinden. Bei diesem Konzept kam für ihn der vollständigen Sammlung allen Materials zu einem Mythos eine besondere Bedeutung zu. Durchgeführt hat Foerster seine Vorstellungen der Mythenforschung in der bereits genannten Schrift „Der Raub und die Rückkehr der Persephone". Foersters Untersuchung hatte das Ziel, einen „Einblick nicht nur in die Bedeutung, sondern auch in die geschichtliche Entwicklung des Mythos vom Raube und der Rückkehr der Persephone auf den Gebieten des Cultus, der Philosophie, der Poesie und bildenden Kunst"[940] zu geben. Voraussetzung dafür war, alle vorliegenden Zeugnisse zu berücksichtigen, „sowol den Denkmälervorrat so weit wie möglich zu durchmustern als auch die Literatur von Homer bis zum Untergange des Heidentums, so weit sie in Frage zu kommen schien, zu durchsu-

[939] Einen Überblick über die mythologische Forschung im 19. Jahrhundert gibt W. Burkert, Griechische Mythologie. In: Les études classique aux XIX. et XX. siecles: leur place dans l'histoire des idées. Vandeœuvres. Genève 1979 (Entretiens sur l'antiquité classique 26), S. 159-199.

[940] Foerster, Persephone, S. VII.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0269

chen“[941]. Foersters umfassende Sammlung der Zeugnisse zum Persephonemythos ist bis in die Gegenwart die unersetzte Grundlage für die Forschung geblieben.[942] Trotz der eigenen Forderung nach allseitiger Betrachtung der Mythen hat sich Foerster hauptsächlich auf deren durch Literatur und Kunst gebotene Überlieferung gestützt. Methodischen Richtungen wie der Wilhelm Mannhardts, der die Volkskunde in die Mythenforschung einbezog, oder der dieser nachfolgenden Schule Hermann Useners, die Brauchtum und Riten beobachtete, hat er geringere Beachtung geschenkt, zumal seine Äußerungen zu diesen Grundsatzfragen mythologischer Forschung einer verhältnismäßig frühen Phase seiner Gelehrtentätigkeit angehörten. Dafür ist er jedoch um so stärker der Rezeptionsgeschichte antiker Mythen in Mittelalter und Neuzeit nachgegangen und hat an vielen Beispielen aus Schrift und Bild den Einfluß und die Wirkung der Antike auf unsere abendländische Kultur verdeutlicht.

Die Wiederaufnahme antiker Motive im Verlaufe der Kulturgeschichte bis in die Neuzeit hat Foerster gerade in vielen Studien zur griechisch-römischen Kunstgeschichte verfolgt. Eine nicht geringe Beachtung schenkte er dabei den antiken Theorien der Physiognomik, für die sein Auge durch die Sammlung und Herausgabe ihrer Texte besonders geschult war. Foerster wurde nachgesagt, daß er aufgrund seines besonderen Einfühlungsvermögens in die Gestaltungskraft eines Künstlers bei dessen Schöpfung menschlicher Bedürfnisse diese in selten klarer Weise seinem Publikum zu erschließen verstand.

Unter seinen Arbeiten über antike Mythenmotive haben neben den schon erwähnten Untersuchungen zur Persephonesage die zum Laokoonmotiv die größte Bedeutung, gerade auch wieder wegen der Fülle des zusammengetragenen Materials. Foerster hat sich jahrzehntelang mit dem Gesamtkomplex des Laokoonmythos sowie besonders mit der vatikanischen Laokoongruppe beschäftigt.[943] In

---

[941] Ebd., S. VI.

[942] Vgl. W. Burkert, Griechische Religion der archaischen und klassischen Zeit. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1977, S. 247-248, Anm. 1.

[943] Über die Entstehungszeit des Laokoon. Verhandlungen d. 40. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz 1889. Leipzig 1890, S. 74-96; Denkmäler, welche sich auf Laokoon beziehen oder bezogen worden sind, ebd. S. 298-307; Laokoon-Denkmäler und Inschriften. In: Jahrbuch d. Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts 6. 1891, S. 177-196; Noch zwei Laokoondenkmäler, ebd. 9. 1894, S. 43-50; Laokoon, ebd. 21. 1906, S. 1-32; Laokoon im Mittelalter und in der Renaissance. In: Jahrbuch der preuß. Kunstsammlungen 27. 1906, S. 146-178. Die Laokoongruppe. In: Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur und für Pädagogik 33. 1914, S. 686-697.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0270

einer ersten Arbeit aus dem Jahre 1889 wandte er sich gegen die vielfach im 19. Jahrhundert vertretene Theorie, die damals Carl Robert nochmals unterstrichen hatte[944], daß die vatikanische Laokoongruppe ein Werk aus der Zeit des Kaisers Titus sei. Aufgrund der Deutung der Angaben zur Gruppe beim älteren Plinius sowie aufgrund „mythographisch-literaturhistorischer" und „paläographisch-epigraphischer" Gesichtspunkte kam er zu der Auffassung, daß der vatikanische Laokoon „ans Ende der rhodischen Kunstblüte" zu setzen sei, d.h. in das zweite vorchristliche Jahrhundert; später hat Foerster seine Ansicht nochmals modifiziert und ist in das erste Jahrhundert hinabgerückt, ein Standpunkt, der auch heute in der Forschung zahlreiche Anhänger hat.[945] Ebenfalls bezog er zu den bis heute bestehenden Problemen der Ergänzung der Gruppe Position. Detailliert hat er sich zur Stellung der fehlenden rechten Arme beim Vater und dem jüngeren Sohn geäußert; unter Einbeziehung des von Ludwig Pollak gefundenen Armes kam er zu dem Schluß, daß die beiden fehlenden Arme von Vater und Sohn eine stärkere Beugung gehabt haben müßten[946]; diese Tendenz wurde auch in der neueren Forschung vertreten, und die Laokoongruppe ist bekanntlich dementsprechend in den Jahren 1956 bis 1961 wiederhergestellt worden.[947] In der Forschung der Motivgeschichte zum Mythos, die sich als Folge der Beschäftigung mit der Laokoongruppe ergab, hat Foerster von Carl Robert und Richard

---

[944] C. Robert, Bild und Lied. Berlin 1881 (Philologische Untersuchungen 5), S. 5; ders., Archäologische Märchen. Berlin 1886 (Philologische Untersuchungen 10), S. 142-143.

[945] Foersters Arbeiten zum Datierungsproblem wurden in der Forschung danach leider wenig zitiert. - Nach den Funden von Sperlonga, bei denen am Schiffsheck der dortigen Charybdisgruppe eine Signatur die Namen der drei bei Plinius, Historia Naturalis 36-37, erwähnten Künstler der Gruppe bezeichnet, sind die Probleme neu in die Diskussion gekommen; vgl. dazu u.a.: H. Sichtermann, Das veröffentlichte Sperlonga. In: Gymnasium 73. 1966, S. 220-239; P. Krarup, L´iscrizione di Faustinus a Sperlonga. In: Analecta Instituti Danici 3. 1965, S. 73-84; H. Riemann, Sperlongaprobleme. In: Forschungen und Funde. Festschrift Bernhard Neutsch. Innsbruck 1980, S. 371-383. - Weitere Literatur zum Datierungsproblem der Laokoongruppe (Auswahl): W. H. Gross, Zur Laokoongruppe und ihren Künstlern. In: Nachrichten d. Gießener Hochschulgesellschaft 35. 1966, S. 107-116; F. Hiller, Wieder einmal Laokoon. In: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts 86. 1979, S. 271-295; G. Daltrop, Die Laokoongruppe im Vatikan. Konstanz 1982 (Xenia 5); C. Kunze, Zur Datierung des Laokoon und der Skyllagruppe. In: JdI 111.1996, S. 139-223. Gross datiert die Laokoongruppe in die neronisch-flavische Zeit, Hiller ebenfalls in das erste nachchristliche Jahrhundert, Daltrop „in die augusteische Zeit um 20 v. Chr.", Kunze ähnlich in früh-augusteische Zeit.

[946] Vgl. Laokoon, wie Anm. 943.

[947] H. Sichtermann, Der wiederhergestellte Laokoon. In: Gymnasium 70. 1963, S. 193-211; Daltrop (wie Anm. 945), S. 26-29.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0271

Heinze eingeleitete[948] Forschungen weitergeführt[949]; vor allem hat er wieder reichhaltiges Quellenmaterial zusammengetragen und ist dabei in einem „bahnbrechenden Aufsatz"[950] der Wirkung des Laokoonmotivs im Mittelalter und der Renaissance nachgegangen.

Unter literarischen und vor allem kunsthistorischen Aspekten hat Foerster in mehreren Arbeiten die Gemäldebeschreibungen der unter dem Namen des Philostratos überlieferten Bildersammlung einer Galerie in Neapel behandelt. Foerster stimmte in seinen Forschungen bezüglich des Verfasserproblems mit der allgemein anerkannten These überein, wonach die Beschreibungen das Werk eines älteren Philostratos waren, das von seinem Enkel gleichen Namens fortgesetzt wurde. In der Frage, ob es sich bei den Bildern um vom Verfasser selbst gesehene Kunstwerke handele oder nicht, hat sich Foerster der auch heute allgemein angenommenen Ansicht angeschlossen, daß die Beschreibungen die wirklich existierender Gemälde sind.[951] Wie es für Foersters Arbeitsweise charakteristisch war, hat er wieder mit besonderem Schwerpunkt die Rezeptionsgeschichte der philostratischen Bilder verfolgt und deren Nachwirken von der Renaissance bis in die Neuzeit untersucht, von Tizian und Raffael bis zu Goya, Goethe und Moritz von Schwind.[952]

Motivgeschichtlichen Problemen ist Foerster schließlich auch in seiner Deutung des von ihm in Lehre und Forschung besonders gern behandelten Märchens „Amor und Psyche" aus dem Roman „Metamorphoses" des Apuleius nachgegangen; beispielsweise hat er in einem kleinen Aufsatz die Darstellung des Märchens durch Raffael gedeutet.[953] Gerade beim Amor- und Psyche-Motiv hat Foerster philologische und kunsthistorische Forschung verbunden; denn neben

---

[948] Robert, Bild und Lied (wie Anm. 944), S. 192-212; R. Heinze, Vergils epische Technik. Leipzig 1903, S. 67-71.

[949] Zur Motivgeschichte: H. Althaus, Laokoon. Stoff und Form. Bern-München 1968.

[950] So das Urteil über Foersters Aufsatz „Laokoon im Mittelalter und in der Renaissance" bei M. Winter, Zum Nachleben des Laokoon in der Renaissance. In: Jahrbuch d. Berliner Museen 16. 1974, S. 83.

[951] Dazu K. Lehmann-Hartleben, The Imagines of the elder Philostratus. In: The Art Bulletin New York 23. 1941, S. 16-44.

[952] Goethes Abhandlung über die philostratischen Gemälde. In: Goethe-Jahrbuch 23. 1903, S. 167-184; Moritz von Schwind, Philostratische Gemälde. Im Namen des Vereins für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau hrsg., Leipzig 1903; Philostrats Gemälde in der Renaissance. In: Jahrbuch d. preuß. Kunstsammlungen 25. 1904, S. 15-48; Goya und Philostrat. In: Zeitschrift für bildende Künste NF 20. 1909, S. 45-48.

[953] Amor und Psyche bei Raffael. In: Jahrbuch d. preußischen Kunstsammlungen 16 B. 1895, S. 215-223.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0272

der Wirkung des Märchens hat er auch besonders die geisteswissenschaftlichen Vorläufer der Darstellung des Apuleius beobachtet und u.a. auf die Beziehungen zum platonischen Phaidros verwiesen.[954] Mit Apuleius beschäftigte sich Foerster außerdem im Zusammenhang mit seiner Sammlung der Fragmente zur antiken Physiognomik, um die Unechtheit der dem Platoniker und Sophisten zugeschriebenen lateinischen „Physiognomonia" zu beweisen.[955]

Die Wiederaufnahme antiker Stoffe und Motive in Kunst und Literatur der Renaissance ließ sich besonders anschaulich am Werk Lukians, des großen griechischen Satirikers und Parodisten aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert, verfolgen, der im 15. Jahrhundert eine Blüte seines Nachwirkens erlebte. Foerster hat sich mit dem Einfluß, den Lukian auf die Renaissance ausübte, verschiedentlich in kleineren Arbeiten befaßt. In einem für weitere Kreise bestimmten Beitrag hat er einen Abriß[956] des Wirkens des griechischen Satirikers auf die Literatur gegeben und dabei die Verwendung und Umarbeitung lukianischer Motive in Prosa und Dichtung aufgezeigt; neben vielen anderen sind die Namen Poggio, Rudolf Agricola, Erasmus von Rotterdam, Willibald Pirckheimer, Ulrich von Hutten und Rabelais genannt. Desgleichen hat er den Einfluß Lukians in der Kunst dieser Zeit verfolgt. Sehr eingehend hat er sich mit dem Weiterleben des Motives der Verleumdung des Apelles[957] (Lukian, Imagines 5) auseinandergesetzt, ebenso mit der Behandlung des Stoffes der Hochzeit Alexanders und der Roxane[958]. Noch ausführlicher hat er bei Andrea Mantegna gezeigt, wie stark dieser in seinen Darstellungen von Stoffen Lukians ausging.[959] In den Kreis gleicher Untersuchungen Foersters gehörte schließlich auch der Aufsatz „Tizians

---

[954] Platons Phaidros und Apuleius. In: Philologus 75. 1918, S. 134-155; der Aufsatz setzte sich mit R. Reitzenstein, Das Märchen von Amor und Psyche bei Apuleius. Leipzig 1912, auseinander.

[955] De Apulei quae fertur physiognomonia recensenda et emendanda. In: Jahrbücher für class. Philologie. Suppl.-Bd. 15. Leipzig 1887, S. 561-590.

[956] Lukian in der Renaissance. Univ.-Rede Kiel 1886 u. Archiv für Litteraturgeschichte 14. 1886, S. 337-363.

[957] Die Verleumdung des Apelles m der Renaissance. In: Jahrbuch d. preuß. Kunstsammlungen 8. 1887, S. 29-56. 89-113; 15. 1894, S. 27-40.

[958] Die Hochzeit des Alexander und der Roxane in der Renaissance. In: Jahrbuch d. preuß. Kunstsammlungen 15. 1894, S. 182-207.

[959] Mantegna und die Bilder im Studierzimmer der Isabella Gonzaga. In: Jahrbuch d. preuß. Kunstsammlungen 22. 1901, S. 78-87; Die Meergötter des Mantegna. In: Jahrbuch d. preuß. Kunstsammlungen 23. 1901, S. 205-214.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0273

himmlische Liebe und Michelangelos Bogenschützen“[960], worin Foerster gleichfalls die Bezüge zu Lukian sowie außerdem zu Valerius Flaccus aufgezeigt hat.
Ein anderes Feld antiker Rezeption, mit dem sich Foerster befaßte, war die Geschichte der Klassischen Philologie. Für die Geschichte der Breslauer Universität bedeutsam ist sein Abriß über die Entwicklung der Altertumswissenschaften an dieser Hochschule in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens, von den Anfängen unter Johann Gottlob Schneider und Ludwig Friedrich Heindorf bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als neben Foerster bereits Alfred Gercke und Konrat Ziegler ihre Tätigkeit am Breslauer Institut aufgenommen hatten.[961] Bereits während seiner Kieler Zeit hat er in einer Universitätsrede eine Analyse des Faches, wie es sich damals in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts darstellte, gegeben.[962] Ausgehend von Boeckhs Idee der universalen historischen Altertumswissenschaft hat er auf die Erweiterung des Blickfeldes und der Aufgaben hingewiesen, die die Klassische Philologie durch neue Fragestellungen und Forschungsgebiete erhalten hat; er nannte die vergleichende Kulturgeschichte, die Frühgeschichte und die Einflüsse des Orients. Auch an das Fortwirken der Antike, beispielsweise im Mittel- und Neugriechischen oder an das Weiterleben der griechischen Kultur in „Sprache, Sitte, Glaube, Märchen und Volkslied“ des modernen Griechenland erinnerte er. Schließlich ging er auch auf die Verfeinerung philologischer Methoden bei der Erforschung der Texte ein, auf die durch Lachmann in den Vordergrund gerückte Recensio, die Betrachtung der antiken Texte von ihrer Entstehung bis in die moderne Zeit in ihrer Entwicklung. Foerster verfocht den damals in den siebziger Jahren wiederbelebten Gedanken einer Altertumswissenschaft, die ein Gesamtbild antiken Lebens geben sollte. Ihm ging es darum, die Geschichte der philologischen Wissenschaft und ihrer Methoden und Wege bewußt zu machen, um den eigenen Standpunkt zu gewinnen, nach dem umfassend die Entwicklung und Wirkung antiker Phänomene darzustellen war. Das sollte für Forschung und Lehre gleichermaßen gelten: „Aber jeder besonnene Forscher kann und der akademische Lehrer soll den Blick

---

[960] Neue Jahrbücher für das klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur u. für Pädagogik 35. 1915, S. 573-588. - Eine Zusammenfassung seiner rezeptionsgeschichtlichen Studien zu Lukian und Philostratos gab Foerster in der posthum erschienenen Arbeit: Die Wiederherstellung antiker Gemälde durch Künstler der Renaissance. In: Jahrbuch d. preuß. Kunstsammlungen 43. 1922, S. 126-136.

[961] „Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau“. Hrsg. im Auftrage von Rektor und Senat von Georg Kaufmann. T. 2. Breslau 1911, S. 380-403.

[962] Die klassische Philologie der Gegenwart, Rede zum Antritt des Rektorates der Christian-Albrecht-Universität zu Kiel am 5. März 1886. Kiel 1886.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0274

wenigstens auf das Ganze gerichtet halten, soll außerdem daß er Mehrer des Reichs seiner Wissenschaft ist, auch ein getreuer Haushalter des von seinen Vorfahren und Genossen erworbenen Besitztums derselben sein - nicht blos im Interesse seiner eigenen Arbeiten, welchen die Weite des Blickes gewiss nur zu Gute kommen wird, sondern auch im Interesse seiner Schüler, um sie vor einseitigem Studiengang zu bewahren und ihnen das für sie geeignete Arbeitsfeld anzuweisen."[963]

Die Beschäftigung mit der Antike in allen ihren Aspekten hatte für Foerster einen bildnerischen Zweck, wenn er schrieb: „Über alle Spezialstudien sei gleichsam als Weihe ausgegossen die Versenkung in den Geist der Antike, als den Geist reinster Humanität, den Geist edler Einfalt und stiller Größe, tiefer Frömmigkeit, besonnener Masshaltigkeit, strenger Zucht, harmonischer Entfaltung der körperlichen und geistigen Kräfte."[964] Hiermit griff Foerster auf Winckelmann und Goethe sowie zugleich auf die vom neuhumanistischen Bildungsideal ausgehende universal historische Altertumswissenschaft August Boeckhs und Karl Otfried Müllers zurück, bei der der tiefste Wert antiker Bildung in der sittlichen Läuterung des Menschen bestand.

Im Sinne des Gelehrten, der ein „getreuer Haushalter des von seinen Vorfahren und Genossen erworbenen Besitztums" ist, sind auch Foersters Forschungen zu Johann Jakob Reiske zu sehen, dem ersten Herausgeber des Gesamtwerkes des Libanios. Reiske, der bedeutendste Gräzist und Arabist im 18. Jahrhundert, ist abgesehen von seinen philologischen Leistungen bis in die Gegenwart durch seine Beziehungen zu vielen Persönlichkeiten der Geistesgeschichte seiner Zeit von großer Bedeutung, so durch seine Kontakte zu Lessing und Winckelmann. Foersters Beschäftigung mit dem großen Gelehrten brachte neben biographischen Arbeiten über dessen Lebensschicksal[965] vor allem die Herausgabe von dessen Briefwechsel[966] mit bedeutenden Männern seiner Zeit. Auch bei dieser Aufgabe

---

[963] Ebd. S. 18.

[964] Ebd. S. 20.

[965] So hat Foerster den Artikel über Reiske in der Allgemeinen Deutschen Biographie verfaßt.

[966] Johann Jakob Reiske, Briefe. Hrsg. von R. Foerster [nebst Nachtrag]. Leipzig 1897-1917 (Abhandlungen der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. 16 u. 34, 4). - Dazu kamen Untersuchungen wie „Lessing und Reiske über Aesop" (RhM 50. 1895, S. 66-90), worin Foerster über die wissenschaftlichen Kontakte Lessings und Reiskes bzw. Frau Reiskes bezüglich eines Codex zu Aesop aus der Augsburger Stadtbibliothek berichtete und von der Wiederentdeckung der von Lessing gemachten Aufzeichnungen dazu in der Universitätsbibliothek Breslau.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0275

ist wieder Foersters immenser Sammelfleiß bezeichnend, mit dem er aus Bibliotheken ganz Europas und aus Privatbesitz 442 Briefe in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragen und ediert hat. Die Sammlung ist wegen der erwähnten Verbindungen Reiskes zu führenden Vertretern des Geisteslebens über die Philologiegeschichte hinaus als Quellenwerk für die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts insgesamt höchst wichtig.

Die Beschäftigung mit Libanios war auch der Anlaß für Foerster, sich mit dem ersten Gräzisten seiner Görlitzer Heimat, dem Glogauer und Breslauer Kanonikus und Pfarrer zu Jauernick bei Görlitz, Wigand von Salza (1460-1520), zu befassen.[967] Er entwarf aus den gesammelten Quellen ein Lebensbild und bescheinigte Salza aufgrund der Prüfung von dessen lateinischer Übersetzung einer Deklamation des Libanios „vortreffliche" Griechischkenntnisse.

Die Erwähnung dieses kleineren Beitrages gibt die Überleitung zu einem weiteren Arbeitsgebiet Foersters, der Kulturgeschichte seiner schlesischen Heimat.

Eine Reihe kleiner und auch umfangreicherer Arbeiten widmete Foerster den Beziehungen Schlesiens und Breslaus zur europäischen Kultur-, Geistes- und Kunstgeschichte. Sie waren teilweise für die breitere Öffentlichkeit bestimmt und zeugen zugleich davon, wie sehr ihr Verfasser mit seiner Heimat verwachsen war. Die Wiederentdeckung von Lessinghandschriften in der Breslauer Universitätsbibliothek gaben die Anregung, den Spuren des Dichters in Schlesien nachzugehen. In einem Zeitungsaufsatz „Lessing und der Zwinger in Breslau"[968] suchte er nachzuweisen, daß die in dem alten Zwinger, dem Schießhaus der Kaufmannsgilde, angebrachte Inschrift „Mercurio telis certanti" entgegen anderer Meinungen nicht von Lessing herstamme. In einer weiteren Arbeit „Eine Lessingbüste"[969] erinnerte Foerster an Karl Friedrich Lessing, den Kanzler des Standesherrlichen Gerichtes in Polnisch-Wartenberg und Neffen des Dichters.

Foersters Interesse an der Wirkungsgeschichte antiker Motive führte ihn allgemein zur Kunstgeschichte, und hier nahmen dann gerade auch Themen zu heimatlichen Denkmälern der Kunst sowie zum Wirken großer europäischer Künst-

---

[967] Neues Lausitzisches Magazin 87. 1911, S. 1-32. - An eine Verbindung seiner Heimat mit der Geschichte der Klassischen Philologie erinnerte Foerster in dem kuriosen kleinen Aufsatz „Eine berühmte Hochzeit in der Oberlausitz" (Oberlausitzische Heimatblätter 1920, Nr. 27/28). Hierin berichtete er über den Aufenthalt des Philologen Christian Gottlob Heyne auf dem Landgut des Herrn von Schönberg und über die dort entstehende Verbindung Heynes mit Therese Weiß, seiner späteren Frau.

[968] Schlesische Zeitung 1894, Nr. 234 (5. April).

[969] Schlesien 3. 1909, S. 123-126.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0276

ler und ihrer Werke in Schlesien breiten Raum ein.[970] So setzte er sich mit der Einheit einiger Dürer zugeschriebener Miniaturen der Majoratsbibliothek Fürstenstein in der Untersuchung „Miniaturen Dürers und das Wappen Luthers“[971] auseinander; er wies darin nach, daß die besagten mit A. D. signierten Kunstwerke erst am Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden sind. Mit einem fälschlich Dürer zugeschriebenen Altarwerk in der Oberlausitz befaßte sich Foerster in dem Zeitungsartikel „Dürer in Wittichenau“[972]. Ebenso wie mit den Beziehungen Dürers zu Schlesien hat er sich mit denen Lucas Cranachs des Älteren beschäftigt. In einem kleinen Aufsatz[973] machte er auf einige Bilder Cranachs in Schlesien aufmerksam, wie auf eine Maria in der Strahlenglorie aus dem Magdalenerinnenkloster in Laubansowie auf Kunstwerke in Privatbesitz, so auf Portraits von Luther und Melanchthon und auf Bilder mythologischen Inhalts. In einer weiteren Untersuchung zeigte Foerster den Einfluß Cranachs auf die Bildnisse der Breslauer Magdalenenkirche, die den zum evangelischen Glauben übergetretenen Prediger und Domherrn Johann Hess darstellen[974]; die Arbeit gab zugleich Einblick in die Verhältnisse Breslaus zur Reformationszeit. Foerster war auch der Initiator für das Hess-Denkmal in Breslau, das 1917 eingeweiht wurde und hielt bei der Enthüllung die Festansprache[975]. Schon vor dem Aufsatz über Hess hat Foerster kurze biographische Darstellungen von zwei anderen Persönlichkeiten der Breslauer Geschichte dieser Zeit gegeben, von Vater und Sohn Heinrich und Seyfried Ribisch[976]. Die Anregung zu diesem Thema ergab sich für Foerster ne-

---

[970] Foerster hatte seit seiner Jugend generell ein Interesse für die regionale Kulturgeschichte; so befaßte er sich auch während seiner Jahre an der Universität Kiel intensiv mit der Heimatgeschichte Schleswig-Holsteins (vgl. die Kieler Universitätsrede „Die Kunst in Schleswig-Holstein“. Kiel 1890).

[971] Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. NF 2. 1902, S. 87-99.

[972] Schlesische Zeitung 1897, Nr. 667 (23. Sept.).

[973] Neue Cranachs in Schlesien. In: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift 7. 1899, S. 265-274. Der Beitrag ist zugleich eine Ergänzung zu einem Aufsatz von P. Knötels (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift 5. 1893, S. 215-218).

[974] Die Bildnisse von Johann Hess und Cranachs „Gesetz und Gnade“. In: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. NF 5. 1909, S. 117-143; Nachtrag: ebd., S. 205-206.

[975] Das Hess-Denkmal in Breslau. Rede gehalten bei der Enthüllung 1917 nebst einem Bericht über den Verlauf und Abschluß der Denkmalsangelegenheit. Breslau 1918.

[976] Heinrich und Seyfried Ribisch. In: Zeitschrift d. Vereins für Geschichte Schlesiens 41. 1907, S. 181-240. In einem weiteren kunstgeschichtlichen Beitrag „Heinrich und Seyfried Ribisch und die Kunst in Schlesien“ (Schlesiens Vorzeit in Bild u. Schrift. NF 4. 1907, S. 88-112) gab Foerster einen Einblick in die Bedeutung der beiden Ribischs für die Kunst in Schlesien. Ausführlich deutete Foerster u. a. die Darstellungen des Portals am Hause Heinrich Ribischs sowie dessen Grabmal in der Breslauer Elisabethkirche, das dieser sich

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0277

ben der Deutung ihrer Denkmaler in Breslau vor allem aus den Humanismusforschungen allgemein und aus der Arbeit am Libanios, von dem der ältere Ribisch eine Deklamation ins Lateinische übersetzt hatte. Beide Ribischs waren in ihrer geistigen Haltung und in ihrem Hang zur Antike vom Humanismus geprägt, wenn sie auch in ihrem Leben vorwiegend in Politik und Verwaltung Breslaus, Schlesiens und des Kaisers tätig waren. Bei dem Sohn hat Foerster auf dessen „archäologisch-historische" Interessen hingewiesen und an den für den Historiker Schlesiens wichtigen Tatbestand nochmals erinnert, daß Seyfried Ribisch durch seine große Sammlung von Materialien zur Geschichte Schlesiens, die er zur Herausgabe an Joachim Curaeus[977] in Glogau gegeben hatte, als „Vater der schlesischen Altertumskunde und Geschichtsschreibung" anzusehen ist.

Einem Gegenstand der lokalen Breslauer Kunstgeschichte galt auch die Schrift „Der Bronze-Adler der Regierung zu Breslau"[978]. Foerster deutete das Kunstwerk als „einen Adler in antiker Auffassung durch einen Künstler des früheren Barock". Die Untersuchung brachte Foerster übrigens eine Anerkennung durch Kaiser Wilhelm II. ein, die dieser durch seinen Kultusminister von Trott zu Solz übermitteln ließ.

Foersters besonderes Augenmerk galt dem äußeren Domizil seiner akademischen Lehr- und Forschungsinstitution, dem Gebäude der Universität Breslau, über das er eine ganze Anzahl von Beiträgen verfaßt hat und dessen künstlerische Bedeutung er mit den Worten gewürdigt hat: „Stellt unser Universitätsgebäude einen Höhepunkt der Kunst des Barocks in Schlesien dar, so weist es in seiner Aula und seinem Musiksaal Festräume auf, mit denen sich die keiner anderen deutschen Universität messen können."[979] 1899 behandelte Foerster zum ersten Male

---

von Michel Fidler d. Ä. errichten ließ; bei Seyfried Ribisch hob er dessen Interesse für die Denkmalskunde und Ikonographie hervor und forderte zur „Untersuchung alter Zeichnungen schlesischer Denkmäler" auf.

[977] J. Curaeus, Gentis Silesiae annales complectentes historiam de origine, propagatione et migrationibus gentis, & recitationem praecipuorum eventuum, qui in Ecclesia & Republica usque ad necem Ludovici Hungariae & Bohemiae regis acciderunt. Witebergae 1571.

[978] Schlesiens Vorzeit in Bild u. Schrift. NF 7. 1919, S. 276-284 (durch den Krieg verspätet erschienen).

[979] Die Aula Leopoldina. In: Schlesische Zeitung 1911, Nr. 82 und 85 und leicht verändert in: Erinnerungsblätter zum hundertjährigen Jubiläum der Universität Breslau im Auftrage von Rektor u. Senat. Hrsg. von L. Burgemeister (u.a.). Breslau 1911, S. 28-41 (Zitat: S. 28) sowie u. d. T. In: Foerster, Die Universität Breslau einst und jetzt. Vier akademische Vorträge. Breslau 1919, S. 5-21 (Zitat: S. 6).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0278

diesen Themenkreis in einem Vortrag über die Aula Leopoldina[980]. Im folgenden Jahr erschien ein Aufsatz, der die Entstehung und Baugeschichte des Universitätsgebäudes sowie die künstlerische Ausgestaltung der Aula Leopoldina anhand der vorliegenden Quellen, besonders anhand der Abschriften der nach Rom gesandten Jahresberichte des Jesuitenkollegs, darstellte.[981] Universitätsbau und Aula haben Foerster auch weiterhin bis in die letzten Lebensjahre beschäftigt.[982] In einer Rede zum Geburtstag des Kaisers hat er die künstlerische Gestaltung des Musiksaales, der die „letzte Schöpfung des Barocks in Breslau war", am Ort selbst seinem Publikum gedeutet.[983] Bei seinen Quellenforschungen zu Architektur, Plastik und Malerei der beiden Repräsentationsräume, Aula und Musiksaal, stieß Foerster im Landesarchiv Brünn auf die Tagebuchblätter des Malers der Räume, Johann Christoph Handke[984], und veröffentlichte sie. In einem weiteren späteren Aufsatz ging Foerster nochmals Fragen des Universitätsbaues und des Bauplanes nach.[985] In kritischer Auseinandersetzung mit anderen Arbeiten zum Thema vertrat er die These, daß der „kunstverständige Rektor des Jesuitenkollegs Franz Wentzl" als der „Erbauer der Universität" anzusehen sei, daß jedoch „der Name des Urhebers des Planes sich bisher unserer Kenntnis entziehe"[986]. Foerster schloß sich also in dieser umstrittenen Frage nicht der vielfach vertretenen Ansicht an, daß Christoph Hackner der Schöpfer des Bauentwurfes gewesen sei.[987]

---

[980] Die Aula Leopoldina. Rede zur Feier des Geburtstages S. Maj. des Kaisers u. Königs Wilhelms II. am 27. I. 1899. Breslau 1899.

[981] Der Bau der Universität Breslau und die Bilder der Aula. In: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 34. 1900, S. 137-180.

[982] Aula und Musiksaal der Universität Breslau. In: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, NF 6. 1912, S. 150-164; Die Aula der Breslauer Universität. Breslau 1912.

[983] Die Kunst des Barock im Musiksaal der Universität Breslau. Rede gehalten am 27. Januar 1909 zur Feier des Geburtstages S. Maj. des Kaisers im Musiksaal der Universität. Breslau 1909, und leicht verändert in: Erinnerungsblätter (wie Anm. 979), S. 42-50.

[984] J. Chr. Handke, Selbstbiographie. Hrsg. u. erl. von R. Foerster. In: Festschrift der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zum 100jähr. Jubiläum der Universität Breslau. Breslau 1911.

[985] Der Urheber des Bauplanes der Universität Breslau. In: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 53. 1919, S. 55-83. Die Arbeit war vor allem eine Reaktion auf B. Patzak, Die Jesuitenbauten in Breslau und ihre Architekten. Straßburg 1918 (Studien z. deutschen Kunstgeschichte 204).

[986] Ebd. S. 83.

[987] So z.B. L. Burgemeister, Breslaus größter Barockmeister. In: Schlesische Zeitung 1910. Nr. 916, und später H. Jung, Christoph Hackner, ein schlesischer Barockbaumeister. Breslau 1939; G. Grundmann, Kunstwanderungen in Schlesien. Gesammelte Aufsätze aus den schlesischen Jahren 1917-1945. München-Pasing 1966, S. 105. - Neue Darstellungen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0279

Stets hat sich Foerster ein besonders enges Verhältnis zu seiner engeren Heimat, der Oberlausitz, bewahrt; davon zeugen in seinem schriftstellerischen Werk eine Anzahl kleinerer Untersuchungen, die er einzelnen Problemen der Kultur- und Kunstgeschichte der Oberlausitz und seiner Heimatstadt Görlitz gewidmet hat. Zu erinnern ist beispielsweise an Arbeiten über Bildnisse und Plastiken des von dort stammenden Pädagogen des Humanismus Valentin Trotzendorf[988], der in seiner Heimat das Griechische verbreitete, sowie über den Künstler Franz Gareis[989], der als Porträtmaler und „wegen geistreicher Skizzierungen von Szenen des täglichen Lebens" um die Wende des 18. Jahrhunderts einen großen Ruf genoß. Auch Foersters letzter, wenige Tage vor seinem Tode erschienener Aufsatz „Das Kreuz vor der Kirche in Erdmannsdorf"[990] war einem Problem der heimatlichen Kunstgeschichte gewidmet. Nicht Christian Daniel Rauch, sondern Friedrich Wilhelm IV. war nach Foerster der Urheber für den Plan des Kreuzes. Außerdem spielte für Foerster bei dem Thema etwas Persönliches hinein. Der eine der auf dem Sockelrelief abgebildeten Knaben war Johannes Bagg, der 1921/22 als letzter der eingewanderten Zillertaler noch lebte; er war zugleich wie Foerster einmal Schüler des Görlitzer Gymnasiums.[991] Die Verdienste um die regionale Kulturgeschichte wurden Foerster gelohnt durch die Ehrenmitgliedschaft in der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte in der Oberlausitz und in der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Die Mitgliedschaft in den gelehrten Vereinigungen seiner Görlitzer Heimat liefert zugleich das Stichwort für Foersters Tätigkeit in der wissenschaftlichen und

---

zum Universitätsgebäude: Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau. Hrsg. von L. Burgemeister u. G. Grundmann. Bd. 3. Breslau 1934, S. 72-89 (Die Kunstdenkmäler d. Provinz Niederschlesien 1, 3); G. Grundmann, Barockfresken in Breslau. Frankfurt/ Main 1967 (Bau- u. Kunstdenkmäler des deutschen Ostens, C, 3), S. 65-77.

[988] Die Bildnisse Valentin Trotzendorfs. In: Schlesiens Vorzeit in Bild u. Schrift 7. 1899, S. 502-514. Foerster hat in diesem Aufsatz das Grabmal Trotzendorfs in der Kapelle der Stiftskirche des hl. Johannes in Liegnitz, das Trotzendorf-Denkmal in der Stadtkirche in Goldberg sowie u.a. Bildnisse des großen schlesischen Pädagogen in der Stadtkirche in Goldberg, in der Peterskirche in Görlitz und in der Kirche in Troitschendorf behandelt.

[989] Franz Gareis. In: Neues Lausitzisches Magazin 89. 1913, S. 1-116; Neues von Franz Gareis, ebd. 92. 1916, S. 180-194; Abermals Neues zu Franz Gareis, ebd. 97. 1921, S. 173-187; Franz Gareis, ein oberlausitzischer Künstler. In: Görlitzer Nachrichten 1921, S. 65-88; Franz Gareis und das Kaiser-Friedrich-Museum in Görlitz. Görlitz 1922.

[990] Görlitzer Nachrichten vom 12. August 1922.

[991] Foerster hat zu Baggs 90. Geburtstag in der Schlesischen Zeitung Nr. 591 vom 9. Dez. 1921 den Beitrag „Der letzte der in Schlesien eingewanderten Zillertaler. Johannes Bagg zum Geburtstag" verfaßt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0280

kulturellen Öffentlichkeit allgemein und im besonderen in Schlesien und Breslau. Wilhelm Kroll hat Foerster in dieser Eigenschaft mit den Worten charakterisiert[992]: „Er war kein Stubengelehrter, sondern es drängte ihn zur politischen Betätigung, und vielleicht bewunderten ihn die am meisten, die es verfolgen konnten, wie er eine Menge verschiedener Geschäfte neben seiner Gelehrtenarbeit erledigte, wie er mehrere Eisen nebeneinander im Feuer hatte, immer umsichtig und pflichtgetreu, mit genauer Kenntnis der Personen und Sachen." Foersters gerühmte Praxisbezogenheit, seine Menschenkenntnis und sein Realitätssinn offenbaren sich schon in seiner intensiven Mitarbeit bei der akademischen Verwaltung der Breslauer Universität, wo seine reichen Erfahrungen und sein Rat vielfach unentbehrlich waren; Alfred Gercke urteilte über Foerster[993]: „Seine genaue Kenntnis der Praxis, und der Behandlung analoger Fälle bis in die Einzelheiten machten ihn zum geborenen Ratgeber innerhalb der Selbstverwaltung der Universität." 1897/98 war Foerster Rektor der Breslauer Universität, und 1917 im Alter von vierundsiebzig Jahren wurde er wegen seiner Kenntnis der Hochschulverwaltung nochmals zum Dekan der Philosophischen Fakultät gewählt. Bis zu seinem Tode hatte er schließlich das repräsentative Amt des Professors eloquentiae inne, der bei Festlichkeiten der Universität die Festrede hielt.[994] Foerster war wohl der letzte Vertreter an einer deutschen Universität, der diese traditionelle Aufgabe noch ausübte. Er besaß eine vielgepriesene Redebegabung, ein Erbteil, dessen sich auch der Sohn Otfrid rühmen konnte. Neben den Verpflichtungen in Lehre und Forschung an der Universität hat Foerster im wissenschaftlichen und kulturellen Leben Breslaus und Schlesiens eine Fülle weiterer Funktionen wahrgenommen. 1899 übernahm er die Direktion des Archäologischen Museums[995]; sein damaliges Hauptziel in diesem Amt, das Bemühen um ein notwendiges neues Gebäude, blieb jedoch ohne Erfolg. Erfolgreicher war er als Präses der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur", eine Funktion, die ihm 1900 übertragen worden war[996]; hier gelang es ihm in zähem Rin-

---

[992] Kroll (wie Anm. 912), S. 6.

[993] Zitiert nach Richtsteig, Richard Foerster (wie Anm. 912), S. 40.

[994] Vgl. die Sammlungen von Reden Foersters, Das Erbe der Antike. Festreden gehalten an der Universität Breslau. Breslau 1911; Die Universität Breslau einst und jetzt. 4 Reden. Breslau 1919.

[995] Vgl. H. Oehlke, Das Archäologische Museum in der Neuen Sandstraße. In: JSFUB 3. 1958, S. 20-23.

[996] Zur Hundertjahrfeier der Gesellschaft hielt Foerster die Festansprache; siehe: Die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur: 1. Hundertjahrfeier 2. Geschichte der Gesellschaft (Vorrede von Richard Foerster). Breslau 1904.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0281

gen, dieser wissenschaftlichen Vereinigung ein neues Domizil zu schaffen.[997] Schon vorher hatte er die archäologische Sektion der Gesellschaft in Form einer philologisch-archäologischen Sektion wieder ins Leben gerufen.

Weitere kulturelle Institutionen, in denen Foerster maßgeblich mitwirkte, waren der „Verein für Geschichte der bildenden Künste" sowie das Kuratorium des „Schlesischen Museums für bildende Künste"; in beiden Körperschaften war er lange Jahre der Vorsitzende. Mitglied war er schließlich auch im Kuratorium der Stadtbibliothek Breslau. Daß Foerster über den regionalen Rahmen als Wissenschaftler weit hinauswirkte, wird dadurch deutlich, daß er ordentliches Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts und wirkliches Mitglied der Archäologischen Gesellschaft in Odessa war. Besonders mit der erstgenannten Institution, deren Stipendiat er einmal war, blieb er eng verbunden und hat eine Reihe von Beiträgen in deren Jahrbuch veröffentlicht.

Von der Wertschätzung, der sich Foerster zu seiner Zeit erfreute, zeugt die lateinische Tabula gratulatoria, die er zur Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums von der Universität Breslau erhielt; sie ist in deutscher Übersetzung in der Schlesischen Zeitung[998] abgedruckt worden und faßte Foersters Leistungen als Lehrer und Forscher zusammen: „Dem hochberühmten und hochzuverehrenden Richard Foerster, Doktor der Philosophie, o. ö. Professor der Philologie und Archäologie, der als Lehrer an unserer Universität mehr als 25 Jahre lang viele junge Leute für das Lehramt tüchtig vorbereitet hat, durch sehr viele, durch Gelehrsamkeit und Sorgfalt ausgezeichnete Werke, Abhandlungen und Ausgaben die Philologie, Archäologie und Mythologie und noch andere Disziplinen erheblich gefördert hat, der als Rektor die Würde dieses Amtes trefflich gewahrt und das Amt eines Senators wiederholt und würdig bekleidet hat, der die Festlichkeiten unserer Universität durch feinsinnige Reden verschönt, das philologische und das archäologische Seminar sowie das Archäologische Museum mit treuer Fürsorge geleitet hat, der sich als Präses der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur um die Förderung der wissenschaftlichen Bestrebungen in unserer Provinz hervorragende Verdienste erworben und nicht bloß sich um die Aufhellung der alten und neuen Kunstgeschichte energisch bemüht, sondern auch bei den Wiederherstellungsarbeiten am Universitätsgebäude sachkundig geholfen

---

[997] Richard Foerster, Einweihung des Hauses der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Festrede am 27. Oktober 1907. In: Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft f. vaterländische Cultur 85. 1907, und Schlesische Zeitung 1907, Nr. 763 u. Nr. 766.

[998] Nr. 448 vom 29. Juni 1916.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0282

hat, dem sehr liebenswerten Kollegen gratuliert zu seinem 50jährigen philosophischen Doktorjubiläum die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität durch den Mund ihres Rektors Joseph Pohle und des Akademischen Senates." Wenn wir aus der kurzen, auswählenden und zusammenfassenden Darstellung über Richard Foersters Schaffen und Wirken ein Fazit ziehen, so können wir festhalten, daß uns in ihm ein Gelehrter begegnet, der durch die Weite seiner Forschungsgebiete herausragte. Dabei war für ihn in der Vielseitigkeit des Arbeitsfeldes und in der umfassenden Betrachtung des klassischen Altertums, wie zu sehen war, sein großer schlesischer Landsmann Karl Otfried Müller das Vorbild, dem er 1897 als Rektor der Breslauer Universität zum Gedenken an dessen hundertsten Geburtstag die Festrede gehalten hat. Darin bekannte er gleich in der Einleitung: „... Lassen Sie mich daher auch in dieser Stunde zu Ihnen von einem Commilitonen unserer Universität reden, einem der besten, welche sie gehabt hat, einem der Archegeten aller ihrer philologischen Commilitonen, demjenigen, in welchem ich, obwohl ich ihn nie mit Augen geschaut habe, doch schon lange das Ideal des akademischen Lehrers der klassischen Altertumswissenschaft verehre."[999] Wie sehr sich Foerster mit Müller geistig verbunden fühlte, zeigt sich auch im ganz privaten Bereich: Sicher nicht ohne Absicht trug sein Sohn den Vornamen Otfrid. Zu der umfassenden Gelehrsamkeit und Bildung, die Foerster auszeichneten, kam eine persönliche Ausstrahlungskraft und ein Durchsetzungsvermögen, die ihn zur Übernahme von Führungsausgaben im wissenschaftlichen und kulturellen Leben, vor allem in seinem regionalen Wirkungsraum Schlesien, prädestinierten. Als Altertumswissenschaftler hat Foerster keine neuen grundsätzlichen Impulse wie August Boeckh, Karl Otfried Müller oder Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff gegeben, trotzdem aber reicht seine Bedeutung für die Klassische Philologie und Archäologie bis in die Gegenwart, schon deshalb, weil er zu vielen von ihm bearbeiteten Themen und Problemen umfangreiche Materialsammlungen zusammengestellt hat, die vielfach die Grundlage für jede weitere Beschäftigung mit den jeweiligen Fragen bilden. Er hat damit die von Mommsen für die damalige Forschergeneration geforderte Aufgabe des Sammelns aller Quellen erfüllt; als Angehöriger einer etwas jüngeren Generation hat er freilich dessen vor der

[999] Otfried Müller, Rede zum Antritt des Rektorats der Universität Breslau am 15. Oct. 1897. Breslau 1897, S. 3. - Foerster war auch Initiator für die Gedenktafel, die zur Erinnerung an Müller an dem Hause am Neumarkt in Breslau angebracht wurde, in dem Müller sein Buch „Orchomenos" geschrieben hatte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0283

Fülle des Materials resignierende Haltung nicht eingenommen[1000], vielmehr sah er seine Aufgabe auch in der Auswertung dieser Zeugnisse. Die Stärke vieler Arbeiten Foersters liegt in der genauen, kritischen und abwägenden Sondierung, Wertung und Deutung der vorliegenden Zeugnisse. Auch dadurch sind viele Veröffentlichungen Foersters, und zwar aus allen von ihm vertretenen Fachgebieten, ob Klassische Philologie, Archäologie oder Kunst- und Kulturgeschichte, bis in die Gegenwart überaus wertvoll, auch wenn Einzelfragen heutzutage durch den Fortgang der Forschung anders beurteilt werden. Ferner kommt vielen altertumswissenschaftlichen Arbeiten Foersters deshalb ein besonderes Gewicht zu, weil er die Phänomene der Antike durch die Einbeziehung der Rezeptionsgeschichte in den großen Rahmen der abendländisch-europäischen Kulturgeschichte gestellt hat. Schließlich hat Foerster für die Klassische Philologie als Herausgeber selten behandelter antiker Autoren, deren Werke jedoch für die antike Kulturgeschichte hohen Wert besitzen, maßgebende und unersetzte kritische Ausgaben geschaffen; das gilt neben den Editionen der Physiognomonici Graeci et Latini und des Chorikios von Gaza vor allem für das gewaltige Unternehmen der Herausgabe des so umfangreichen Werkes des Libanios, die insgesamt gesehen bis heute zu den großen Leistungen philologischer Editionstätigkeit zählt.

Für das kulturelle Erbe Schlesiens sind Foersters zahlreiche Arbeiten zur Kultur- und Kunstgeschichte dieser Region von unschätzbarem Wert. Sie sind, wie gesagt, einer tiefen Verwurzelung mit der Heimat erwachsen und bieten Zeugnisse und vermitteln Kenntnisse, die anderweitig verloren oder vergessen sind. Gerade das Material dieser Forschungen sollte mit Grundlage sein für die weitere Beschäftigung mit der Kulturgeschichte Schlesiens, die gegenwärtig so unberechtigt an den Rand wissenschaftlichen und öffentlichen Interesses gerückt ist. In diesem Sinne sind Foersters Arbeiten auf diesem Gebiet nicht nur Erbe, sondern zugleich Verpflichtung.

[1000] Dazu M. Landfester, U. v. Wilamowitz-Moellendorff und die hermeneutische Tradition. In: Philologie u. Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Hrsg. von H. Flashar, K. Gründer u. A. Horstmann. Göttingen 1979, S. 172.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0284

WILAMOWITZ ALS WISSENSCHAFTLICHER ORGANISATOR

Die überragende Bedeutung, die Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff für die gesamte klassische Altertumskunde bis in die Gegenwart hat, beruht nach dem allgemeinen Urteil vorwiegend auf den gewaltigen Impulsen, die er in seinem monumentalen wissenschaftlich-schriftstellerischen Werk gegeben hat. Damit ist jedoch nicht das ganze Lebenswerk des *Princeps philologorum* umschrieben. Er selbst legte mindestens ebensoviel Gewicht auf seine Berufung zum akademischen Lehrer und auf den Dienst an seiner Wissenschaft insgesamt. Dieses Lehren und Dienen vollzog sich in den Funktionen, die Wilamowitz als wissenschaftlicher Beamter Preußens zu erfüllen hatte. Seine Aufgaben galten vornehmlich zwei Bereichen: Einmal waren es die Verpflichtungen, die ihm als Universitätsprofessor auferlegt waren, sowie die nach den damaligen Universitätsverfassungen damit verbundene Beteiligung an der Selbstverwaltung der Hochschulen, zum anderen gehörte dazu die Beratung und Organisation von Forschungsinstitutionen mit ihren großen wissenschaftlichen Gemeinschaftsunternehmungen in dem von Mommsen begründeten „Großbetrieb der Wissenschaft", wie er in den Akademien, dem Deutschen Archäologischen Institut und den Museen durchgeführt wurde. In allen diesen Bereichen staatlicher Wissenschaftsorganisation hat Wilamowitz in entscheidender Weise mitgearbeitet und ebenso wie als Künder und Deuter antiker Kultur und Literatur eine führende Position übernommen. Ein Gesamtbild des großen Gelehrten, dessen Meinung in wissenschaftlichen Institutionen zählte und der auf sein Diplom als Rektor der Berliner Universität 1915-1916 mit provozierendem Stolz den Satz setzen konnte *plerarumque in hoc orbe academiarum socius, e Parisina honoris causa electus*, wäre unvollständig ohne eine Würdigung seiner Leistungen im Lehr- und Forschungsbetrieb der Universität und noch weit mehr beider Planung und Durchführung wissenschaftlicher Unternehmungen, an denen er sich während seines Gelehrtenlebens beteiligt hat.[1001]

[1001] Die Überlieferung der Quellen ist lückenhaft und läßt nur in Teilbereichen ein vollständiges Bild über Wilamowitz' wissenschaftsorganisatorisches Wirken zu. Wichtige Unterlagen aus dem Archiv der Preußischen Akademie der Wissenschaften oder aus Wilamowitz' Privatnachlaß sind durch Kriegseinwirkungen verlorengegangen. Die Suche nach Quellen im Zentralen Staatsarchiv der Deutschen Demokratischen Republik in Merseburg war [1980ff] nicht möglich. Der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, dem Deutschen Archäologischen Institut in Berlin sowie dem Verlag Walter de Gruyter in

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0285

1. Das Wirken an der Universität Göttingen

Wilamowitz' Tätigkeit im wissenschaftsorganisatorischen Bereich setzte in größerem Umfang während der Göttinger Jahre ein; die vorangegangene Zeit an der kleinen Universität Greifswald war hingegen im wesentlichen vom akademischen Lehramt bestimmt.[1002] Dreizehneinhalb Jahre (1883-1897) währte Wilamowitz' Wirken in der südhannoverschen Universitätsstadt, eine Zeit, die er in den „Erinnerungen" als die glücklichste seines Lebens bezeichnet hat.[1003] Seine Wirksamkeit war hier überaus vielfältig, nicht nur in Lehre und Forschung der Altertumswissenschaft, sondern ebenso in der Organisation des altertumswissenschaftlichen Instituts und in der Universitätsverwaltung sowie während der späteren Jahre in der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften.

Bedeutend waren die Initiativen, die Wilamowitz als einer der Direktoren des Instituts für Altertumskunde bei der Neuordnung des Seminar- und Unterrichtsbetriebes entfaltete.[1004] Die Altertumswissenschaft war in Göttingen traditionsgemäß seit Heyne, Welcker und Otfried Müller unter universalem Aspekt in einer engen Verbindung der Realien und archäologischen Denkmäler mit den literarischen Texten betrieben worden. Diese Grundkonzeption der engen Verknüpfung der altertumswissenschaftlichen Disziplinen wollte Wilamowitz weiterführen. Die bestehende Praxis des altertumswissenschaftlichen Unterrichts in Göttingen stimmte jedoch nicht mehr mit diesen Grundsätzen überein; denn mit Ernst von Leutsch und Hermann Sauppe hatte Wilamowitz zu Anfang Kollegen, die schon in fortgeschrittenerem Lebensalter standen. Sie zeigten im Lehrbetrieb weniger großes Engagement und standen notwendigen Reformen gleichgültiger gegenüber. Auch von Karl Dilthey, der zwar jünger als die beiden erstgenannten war, gingen wenige Impulse aus. So mußte Wilamowitz die Erneuerung allein gestalten und durchsetzen. Wichtig im Interesse der Studenten war ihm, die bestehende Gliederung des Unterrichtsbetriebes in Seminar und Proseminar noch mehr zu

---

Berlin danke ich für die Möglichkeit der Benutzung ihrer Archive. Für eine Reihe wertvoller Hinweise bin ich Wolfgang Buchwald (München) zu Dank verpflichtet.

[1002] Vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 185. Immerhin hat sich Wilamowitz auch in Greifswald schon wissenschaftlichen Kooperationsaufgaben zugewandt, wenn wir an die „Philologischen Untersuchungen" denken, die er 1880 zusammen mit seinem Greifswalder Kollegen Adolf Kiessling gegründet hat. In den Heften wollten die Herausgeber Arbeiten von sich selbst und „von gleichstrebenden Freunden und Schülern" veröffentlichen („Kydathen", Vorwort).

[1003] S. 239.

[1004] Zu den folgenden Ausführungen vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 208f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0286

fördern, um dadurch, wie später in Berlin, eine bessere philologische Grundausbildung der Studenten zu gewährleisten.
In der Prüfungskommission für das höhere Lehramt hat er durchgesetzt, daß an die Spitze ein Schulmann berufen wurde;[1005] hierbei fand er die Unterstützung Friedrich Althoffs, des einflußreichen Ministerialdirektors im preußischen Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, zu dem er schon damals ein gutes, auf gegenseitiger Achtung beruhendes Verhältnis hatte.[1006] Durch die Neuregelung des Vorsitzes der Kommission wurden die Bedürfnisse der Schulpraxis besser als bislang berücksichtigt. Neu aufzuteilen waren auch die altertumswissenschaftlichen Fachgebiete im Lehrbetrieb an die einzelnen Professoren; eine solche Aufteilung war arbeitsmäßig notwendig, damit alle Teilgebiete im Unterricht abgedeckt wurden. An sich war Wilamowitz gegen eine Zuweisung bestimmter Lehrgegenstände an die einzelnen Dozenten, vor allem auch gegen die Scheidung in einen griechischen und lateinischen Lehrstuhl[1007], jedoch die Göttinger Gegebenheiten, besonders die eigene Überlastung, erforderten die Aufgabenteilung; denn Wilamowitz' nächster Kollege Dilthey, der griechische und archäologische Lehrveranstaltungen durchführte, konnte krankheitshalber oftmals seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, und die Wahrnehmung der lateinischen Vorlesungen und Übungen war überhaupt nicht gesichert; zeitweilig hatte Wilamowitz sie selbst übernommen. Ein von ihm beim Ministerium beantragter neuer lateinischer Lehrstuhl wurde - wieder mit Zustimmung Althoffs - bewilligt. Berufen wurde Wilhelm Meyer, der bis dahin als Bibliothekar an der Münchener Hofbibliothek tätig gewesen war. Trotzdem blieben auch weiterhin Schwierigkeiten bestehen, denn Dilthey beschränkte sich mehr und mehr allein auf die Archäologie, und der Latinist Meyer versuchte seine Lehrtätigkeit zeitweise ganz aufzugeben, um die ihm von Althoff übertra-

---

[1005] Ebenso hat er auch inhaltlich für die Examina Änderungen durchgesetzt; beispielsweise durften die Studenten nicht mehr allein die kürzesten Schriftsteller Sophokles, Lysias, Terenz und Sallust als Spezialautoren wählen. - Im Zusammenhang der Prüfungen ist auch zu erwähnen, daß Wilamowitz die Promotion wieder auf ihren Sinn und Zweck, eine wissenschaftliche Leistung zu erbringen, zurückführte und Gefälligkeitspromotionen oder gar dem käuflichen Erwerb des Doktortitels Einhalt gebot (vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 194f).
[1006] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 241 und S. 250. - Zum Verhältnis der beiden, besonders in Fragen des höheren Schulwesens, vgl. u. a. auch: M. Althoff (Hrsg.), Aus Friedrich Althoffs Berliner Zeit. Erinnerungen für seine Freunde. Jena 1918, S. 90-92; ebenso Wilamowitz, Erinnerungen, S. 247f.
[1007] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 207.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0287

gene Katalogisierung der Göttinger Handschriften zu übernehmen; später hat er sich dann hauptsächlich in Lehre und Forschung dem Mittellateinischen zugewandt, einem Gebiet, auf dem er noch heute zu den führenden Vertretern zählt. Für Wilamowitz stellte sich jedoch aufgrund dieser personenbedingten Situation von neuem die Frage nach der Durchführung der lateinischen Lehrveranstaltungen. Ein erneuter Vorstoß bei der Universität und beim Ministerium brachte den Erfolg, daß ein weiterer lateinischer Lehrstuhl eingerichtet wurde. Wilamowitz' Bemühungen wurden zudem damit gelohnt, daß es ihm gelang, die Berufung Friedrich Leos an die Göttinger Universität durchzusetzen. Durch diese Aktivitäten hat Wilamowitz mit Energie und Durchsetzungsvermögen dem Göttinger Institut für Altertumskunde zu einem großen Aufschwung verholfen. Max Pohlenz, einer der bedeutendsten Studierenden aus den Jahren des Zusammenwirkens von Wilamowitz und Leo, hat diese Ära als „die größte Zeit der Göttinger Philologie" bezeichnet.[1008]

Über den Rahmen des Instituts für Altertumskunde hinaus hat sich Wilamowitz auch an der akademischen Selbstverwaltung der Universität insgesamt beteiligt.[1009] Seit Mitte der achtziger Jahre gehörte er dem Verwaltungsausschuß an, dem entscheidenden Gremium in allen administrativen Angelegenheiten. Er hat in diesem Ausschuß, in dem vielfältige und aufwendige Arbeit zu leisten war - wozu, wie er urteilte, nicht jeder Hochschullehrer die Zeit zu erbringen bereit war und auch die Fähigkeit besaß -, reiche Erfahrungen in Fachfragen der Verwaltung sammeln können. 1891 hatte er das arbeitsreiche Prorektorat zu übernehmen, in dem er sich um alle großen und auch weniger bedeutenden Verwaltungsprobleme der Universität zu kümmern hatte, angefangen von Berufungen, Beförderungen und Etataufstellungen bis hin zu Gratulationen oder zum disziplinarischen Einschreiten gegen Studenten. Diese allgemeinen Verwaltungstätigkeiten, die meistens außerhalb oder am Rande der Wissenschaftsorganisation lagen, kamen jedoch dieser zugute, weil Wilamowitz hier den Blick für verwaltungsrechtliche und administrative Probleme gewann, die er dann, wie beispielsweise beim Entwurf der neuen Statuten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften - worauf wir noch zu sprechen kommen werden -, mit Gewinn in der wissenschaftlichen Verwaltung nutzbar machen konnte.

[1008] Friedrich Leo, NJbb 33. 1914, S. 297-316, hier: S. 312.

[1009] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 228. - Das Interesse von Wilamowitz an Problemen der allgemeinen Verwaltung ist gewiß auch auf seine Herkunft zurückzuführen. Sein älterer Bruder stand später als Oberpräsident der Provinz Posen in einer ganz hohen Verwaltungsfunktion.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0288

2. Die Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen

Am 23. Januar 1892 wurde Wilamowitz auf einer außerordentlichen Sitzung in die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen aufgenommen; knapp anderthalb Jahre später, am 21. 6. 1893, wurde er im Zuge der Neustrukturierung der Gesellschaft zum Adlatus Hermann Sauppes, des Sekretärs der Philologisch-historischen Klasse, bestimmt, und nach einem weiteren Jahr übernahm er 1894 nach dem Tode Sauppes das Amt des Sekretärs dieser Klasse.

Wilamowitz trat der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften in einer Zeit bei, als sie sich in einer Existenzkrise befand. Die Gesellschaft war weder in ihrer rechtlichen Funktion als Körperschaft in der Lage, ihre Aufgaben zu erfüllen, noch standen ihr dafür die finanziellen Mittel zur Verfügung. Es bedurfte dringend grundlegender Reformen, um ihre Existenz zu sichern; so hatte bereits der Orientalist Paul de Lagarde in den achtziger Jahren eine Neuordnung gefordert, ohne jedoch wegen seiner Zerstrittenheit mit den Verwaltungsstellen durchdringen zu können.

Es gehört zu den großen Verdiensten von Wilamowitz, daß die Gesellschaft nicht in einen „Dornröschenschlaf" versank, sondern „durch neue Form zu neuem Leben geweckt"[1010] wurde. Wilamowitz hat über seine persönlichen und amtlichen Aktivitäten in seinen „Erinnerungen" berichtet.[1011] Eine Wiederbelebung war nur möglich durch eine neue Struktur und Aufgabenstellung für die Gesellschaft, die „bisher als juristische Person noch niemals anerkannt"[1012] war, so daß zunächst nicht einmal die Erbschaft de Lagardes[1013], der 1891 gestorben war, angenommen werden konnte. Gleich von Anbeginn seiner Mitgliedschaft an hat Wilamowitz zusammen mit dem Mathematiker Felix Klein entscheidend für eine Neuordnung der Gesellschaft gewirkt[1014] und selbst den Erstentwurf für die neuen Statuten geschaffen[1015]. Wesentliche Punkte dieser Statuten waren, daß die

---

[1010] Pohlenz, S. 84.

[1011] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 236f.

[1012] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 236.

[1013] Paul de Lagarde (1827-1891) hatte testamentarisch sein Vermögen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen überschrieben.

[1014] Vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 236f; R. Smend, Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. In: Festschrift zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. II. Philologisch-historische Klasse. Berlin/Göttingen/Heidelberg 1951, S. IV-XIX, hier: S. XIV.

[1015] Wilamowitz hat den Entwurf mit Mommsen beraten; vgl. Briefe Mommsen, S. 467; über von Mommsen offensichtlich gemachte und von der Göttinger Kommission nicht

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0289

Gesellschaft nunmehr eine eigene, von der Göttinger Universität unabhängige Rechtsstellung erhielt, die bisherigen drei Klassen auf zwei reduziert wurden und schließlich die sachliche und formale Gleichstellung mit anderen Akademien verankert wurde. Dem Ansehen der beiden Hauptinitiatoren, Wilamowitz und Klein, war es zu verdanken, daß auch Friedrich Althoff die Reformbestrebungen unterstützte.[1016] Am 21. Juni 1893 wurden die neuen Statuten in Kraft gesetzt.[1017] Durch die guten persönlichen Beziehungen, die Wilamowitz zu Althoff hatte, gelang es, auch die finanziellen Verhältnisse der Gesellschaft etwas zu bessern;[1018] trotzdem waren die bewilligten Mittel für die Erfüllung der Aufgaben der Gesellschaft noch viel zu gering. Sie wurden ausschließlich dazu verwandt, die „sachlichen Ausgaben" zu decken; „Gehalte" für Mitglieder wurden nicht gezahlt.[1019] Zur Entlastung des Etats[1020] hat Wilamowitz auch nach neuen Möglichkeiten gesucht, die Kosten für die Publikationen der Gesellschaft zu reduzieren. Vor allem die hohen Druckkosten für die Abhandlungen bereiteten ihm Sorge, wie aus seinem Briefwechsel mit Mommsen hervorgeht, mit dem er das Problem beraten hat. Zunächst dachte er daran, die Abhandlungen bei einem Verlag in Kommission erscheinen zu lassen; Mommsen riet jedoch davon ab, weil das zwar „vornehm und bequem" sei, „aber enorme Summen" erfordere.[1021] Das Ergebnis der von Wilamowitz mit viel Mühe unternommenen Initiativen war, daß er mit der Weidmannschen Buchhandlung Vereinbarungen über die

---

übernommene Vorschläge vgl. S. 471. - Vgl. auch: Bericht über die wichtigeren Vorgänge der Gesellschaft, insbesondere über die Veränderungen in ihrem Personalbestande während des Etatjahres 1893/94, NGG. Geschäftliche Mitteilungen 1894, S. 1-9.

[1016] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 236.

[1017] „Aus Anlaß der neuen Statuten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften" erhielt Wilamowitz ebenso wie Ernst Ehlers, der Sekretär der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse, den Roten Adlerorden mit Schleife dritter Klasse verliehen.

[1018] Wie mühevoll gerade die Beschaffung von Geldmitteln war, bezeugen die Worte der Enttäuschung aus einem Brief von Wilamowitz an Mommsen vom 19. 11. 1892 (Briefe Mommsen, S. 465): „Althoff hat nicht Wort gehalten, für die Societät keinen Groschen bewilligt oder erwirkt. Das ist mir sehr bitter, denn ich habe mir damit soviel Mühe und soviel Ärger gemacht, alles so zu richten, wie er es sich bestellt hatte. Dabei gibt man 240000 M. für die ‚Ausstellung des Kultusministeriums in Chicago' aus. Für Schwindel also ist Geld da."

[1019] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 237.

[1020] Als Sekretär hatte Wilamowitz die Aufstellungen für den Etat vorzunehmen und den Mitgliedern vorzulegen. Wieviel Sorgfalt er darauf verwandt hat, wird aus seinen handschriftlichen Zusammenstellungen deutlich, die im Archiv der Göttinger Akademie vorliegen.

[1021] Briefe Mommsen, S. 500f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0290

Veröffentlichung der Abhandlungen und der Anzeigen traf;[1022] hierbei erwies sich der Verlag, wie Wilamowitz in seinen „Erinnerungen" gewürdigt hat, überaus entgegenkommend und selbstlos.[1023] Ebenso bemühte sich Wilamowitz darum, gute Beiträge für die Abhandlungen zu gewinnen, um dadurch die Bedeutung der Gesellschaft im Kreise gleichartiger Institutionen zu erhöhen. So hat er beispielsweise erreicht, daß Max Wellmanns Dioskorides von der Gesellschaft übernommen wurde, und „die Bearbeitung der griechischen Scholiasten" angeregt.[1024] Ferner war er bestrebt, daß die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften nur solche Unternehmungen aufgriff, die sachlich und auch finanziell zu realisieren waren. Nach diesem Grundsatz ist er gerade in den ersten Jahren nach der Reorganisation der Gesellschaft verfahren, um den Etat, der durch die Neustrukturierung zunächst verstärkt belastet war, nicht noch mehr zu beanspruchen.[1025]

Ebenso gestalteten Wilamowitz und Klein auch die Sitzungen neu. Nicht mehr ein einziges Mitglied hielt einen längeren Vortrag, sondern die Zusammenkünfte wurden durch „kurze Mitteilungen" aus verschiedenen Fachgebieten abwechslungsreicher und farbiger gestaltet.[1026] Eine von Wilamowitz' ersten Maßnahmen noch als Adlatus der Gesellschaft war der Entwurf einer „speziellen Geschäftsordnung" für die Sitzungen; auch hier hat er sich bei Mommsen Rat geholt.[1027] In diesem Entwurf hat er alle Aspekte der Geschäftsführung bedacht: Zeitpunkt der Sitzungen, Einladungen, Anmeldung von geschäftlichen Anträgen, wissenschaftliche Mitteilungen, Protokollführung zu den öffentlichen Sitzungen, Stellung der Sekretäre in den einzelnen Kommissionen, Protokollführung in diesen. Der Entwurf dieser Geschäftsordnung wurde ohne Änderung auf der Sitzung der Gesell-

---

[1022] Briefe Mommsen, S. 509.

[1023] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 237; vgl. auch Wilamowitz, Die Weidmannsche Buchhandlung und die Wissenschaft. Monatsschr. für höhere Schulen 29. 1930, Beil. 8-9 (ital. in: Canfora, S. 175-177 mit S. 268, Anm. 138-144).

[1024] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 237. - Wellmann hat dem Lehrer sein Werk gewidmet: „Udalrico de Wilamowitz-Moellendorff ΕΡΩΤΟΣ ΚΑΘΗΓΗΤΗΙ".

[1025] Dazu aus dem Bericht, den Wilamowitz am 28. Mai 1894 an den Kurator der Göttinger Universität Meier gab: „Wir haben dabei auf das erste Jahr nur so vielübernommen, daß wir trotz dem Mehraufwande, den die Reorganisation der Gesellschaft erfordert hat, sicher auskommen können, und für das Folgejahr ebenfalls zunächst noch nicht über die ganze Summe verfügt, die nach unserem Anschlage verfügbar sein wird."

[1026] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 237.

[1027] Briefe Mommsen, S. 472: „Wir sitzen nun an der Geschäftsordnung und der Ordnung unserer Schriften. Das ist nicht leicht, und ich würde Dir sehr dankbar sein, wenn Du mir, falls es dafür gedruckte Bestimmungen in Berlin gibt, ein Exemplar zusenden wolltest."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0291

schaft vom 22. Juli 1893 übernommen.[1028] Es ist das erste Dokument, aus dem ersichtlich wird, daß Wilamowitz als wissenschaftlicher Organisator die Fähigkeit besaß, Probleme der Verwaltung und Organisation praktisch anzupacken und zu lösen. Eine ähnliche Arbeit wie die Erstellung der Geschäftsordnung leistete Wilamowitz für die Gesellschaft noch einmal, als er Statuten für die Lagardesche Stiftung entwarf. Hier hat er vor allem die rechtlichen Aspekte dieser Erbschaft berücksichtigt, eine Aufstellung des Vermögens gegeben sowie die Nutzung der vorhandenen Geldmittel und des sonstigen Nachlasses durch die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften genau festgelegt.[1029] Das Papier war das Ergebnis zeitraubender Arbeit, die mit Behörden und Verwaltungen zu erledigen war, um ein festgefügtes Gerüst rechtlich unanfechtbarer Satzungen zu gewinnen.
In die Zeit der Geschäftsführung der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften durch Wilamowitz fielen auch die Bestrebungen der Akademien, im deutschen und im Internationalen Rahmen zu einer engeren Zusammenarbeit zu gelangen. Besonders aktuell waren die Bemühungen, die deutschen Akademien und gelehrten Gesellschaften von Wien, München, Berlin, Leipzig und Göttingen unter einem Kartell zu vereinigen, ein Gedanke, den besonders der Geologe Eduard Süß, Vizepräsident und später Präsident der Wiener Akademie, sowie Theodor Mommsen förderten. Wilamowitz wurde von seinem Schwiegervater schon sehr früh in die Pläne eingeweiht[1030] und hat in Göttingen für dieses Vorhaben gewirkt, das hier zunächst auf fruchtbareren Boden als in Berlin fiel.[1031] Die wohl erste Kartellsitzung fand 1894 in Göttingen statt;[1032] die organisatorische Vorbereitung und Durchführung der Tagung hat ganz wesentlich in den Händen von Wilamowitz gelegen. Die Ziele und Ergebnisse der Zusammenkunft hat er in der folgenden Notiz für die Presse zusammengefaßt, in der er wohl zum ersten Male

---

[1028] Der Originalentwurf von Wilamowitz' Hand liegt im Archiv der Göttinger Akademie.
[1029] Auch dieser Originalentwurf von Wilamowitz' Hand befindet sich im Archiv der Göttinger Akademie.
[1030] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 238.
[1031] Ebd.
[1032] Die Anregung zu der Zusammenkunft ging von der Wiener Akademie aus; vgl. Briefe Mommsen, S. 494. Göttingen wurde als Tagungsort gewählt, weil von Gelehrten der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der dortigen Gesellschaft das geplante Hauptthema über Schwerebestimmungen zuerst zur Diskussion gestellt worden war. Zur Geschichte des Thesaurus siehe jetzt: Wie die Blätter am Baum, so wechseln die Wörter. 100 Jahre Thesaurus Linguae Latinae. Hrsg.von D. Krömer. Mit einem Anhang: Materialien zur Geschichte des Thesaurus Linguae Latinae. Stuttgart u. Leipzig 1995.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0292

offiziell zum Ausdruck brachte, welche hohe Bedeutung er der nationalen und internationalen Kooperation wissenschaftlicher Institutionen beimaß[1033]:

„Am 14-16 Mai waren in Göttingen eine größere Zahl auswärtiger Gelehrter vereinigt. Es tagte die Commission der fünf Akademien, welche gemeinsam die große Aufgabe unternommen haben, mit Unterstützung der vier Staaten Oesterreich Preußen Baiern Sachsen ein wirklich wissenschaftliches Wörterbuch der Sprache zu schaffen, an der sich zur Zeit und noch auf lange hinaus allein ein solches schaffen läßt, der Lateinischen. Gleichzeitig tagen die Delegirtenconferenz des Cartellvorstandes, den die Akademien Wien und München und die Gesellschaften der Wissenschaften Leipzig und Göttingen zu dem Zweck geschlossen haben, wissenschaftliche Aufgaben gemeinsam anzuregen und zu lösen, und das hoffentlich den Kern zu einer immer weiter greifenden Vereinigung der wissenschaftlichen Körperschaften aller Culturvölker bilden wird. Es handelte sich dieses mal um naturwissenschaftliche Probleme, insbesondere Systematische Schweremessungen. In allen Punkten ward leicht eine vollkommene Einigung erzielt, und sämtliche Teilnehmer haben die Hoffnung mitgenommen, daß sich das Cartell fähig erweisen wird, bedeutende praktische Aufgaben erfolgreich anzugreifen, und durch das Zusammenwirken zu wissenschaftlichen Zwecken auch die Staaten und die Völker einander zu nähern."

Einer der wichtigen Tagesordnungspunkte der Sitzung war der Plan des von allen deutschen Akademien getragenen „Thesaurus linguae Latinae", ein Vorhaben, das fast durch das ganze 19. Jahrhundert verfolgt worden war und ab 1893 in die Tat umgesetzt wurde. Als Adlatus und Sekretär hat Wilamowitz für die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1893 die ersten Korrespondenzen und Verhandlungen mit den anderen Akademien geführt. Ihm war die Bedeutung des Unternehmens bewußt, und er hat in der Göttinger Gesellschaft mit großem Einsatz für eine positive Beurteilung gewirkt, obwohl er sich sonst auch ablehnend bezüglich derartiger Mammutprojekte geäußert hat.[1034] Die erste offizielle Stellungnahme gab er in einem Schreiben vom 24. Juli 1893 ab, das er namens der Göttinger Gesellschaft an die Bayerische Akademie der Wissenschaften in Mün-

---

[1033] Originalentwurf im Archiv der Göttinger Akademie. - Vgl. Wilamowitz, Platon. Bd. 1, S. III-IV, und Wilamowitz, Erinnerungen, S. 228.

[1034] Vgl. Wilamowitz, Bespr. von „Passows Wörterbuch der griechischen Sprache". Neu bearb. von W. Crönert, 1. Lieferung (Göttingen 1912). Literarisches Zentralblatt 64. 1913, Sp. 49f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0293

chen sandte. Darin befürwortete er den Plan des „Thesaurus", gab jedoch zur Frage einer Beteiligung Göttingens noch keine bindende Zusage ab.[1035] Der Brief war das Ergebnis ausführlicher, auch kritischer Diskussionen in der Gesellschaft.[1036] Wilamowitz erwirkte mit Geschick einen Beschluß, der die erwähnte provisorische Antwort enthielt. Auch die weiteren Verhandlungen führte er zunächst allein. So fuhr er als Vertreter Göttingens zu der ‚Berliner Conferenz für die Ausarbeitung eines ‚Thesaurus linguae Latinae'', auf der die Bevollmächtigten aller deutschen Akademien[1037] am 21. und 22. Oktober 1893 zusammentrafen.[1038] Obwohl von seiten Göttingens noch keine offizielle Verlautbarung über die Beteiligung am Projekt abgegeben worden war, hat Wilamowitz eine solche vorausgesetzt und ist offiziell in der Funktion des Sekretärs der Philologisch-historischen Klasse auf der Konferenz aufgetreten.[1039] Bei der Berliner Zusammenkunft stellte sich heraus, daß die Finanzierung des Projektes seitens der anderen Akademien bereits weitgehend gesichert war,[1040] Für Preußen hatten Althoff und Regierungsrat Schmidt[1041], die an der Tagung teilnahmen, zugesichert, daß die Berliner Akademie und die Göttinger Gesellschaft die notwendigen jährlichen Geldmittel für ihre Beteiligung am Unternehmen erhalten würden.[1042] Aufgrund dieses Versprechens seitens des Ministeriums verpflichtete sich Wilamowitz, da der Göttinger Gesellschaft für das Projekt keine laufenden Mittel zur Verfügung standen, daß er für die Vorarbeiten „den Antrag stellen würde, unverzüglich bei der Kön. Regierung die Bewilligung von 1000 M zu diesem Behufe zu beantragen". Mit diesem äußeren Schritt des Antrages, den Wilamowitz um-

---

[1035] Siehe unten, Anhang I.

[1036] Sitzung vom 22. 7. 1893; vgl. Briefe Mommsen, S. 478.

[1037] Vgl. die „Praefatio" des Thesaurus linguae Latinae I. Lipsiae 1900, S. III. - Siehe jetzt auch: Wie die Blätter am Baum, so wechseln die Wörter (wie Anm. 1032).

[1038] Zu der ersten Sitzung dieser Art hatte die Göttinger Gesellschaft keinen Vertreter entsandt, da sie keine Einladung erhalten hatte (vgl. dazu unten, Anhang II). Über die mangelnde Information, die in Göttingen zunächst Verstimmung hervorrief, vgl. Briefe Mommsen, S. 477.

[1039] Vgl. unten, Anhang II.

[1040] Vgl. ebd.

[1041] Friedrich Schmidt-Ott, preußischer Kultusminister 1917/1918 und Begründer der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft; vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 250.

[1042] Vgl. unten, Anhang II.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0294

gehend für die Gesellschaft stellte,[1043] war die endgültige Teilnahme Göttingens vollzogen.

Die wichtigste Voraussetzung für das Gelingen eines so gewaltigen Unternehmens sah Wilamowitz in der Organisation auf wissenschaftlicher Ebene. In dieser Hinsicht hielt er anfangs die straffe Durchführung der notwendigen Materialsammlungen für nicht gewährleistet. Den beiden vorgesehenen Leitern des Projektes, Eduard Wölfflin und noch weit mehr Franz Buecheler, stand er skeptisch gegenüber.[1044] Seine Bedenken verringerten sich erst, als er die „Tatkraft"[1045] von Hermann Diels, dem Vorsitzenden der „Thesaurus"-Kommission, spürte, und nach den Gesprächen mit diesem auf der Berliner Konferenz waren seine Vorbehalte ausgeräumt.[1046] In die Leitung des Unternehmens gehörte nach Wilamowitz' Ansicht unbedingt ein praxisbezogener Mann. Daher hatte sich Wilamowitz schon vor der offiziellen Göttinger Teilnahme bemüht, einen geeigneten Gelehrten zu finden, der in der „Thesaurus"-Kommission als Delegierter Göttingens mitarbeitete und die Sache energisch und praktisch anpackte. Hier hoffte er auf Friedrich Leo, dessen Berufung an die Göttinger Universität er 1889 hatte durchsetzen können,[1047] der jedoch im Oktober 1893 noch nicht Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften war und damit auch nicht die Voraussetzung zur Übernahme einer Aufgabe beim „Thesaurus"-Unternehmen besaß, obgleich er auf der Berliner Konferenz bereits designiert worden war. Es ist das große Verdienst von Wilamowitz, dieses Ziel in zähem Ringen gegen den Widerstand in der Gesellschaft durchgesetzt[1048] und dem „Thesaurus"-Unternehmen dadurch

---

[1043] Am 23. Oktober 1893 stellte Wilamowitz den Antrag auf die Bewilligung der 1000 M., die für die Vorarbeiten notwendig waren, am 13. Januar 1894 den für die von Althoff jährlich zugesagte Summe von 5000 M.

[1044] Vgl. Briefe Mommsen, S. 472. 476. 477f.

[1045] Briefe Mommsen, S. 371.

[1046] Siehe unten, Anhang II.

[1047] Briefe Mommsen, S. 479f.

[1048] Briefe Mommsen, S. 472f; die Vorbehalte gegen Leo bestanden u.a. auch - so bei Dilthey - wegen seiner jüdischen Herkunft (vgl. S. 371); außerdem herrschte, wie gesagt, eine Verstimmung wegen der mangelnden Kommunikation bei dem „Thesaurus"-Unternehmen. Erst in einem Brief vom 16. 12. 1893 konnte Wilamowitz Hermann Diels, dem Vorsitzenden der „Thesaurus"-Kommission, mitteilen, „daß die Kön. Gesellschaft der Wissenschaften in ihrer heutigen Sitzung den ‚Plan zur Begründung eines ‚Thesauri linguae Latinae'' einstimmig genehmigt und ihr Mitglied Herrn Fr. Leo zum Delegierten in die Commission gewählt hat"; vgl. auch Briefe Mommsen, S. 485.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0295

einen der großen Organisatoren[1049] vermittelt zu haben. Leo wurde neben Wölfflin und Buecheler der dritte Direktor des Projektes; in Göttingen sollte unter seiner Leitung eines der beiden Zentren der „Thesaurus"-Arbeit liegen und der Teilbereich der lateinischen Poesie und des archaischen Lateins ausgewertet werden. Nach Leos Wahl zum Göttinger Delegierten für das „Thesaurus"-Unternehmen zog sich Wilamowitz mehr und mehr aus der Arbeit an diesem Projekt zurück[1050] und überließ diese Aufgabe völlig dem neuen Beauftragten.
1894 war Wilamowitz nach den neuen Statuten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften für sechs Jahre zu deren Sekretär der Philologisch-historischen Klasse gewählt worden. Mitten in dieser Amtszeit erhielt er 1897 den Ruf an die Berliner Universität, dem er Folge leistete. Auch von Berlin aus blieb er der Gesellschaft sein ganzes Leben lang treu verbunden,[1051] obgleich er - außer der „Textgeschichte der griechischen Lyriker" (1900) - keine größeren wissenschaftlichen Beiträge mehr in ihren Publikationsorganen erscheinen ließ. Für ihn bedeuteten die Göttinger Jahre, in denen er ordentliches Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften war und zeitweilig deren Geschäfte führte, innerhalb seines wissenschaftsorganisatorischen Werkes das Sammeln von Erfahrungen, über die er in der Antrittsrede vor der Berliner Akademie der Wissenschaften zusammenfassend gesagt hat: „Denn ich habe allerdings die Überzeugung, daß nur die Organisation wissenschaftlicher Arbeit in der Akademie und weiterhin in der Verbindung der Akademien diesen Körperschaften das Existenzrecht verleiht. Und ich kenne einiges von solcher Tätigkeit, da ich der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften in kritischer Zeit einige Jahre angehört und zum Teil vorgestanden habe."[1052] Diese Erfahrungen der Göttinger Zeit hat er später in Berlin, wo er an so vielen Unternehmungen im wissenschaftlichen Großbetrieb beteiligt war, ertragreich einbringen können.

[1049] Wissenschaftliche Organisation hatte Leo bei Mommsen gelernt (vgl. dazu Pohlenz, Friedrich Leo, S. 301).
[1050] Die Absicht, sich „mit Rücksicht auf die süddeutschen Empfindeleien" aus dem „Thesaurus"-Unternehmen zurückzuziehen, äußerte Wilamowitz schon in einem Brief an Mommsen vom 28. 11. 1893 (Briefe Mommsen, S. 484).
[1051] Am 12. 7. 1918 wählte die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften Wilamowitz zu ihrem Ehrenmitglied. Neben den bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen wurden dabei auch seine Verdienste hervorgehoben, die er sich als Adlatus und Sekretär der Gesellschaft erworben hatte.
[1052] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 304.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0296

3. Das Institut für Altertumskunde an der Berliner Universität

Die bereits in Göttingen vorgenommene Neustrukturierung des akademischen Lehrbetriebes hat Wilamowitz aufgrund seiner bisherigen Erfahrungen ab dem Sommersemester 1897 auch an der Berliner Universität mit dem Ausbau des bestehenden Instituts für Altertumskunde eingeführt. Die Gründung dieses Instituts ging auf die Anregung Mommsens zurück, der dazu 1885 den Anstoß gegeben hatte; den Aufbau zur Lehr- und Forschungsstätte für die Alte Geschichte führten dann Otto Hirschfeld und Ulrich Köhler durch.[1053] Wilamowitz hatte sich die Reform des philologischen Unterrichtsbetriebes schon bei seiner Berufung nach Berlin ausbedungen[1054] und wiederum die Unterstützung Althoffs im preußischen Kultusministerium gefunden.[1055] Sein Plan war, innerhalb dieses Instituts auch die Philologie anzusiedeln. Der Kern der Neuerungen, die Wilamowitz in enger Zusammenarbeit mit Hermann Diels vornahm, bei denen er selbst jedoch der *Spiritus rector* war,[1056] bestand in der Gründung eines philologischen Proseminars als eigener Abteilung neben der vorhandenen althistorischen. Damit wollte Wilamowitz institutionell und organisatorisch die Idee der umfassenden historisch orientierten Altertumswissenschaft verwirklichen. Als entscheidende pädagogische Aspekte standen zwei Ziele vor Augen: Einmal sollten die Studierenden innerhalb des gemeinsamen Instituts für Altertumskunde vor der Einseitigkeit eines rein sprachlich-literarischen Studiums bewahrt werden, zum anderen sollten die im Proseminar im Mittelpunkt stehenden sprachlichen Übungen den in der Schule gesunkenen Kenntnisstand in Latein und Griechisch ausgleichen. In dem von Adolf Kirchhoff und Johannes Vahlen geleiteten Philologischen Seminar hatten die Anfänger wenig Möglichkeiten, ihre sprachlichen Grundlagen zu vervollkommnen, da die gestellten Ansprüche so hoch waren, daß nur fortgeschrittene Studenten mit hoher Qualifikation in diesem Semi-

---

[1053] Vgl. Wilamowitz, Das Institut für Altertumskunde. In: M. Lenz, Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Bd. 3. Halle 1910, S. 216-219; Wilamowitz, Das Institut für Altertumskunde. Chronik der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin 11. 1898, S. 60f.

[1054] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 239. - Einige Vorstellungen dazu - auch hinsichtlich der Kooperation der Fachvertreter der verschiedenen Disziplinen - hat Wilamowitz in einem Brief an Reinhard Kekulé von Stradonitz kurz vor seinem Umzug nach Berlin geäußert, vgl. Abel, S. 399; dort auch S. 398-400 einige Bemerkungen zu den räumlichen und organisatorischen Problemen der Eingliederung der Archäologie m das Institut.

[1055] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 283.

[1056] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 286.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0297

nar Aufnahme fanden. Die praktische Durchführung der sprachlichen Übungen des Proseminars, die gleich von Beginn an stark besucht wurden,[1057] wurde Gymnasiallehrern, die große praktische Unterrichtserfahrung besaßen, übertragen.[1058] Diese Sprachübungen wurden in der Struktur des Ganzen der Unterstufe des Proseminars zugewiesen, während in einer Oberstufe von den Studierenden unter Anleitung schriftliche Arbeiten in deutscher Sprache anzufertigen waren und Interpretationsübungen stattfanden. Zur Aufnahme in diese Stufe bedurfte es einer lateinisch- bzw. griechisch-deutschen Übersetzungsarbeit als Klausur. Wilamowitz' Bestreben war, daß die Direktoren sich selbst intensiv um den Seminarbetrieb kümmerten und die Studenten auch schon in den Anfangssemestern direkten Kontakt zu den Professoren gewannen. Die ideale Organisation des Seminars zur Erreichung dieses Zieles war jedoch erst gegeben, als Eduard Norden 1906 den dritten philologischen Lehrstuhl übernahm. Nunmehr konnte eine Aufgabenverteilung vorgenommen werden, nach der sich zwei Direktoren der Unterstufe widmeten, während der dritte die Betreuung der Oberstufe übernahm. Innerhalb des Lehrbetriebes war es dabei das besondere Anliegen von Wilamowitz, daß die Studenten soweit wie möglich bei allen Professoren beider Abteilungen hörten, damit Einseitigkeit vermieden und keine „Spezialschüler" erzogen wurden.[1059] Die Leitung des gesamten Instituts mit seinen beiden Abteilungen oblag allen Direktoren, die sich in der Geschäftsführung ablösten, bis Eduard Norden bei seinem Eintritt in das Institut auf Dauer damit betraut wurde, eine Entscheidung, die Wilamowitz befürwortet hat, weil er den Wechsel in der Erledigung geschäftlicher Aufgaben für „schädlich" hielt.[1060]
Die Erweiterung des Instituts zu einer Lehr- und Forschungsstätte für die gesamte klassische Altertumswissenschaft erforderte zusätzliche finanzielle Mittel, damit dieses Konzept auch in seinen räumlichen und wissenschaftstechnischen Einrichtungen sowie in seiner praktischen Organisierung verwirklicht werden

---

[1057] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 284f.
[1058] Wilamowitz erwähnte als Mitarbeiter Johannes Imelmann, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, Johannes Kirchner (siehe unten, Anm. 1146) und Max Karl Paul Schmidt, Professor am Prinz-Heinrich-Gymnasium in Schöneberg (Das Institut für Altertumskunde [1910], S. 218); auch Ewald Bruhn (1862-1936), Schüler von Wilamowitz in Göttingen und später Direktor des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a.M. sowie zeitweilig Provinzialschulrat in Berlin, leitete eine Zeitlang diese Sprachübungen; zu Bruhn vgl. E. Kroymann, Ewald Bruhn. Biographisches Jahrbuch für Altertumskunde 59. 1939, S. 41-65.
[1059] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 288.
[1060] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 283.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0298

konnte. Dafür waren offensichtlich bereits in den Berufungsverhandlungen, hauptsächlich in den Kontakten, die Wilamowitz mit Althoff hatte, die Weichen gestellt worden.[1061] Neu eingerichtet wurde 1897 die Stelle eines wissenschaftlichen Assistenten, der für den gesamten organisatorischen Teil des Institutsbetriebes verantwortlich war.[1062] Erster Assistent war Rudolf Helm, an dessen Verdienste am Aufbau des Instituts Wilamowitz noch in späteren Jahren dankbar gedacht hat.[1063] Besonders am Herzen gelegen hat ihm die Bibliothek; für sie wurde die Stelle eines Bibliothekars neu geschaffen und die damals hohe Summe von 8000 Mark als Sondermittel für die Bestandsergänzung bereitgestellt.[1064] Der wohldurchdachte und von Wilamowitz offenbar selbst mitgelenkte Bestandsaufbau machte die Institutsbibliothek[1065] bald zu einer stark frequentierten

---

[1061] Vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 239.

[1062] Das Institut für Altertumskunde (1910), S. 217f.

[1063] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 285. Helm (1872-1966) war später ordentlicher Professor der Klassischen Philologie an der Universität Rostock. Die gemeinsame Aufbauarbeit erwähnte Wilamowitz in einem Brief an Helm vom 14. 10. 1926 (Original in der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin): „Vor allem danke ich Ihnen herzlich für den Ausdruck Ihrer freundlichen Gesinnung. Sie wissen, daß ich in Treue an der Erinnerung festhalte, wie gedeihlich sich unsere Zusammenarbeit gestaltete, und wie segensreich Ihre Tätigkeit an unserem Institute war. Ich werde nicht müde, seine gegenwärtigen Leiter immer wieder daran zu erinnern. Es scheint, daß wir in Beckmann endlich wieder einen tüchtigen Mann für die Stelle gefunden haben - wenn er nur längere Zeit bleibt." (Franz Beckmann, 1895-1966, habilitierte sich 1926 in Berlin und war dort 1926/27 geschäftsführender Assistent des Instituts für Altertumskunde. Seit 1931 bis zu seinem Tode war er ordentlicher Professor der Klassischen Philologie an der Universität Münster.)

[1064] Seitens der Universitätsbibliothek wurde ein alphabetischer Zettelkatalog erstellt und bis 1904 von dort geführt (vgl. Wilamowitz, Das Institut für Altertumskunde [1910], S. 217). - Die Aufstellung der Bestände erfolgte nach Literaturgattungen. Wolfgang Buchwald weist mündlich auf eine Anweisung von Paul Maas für das Seminar in Königsberg hin, in dem Maas die Bücher nach diesem von Wilamowitz in Berlin eingeführten Prinzip aufstellen ließ. Diesen Hinweis hat auch Walther Abel (Berlin) bestätigt, der ab 1924 an der Berliner Universität studierte und danach Bibliotheksrat an der Preußischen Staatsbibliothek war.

[1065] Dabei legte Wilamowitz Wert auf die Auswahl wichtiger aktueller Literatur und übte Kritik an der Sammlung veralteten Kleinschrifttums, wie es aus der Bibliothek Eduard Hillers in die Institutsbibliothek gelangt war (vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 239). Strenge in der Literaturauswahl zeigte er auch später bei Anschaffungen für die Bibliotheken der Zweiganstalten Rom und Athen des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches (vgl. unten, Anm. 1179).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0299

Gebrauchsbibliothek, die auch von ausländischen Benutzern häufig besucht wurde; hierauf hat Wilamowitz mehrfach mit Stolz hingewiesen.[1066]
Die von Wilamowitz von Anfang an gewünschte Einbeziehung des Archäologischen Seminars in das gemeinsame Institut für Altertumskunde ließ sich erst anderthalb Jahrzehnte später (1912) vollziehen, da diesem Plan bis dahin die räumlichen Probleme im Wege standen.[1067] Der Anstoß zur Realisierung des Vorhabens bot sich mit der Berufung Georg Loeschckes auf den archäologischen Lehrstuhl der Berliner Universität. Loeschcke forderte als Bedingung für die Annahme des Rufes ein neues Gebäude für das Archäologische Seminar sowie die Übernahme der Abgußsammlung der Museen in das Universitätsinstitut. Er wurde in seiner Forderung von Theodor Wiegand, dem Direktor der Antikenabteilung, unterstützt, der durch die Abgabe der Abgußsammlung Raum für die Aufstellung von Originalen gewinnen wollte. Beider Vorschlag erweiterte sich zu der Forderung des alten, von Wilamowitz vertretenen Planes eines gemeinsamen Instituts für Altertumskunde.[1068] Die von Loeschcke und Wiegand dem Kultusministerium und dem Finanzministerium unterbreiteten Forderungen stießen jedoch dort lange auf Ablehnung; ebenso mußten auch Einzelheiten der allgemeinen Organisation des vereinigten Institutsbetriebes im geplanten gemeinsamen Institut geklärt werden. Wilamowitz schnitt die Frage der Integration des Archäologischen Instituts in einem Brief an Wiegand an,[1069] worin er den Wunsch aussprach, daß die geplante Vereinigung in enger Kooperation, in offe-

---

[1066] Vgl. u.a. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 288.
[1067] Wilamowitz, Das Institut für Altertumskunde (1910), S. 219.
[1068] Vgl. C. Watzinger, Theodor Wiegand. Ein deutscher Archäologe. 1864-1936. München 1944, S. 258-260.
[1069] Aus einem Brief vom 20. 7. 1911: „Leider gehört zu diesen Geschäften noch nicht die Neuordnung des archaeologischen Unterrichtes die mir natürlich ganz besonders am Herzen liegt, und die auch nicht wohl geschehen kann ohne dass wir Directoren des Institutes für Altertumskunde zugezogen werden: es ist ja die Vereinigung des archaeologischen Apparates mit unserm zwanzigfach reicheren Institute die Vorbedingung. Es ist ja klar und schön, dass Sie nun persönlich die andere Seite vertreten, die in Mitleidenschaft kommt, das Museum. Ich würde für das richtigste halten, dass wir Beteiligten unter Zuziehung eines Vertreters des Ministeriums einmal die ganze Sache durchsprächen. Es kann nur mit Einsicht in alle Bedürfnisse und zugleich in alle Vorrechte eine befriedigende Einigung erzielt werden. In Wahrheit hängt an der Entscheidung die Zukunft nicht allein des Unterrichtes in den Altertumsstudien an der Universität, sondern auch das Gedeihen dieser Studien überhaupt. Da nun lauter Männer die etwas können und energisch wollen nebeneinanderstehn, müssen sie zusammenstehen. Ich denke, dann muss auch das Ministerium mittun."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0300

ner Aussprache und mit der „Einsicht" aller beteiligten Wissenschaftsinstitutionen und Gelehrten unter Hinzuziehung des Ministeriums verwirklicht werden müßte. Dabei sollten die „Bedürfnisse" und etwaige „Vorrechte" bestimmter Institutionen berücksichtigt werden. Er brachte zum Ausdruck, daß für ihn die Integration der Archäologie in das altertumswissenschaftliche Institut von entscheidender Bedeutung für die Zukunft der gesamten Altertumswissenschaft in Lehre und Forschung war. Es kostete noch viele Anstrengungen, bei denen Wiegand sich sogar an den Kaiser wandte, ehe am 8. Juni 1912 die endgültige Zustimmung zu dem gemeinsamen Institut für Altertumskunde gegeben und die erforderlichen Mittel zum Ausbau des Instituts bereitgestellt wurden. Die von Wilamowitz im Brief vorgeschlagenen gemeinschaftlichen Beratungen, besonders bezüglich des Unterrichtsbetriebes, führten zu der erstrebten umfassenden Ausbildung altertumswissenschaftlichen Nachwuchses[1070] am Institut, wenn auch das Archäologische Seminar als Institution seine Selbständigkeit behielt und insofern Wilamowitz' Vorstellungen einer vollkommenen Integration nicht in Erfüllung gingen. Dennoch urteilte er in den „Erinnerungen"[1071]: „Diese Vereinigung aller Zweige der Altertumswissenschaft räumlich und im Lehrplan darf wohl als vollkommen gelten, in gewissem Sinne vorbildlich."

In seinen „Erinnerungen" hat Wilamowitz im Rückblick mit Befriedigung feststellen können, daß die Struktur des Instituts für Altertumskunde, die ganz wesentlich seine organisatorische Leistung war, sich bewährt und an vielen anderen deutschen Universitäten Nachahmung gefunden hatte. Besonders der Aufbau des philologischen Unterrichtsbetriebes mit seinen Seminarstufen besteht, wenn auch in teilweise variierter Form, heute noch an vielen deutschen Universitäten und wurde von anderen philologischen Fachrichtungen übernommen. Der Grundgedanke dieses Seminaraufbaues, das Hineinführen der Anfänger in die Grundkenntnisse des Fachgebietes sowie in das wissenschaftliche Arbeiten, setzte sich im 19. Jahrhundert erst allmählich durch. Es ist das große Verdienst von Wilamowitz, auch bei dieser Entwicklung mit den Weg gewiesen zu haben.

[1070] So wurde u.a. für die Mitglieder des Philologischen Proseminars eine Stunde archäologischer Übung als obligatorisch festgelegt (vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 287); diese Regelung setzte ab dem Sommersemester 1914 ein.

[1071] S. 287. Zur Unabhängigkeit des Archäologischen Seminars vom gemeinsamen Institut in Lehre, Forschung und Verwaltung vgl. W. Schindler, Die Archäologie im Rahmen von Wilamowitz' Konzeption der Altertumswissenschaft. In: Wilamowitz nach 50 Jahren, S. 257-259. - Über Wilamowitz' Verhältnis zum Institut nach seiner Emeritierung vgl. Solmsen, S. 109 bzw. S. 450.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0301

4. Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin

Am 1. 8. 1899 trat Wilamowitz als ordentliches Mitglied in die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin ein, nachdem er ihr schon seit dem 4. 6. 1891 als korrespondierendes Mitglied angehört hatte. Die Zugehörigkeit zu dieser wissenschaftlichen Körperschaft war neben der Universität der zweite Pfeiler, auf dem sein wissenschaftliches Wirken auf institutioneller Ebene basierte. „An der Akademie hängt mein Herz, und sie hat alle Erschütterungen überstanden ohne Einbuße an ihrer Ehre; sie hat sich auch immer, selbst in den schwersten Zeiten, der staatlichen Fürsorge zu erfreuen gehabt. Es ist ein großer Trost, daß die reine Wissenschaft auch jetzt alle mögliche Förderung findet."[1072] Dieses Bekenntnis, das Wilamowitz in seinen „Erinnerungen" aussprach, war bei seiner gesamten Tätigkeit in dieser Körperschaft spürbar. Gerade die Berliner Akademie mit ihren zahlreichen Forschungsvorhaben erfüllte für ihn in besonderem Maße die Funktion des „Großbetriebes der Wissenschaft". Die allgemeine Verwaltung und Organisation innerhalb dieser wissenschaftlichen Einrichtung, wie auch die Übernahme von Unternehmungen sowie ihre Realisierung in personeller, fachlicher und finanzieller Hinsicht, hat er stets aus der Gesamtsicht der Möglichkeiten der Akademie betrachtet. Das kam auch gerade in der Kritik an Entscheidungen über Einzelprojekte zum Ausdruck, bei der er auch Mommsen, den Initiator des wissenschaftlichen Großbetriebes, nicht ausnahm[1073]: „Es liegt Größe, aber auch Tragik darin, daß Mommsen die Zukunft auf Pläne festlegen wollte, bei denen er die Leistungsfähigkeit nicht nur der erreichbaren Geldmittel, sondern auch der verfügbaren Menschen überschätzte." Als Beispiele solcher Fehleinschätzungen Mommsens führte Wilamowitz die Ausgabe des „Codex Theodosianus" an, deren hohe Kosten gerade noch tragbar waren, sowie die geplante Sammlung der griechischen Münzen, die überhaupt nicht realisierbar war. Eine der Hauptfunktionen der Akademien sah Wilamowitz ferner in der Pflege der „wissenschaftlichen Beziehungen zum Ausland"[1074]; die Bedeutung dieser Kooperation hat er, wie bereits gesagt, schon als Sekretär der Göttinger Gesellschaft hervorgehoben und daher auch stets die Bemühungen von Hermann Diels um den „Ausbau des Weltbundes der Akademien"[1075] unterstützt. Ein weiteres wichtiges Problem war

---

[1072] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 308.
[1073] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 306; vgl. dazu K. Christ, Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft. München 1982, S. 64f.
[1074] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 310.
[1075] Wilamowitz, Platon. Bd. I, S. III.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0302

für Wilamowitz das Gewinnen von Akademiemitgliedern sowie ihr Einsatz für einzelne Unternehmungen; hier dachte er daran, auch korrespondierende Mitglieder bei den Leitungsfunktionen von Unternehmungen der Akademien zu beteiligen. Außerdem sollte der Kreis der ordentlichen Mitglieder nicht auf am Standort der Akademie wohnhafte Gelehrte beschränkt bleiben.[1076] So schlug Wilamowitz vor, daß die verschiedenen Akademien aus der sie jeweils umgebenden Region mit den darin befindlichen Universitäten ihre Mitglieder rekrutieren sollten. Reformbedürftig erschien Wilamowitz außerdem die eine oder andere „Nebensache", die teils die Vorträge und Publikationen, teils die Sitzungen selber betrafen; so erreichte er, daß durch eine straffere Sitzungsleitung die oftmals mangelnde Disziplin gebessert und die Veranstaltungen effektiver wurden.[1077] Schließlich war für ihn ein wichtiger Gesichtspunkt erfolgreicher Aufgabenerfüllung der Akademie eine bessere Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit; die Akademie sollte nach außen hin den Grundsatz verfolgen, „nicht zu vornehm zu tun, sondern mehr hervorzutreten, um die Gunst weiterer Kreise zu gewinnen"[1078].

Diese allgemeinen Vorstellungen, die Wilamowitz hinsichtlich der Organisation der Akademie hatte, bildeten die Voraussetzungen für die Tätigkeit in den einzelnen Kommissionen, bei denen der Schwerpunkt seiner Mitarbeit lag.

5. Die Kirchenväter-Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften

Zu den wissenschaftsorganisatorischen Gremien, an deren Arbeit sich Wilamowitz gleich von Beginn seiner Tätigkeit in Berlin an beteiligte, gehörte die an der Berliner Akademie bestehende Kirchenväter-Kommission.[1079]

Diese Kommission war 1891 auf einen Antrag Mommsens hin in der Berliner Akademie gegründet und Adolf von Harnack, der Initiator des Unternehmens, war zu ihrem Leiter bestimmt worden. Ziel des Projektes war, die „Griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte" („GCS") in einem großen

---

[1076] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 310.
[1077] D. Schäfer, Mein Leben. Berlin/Leipzig 1926, S. 145.
[1078] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 310; vgl. auch Wilamowitz, Akademische Vorträge. In: Der Tag (Berlin) vom 21. 10. 1919 (ital. in: Canfora, S. 147-150 mit S. 266, Anm. 115-117).
[1079] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 247.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0303

Sammelwerk herauszugeben.[1080] 1897 nahm Harnack eine Reform des Unternehmens vor und erweiterte den bestehenden Kreis der Kommissionsmitglieder, zu dem bereits Mommsen und Hermann Diels sowie die Theologen Oscar von Gebhardt und Friedrich Loofs gehörten. Neu hinzu traten neben Wilamowitz[1081] Otto Hirschfeld, Adolf Jülicher und Karl Holl. Bewußt waren in diesem Kreis interdisziplinär Theologen, Althistoriker und Klassische Philologen vereinigt, um dadurch zu demonstrieren, daß die Literatur der Spätantike trotz ihrer mannigfaltigen weltanschaulichen Positionen als Einheit zu betrachten ist.[1082] Harnacks Wunsch, gerade auch Wilamowitz zur Mitarbeit in der Kirchenväter-Kommission zu gewinnen, war nicht ohne Grund, da er wußte, wieviel Gewicht dieser der Erforschung der spätantiken Literatur beimaß. Wilamowitz bestätigte das in dem Brief an Harnack, in dem er seinen Eintritt in die Kommission zusagte.[1083] „Es ist nach meiner Auffassung eines der wichtigsten [sc. Unternehmen] auch für die Geschichte der griechischen Sprache und die der antiken Cultur überhaupt."
Wilamowitz hatte schon während seiner Göttinger Zeit aufmerksam das Unternehmen beobachtet; in einem Brief an Mommsen äußerte er sich sogar einmal

---

[1080] Zur Geschichte des Unternehmens: F. Paschke/G. Hansen, Arbeitsbericht der patristischen Arbeitsgruppe, und J. Irmscher, Die Berliner Akademie und die Byzantinistik. In: J. I. (Hrsg.), Aus der byzantinistischen Arbeit der Deutschen Demokratischen Republik II (Berliner byzantinistische Arbeiten. 6). Berlin 1957, S. 332-336 und S. 301-331, hier: S. 324f; ders., Die Kommission für spätantike Religionsgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Nuovo Didaskaleion 13. 1963, S. 97-116, wiederabgedruckt in: Oikoumene. Studi paleocristiani pubblicati in onore del Concilio ecumenico Vaticano. Bd. 2. Catania 1964, S. 419-438; W. Eltester, Zur Geschichte der Berliner Kirchenväterkommission anläßlich der 75. Wiederkehr ihres Gründungsjahres. ThLZ 93. 1968, Sp. 11-20; J. Irmscher, Die Kommission für spätantike Religionsgeschichte im Rahmen des Instituts für griechisch-römische Altertumskunde der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Byzantinobulgarica 3. 1969, S. 247-254; ders., Das Korpus der ‚Griechischen Christlichen Schriftsteller'. Historie, Gegenwart, Zukunft. In: J. I./K. Treu (Hrsg.), Das Korpus der Griechischen Christlichen Schriftsteller. Historie, Gegenwart, Zukunft (Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. 120). Berlin 1977, S. 1-6; J. Irmscher, Die Griechischen Christlichen Schriftsteller. In: Grazer Beiträge 14. 1987, S. 300-317.

[1081] Die Bitte, „in diesen Kreis einzutreten", sprach Harnack in einem Brief vom 7. 5. 1897 aus; vgl. Briefe Harnack, S. 361f.

[1082] Vgl. auch J. Dummer, Die Stellung der griechischen christlichen Schriften im Rahmen der antiken Literatur. In: Das Korpus der Griechischen Christlichen Schriftsteller, S. 65-76.

[1083] Briefe Harnack, S. 362.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0304

mit Skepsis[1084]: „Wenn Harnack nur nicht die Kirchenväter verdirbt; die Gefahr scheint mir sehr dringend, da er doch selbst mehr für die Fixigkeit als für die Richtigkeit ist und entschieden nur Theologen beschäftigen will." Diese vor der Neuzusammensetzung der Kommission ausgesprochene Kritik hatte mit Wilamowitz' Eintritt in diese und mit seinem Einfluß ihre Grundlage verloren; denn er setzte durch, daß philologisch qualifizierte Mitarbeiter eingesetzt wurden, wie beispielsweise Eduard Schwartz, der die Herausgabe der „Kirchengeschichte" des Eusebios übernahm.[1085] Daß Wilamowitz schon von Göttingen aus das Unternehmen unterstützte, bezeugt ein Brief an Hamack vom 11. 10. 1895, in dem es um die Mitarbeit des finnischen Gelehrten Ivar A. Heikel ging,[1086] dessen Arbeit am Projekt sehr fruchtbar werden sollte. Nicht unbegründet sind daher auch die Sätze Harnacks, mit denen er in einem Brief vom 8. 5. 1897 Wilamowitz die Mitgliedschaft in der Kommission antrug: „Ein stiller Teilhaber sind Sie ja schon gewesen, wofür ich Ihnen besten Dank sage."[1087]

Die neue Kommission entschied bereits auf ihrer konstituierenden Sitzung am 20. März 1897 über eine Erweiterung des zunächst geplanten Schriftstellerkanons des Projektes; es sollten nunmehr auch „spätere griechische Schriftsteller in die Sammlung"[1088] einbezogen werden; Kriterium für die Aufnahme der Autoren in die Sammlung sollte sein, ob sie „wichtiges Material zur älteren christlichen Literatur" enthielten. Diese Ausweitung war ganz im Sinne von Wilamowitz, dem an einer möglichst weitgehenden Erfassung der spätantiken Literatur gelegen war. Gemäß dieser Tendenz hat er auch die Schaffung von Ausgaben derjenigen Schriftsteller unterstützt, die außerhalb der „GCS" lagen, wie beispielsweise die große Ausgabe der Werke Gregors von Nyssa, für deren Finanzierung er das ihm zum 60. Geburtstag übermittelte Geld zur Verfügung stellte.[1089]

Es gab eine Reihe weiterer Probleme, mit denen sich Wilamowitz sogleich zu Beginn seiner Mitarbeit in der Kirchenväter-Kommission auseinandersetzen mußte. Bereits in der konstituierenden Sitzung wurde der Plan diskutiert, in einem zusätzlichen Projekt der Kirchenväter-Kommission eine „Prosopographia Imperii Romani" zu schaffen, eine Anregung, die Mommsen gegeben hatte und

---

[1084] Briefe Mommsen, S. 497.

[1085] Vgl. E. Schwartz, Wissenschaftlicher Lebenslauf (1932). In: E. S., Gesammelte Schriften. Bd. 2: Zur Geschichte und Literatur der Hellenen und Römer. Berlin 1956, S. 1-21, hier: S. 6.

[1086] Briefe Harnack, S. 360; vgl. auch Wilamowitz, Erinnerungen, S. 225.

[1087] Briefe Harnack, S. 361.

[1088] Vgl. Irmscher, Die Berliner Akademie und die Byzantinistik, S. 324.

[1089] Vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 305; Briefe Jaeger, S. 327f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0305

die Harnack unterstützte. Danach sollte in einer kirchengeschichtlichen und einer profan-geschichtlichen Abteilung alles Material zusammengetragen werden, das etwas zur Personengeschichte der Spätantike aussagte; den Inschriften kam dabei eine besondere Bedeutung zu. Mommsens vernehmliches Interesse galt dabei den Staatsbeamten. Wilamowitz sprach sich gegen das Unternehmen aus, das seiner Meinung nach „verfrüht" war; „denn ein großer Teil des Materials war unveröffentlicht", wie er rückblickend in den „Erinnerungen" meinte.[1090] Und weiter urteilte er: „So ist der ganze Plan denn auch gescheitert. Gerade der Teil, auf den es Mommsen ankam, ist ganz aufgegeben." Dieses Urteil war berechtigt und zeigte Wilamowitz' sichere Einschätzung, ob ein Vorhaben aufgrund der fachlichen Gegebenheiten organisatorisch realisierbar war oder nicht. Der Verlauf des Unternehmens hat Wilamowitz' Ansicht bestätigt, denn die Arbeit an der Prosopographie wurde wegen übergroßer Schwierigkeiten 1934 auf Zeit eingestellt und ist bis in die Gegenwart nicht wiederaufgenommen worden.[1091]

Schon fast seit Bestehen der Kirchenväter-Kommission stand die Frage im Raum, inwieweit die Catenen-Überlieferung in die „GCS" einzubeziehen sei. Auf der Sitzung der neu konstituierten Kommission (1897) fiel eine Entscheidung dahin, daß diese seit dem 6. Jahrhundert üblichen Kollektionen von Kommentierungen der Kirchenväter zur Bibel in den „GCS" wegen ihres unterschiedlichen Wertes im allgemeinen unberücksichtigt bleiben sollten.[1092] Doch in den folgenden Jahren stellte sich die Frage immer wieder der Diskussion, zumal Hans Lietzmann, unterstützt von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, sich für ein „Maximalprogramm" unter Einbeziehung der indirekten Überlieferung ausgesprochen hatte und einige Editoren der „GCS" die Catenen durcharbeiteten.[1093] Wilamowitz nahm zum Problem der Catenen in einem Brief an Harnack vom 8. 12. 1897 Stellung,[1094] wozu er durch Lietzmanns Arbeit über die Catenen[1095] veranlaßt worden war. Er hielt die Catenen einmal als literarische Doku-

---

[1090] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 304; vgl. auch F. Winkelmann, Prosopographia Imperii Romani saec. IV. V. VI. In: J. Irmscher, Adolf Harnack und der Fortschritt der Altertumswissenschaft. Zu seinem 50. Todestag (SB der Akademie der Wissenschaften der DDR. Gesellschaftswissenschaften 1980, Nr. 10). Berlin 1981, S. 29-34.

[1091] Vgl. Irmscher, Die Berliner Akademie und die Byzantinistik, S. 325f; Paschke/Hansen, Arbeitsbericht der patristischen Arbeitsgruppe, S. 334f.

[1092] Briefe Harnack, S. 366.

[1093] Briefe Harnack, S. 366.

[1094] Briefe Harnack, S. 368f.

[1095] „Catenen. Mitteilungen über ihre Geschichte und handschriftliche Überlieferung". Mit einem Beitrag von H. Usener, Freiburg i. Br./Leipzig/Tübingen 1897.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0306

mente für wertvoll; zugleich sah er in ihnen Zeugnisse, an deren Entwicklung sehr instruktiv „das Fortleben der Gelehrsamkeit" beobachtet werden konnte. Daher befürwortete er eindringlich eine „handschriftliche Sammlung" dieser Texte, die er als Quellenmaterial betrachtete, das zusammenzutragen und auszuwerten war, um die theologische Kommentierung der Bibel im kulturhistorischen Rahmen der Spätantike als Ganzes verstehen und beurteilen zu können. Die Kommission hat ihre ursprüngliche Konzeption hinsichtlich der Catenen in den Jahren um die Jahrhundertwende erneut überdenken müssen. Im Sommer 1903 wurden alle Kommissionsmitglieder noch einmal - diesmal zu einer schriftlichen - Meinungsabgabe aufgefordert, nachdem Lietzmann und Giovanni Mercati den Antrag auf Einbeziehung der Catenen-Überlieferung in die Edition der „GCS" gestellt hatten. Die Antworten liefen einhellig darauf hinaus, die Catenen bei der Herausgabe der Kirchenväter künftig weitgehend zu berücksichtigen. Auch Wilamowitz hat in seiner Stellungnahme[1096] auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Catenen für die Analyse der handschriftlichen Überlieferung der einzelnen Kirchenväter hinzuzuziehen. Wichtige „Inedita" sollten publiziert werden; er wandte sich andererseits dagegen, die vielen Catenen zu drucken, die keinen überlieferungsgeschichtlichen Wert hatten, vor allem die zahlreichen sich wiederholenden Texte. Schließlich sprach er sich dafür aus, eine sorgfältige Durcharbeitung und Sondierung vorzunehmen: „Ich bin sehr dafür, daß wir die Kosten nicht sparen, die die Vorbereitung kostet, damit nicht zuviel Geld für das Drucken verwandt wird." Auch hier hatte er wieder mit klarem Blick bei den Planungen des Ganzen die finanziellen Möglichkeiten vor Augen, denen derartige Unternehmungen unterworfen sind.

Eine der wichtigen planerischen Aufgaben der Kirchenväter-Kommission war, fachlich qualifizierte und zuverlässige Mitarbeiter für die einzelnen Bände der „GCS" zu gewinnen. Auch daran hat sich Wilamowitz schon von Göttingen aus beteiligt, wie bereits vermerkt wurde. Auf der Italienreise Ostern 1898 hat er die Gelegenheit wahrgenommen, mit Mercati zusammenzutreffen,[1097] der wegen der Herausgabe der Psalmenkommentare des Origenes und Eusebios mit der Kirchenväter-Kommission, vor allem mit Lietzmann, in Verbindung stand. Durch diesen Kontakt wurde die endgültige Vereinbarung über die Mitarbeit Mercatis

[1096] K. Aland (Hrsg.), Glanz und Niedergang der deutschen Universität. 50 Jahre deutscher Wissenschaftsgeschichte in Briefen an und von Hans Lietzmann (1892-1942). Berlin 1979, S. 208.

[1097] Briefe Harnack, S. 363.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0307

vorbereitet.[1098] Auch die Verbindungen zu Wilhelm Baehrens knüpfte er,[1099] dessen Vater Emil Baehrens er aus seiner Studentenzeit in Bonn und von seinem Romaufenthalt 1872-1873 her kannte.[1100] Baehrens war für die „GCS" ein überaus großer Gewinn. Er hat als erste Arbeit die „Überlieferung und Textgeschichte der lateinisch erhaltenen Origeneshomilien zum Alten Testament" für die von Harnack herausgegebenen „Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur" beigesteuert. Für die „GCS" hat er dann aus dem umfangreichen Werk des Origenes die Bände VI-VIII ediert.[1101]

Wilamowitz wollte nicht nur beratend an den großen Planungen der Kirchenväter-Kommission teilnehmen, sondern fühlte sich vor allem als Mitarbeiter,[1102] der auch für die Sacharbeit im einzelnen verantwortlich war und sich daran selbst mit Intensität zu beteiligen hatte. Diese Einstellung hat er ganz allgemein häufiger in seinen Schriften zum Ausdruck gebracht und sie als Tugend des wahren Gelehrten hingestellt; wie sehr er selbst danach gehandelt hat, werden wir noch bei seiner Leitung des Unternehmens der griechischen Inschriften sehen.

Zu dieser Sacharbeit bei den „GCS" finden sich in den „Erinnerungen" folgende Bemerkungen[1103]: „Die Kommission für die Ausgabe der Kirchenväter hatte nicht nur mit der Auswahl der Bearbeiter zu tun, sondern auch den Druck mehrerer Bände zu überwachen. Das war mir bei Clemens Alexandrinus, den ich besonders wertschätze, eine Freude; bei den Sibyllinen kostete es starke Überwindung." Wie zeitaufwendig gerade die Korrekturtätigkeit für den Clemens war, hat Wilamowitz in einem Brief an Lietzmann ausgesprochen[1104]: „Die Last ist groß: Ein Clemensbogen für mich ein Arbeitstag durchschnittlich; bei Heikels Band war es mehr."

Wilamowitz hat im Gegensatz zu Mommsen nicht selbst die Edition eines Schriftstellers übernommen, jedoch erstreckte sich sein Mitwirken nicht nur auf

---

[1098] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 364; Die Zustimmung der Kommission zur Zusammenarbeit mit Mercati erfolgte auf der Sitzung vom 12. 4. 1902. Mercati hat die Ausgabe der Psalmenkommentare des Eusebios und des Origenes nicht fertiggestellt (vgl. Briefe Harnack, S. 367).

[1099] Brief an Harnack vom 3. 5. 1913 (Briefe Harnack, S. 379). - Wilhelm Baehrens (1885-1929) war zuerst Privatdozent in Groningen, später Professor in Halle und Göttingen.

[1100] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 91 und S. 146.

[1101] Vgl. Briefe Harnack, S. 379.

[1102] Vgl. Dummer, Briefe Harnack, S. 352.

[1103] S. 305.

[1104] Glanz und Niedergang, S. 239; vgl. auch die Äußerung Karl Holls über die Clemens-Ausgabe Stählins (S. 376).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0308

die Herausgabe der von ihm in den „Erinnerungen" namentlich angeführten Bände, sondern auf eine ganze Reihe anderer Teile der Sammlung, wie aus den Vorworten zu entnehmen ist.[1105] Wie mühevoll oftmals die Textüberprüfung war und wie selbstlos Wilamowitz Zeit und Kraft dafür einsetzte, verdeutlicht eine Äußerung Paul Wendlands in einem Brief an Lietzmann[1106]: „Ich habe 150 Seiten seines [sc. Origenes] Johannes-Kommentars in Preuschens Manuskript durchgearbeitet. Ich kenne wenige so schwierige Texte. Wilamowitz hat dann auf meine Bitte 40 Seiten durchgenommen und ist in etwa 20 Korrekturen, abgesehen von Übereinstimmungen in Auswahl zwischen Handschriften und früheren Konjekturen, mit mir zusammengetroffen."[1107]

Wilamowitz hat nicht nur selbst einzelne Bände sorgfältig und gewissenhaft überprüft, sondern auch lenkend eingegriffen, wenn es galt, die Korrektur eines Bandes einem sachkundigen Korrektor zu übertragen. So hat er bei der schon erwähnten Überwachung der Drucklegung für die Clemens-Ausgabe in einem Brief Harnack gebeten, daß zusätzlich Eduard Schwartz den Text lesen sollte, weil dieser die bei Clemens nicht bezeichneten Zitate antiker Autoren identifizieren konnte und zudem für den Text wichtige „Collationen der ‚Praeparatio evangelica'" besaß.[1108] Als wenige Jahre später einige Bände nicht die geforderte Güte aufwiesen, trat Wilamowitz für eine noch strengere Durchsicht der Manuskripte ein; er fand die generelle Zustimmung, daß die Korrekturen stets von einem Mitglied der Kommission oder einem „gleichwertigen Mann" gelesen wurden.[1109] So sehr Wilamowitz im Rahmen seiner Kommissionstätigkeit alles daran setzte, daß die gebotenen Texte der „GCS" sachlich und formal zuverlässig waren, so sah er dennoch auch die Grenzen des Einflusses der Kommission auf die Arbeit des einzelnen Herausgebers: „Wie können wir auf uns nehmen, die Collationen unserer Mitarbeiter zu controllieren? Wir geben ihnen die Möglichkeit, an die Handschriften zu kommen, die Arbeit selbst müssen wir ihnen überlassen."[1110]

Nochmals zurück zur Finanzierung der „GCS", die Wilamowitz mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet hat. Die Betreuer der „GCS" waren in der glückli-

---

[1105] Vgl. Dummer, Briefe Harnack, S. 357f.

[1106] Brief vom 31. 12. 1899 (Glanz und Niedergang, S. 188).

[1107] Beim Korrekturlesen achtete Wilamowitz nicht nur auf die philologische Textgestaltung, sondern ebenso auf formale Fehler, wie Interpunktion oder die griechischen Akzente (Brief an Harnack vom 19. 11. 1899. In: Briefe Harnack, S. 371).

[1108] Brief an Harnack vom 25. 7. 1904 (Briefe Harnack, S. 372f).

[1109] Vgl. Brief an Lietzmann vom 13. Juli 1906 (Glanz und Niedergang, S. 239).

[1110] Brief an Harnack vom 19. 11. 1904 (Briefe Harnack, S. 374).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0309

chen Lage, daß sie zusätzlich zu dem staatlichen Etat ab 1896 jährliche Mittel von 5000 M durch die Wentzel-Heckmann-Stiftung[1111] zur Verfügung hatten, aus denen die wissenschaftlichen Reisen der Mitarbeiter und auch teilweise Honorare bezahlt werden konnten. In den „Erinnerungen" hat Wilamowitz die Finanzierungspolitik der Akademie kritisiert, weil sie dem aus seiner Sicht nutzlosen Projekt der „Prosopographia Imperii Romani" Mittel aus dem Fonds der Stiftung zukommen ließ, die besser für die Weiterführung der „GCS" verwandt worden wären, ehe das Vermögen durch die Inflation entwertet war. Mit dieser Ansicht hat er, rückblickend betrachtet, durchaus recht gehabt, wenn man das Scheitern der „Prosopographia Imperii Romani" in Betracht zieht.

Auch sonst war Wilamowitz nicht immer mit der Führung des Unternehmens zufrieden; so übte er in einem Brief an Lietzmann vom 13. Juli 1906 Kritik an Harnacks Leitung[1112]: „Im Vertrauen: das Interesse des Vorsitzenden der Kommission ist schwach geworden, und ein Konsens, daß mancherlei rascher gemacht werde, wäre nicht unangebracht, am meisten aber das Verlangen, daß der Rahmen erweitert würde. Ich habe wenigstens Sokrates und Sozomenus zugezogen. Wenn sich nur Bearbeiter fänden, könnte man wohl weiterkommen." Diese Sätze umreißen nochmals die allgemeine praktische Vorstellung, die Wilamowitz von dem Projekt hatte, und seinen Wunsch einer möglichst weiten Erfassung der antiken christlichen Literatur. Er wollte außerdem eine kraftvolle Führung des Unternehmens, die vor allem auf das „Fertigwerden" einzelner Aufgaben hindrängte. Seine Kritik ist aus einem großen Engagement für die Sache erwachsen. „Ich werde pflichtgemäß erscheinen"[1113], schrieb er als Antwort auf eine Einladung Harnacks zu einer Sitzung der Kirchenväter-Kommission. Unter diesem Tenor stand seine Mitgliedschaft, die für ihn eine aktive Beteiligung an allen Problemen und Aufgaben der Organisation und Betreuung des Projektes bedeutete. Mit dieser Grundeinstellung hat er maßgebend große Entscheidungen und entsagungsvolle Kleinarbeit mitgetragen und die Arbeit des Unternehmens in den fast dreieinhalb Jahrzehnten seiner Zugehörigkeit zur Kommission mitgeprägt.

[1111] Die Stiftung von ungefähr anderthalb Millionen Mark stammte von dem Berliner Industriellen Hermann Wentzel und seiner Witwe Elise, geb. Heckmann (vgl. Eltester, Zur Geschichte der Berliner Kirchenväterkommission, Sp. 14).

[1112] Glanz und Niedergang, S. 239f. – Zum Verhältnis zu Harnack vgl. auch F. Solmsen, Reply. GRBStud 20. 1979, S. 398-400, hier: S. 399.

[1113] Briefe Harnack, S. 378.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0310

6. Das „Corpus Medicorum Graecorum"

Vielleicht nicht mit der gleichen Intensität wie bei den „GCS", aber dennoch mit steter Fürsorge, hat Wilamowitz auch beim „Corpus Medicorum Graecorum" („CMG") mitgewirkt. Dieses Unternehmen war von Hermann Diels nach Abschluß des „Corpus Aristotelicum" in der Berliner Akademie angeregt worden. Wilamowitz hat, wie er in seinen „Erinnerungen" berichtet hat, für den abwesenden Diels in der Akademie den Antrag gestellt.[1114] Das „CMG" wurde von der Berliner Akademie in Gemeinschaft mit der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen und der Leipziger Akademie als „ein unter den Auspizien der Internationalen Assoziation der Akademien stehendes ‚Corpus medicorum antiquorum' begonnen"[1115]. Es war damit die Frucht langer Bemühungen um das Kartell der Akademien und um die internationale Zusammenarbeit überhaupt, die Wilamowitz so eindringlich befürwortet hat; zu dem deutsch-dänischen Zusammengehen schrieb er, daß „in dieser nie unterbrochenen Gemeinschaft ... sich gezeigt [hat], daß die Wissenschaft alle politischen Mißstimmungen überwinden kann"[1116].

Wilamowitz gehörte der Kommission, die innerhalb der Berliner Akademie das „CMG" betreute, seit deren Bestehen an.[1117] Als Kommissionsmitglied hat er hauptsächlich seinen Beitrag dadurch geleistet, daß er dem Unternehmen geeignete Mitarbeiter vermittelte, beispielsweise Carl Fredrich[1118] und Max Well-

---

[1114] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 305.

[1115] H. Diels, Corpus Medicorum Graecorum. SBBerl 1908, S. 95f; vgl. auch: Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Bd. 2: Von der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution bis 1933 (Studien zur Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. 2/II). Berlin 1975, S. 187; Wilamowitz, Gedächtnisrede auf Hermann Diels. SBBerl 1922, S. CIV-CVII, bes. S. CVI (= Kl. Schr. VI, S. 71-74, bes. S. 73).

[1116] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 311. – Mit stetem Interesse hat Wilamowitz auch das von der dänischen Akademie betreute Projekt der „Lexicographi Graeci" verfolgt. Die Zusammenarbeit zwischen Georg Wentzel und Drachmann kam durch seine Vermittlung zustande; auch die Mitarbeit Ada Adlers am Projekt ist auf ihn zurückzuführen; vgl. J. Mejer, Wilamowitz and Scandinavia: Friendship and Scholarship, Wilamowitz nach 50 Jahren, S. 529-531.

[1117] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 305.

[1118] 1871-1930; später Schwiegersohn von Wilamowitz, hat auch an der Sammlung der griechischen Inschriften der Berliner Akademie mitgearbeitet. Er war nachher Oberstudiendirektor in Stettin.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0311

mann[1119]. Nach Diels' Tod (1922) konnte er Johan Ludvig Heiberg dafür gewinnen, den von Diels hinterlassenen ersten Band der Hippokrates-Ausgabe weiterzuführen. In dieser Zeit hat er auch interimistisch das verwaiste Projekt geleitet[1120], bis 1924 Werner Jaeger den Vorsitz übernahm.

7. Die Sammlung der griechischen Inschriften

Bei der ebenfalls von der Berliner Akademie getragenen Sammlung der griechischen Inschriften[1121] konnte Wilamowitz seit 1902 als Leiter des Unternehmens jahrzehntelang in Planung und Durchführung seine Vorstellungen vom „Großbetrieb der Wissenschaft" in die Tat umsetzen. Durch eine tiefgreifende neue Organisation gab er dem Unternehmen wieder eine feste Grundlage, die Adolf Kirchhoff, sein Vorgänger, bei allen Verdiensten, die er sich um das Projekt erworben hatte, in den Jahrzehnten seiner Leitung hatte verlorengehen lassen, besonders da das ursprüngliche, auf die Dauer nicht durchführbare Konzept der Sammlung sämtlicher griechischer Inschriften nicht durch eine neue eindeutige Zielvorstellung ersetzt und ebenso die Aktualisierung der vorliegenden Bände durch das hinzugekommene Inschriftenmaterial nicht befriedigend gelöst worden war. Wilamowitz sah sich einer Situation gegenüber, in der „energisch durchgegriffen werden"[1122] mußte.

Mit der Arbeit an der Sammlung der griechischen Inschriften hatte er sich schon sehr lange vor der Projektübernahme befaßt, nicht nur beim Mitlesen von Korrekturen für einzelne Corpusteile, sondern ebenso bei grundsätzlichen Planungen. Die Aufgabe war für ihn nur durch die Kooperation der Akademien und durch eine Arbeitsteilung lösbar, bei der eine geographische und regionale Aufgliederung der Fundgebiete an verschiedene Institutionen und Mitarbeiter für die

---

[1119] 1863-1933; einer der bedeutendsten Erforscher der antiken Medizin und Naturwissenschaften, wirkte als Gymnasiallehrer in Stettin, Potsdam und Berlin; 1919 wurde er Honorarprofessor an der Berliner Universität.

[1120] Wilamowitz hat auch die Jahresberichte in SBBerl 1923, S. LI-LII, und 1924, S. LXIV, verfaßt.

[1121] G. Klaffenbach, Inscriptiones Graecae. In: Das Institut für griechisch-römische Altertumskunde. Protokoll der Eröffnungstagung vom 23.-26. Oktober 1955 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Schriften der Sektion für Altertumswissenschaft. 8). Berlin 1957, S. 73-78; ders., Bericht über die „IG". Klio 49. 1967, S. 349 bis 357; J. Irmscher, 150 Jahre griechisches Inschriftenwerk. Helikon 7.1967, S. 449 bis 455.

[1122] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 307. - Über die fehlende „starke Hand", die Kirchhoff bei der Projektleitung in den letzten Jahren vermissen ließ, vgl. S. 306f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0312

Sammlung und Auswertung des Materials vorzunehmen war. Diese Fragen hat er gerade auch in seinen Briefen mit Mommsen häufiger diskutiert.[1123] So war er bei der Übernahme der Leitung des Unternehmens mit allen Problemen bestens vertraut und konnte sogleich zusammen mit der Kommission, der er vorstand und deren dominierender Sprecher er war, Reformen in Angriff nehmen, durch die er der „zweite Heros Ktistes" wurde.[1124]

Im einzelnen nahm er folgende einschneidende Maßnahmen vor: Die Problematik der Materialfülle, die ein Gesamtcorpus aller griechischen Inschriften im ursprünglichen Sinne Boeckhs nicht zuließ, führte ihn zur Eingrenzung des Berliner Corpus auf die Inschriften „Europas und der Inseln". Mit diesem zwar in sich geschlossenen und noch quantitativ überschaubaren Komplex bekam das Unternehmen wieder ein festes allgemeines Gefüge, das unter Kirchhoff durch die Beschränkung auf völlig unabhängige regionale Teilsammlungen - besonders durch die Schwerpunktarbeit am „Corpus Inscriptionum Atticarum" - nicht mehr bestand. Um die neue inhaltliche Zielsetzung kenntlich zu machen, ließ Wilamowitz den Titel „Corpus Inscriptionum Graecarum" („CIG") in den allgemeineren, weniger festgelegten „Inscriptiones Graecae" („IG") ändern. Der besseren Benutzbarkeit des Werkes diente die neue Bezifferung, nach der alle erschienenen und geplanten Bände und Einzelcorpora zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt wurden. Von der Verlagsbuchhandlung Georg Reimer bzw. der Nachfolgefirma Walter de Gruyter, die von den Anfängen an das Inschriftenwerk verlegerisch betreute, ließ er für die bereits veröffentlichten Bände neue Titelblätter drucken, die den Besitzern „zur Verfügung gestellt" wurden. Die Gliederung und Neubezifferung erläuterte er in den „Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften".[1125] Er wollte dadurch erreichen, daß sie sich in Fachkreisen als verbindliche Zitierweise durchsetzte. Das hat er zusätzlich auch dadurch zu fördern versucht, daß er auf die Herausgeber wissenschaftlicher Zeitschriften in diesem Sinne eingewirkt hat.[1126] Ein anderes Grundproblem der „IG"

[1123] Wesentlich war die Beteiligung der Wiener Akademie; vgl. Briefe Mommsen, S. 430 und S. 438, wo sich Wilamowitz über die Einzelheiten der regionalen Aufteilung äußerte; zum Einsatz einzelner Gelehrter vgl. S. 435.

[1124] Klaffenbach, Bericht über die „IG", S. 351.

[1125] Neubezifferung der Bände der Corpora Inscriptionum Graecarum. SBBerl. Philos.-hist. Cl. 1903, S. 702-704.

[1126] Wilamowitz war sehr darum bemüht, die Neubezifferung durchzusetzen; er schrieb dazu in einem Brief vom 4. 3. 1904 an Walter de Gruyter: „Da Sie mir versichern, dass der Austausch der Titelblätter im Gange ist, und Ihre sonstigen Massnahmen, die ja ganz unserer Verabredung entsprechen, im Gange sind, ein Supplement noch dieses Jahr er-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0313

waren die Nachträge, worüber Wilamowitz eingehend in seinem großen Rechenschaftsbericht von 1914 berichtet hat.[1127] Diese Ergänzung und Aktualisierung sehr umfangreicher, bereits im Druck erschienener Materialsammlungen ist ganz allgemein ein sehr schwer lösbares Problem, wenn die Mittel zu einer wiederholten völligen Neuauflage nicht vorhanden sind. Die Alternative, Supplemente zu den bereits veröffentlichten Bänden herauszugeben, war eine Lösung, die Wilamowitz ebenso wie seine Vorgänger wegen der Unübersichtlichkeit und umständlichen Benutzbarkeit nicht für glücklich hielt.[1128] Ein Ausweg aus der Supplementmisere war für Wilamowitz die Idee einer zusätzlichen „Editio minor"[1129] des gesamten Inschriftencorpus. Sie sollte die „ältere Ausgabe nicht entbehrlich machen"[1130], aber doch so weit ersetzen, daß die großen Bände nur noch „der Epigraphiker zu Rate ziehen" mußte. Die kleine Ausgabe sollte die vollständigen Texte enthalten,[1131] jedoch weniger Kommentar sowie keine Schriftproben

---

scheint, also wieder die Aufmerksamkeit darauf lenkt, so denke ich, wir können es dabei bewenden lassen. Das was vermisst wird, ist dass die Leute nach den neuen Nummern citiren. Darauf muss man in anderer Weise einwirken. Vom Hermes habe ich schon die Zusicherung, dass alle Citate berichtigt werden." Als sich nach einigen Monaten zeigte, daß die Neubezifferung nicht im gewünschten Maße bekannt wurde, hat Wilamowitz den Verlag in einem Brief vom 29. 11. 1904 gebeten, nochmals durch Werbung darauf hinzuweisen: „... Es zeigt sich, dass die Neubezifferung der Bände im Publicum nicht sehr bekannt wird, und das muss die Akademie doch sehr wünschen. Sollte es sich nicht empfehlen die Ankündigung des einzelnen immer mit einer Verweisung auf Sitz. Ber. 1903, S. 703 zu versehen; vielleicht auch gelegentlich mehr zu tun. Auch dass die neuen Titelblätter zu haben sind, weiss das Publicum nicht. Es mag seine Schuld sein, aber man muss ihm wol [!] helfen."

[1127] Sammlung der griechischen Inschriften. SBBerl 1914, S. 106-114, hier: S. 112 (= Kl. Schr. V, 1, S. 402-411, hier: S. 408f).

[1128] Schon Ulrich Köhler hatte, als er die Supplemente für die Bände der attischen Inschriften erstellte, als bessere Lösung eine Neuausgabe gefordert, an die aber wegen der enormen Kosten nicht zu denken war.

[1129] „IG". Ed. minor. Berolini 1913-1940. Vol. I: Inscriptiones Atticae Euclidis anno anteriores, ed. F. Hiller de Gaertringen (1924); Vol. II/III, 1-4: Inscriptiones Atticae Euclidis anno posteriores. Ed. I. Kirchner (1913-1940); Vol. IV, 1: Inscriptiones Argolidis. fasc. L. Ed. F. Hiller de Gaertringen (1929).

[1130] Sammlung der griechischen Inschriften (1914).

[1131] Wilamowitz stellte jedoch auch das Prinzip der Vollständigkeit in Frage; die Entscheidung darüber, ob ein Inschriftenstein veröffentlicht werden solle oder nicht, dürfe nur nach seinem Wert für die Wissenschaft entschieden werden: „So wenig wie jeder Papyrusfetzen hat jeder Steinbrocken ein Anrecht darauf, mindestens einmal publiziert zu werden, auch wohl mehrfach, während doch niemand etwas daraus lernt" (Sammlung der griechischen Inschriften [1914]).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0314

und Faksimiles. Zudem war sie dazu gedacht, überall dort die „IG" präsent zu halten, wo aus Gründen der hohen Anschaffungskosten die große Ausgabe nicht rentabel war.[1132]

Die philologisch bedeutendste Entscheidung für die „IG" traf Wilamowitz mit dem Entschluß, die Textedition der Inschriften der Herausgabe handschriftlich überlieferter Texte anzupassen und die bislang gebrauchte Majuskel durch die Minuskel zu ersetzen. Für diese philologischen Grundsätze hatte Wilamowitz schon vor der Übernahme der Leitung der „IG" eindringlich plädiert.[1133] Er sprach sich dafür aus, daß Inschriften nicht anders als die übrigen Texte behandelt werden dürften, d.h., sie sollten nicht durch Faksimilierung der Vorlage, sondern in „umgeschriebener und emendierter" Form mit kritischem Apparat herausgegeben werden. Der Majuskel sprach er jedes „Existenzrecht" ab. Inschriften sollten aufgrund von Autopsie bearbeitet und veröffentlicht werden. Außerdem sollte „eine Ausarbeitung in Photographie und Abklatsch" angefertigt werden; diese Abklatsche sollten als Materialsammlung an den zentralen Forschungsstellen aufbewahrt und für die Wissenschaft bereitgestellt werden. Als Projektleiter verfuhr Wilamowitz nach diesen Grundsätzen: Durch die Publikation in Minuskelform stellte er für die Forschung handliche Arbeitstexte zur Verfügung, die zudem weit weniger kostenaufwendig waren. Mit der Durchsetzung der allgemeinen Grundsätze der Textedition auch für die Inschriften erfüllte er eine schon lange fällige Umstellung, die bereits Immanuel Bekker für die Sammlung der griechischen Inschriften der Berliner Akademie gefordert hatte, und mit der Einrichtung des zentralen Abklatscharchivs an der Berliner Akademie schuf er ein für die internationale Zusammenarbeit überaus wichtiges Instrument, das stark frequentiert wurde: Nicht nur die Benutzung des Archivs durch Gelehrte des In- und Auslandes wurde mit Freude vermerkt, sondern ebenso mit Dank die Kooperationsbereitschaft vieler Forscher, die das Archiv durch Abklatsche bereicherten und ergänzten. In seinem großen Bericht von 1914 blickte Wilamowitz mit Stolz auf die reiche Sammlung der damals zwölf Jahre bestehenden Einrichtung zurück. Nicht ganz so zufrieden war er in seinem letzten größeren Bericht von 1928, wo er besonders über die Schwierigkeiten bei

---

[1132] Über Wilamowitz' Planung der Editio minor vgl. auch unten, Anhang III (Aktennotiz Walter de Gruyters über die Besprechung mit der Inschriftenkommission vom 20. 2. 1912).

[1133] Bespr. von O. Kern (Hrsg.), Die Inschriften von Magnesia am Maeander (Berlin 1900). GGA 162. 1900, S. 558-580 (= Kl. Schr. V, 1, S. 343-368).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0315

der Aufarbeitung neuen Materials und der Aktualisierung des vorhandenen klagte.[1134]

Als Verfechter der universalen historischen Altertumswissenschaft ging es Wilamowitz nicht nur um das inhaltliche Verständnis jeder Inschrift für sich, sondern auch um den historischen Zusammenhang, in dem sie stand, und somit um weitere Quellenbelege für ihren Inhalt. Daher hat er nach dem Vorbild Mommsens für die lateinischen Inschriften alle weiteren Belege für die Tatbestände, die eine Inschrift enthielt, sowie bei Städten und Regionen alle sonstigen Zeugnisse und schließlich eine historische Einleitung hinzugefügt. Ferner war er darauf bedacht, daß jedem Band ausführliche Indices und Register, gerade auch sprachlicher Art, beigegeben wurden, so daß dem Forscher alles Material bequem zugänglich war.

Die schon erwähnte internationale Zusammenarbeit zwischen wissenschaftlichen Institutionen und einzelnen Gelehrten hat Wilamowitz als Fundament einer sinnvoll betriebenen Epigraphik angesehen. Ansätze zu solcher Kooperation hat er in jeder Weise unterstützt. Zu seinen ersten Aktivitäten als Leiter der „IG" gehörten Kontakte mit den Behörden und Gelehrten Griechenlands, um das bestehende gute Verhältnis weiter zu fördern. Diesem Zweck diente die Xreise von 1903, worüber er in einem Brief an Theodor Wiegand schrieb[1135]: „Meine Hauptaufgabe, in Athen für die Inschriften zu wirken, muß natürlich eigenen Wünschen vorgehen." Die Beziehungen zu den griechischen Fachkollegen gestalteten sich auch in den folgenden Jahren positiv. Neu zutage getretenes Inschriftenmaterial wurde bereitwilligst und schnell dem Berliner Unternehmen zur Verfügung gestellt; so hob Wilamowitz beispielsweise in einem Jahresbericht[1136] die Übermittlung neuer Inschriften aus Thessalien durch Arvanitopullos, den Ephoros von Volo, und durch Giannopulos in Halmyros hervor. Ähnlich gut entwickelte sich das Zusammengehen mit den englischen Gelehrten; so dankte Wilamowitz in demselben Bericht den Engländern für die „zuvorkommene Mitteilung ihrer Funde", die sie in Sparta gemacht hatten. Mit noch größerer Teilnahme beobachtete er die guten Beziehungen zu Frankreich, die schon vor seiner Übernahme der Leitung der „IG" bestanden. Hocherfreut zeigte er sich über das

---

[1134] Sammlung der griechischen Inschriften. SBBerl 1928, S. XXIV-XXVI, hier: S. XXIV (= Kl. Schr. V, 1, S. 412-416, hier: S. 413).

[1135] Brief vom 19. 6. 1903 (das Original des Briefes liegt im Archiv des Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin). - Zu den Ergebnissen dieser Griechenlandreise für die „IG" vgl. Wilamowitz, Sammlung der griechischen Inschriften. SBBerl 1904, S. 226-228, hier: S. 228.

[1136] SBBerl 1910, S. 64f; vgl. auch den Bericht in SBBerl 1908, S. 82.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0316

Angebot der Pariser Akademie und französischer Gelehrter, innerhalb der „IG" die delischen Inschriften zu bearbeiten.[1137] Über die gute Zusammenarbeit, deren erste Ergebnisse 1912 der von Felix Dürrbach bearbeitete Teil XI, 2 sowie zwei Jahre später der Faszikel XI, 4 von Pierre Roussel waren, hat er sich überaus lobend ausgesprochen.[1138] Der Erste Weltkrieg zerstörte leider diese so fruchtbare Kooperation. Sehr enttäuscht war Wilamowitz, daß sich nach dem Kriege die bestehenden tiefen nationalen Gegensätze so sehr auf die wissenschaftlichen Beziehungen auswirkten, daß die Pariser Akademie ohne Information des Berliner Unternehmens die von diesem publizierten Teile der delischen Inschriften zusammen mit allen Bemerkungen für eine eigene französische Ausgabe abdrucken ließ.[1139]

Wilamowitz trat für eine wissenschaftliche Kooperation zwischen den großen europäischen Kulturnationen ein, die frei war von weltanschaulichen und politischen Gegensätzen.[1140] Für ihn zählte nur die wissenschaftliche Leistung; das hat er mehrfach, besonders im Verhältnis zur französischen Forschung, betont. Zu dieser toleranten und vom Wunsch nach Freundschaft beseelten Haltung stimmte sein Vorwort in dem von dem vorzeitig verstorbenen Jules Delamarre herausge-

---

[1137] Vgl. Wilamowitz, Sammlung der griechischen Inschriften. SBBerl 1911, S. 91f; Wilamowitz, Erinnerungen, S. 314f. - Ein Zusammengehen zwischen beiden Akademien bestand auch schon vorher darin, daß die Berliner Akademie der Pariser bei der Veröffentlichung der delphischen Inschriften Hilfe leistete.

[1138] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 315.

[1139] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 315; Wilamowitz, Bespr. von „Inscriptions de Délos". Ed. F. Duerrbach (Paris 1926), DLZ 47 (= N.F. 3. 1926), Sp. 1287f; ders., Sammlung der griechischen Inschriften (1928), S. 412f.

[1140] Auch während des Ersten Weltkrieges sprach Wilamowitz den Wunsch und die Hoffnung nach künftiger wissenschaftlicher Zusammenarbeit im internationalen Rahmen aus, vgl. „Wird die gemeinsame geistige Arbeit nach dem Krieg wieder aufgenommen werden? [Antworten auf eine Umfrage des *Svenska Dagbladet*]". Süddeutsche Monatshefte 13, 1. 1915, S. 120-136, Wilamowitz: S. 130 (ital. in: Canfora, S. 56); vgl. ebenso die Äußerungen von Wilamowitz in seinem Platon-Buch (Bd. 1, S. III-IV). Objektivität in der Wissenschaft vertrat Wilamowitz auch nach dem Kriege, als er zum Boykott der deutschen Wissenschaft durch die Siegermächte Stellung nahm (Wilamowitz, Der Boykott der deutschen Wissenschaft. In: Der Tag (Berlin) vom 30. 3. 1919 [ital. in: Canfora, S. 145f mit S. 265f, Anm. 111-113). - Zur weltanschaulichen Toleranz in der Wissenschaft vgl. auch Wilamowitz, Erinnerungen, S. 320. Dazu paßt auch die Äußerung von Wilamowitz in einem Brief an Lietzmann vom 19. 9. 1921 bezüglich Eduard Fraenkels (Glanz und Niedergang, S. 458): „Gewiß macht uns alle die Zeit zu Antisemiten, aber in der Wissenschaft werde ich es nicht lernen." Vgl. auch Wilamowitz, Erinnerungen, S. 39-41.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0317

gebenen Band der Inschriften von Amorgos[1141]: *in ipsa fronte profitendum est, totum librum amicitiae esse fetum, quam in Gallorum Germanorumque virorum animis studiorum curarumque communio procreavit.*

Ohne eine ausreichende personelle Ausstattung sind die besten Planungen und Ziele nicht realisierbar. Wilamowitz hatte diesen Mangel in der Geschichte des Unternehmens verfolgt und darauf hingewiesen, daß schon Boeckh dieses Problem gesehen, aber nicht hatte Abhilfe schaffen können.[1142] Auch bei der Übernahme der Projektleitung durch Wilamowitz war die finanzielle und personelle Situation des Unternehmens nicht günstig. Mittel standen nur für Mitarbeiter mit Zeitverträgen zur Verfügung, die Planstelle eines wissenschaftlichen Beamten, wie sie das „Corpus Inscriptionum Latinarum" („CIL") besaß, fehlte. So war das Personalproblem für Wilamowitz eine der wichtigsten Fragen, die einer Lösung harrten. Vor allem galt es, die vorhandenen Ansätze eines wissenschaftlich kompetenten Mitarbeiterstabes weiter zu fördern und auszubauen. Hauptstütze des Unternehmens war seit langen Jahren Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen, ein Mann, der von Wilamowitz' wissenschaftlicher und menschlicher Ausstrahlungskraft tief beeindruckt war und später sein Schwiegersohn wurde. Hiller von Gaertringen stammte aus einem wohlhabenden schlesischen Elternhaus und hatte sich, frei von materiellen Sorgen, aus hohem Wissenschaftsethos selbstlos und ohne Entgelt in den Dienst des Projektes der griechischen Inschriften gestellt.[1143] Er brachte die von Wilamowitz oftmals als Ideal angesehene Entsagungsbereitschaft mit und war zudem ein Bearbeiter, der nicht am Einzelnen haften blieb, sondern energisch darauf drängte, begonnene Arbeiten zum Abschluß zu bringen, ein Grundsatz, auf den Wilamowitz besonderen Wert legte. Diesen unermüdlichen und unersetzbaren Mitarbeiter, der als Epigraphiker im Auslande hohes Ansehen genoß, noch fester an die „IG" zu binden, war einer von Wilamowitz' ersten Erfolgen als Leiter des Unternehmens. Denn er setzte durch, daß nach dem Vorbilde des „CIL" auch für die „IG" die Stelle eines wissenschaftlichen Beam-

---

[1141] „IG". Vol. XII, 7. Berolini 1908; Wilamowitz, Erinnerungen, S. 314. Den Band der Inschriften von Amorgos, den Delamarre nicht hatte abschließen können, vollendete Friedrich Frhr. Hiller v. Gaertringen. Aus dieser Zusammenarbeit erwuchs auch eine tiefe menschliche Verbindung beider sowie Hiller v. Gaertringens zur Familie Delamarres (vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 312).

[1142] Theodor Mommsen. Zeitschr. für das Gymnasialwesen N.F. 6. 1918, S. 1-10, hier: S. 7 (= Kl. Schr. VI, S. 18-28, hier: S. 25).

[1143] Vgl. J. Keil, Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen. Almanach der österreichischen Akademie der Wissenschaften 98. 1948, S. 214-218, bes. S. 217; G. Klaffenbach, Friedrich Hiller von Gaertringen †. Gnomon 21. 1949, S. 274-277, bes. S. 276.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0318

ten geschaffen wurde, auf die zum 1. 4. 1904 Hiller von Gaertringen berufen wurde.[1144] Damit war auch offiziell die Basis für Hiller von Gaertringens weitere Arbeit gelegt, auf die in den kommenden Jahrzehnten unter Wilamowitz' Projektleitung die meisten der neu erschienenen Bände der „IG" zurückgingen.[1145]
Eine nicht minder glückliche Hand hatte Wilamowitz, als 1906 Johannes Kirchner[1146] seine Mitarbeit an den „IG" zusagte. Kirchner, der sich in der Wissenschaft durch seine „Prosopographia Attica" ausgewiesen hatte, schien Wilamowitz für die notwendige Erneuerung der attischen Inschriften besonders berufen. Auch in ihm gewann Wilamowitz einen Mitarbeiter, der sich mit höchster Entsagungsbereitschaft in den Dienst der Epigraphik stellte. Wilamowitz schätzte an ihm wie an Hiller von Gaertringen das zielstrebige Arbeiten, das „zum Fertigwerden" führte.[1147]
Für die Bearbeitung einzelner Corpusbände zog Wilamowitz eine Reihe jüngerer Gelehrter heran, meistens seine Schüler. So hatten Carl Fredrich[1148] und Erich Ziebarth[1149] bei ihm in Göttingen studiert und waren dort Teilnehmer der von ihm veranstalteten epigraphischen Übungen gewesen. Walter Kolbe[1150] war Schüler aus den ersten Jahren des neu aufgebauten Instituts für Altertumskunde der Berliner Universität.
Bei der Auswahl seiner Mitarbeiter für die „IG" achtete Wilamowitz neben der selbstverständlichen philologischen Qualifikation auf Zuverlässigkeit, Genauigkeit und zielstrebiges Arbeiten. So hat er, wie aus einem Brief an Wiegand her-

---

[1144] Hiller von Gaertringen hatte diese Stellung bis zu seiner Pensionierung 1929 inne.
[1145] „IG" XII, 5: Kykladen (1903-1909); „IG" V, 2: Arkadien (1913); „IG" I Ed. min.: Die Inschriften des voreuklidischen Attika (1924); „IG" IV, 1 Ed. min.: Epidauros (1929); nach dem Tode von Wilamowitz das Supplement zu den Inschriften der Inseln („IG" XII [1939]). Ferner hat Hiller von Gaertringen bei einer Reihe anderer Bände mitgearbeitet und das erwähnte Abklatscharchiv aufgebaut.
[1146] Kirchner (1859-1940) war durch seinen Hallenser Lehrer Wilhelm Dittenberger zur Beschäftigung mit der Epigraphik gekommen. Er war in Berlin als Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium tätig; vgl. G. Klaffenbach, Johannes Kirchner†, Gnomon 16. 1940, S. 429-432.
[1147] Vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 176; Wilamowitz, Sammlung der griechischen Inschriften (1928), S. 412.
[1148] Siehe oben, Anm. 118.
[1149] Ziebarth (1868-1944) war später ordentlicher Professor für Alte Geschichte an der Universität Hamburg; vgl. H. Bengtson, Erich Ziebarth†. HistZ 169. 1949, S. 665f.
[1150] Kolbe (1876-1943) studierte jedoch vor allem unter Otto Hirschfeld und Ulrich Köhler; durch sie gewann er Zugang zur Epigraphik. Er war a.o. Professor für Alte Geschichte in Rostock, danach Ordinarius in Greifswald und Freiburg.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0319

vorgeht, einen Bewerber bei einem ersten Gespräch recht deutlich auf diese Voraussetzungen hingewiesen, um ihn durch nochmaliges Überdenken seines Vorhabens zu größerer Ernsthaftigkeit seines Entschlusses zu führen.[1151] Ein Problem blieb weiterhin teilweise die Honorierung der Mitarbeiter. Hier griff Wilamowitz auch zu inoffiziellen Mitteln und Privatinitiativen, um notwendige finanzielle Zuwendungen zu erhalten; so hoffte er beispielsweise beim Einsatz von Ziebarth auf eine Unterstützung der Stadt Hamburg, in deren Diensten dieser stand, und nahm entsprechende persönliche Kontakte auf.[1152]

Wilamowitz faßte seine eigene Leitungsfunktion bei den „IG" nicht nur als eine Tätigkeit auf, in der er nur die generellen Richtlinien bestimmte und das Unternehmen nach außen hin gegenüber Verwaltungsstellen, wissenschaftlichen Organisationen und im internationalen Bereich offiziell vertrat, sondern er kümmerte sich um die Arbeit seiner Mitarbeiter bis in das Detail, ja er erhob das sogar zur Forderung: „Daß der Leiter des Unternehmens jeden Bogen mitliest und, wo es nützlich erscheint, den Abklatsch ansieht, versteht sich nach dem Vorbilde Mommsens von selbst."[1153] Diese aufopfernde Mitarbeit, die Wilamowitz den „IG" widmete, spiegelte sich in den unter seiner Leitung erschienenen Bänden wider, wo ihm vielfach die jeweiligen Bearbeiter höchsten Dank aussprachen; häufig ist damit auch der Hinweis verbunden auf Anregungen, die sie erhalten hatten, oder auf mühevolle, oft jahrelange Korrekturarbeit sachlicher und formaler Art durch den Leiter der „IG".[1154]

Zur Redaktionstätigkeit für die „IG" gehörten auch die Verhandlungen mit dem Verlag Walter de Gruyter. Diese Kontakte galten vielfach ganz praktischen Problemen der Drucklegung, die Wilamowitz ebenso wie die anderen Arbeiten

---

[1151] In einem Brief vom 20. 4. 1904 an Wiegand schrieb Wilamowitz über Ziebarth: „Ich will ihm darum das Gewissen etwas schärfen. Er ist mein Schüler und hat etwas Furcht. Ich halte das für notwendig."

[1152] Dazu schrieb Wilamowitz in dem in der vorigen Anmerkung zitierten Brief an Wiegand: „In Hamburg kann möglicherweise einmal etwas Geld flott gemacht werden. Ich habe eine Hand darin und mich in den Archaeologicis (Geld braucht man auch für anderes) an Ihre Direktiven gehalten. Dies ist aber ganz streng vertraulich: ich rede hier gar nicht davon ..." Im Brief vom 21. 5. 1904 mußte Wilamowitz eingestehen, daß eine Unterstützung in der gewünschten Form doch nicht zu erwarten war: „Ziebarth hat mittlerweile an mich geschrieben, er möchte irgendwie an den Inschriften ankommen, ich habe ihm in andeutender Weise Hoffnung gemacht. In Hamburg kann ich direct auf die Besitzenden nicht einwirken, und die Philologen, die ich kenne, wollen die Philologenversammlung benützen; es wird also leider nichts zu erwarten sein."

[1153] Wilamowitz, Sammlung der griechischen Inschriften (1914), S. 111 bzw. S. 407.

[1154] Vgl. beispielsweise Kern in Vol. IX, 2 und Kolbe in Vol. V, 1.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0320

selbst in die Hand nahm. So hat er sich nicht gescheut, Manuskripte nochmals gründlich auf ihre Satzfähigkeit zu überprüfen.[1155] Erwähnt wurden schon seine Bemühungen um die neuen Titelblätter nach der Umstellung des „CIG" auf die „IG". Ebenso hat er sich um technische Fragen wie Format, Satzeinrichtung und Auflagenhöhe selbst gekümmert.[1156] Gerade die Festsetzung der Höhe der Auflage für die einzelnen Bände der „IG" bedurfte genereller Überlegungen, bei denen der kommerzielle Gesichtspunkt nicht unerheblich war.[1157] Der stets besonders bedeutenden finanziellen Seite des Projektes hat sich Wilamowitz vielfach selbst bis in die Einzelheiten gewidmet. Abgesehen von bisweilen notwendigen Überprüfungen der Abrechnungen zwischen Verlag und Inschriftenkommissionen[1158] hat er sich vor allem mit der Finanzierung geplanter Corpusbände sowie mit der Preisgestaltung befassen müssen. Sehr viel war ihm daran gelegen, daß die Preise der einzelnen Inschriftenbände so kalkuliert wurden, daß die Bände auch Abnehmer finden konnten; deshalb hat er beispielsweise 1908 vor der Herausgabe eines Bandes einen Kostenzuschuß der Akademie zur Senkung des Preises durchgesetzt.[1159] Viel größere Sorgen bereitete später die Finan-

---

[1155] Beispielsweise teilte er dem Verlag Georg Reimer in einem Schreiben vom 17. 6. 1904 hinsichtlich des Druckes von Vol. IX, 2 mit: „Ich habe das Manuskript, so weit es vorliegt, einer genauen Durchsicht unterzogen, damit die berechtigten Beschwerden der Reichsdruckerei vorher abgestellt werden."

[1156] Vgl. unten, Anhang II.

[1157] So schrieb er auf Anfrage bezüglich der Auflagenhöhe für den Band II/III der Editio minor am 30. 11. 1912 an Walter de Gruyter: „Es kann denke ich weder in Ihrem Interesse noch in dem der Akademie liegen, wenn wir zu viele Exemplare abziehen lassen. Ich rechne ja, da die Arbeit vorzüglich ist, Raum gespart wird, Correcturen nicht zu kostspielig werden, dass sich der Preis günstiger stellen wird als meistens und dass Nachfrage durch die Wichtigkeit des Inhaltes auch stärker sein wird, aber dass wir über 600 Exemplare gingen, wie wir ja wol [!] jetzt abziehen lassen, scheint mir nicht erforderlich."

[1158] Wie aus einer Aktennotiz Walter de Gruyters über die „Sitzung der Epigraphischen Kommission" vom 18. 5. 1922 ersichtlich wird, stellte Wilamowitz an die Vertreter des Verlages die Frage nach den Abrechnungen sowie nach den fälligen Zahlungen, die offenbar bei der Kommission nicht eingegangen waren.

[1159] Vgl. aus dem Brief vom 25. 5. 1908 an den Verlag Georg Reimer: „Aus Ihrem Schreiben an die Kön. Akademie habe ich ersehen, dass der Preis des Inschriftenbandes, dessen Ausgabe nahe bevorsteht, überaus hoch wird, was zum Teil an der Höhe der Autorcorrecturen liegt. Ich habe in Folge dessen einen Beschluss der Commission bewirkt, durch den ich ermächtigt bin Ihnen zu diesen Kosten 1500 M. zu zahlen, was für den Gesamtpreis immerhin einiges ausmachen wird. Demgemäss bitte ich an die Akademie einen veränderten Preisansatz zu senden ..." Aus den Rechnungsbüchern des Verlages geht hervor, daß der Zuschuß für Band IX, 2 gegeben wurde.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0321

zierung der von ihm als so wichtig für die Aktualisierung des Inschriftenwerkes angesehenen *Editio minor*. Die Schwierigkeiten traten bereits 1917 zutage, als das fehlende Heft der Indices zu Band II/III gedruckt werden sollte.[1160] Noch problematischer wurde die Situation 1922 zur Zeit der Inflation, als das Manuskript des von Hiller von Gaertringen bearbeiteten Bandes I satzfertig vorlag. Aus den Archivunterlagen des Verlages Walter de Gruyter ist zu ersehen, daß Wilamowitz über ein halbes Jahr kämpfen mußte, in dem Optimismus und Enttäuschung wechselten und in dem er zeitweilig das ganze Inschriftenunternehmen in seiner Existenz bedroht sah. Er hat in dieser Zeit mehrere Möglichkeiten der Finanzierung und der Form der Veröffentlichung unterbreitet und mit verschiedenen Stellen und Personen selbst oder mittelbar verhandelt, um den Druck des Bandes finanziell zu sichern, vor allem mit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.[1161] Schließlich im November 1922 gab diese ihre end-

---

[1160] Der Verlag äußerte in einem Brief an Wilamowitz vom 4. 7. 1917 „vom bibliographischen und buchhändlerischen Standpunkt aus wegen eines so dünnen Beiheftes" Bedenken, war aber bereit, aus den „gewiß stärkeren wissenschaftlichen Rücksichten" die Indices zu veröffentlichen. Außerdem wurde von Schwierigkeiten berichtet, das notwendige Papier zu beschaffen, so daß mit dem Druck einiger Bogen noch gewartet werden mußte. Ein Brief des Verlages an Wilamowitz vom 25. 10. 1917 zeigt, daß „für das fehlende Papierquantum von ungefähr 1000 Bogen eine Ersatzsorte" beschafft werden konnte, von der „eine Probe beigefaltet" war. Ferner wies der Verlag auf die durch Satz und Druck verursachten hohen Kosten hin. Die Akademie wurde gebeten, über den Druck zu entscheiden. Das Heft erschien 1918 als „Pars quarta, fasciculus prior" zu Band II/III. - Zu den Schwierigkeiten der Weiterführung der großen deutschen altertumswissenschaftlichen Unternehmungen nach dem Ersten Weltkrieg äußerte sich Wilamowitz in einem Brief an Oldfather vom 5. 6. 1920, vgl. Briefe Oldfather, S. 121-125. Zu den mangelnden Mitteln für den Druck wissenschaftlicher Werke (besonders auch von Dissertationen) vgl. Wilamowitz, Akademische Vorträge. In: Der Tag (Berlin) vom 21. Okt. 1919.

[1161] In einem Brief vom 4. 4. 1922, der sich auf eine Mitteilung an Hiller v. Gaertringen wegen der Kosten des Bandes bezog, bat Wilamowitz um die Angabe der Summe, die als Zuschuß für die Druckkosten zu erbringen war, und um Fixierung des voraussichtlichen Preises für das Einzelexemplar; Wilamowitz hoffte vor allem im Ausland auf hohen Absatz; er versprach, durch Einschränkung der Autorkorrekturen die Druckkosten zu senken. In einem Schreiben vom 7. 4. 1922 erwiderte der Verlag, daß er bei der inflationären Entwicklung außerstande sei, eine Summe für den erforderlichen Druckkostenzuschuß zu nennen. Der Verlag unterbreitete den Vorschlag, daß er und die Akademie „unter Hinzuziehung der Notgemeinschaft" sich über einen auszusetzenden Betrag einigen sollten, der von beiden Seiten in gleichen Teilen getragen werden sollte; soweit dieses Geld reichte, sollten Teile des Bandes erst einmal gedruckt und herausgebracht werden. In einem beigefügten „persönlichen Begleitwort" bat de Gruyter um ein Gespräch mit Wilamowitz. Am 18. 5. 1922 fand eine Zusammenkunft zwischen den Mitgliedern der „Epigraphischen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0322

Kommission" und den Vertretern des Verlages statt, deren Verlauf in der in Anm. 1158 genannten Aktennotiz des Verlages de Gruyter festgehalten worden ist: In dieser Besprechung schlug Wilamowitz vor, bei der Notgemeinschaft einen Antrag auf einen Zuschuß zu stellen und außerdem einen Preisnachlaß von 33⅓ % bei der Reichsdruckerei zu erwirken, wie ihn die Akademie auf andere Publikationen dort erhielt. Als Ergebnis der Besprechung wurde konkret beschlossen, daß von den Kosten der ersten Hälfte des Bandes mit Hilfe der Notgemeinschaft zwei Drittel gedeckt werden sollten, während der Verlag ein Drittel vorstrecken sollte. Für den Antrag an die Notgemeinschaft sollte der Verlag einen neuen Kostenanschlag erstellen. In einem Brief des Verlages vom 19. 5. 1922 wurde infolge der Inflation bereits fast die doppelte Höhe an Kosten veranschlagt. Ein Schreiben des Verlages an Wilamowitz vom 25. 8. 1922, dem offensichtlich eine Abschrift eines Briefes der Notgemeinschaft beilag, brachte die herbe Enttäuschung, daß dem Antrag in der gewünschten Form nicht stattgegeben worden war. Der Verlag, dem die „Inscriptiones Graecae" nicht minder am Herzen lagen, schrieb dazu u.a.: „Wir wissen, wie großen Wert die Akademie, die Epigraphische Kommission und vor allem auch Sie, hochzuverehrender Herr Geheimrat, auf die Drucklegung des 1. Bandes der ‚Griechischen Inschriften' legen; wir wissen auch, welche inneren Pflichten unser Verlag diesem Unternehmen und der Körperschaft gegenüber hat, die seine Trägerin ist, und wir sehen zur Zeit dennoch keine Möglichkeit, an die Drucklegung dieses Werkes heranzutreten." Wilamowitz antwortete dem Verlag am 26. 8. 1922 in tiefer Niedergeschlagenheit: „Der Empfang Ihres Schreibens vom 25. hat auf mich zunächst eine niederschmetternde Wirkung, denn er stellt die gesamte Tätigkeit der „Inscript. Gr." in Frage." Als Möglichkeit sah er nur, sich mit dem Vertreter der Akademie in der Notgemeinschaft, Eduard Meyer, in Verbindung zu setzen. Aus einem Brief an den Verlag vom 15. 9. 1922 tritt neuer Optimismus entgegen, da Wilamowitz von Eduard Meyer erfahren hatte, daß auf dessen Einwirken der Antrag in dem gewünschten Sinne nun doch genehmigt worden sei; der Verlag, der bislang keine Information darüber hatte, sollte selbst nochmals nachfragen. Wörtlich heißt es in dem Brief weiter: „Jeder Verzug ist kostspielig. Von einem anderen Versuche, die Kosten zu verringern, kann ich noch nicht reden. Es würde mir sehr schmerzlich sein, wenn meine Hoffnung, trotz aller Not diesen Band herauszubringen, wieder gestört würde." Am 19. 9. 1922 teilte de Gruyter mit, er habe in einem Gespräch mit dem buchhändlerischen Dezernenten der Notgemeinschaft erfahren, daß von dieser noch keine Entscheidung zu erwarten sei. Aus einer Postkarte, die Wilamowitz am 23. 9. 1922 an den Verlag schrieb, ist ersichtlich, daß die Notgemeinschaft offensichtlich ihren Zuschuß nur in Form auf mehrere Jahre hin verteilter Teilbeträge gewährt hatte. Wilamowitz unterbreitete daher den Vorschlag, den Band in drei Lieferungen erscheinen zu lassen und für deren erste bei der Notgemeinschaft den zugesagten Betrag „für den Kauf des Papieres" zu beantragen. Die erlösende Entscheidung fiel im November 1922; aus einem Aktenvermerk des Verlages über eine Besprechung mit der Inschriftenkommission - anwesend waren neben Wilamowitz Eduard Meyer, Ulrich Wilcken und Eduard Norden - ergibt sich, daß die Notgemeinschaft und das Finanzministerium je 750000 M. zur Verfügung stellen wollten, wobei die Summe des Finanzministeriums als Kredit für fünf Jahre gewährt werden sollte. Trotz des „Bedenklichen der Bedingungen", worauf de Gruyter von der kaufmännischen Seite her

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0323

gültige Zusage, den erforderlichen Anteil der Geldmittel sofort und insgesamt zu gewähren; außerdem gelang es, vom Finanzministerium einen Kredit gleicher Höhe zu erhalten, so daß der Band 1924 als Ganzes erscheinen konnte.
Der knappe Überblick hat deutlich gemacht, wie Wilamowitz das große Werk der Sammlung der griechischen Inschriften der Berliner Akademie mit Umsicht und höchstem persönlichen Einsatz geleitet sowie die Planungen und Zielsetzungen bis ins einzelne selbst verfolgt und gestaltet hat. Nach den von Wilamowitz aufgestellten Grundsätzen ist das Unternehmen bis in die Gegenwart geführt worden. In diesem Sinne verstand auch Günther Klaffenbach, der Schüler von Wilamowitz und Nachfolger Hiller von Gaertringens als wissenschaftlicher Beamter der „IG", die Führung, wenn er schrieb und dabei seinen Lehrer zitierte[1162]: „... immer und überall muß der Leiter der „IG" bereit sein, dem Gesamtinteresse der griechischen Epigraphik zu dienen. ‚Es genügt nicht', so hat ihm Wilamowitz ans Herz gelegt, ‚Band für Band nach dem Schema flottzumachen, sondern dafür zu sorgen, daß die Epigraphik lebendig bleibt.'" Das Einmalige an den Inschriften bestand für Wilamowitz darin, daß sie unvermittelt Einblick in wichtige Aspekte antiken Lebens gewährten, zu denen anderweitig schwer Zugang zu finden war, die jedoch das Gesamtbild über die Menschen der Antike erst vervollständigten. Unter diesem Gesichtspunkt hatte für ihn die Epigraphik als Teildisziplin im Rahmen der Gesamtaltertumswissenschaft eine besonders wichtige Rolle zu erfüllen: „Wir geben uns Mühe, unsere Aufgabe, nicht vom Standpunkt einer Spezialdisziplin, sondern von der allgemeinen historischen Wissenschaft anzusehen und aufzugreifen."[1163] Mag der Anspruch einer allein historisch orientierten Altertumswissenschaft überholt sein, so hat doch der Aspekt der Gesamtkenntnis antiken Lebens, unter dem Wilamowitz die „IG" geleitet und die Epigraphik überhaupt verstanden hat, auch in der Gegenwart seine Gültigkeit.

8. Wilamowitz als Mitglied der Zentraldirektion des Deutschen Archäologischen Instituts

Gemäß der Idee der universalen historischen Altertumswissenschaft hatte Wilamowitz die Initiativen unterstützt, die darauf hinzielten, die Archäologie in dem gemeinsamen Institut für Altertumskunde der Berliner Universität zu integrieren.

---

wegen der „Folgen einer etwa eintretenden Markbesserung" hinwies, nahmen Wilamowitz und die Kommission im Interesse der Wissenschaft das Angebot an.
[1162] Inscriptiones Graecae, S. 77.
[1163] Wilamowitz, Sammlung der griechischen Inschriften (1914), S. 114 bzw. S. 411.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0324

Derselben Intention entsprang sein lebhaftes Interesse für die Organisation von Gemeinschaftsaufgaben der Archäologie, wie sie das Deutsche Archäologische Institut übernommen hatte. Im Sommer 1899 trat er als Mitglied in das höchste Entscheidungsgremium des Instituts, die Zentraldirektion, ein.[1164] Er war einer der Vertreter, die die Berliner Akademie der Wissenschaften nach den Statuten für jeweils fünf Jahre in die Zentraldirektion entsandte. Mit der Berufung von 1899 begann für Wilamowitz eine Funktion, die er mit immer wiederkehrender satzungsgemäßer Verlängerung über drei Jahrzehnte bis zu seinem Tode ausübte.[1165]

Die Mitgliedschaft in der Zentraldirektion war weder so sehr von souveränen Führungsaufgaben und Einzelentscheidungen noch von hartem persönlichen Mitanpacken in der wissenschaftlichen Arbeit geprägt wie die Leitung der Sammlung der griechischen Inschriften oder die Mitarbeit in der Kirchenväter-Kommission. Die Funktion bestand im wesentlichen darin, die generellen Linien in der Leitung und Organisation des Gesamtinstituts mitzubestimmen sowie seinen weiteren Ausbau und seine Forschungsprojekte zu planen und zu beaufsichtigen.[1166]

Wilamowitz hatte sich auch mit den Zielen, Plänen und Entscheidungen des Instituts schon lange vor seinem Eintritt in die Zentraldirektion auseinandergesetzt, teilweise in sehr kritischer Form, die uns in ihrer herben, verletzenden Polemik auch aus seinen wissenschaftlichen Publikationen[1167] dieser Zeit bekannt ist und ihm manchen Gegner eingebracht hat. So hatte sich 1885 kurz nach den Reformen im Institut Mommsen in einem Brief an Wilhelm Henzen über seinen Schwiegersohn beklagt[1168]: „Das Räsonnieren auf die Zentraldirektion, wie es

---

[1164] Auf der außerordentlichen Plenarsitzung vom 15. Juli 1899 wurde Wilamowitz vom Vorsitzenden „als zum ersten Male in einer Sitzung anwesendes Mitglied der Centraldirektion" begrüßt. - Korrespondierendes Mitglied des Instituts wurde er am 21. 4. 1873, ordentliches am 21.4.1894.

[1165] Die Gesamtsitzung vom 17.-18. 7. 1931 war die letzte Zusammenkunft, an der Wilamowitz teilnahm.

[1166] Vgl. Wilamowitz, Erinnerungen, S. 278; zu den Aufgaben der Zentraldirektion vgl. auch: A. Rieche (Hrsg.), Die Satzungen des Deutschen Archäologischen Instituts. 1828-1972 (Das Deutsche Archäologische Institut. Geschichte und Dokumente. I). Mainz 1979, S. 157.

[1167] Vgl. Briefe Mommsen, S.41-43, wo Mommsen - wohl dieses eine Mal 1878 - seinen Schwiegersohn mahnt, sich in der Schärfe seiner Kritik zurückzuhalten; vgl. auch L. Wickert, Theodor Mommsen IV. Frankfurt a. M. 1980, S. 251.

[1168] Brief vom 2. 2. 1886; vgl. L. Wickert, Beiträge zur Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts 1879-1929 (Das Deutsche Archäologische Institut. Geschichte und

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0325

Robert und Wilamowitz und nicht wenige andere dieser Generation betreiben, ist ein großes Unrecht; mir haben sie meine Tätigkeit dadurch verleidet, und ohne dies wäre ich schwerlich ausgeschieden."[1169] Wilamowitz selbst begründete in seinen „Erinnerungen"[1170] seine kritische Haltung gegenüber der Zentraldirektion mit Maßnahmen bei dieser Reform, in deren Folge verdiente Gelehrte des Instituts, wie Wilhelm Henzen, Wolfgang Helbig und August Mau, „beiseite geschoben" worden seien.[1171] Außerdem wandte er sich gegen manche Verwaltungsentscheidungen des damaligen Generalsekretärs Alexander Conze. So monierte er dessen strenge Amtsführung,[1172] die besonders den Leitern der Zweiganstalten in Rom und Athen zu wenig Entscheidungsspielraum ließ, was immer wieder zu Spannungen führte. Wilamowitz hat sich in der Sache wohl zu Recht gegen eine übertriebene Bürokratie gewandt und die Eigenständigkeit der Gelehrten in den Zweiganstalten auch bei Verwaltungsfragen anerkannt. Überhaupt hat er die wissenschaftliche Qualifikation höher gewertet[1173] als etwaige Eignung in der Verwaltung, obwohl er selbst, wie wir beobachten konnten, stets starke Neigungen und Befähigung zu Verwaltungsaufgaben bewiesen hat. Die alleinige Berücksichtigung der fachlichen Kriterien bei Personalentscheidungen hat ihn auch zu Fehlurteilen verleitet, wie das Beispiel seines Einsatzes für Richard Delbrueck zeigte, der als Erster Sekretär in Rom die verwaltungsmäßigen Erwartungen nicht erfüllte.[1174]

Dokumente. 2). Mainz 1979, S. 32. - Unberechtigt ist auch der von Wilamowitz in einem Brief an Mommsen (Briefe Mommsen, S. 386) geäußerte Vorwurf gegen die Zentraldirektion und gegen Kirchhoff, daß sie die Epigraphik in Athen vernachlässigt hätten; Kirchhoff hatte gerade bei der Neubesetzung des Sekretariats in Athen 1887 auf die Berücksichtigung der Epigraphik besonders hingewiesen; vgl. Wickert, Beiträge, S. 89.

[1169] Zum Verhältnis Mommsens zu Wilamowitz vgl. Wickert, Theodor Mommsen IV, S. 249-252, und Jürgen Malitz, Theodor Mommsen und Wilamowitz, Wilamowitz nach 50 Jahren, S. 31-55.

[1170] S. 279.

[1171] Vgl. dazu Wickert, Beiträge, S. 32-37.

[1172] Vgl. Wickert, Beiträge, S. 8f.

[1173] Das wird aus dem Protokoll der Gesamtsitzung vom 17. 4. 1901 deutlich, in der um die Besetzung der Stelle des Zweiten Sekretärs in Athen verhandelt wurde. Hier ging es Wilamowitz vor allem um das Ansehen des Instituts in der Wissenschaft; im Protokoll heißt es: „Herr von Wilamowitz betont die Verantwortlichkeit des Instituts bei dieser Wahl gegenüber der Meinung des gelehrten Publicums, die mehr für Dragendorffs Anstellung in Athen zu sein scheine, als die des ‚Berliners' Schrader." Wilamowitz' Ansicht setzte sich in diesem Fall nicht durch; denn Schrader wurde gewählt.

[1174] Seine höhere Bewertung der wissenschaftlichen Leistungen gegenüber den anderen Gesichtspunkten hat Wilamowitz später (1908) bei den großen Auseinandersetzungen in

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0326

Von Anfang seiner Mitgliedschaft in der Zentraldirektion an beteiligte sich Wilamowitz wie in allen Kommissionen und Gremien, denen er angehörte, äußerst aktiv und engagiert an den Beratungen und Lösungen anstehender Probleme. Als Beispiel ist gleich die erste Sitzung vom 15. 7. 1899 zu nennen, in der der Satzungsentwurf der neugegründeten Römisch-Germanischen Kommission beraten wurde.[1175] Nach den Vorstellungen der Mitglieder der Zentraldirektion sollten die Ämter des Leiters dieser Kommission und des Direktors des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz in Personalunion geführt werden. Die Einrichtung dieser Koppelung konnte jedoch nicht durch eine Satzung festgelegt werden, sondern bedurfte der Zustimmung des Reichskanzlers; diese dienstrechtliche Frage der Zuständigkeit war offenbar nicht von allen Mitgliedern der Zentraldirektion klar erkannt worden. Wilamowitz wies auf diesen rechtlichen Tatbestand hin und stellte den Antrag, daß die Satzung ohne den Passus der Ämterkoppelung zu verabschieden sei und daß zugleich beim Reichskanzler der Antrag gestellt werden müsse, die vorgesehene Unterstützung durch das Reich damit zu verknüpfen, daß der Direktor der Römisch-Germanischen Kommission zugleich zum Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz ernannt

---

der Zentraldirektion nach dem Rücktritt Gustav Körtes vom Posten des Ersten Sekretärs in Rom nochmals kundgetan (vgl. Wickert, Beiträge, S. 65-75). Der Wunsch Christian Hülsens, des bisherigen Zweiten Sekretärs, die Leitung des römischen Instituts zu übernehmen, stieß bei dem überwiegenden Teil, darunter auch bei Wilamowitz, auf Ablehnung. Doch auf einen anderen Kandidaten konnte man sich nicht einigen. Auf der Plenarsitzung vom 21.-24. 4. 1909 wurde in mehrtägigem Ringen der damals noch sehr junge Richard Delbrueck mit der zunächst kommissarischen Übernahme der Stelle des Ersten Sekretärs beauftragt. Wilamowitz war an dieser Entscheidung zugunsten Delbruecks stark beteiligt. Sein Eintreten für den fachlich hochqualifizierten, aber menschlich nicht unumstrittenen jungen Gelehrten ist ihm sehr zum Vorwurf gemacht worden (vgl. Wickert, Beiträge, S. 72). Delbrueck hat bekanntlich während seiner Amtszeit in Rom, die 1915 wegen des Ersten Weltkrieges gezwungenermaßen endete, ein sehr kritisch beurteiltes Regiment geführt (Wickert, S. 75); an seine Rückkehr nach Kriegsende war nicht zu denken. In seinen Wilamowitz, Erinnerungen hat Wilamowitz Delbrueck - wie alle Gelehrten dieser Generation - nicht erwähnt; ebenso schwieg er über die genannten Auseinandersetzungen hinsichtlich der Leitung des Instituts: „Mehrfache Personenwechsel traten ein; es verbietet sich noch, Näheres zu sagen." (Wilamowitz, Erinnerungen, S. 281) Die hohen Verdienste, die sich Walther Amelung, der Nachfolger Delbruecks, nach dem Kriege für die Verständigung mit Italien und in der Leitung des Instituts erworben hat, hebt er jedoch kurz hervor (Wilamowitz, Erinnerungen, S. 281f). Ist darin die Einsicht einer Fehlentscheidung zu sehen?

[1175] Aus dem Protokoll dieser Sitzung.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0327

würde.[1176] Die Zentraldirektion nahm diesen Antrag einstimmig an. Das Beispiel zeigt wieder die besondere Fähigkeit von Wilamowitz, Rechts- und Verwaltungsvorgänge klar zu analysieren und zu einem juristisch und verwaltungsmäßig unanfechtbaren Ergebnis zu führen. Ihm ging es, wie es aus diesem und anderen Zeugnissen deutlich wird, darum, daß in allen vorgelegten Fällen streng nach bestehenden rechtlichen Grundsätzen von Statuten und Geschäftsordnungen verfahren wurde.[1177]

Ein nicht immer befriedigendes Verhältnis, mit dem auch Wilamowitz häufig konfrontiert wurde, bestand zwischen dem Archäologischen Institut und dem ihm seit 1874 vorgesetzten Auswärtigen Amt. Die vom Institut erhoffte bessere Förderung unter der Trägerschaft des Reiches blieb sowohl ideell als auch materiell jahrzehntelang aus. Diese Zurückhaltung des Auswärtigen Amtes gegenüber dem Institut und zugleich die strenge Abhängigkeit, in der das Institut sich befand,[1178] wirkten sich auch auf die Zweiganstalten aus; besonders in Rom hatte sie Einfluß auf das Ansehen des dortigen Zweiginstituts bei den Italienern. Wilamowitz beklagte dieses wenig herzliche Verhältnis in dem Bericht über seinen Besuch in

---

[1176] Dritter Teil seines Antrages war, nach dem von Loeschcke auf der Sitzung gemachten Vorschlag in einem „Pro Memoria" einige Grundgedanken zu organisatorischen und funktionalen Fragen bei der Koppelung beider Stellen darzulegen sowie darauf hinzuweisen, daß die Leitung der Römisch-Germanischen Kommission allein kein ausgefülltes Aufgabengebiet abgebe.

[1177] Dazu ein weiteres Beispiel aus der Sitzung vom 8. 2. 1901: Der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens (Abteilung Münster) hatte ein Gesuch um einen weiteren Zuschuß von 2000 M. an die Zentraldirektion gerichtet „für die Fortsetzung der Untersuchungen der Römerstelle bei Haltern an der Lippe". Der Generalsekretär hatte die Summe überwiesen, mit dem Vorbehalt, daß „über die gewünschte Verwendung bis zu 1000,- M. für Publikationszwecke" die Zentraldirektion zu befinden habe. Auch hier wurde bei der Entscheidung ein Antrag von Wilamowitz angenommen, der die Statuten des Instituts sowie die geschäftliche Seite der Angelegenheit berücksichtigte. Denn auf seinen Vorschlag hin wurde beschlossen, „die Verwendung zu den Aufnahmen und Zeichnungen mit Ausschluß der Reproduktionskosten und Druckkosten zu gestatten, dabei darauf aufmerksam zu machen, daß diese Bewilligung ohne Praejudiz für künftige Fortsetzung der Publikation erfolge". - Dieselbe strenge Rechtlichkeit zeigt auch der folgende Fall aus der Sitzung vom 19. 4. 1901: Zur Frage, ob Paul Wolters für seine wissenschaftliche Arbeit am Kabirion honoriert werden sollte, nachdem er inzwischen Mitglied der Zentraldirektion geworden war, äußerte Wilamowitz, daß satzungsgemäß zwar die Leitung honoriert werden könne, nicht die Mitarbeit. Eine Honorierung sah er als Ausnahme an, die nicht zum „Präcedenzfall" erhoben werden dürfte; vgl. dazu auch: Die Satzungen des Deutschen Archäologischen Instituts, S. 159.

[1178] Vgl. Wickert, Beiträge, S. 5.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0328

Rom von 1903.[1179] Ebenso hat er bei dem gleichen Aufenthalt vergeblich darauf eingewirkt, daß das Institut von der Deutschen Botschaft mit größerem Interesse betreut wurde; für diese negative Einstellung gab er zugleich „Mommsens pessimistischer Haltung" etwas die Schuld. Wie wenig er auf eine bessere Fürsorge von staatlicher Seite gegenüber dem Institut Einfluß hatte, ist auch aus einem Brief herauszulesen, den Hans Schrader, der Zweite Sekretär des Athener Instituts, am 21. 10. 1903 an Christian Hülsen schrieb[1180]: „Ich sehe, es ist Prinzip in der Geschichte! Wilamowitz versicherte mir, eine Erhöhung des etatmäßigen Budgets für die Bibliotheken sei ausgeschlossen, dazu sei die Abneigung der Regierung gegen die Bibl.-Dotationen zu groß."[1181] Die Vernachlässigung des Instituts seitens der vorgesetzten Behörde und die damit verbundene zu knappe Etatzuteilung waren öfter Anlaß zu Differenzen zwischen der Zentraldirektion und den Zweiganstalten.

Die Zentraldirektion stand überhaupt im Blickfeld der Kritik, deren Hauptpunkt das „berlinisch-preußische" Übergewicht war, das als Relikt aus der Zeit vor 1874 noch bestand. Durch die Statuten vom 18. 5. 1874 sowie deren Änderungen im Jahre 1895 entwickelte sich das Institut allmählich von einer preußischen Forschungsanstalt zu einem Reichsinstitut. Den Abschluß dieses Prozesses brachten die Statuten von 1914,[1182] in denen für die Zentraldirektion neue Bestimmungen festgelegt wurden. Das berlinisch-preußische Übergewicht wurde zugunsten einer auf ganz Deutschland ausgerichteten Mitgliederstruktur neu geregelt, so daß das oberste Gremium des Instituts zugleich Repräsentationsorgan für die gesamte deutsche Archäologie wurde. Den neuen Statuten ging ein jahrelanges Ringen um Positionen der verschiedenen, besonders wissenschaftlichen Interessengruppen voraus. Wilamowitz hat sich an diesen Diskussionen maßgeblich beteiligt und wurde zusammen mit Hugo Graf von Lerchenfeld[1183] und Loeschcke in den beratenden Ausschuß der Zentraldirektion gewählt, der den

---

[1179] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 280.

[1180] Wickert, Beiträge, S. 116.

[1181] Um die Mittel für die Bibliotheken ging es auch schon früher: Auf der Sitzung vom 2.-5. 4. 1900 beantragte Wilamowitz, für die Anschaffung von Teilen der „Patrologia" von Migne der Bibliothek in Rom „einen einmaligen Zuschuß zu gewähren, falls nicht Athen darunter leide". Auch hier zeigte sich Wilamowitz wegen der knappen Mittel bei dem Bestandsaufbau der Bibliothek restriktiv, weil er ausdrücklich nur Teile der „Patrologia" anzuschaffen vorschlug.

[1182] Wickert, Beiträge, S. 5-8.

[1183] Graf Lerchenfeld war 1880-1919 Gesandter Bayerns in Berlin und stimmführender bayerischer Bevollmächtigter im Bundesrat; vgl. Wickert, Beiträge, S. 185.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0329

vorgelegten Entwurf zu prüfen hatte. Das Streben von Wilamowitz war, die Aufgabenstellung des Instituts über die enge Archäologie hinaus auf eine gesamtaltertumswissenschaftliche Blickrichtung hin zu erweitern, ein Konzept, das nicht neu war; denn bereits Eduard Gerhard hatte mit seiner Idee der „monumentalen Philologie" diesen umfassenden Gedanken vertreten. Wilamowitz' Vorstellung war, die Mitglieder der Zentraldirektion nach einem Modus auszuwählen, der die Möglichkeit bot, in diesem Gremium Vertreter aus den verschiedenen Teildisziplinen der Altertumswissenschaft zu vereinigen. Er sprach sich ausdrücklich dagegen aus, daß „die Zentraldirektion ein Parlament von Professoren der Archäologie"[1184] würde.

In der Gegenposition kritisierte Adolf Michaelis in einem Brief vom 19. 6. 1909 an Alexander Conze,[1185] daß nach dem vorliegenden Entwurf manche kleinere Institutionen, vor allem unter den Akademien, nicht in der Lage seien, archäologische Fachvertreter in die Zentraldirektion zu entsenden: „Die Folge wird also sein, daß die Akademien notgedrungen schon jetzt, oder sonst nach 5 bzw. 10 Jahren, Nichtarchäologen schicken werden. Das ist Wasser auf Wilamowitz' Mühle, dessen Vaterschaft wohl bei dem ganzen Entwurf durchschimmert." Michaelis sah eine „Entfremdung des Instituts von seinen archäologischen Aufgaben"[1186] voraus und gipfelte in der Polemik, daß „die Bahn für Wilamowitz' Herrscher- und Organisationsgelüste bedeutend freier geworden sei". In diesen in der Hitze der Auseinandersetzungen um die neuen Statuten geschriebenen Sätzen kommt zugleich die Führungsrolle zum Ausdruck, die Wilamowitz als Repräsentant der universalen Altertumswissenschaft übernommen hatte.

[1184] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 282.

[1185] Wickert, Beiträge, S. 7f.

[1186] Die unterschiedliche Beurteilung der Aufgaben des Instituts offenbarte sich auch immer wieder bei der Auswahl der Stipendiaten, die die Zentraldirektion jährlich vorzunehmen hatte. Über den generellen Zweck des Stipendiatenwesens herrschte zwar im wesentlichen Übereinstimmung: Die Zweiginstitute in Rom und Athen sollten in Funktion einer „Oberuniversität" - der Terminus Stammte von Mommsen - dem wissenschaftlichen Nachwuchs ein Jahr der Lern- und Forschungsmöglichkeiten in den Kulturländern der Antike bieten. Nicht einig war man sich jedoch oftmals bei der jährlichen Auswahl über die wissenschaftlichen Kriterien, nach denen zu entscheiden war. Auch hier ist Wilamowitz, soviel sich aus den Protokollen über die Sitzungen der Zentraldirektion ablesen läßt, den Tendenzen einer zu engen, meistens rein kunstarchäologischen Blickrichtung entgegengetreten. Er legte Wert darauf, daß nur Stipendiaten, die eine umfassende, besonders auch philologische Ausbildung absolviert hatten, ausgewählt wurden; vgl. dazu Wickert, Beiträge, S. 125-128.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0330

Die Statuten von 1914, die nach langwierigen und kontroversen Beratungen als Kompromiß verabschiedet wurden, erfüllten in manchem nicht die Erwartungen, die Wilamowitz an sie geknüpft hatte.[1187] Die von ihm durchaus befürwortete Einbeziehung der deutschen Länder bei der Sitzverteilung in der Zentraldirektion war in eine - wie er meinte - Benachteiligung Preußens umgeschlagen.[1188] Außerdem wurden nach seiner Ansicht die Akademien zu wenig berücksichtigt, die „am besten geeignet" seien, „Vertreter in die Zentraldirektion zu entsenden". Noch aus der Distanz von anderthalb Jahrzehnten nach den Neuerungen von 1914 empfand er die Zusammensetzung der Zentraldirektion als ungerecht, wenn „sie auch zu keinen größeren Krisen geführt"[1189] hätte. Die Umgestaltung der Zentraldirektion an sich war für ihn jedoch aus verschiedenen Gründen unabdingbar, einer davon war, daß die christliche Archäologie und die Frühgeschichte in das Forschungsprogramm einbezogen werden mußten.

In einer Betrachtung über die Entwicklung der Altertumswissenschaft aus dem Jahre 1927 hat Wilamowitz als überaus vorteilhaft beurteilt, daß das Archäologische Institut vom Deutschen Reich übernommen worden war und dadurch nationales Zentrum der deutschen Archäologie werden konnte[1190]: „Es ist der Vorzug unserer Organisation, daß auf dem ganzen Gebiet dieser Forschung straffe Zentralisierung das planlose Verzetteln der Arbeit verhindert." Diese Worte stammen aus einer Zeit, in der bereits die Forschungsaufgaben des Instituts über Italien und Griechenland hinaus auf andere Kulturen der alten Welt sowie auf deren Verbindungen zum griechisch-römischen Kulturkreis erweitert worden waren; Wilamowitz unterstrich die Bedeutung dieser Entwicklung, wenn er beispielsweise die Aufgabe hervorhob, die Beziehungen der griechischen Kultur zu der des alten Orients „geschichtlich zu erfassen". Im Zusammenhang mit den römischen und frühgeschichtlichen Forschungen des Instituts auf deutschem Gebiet umriß Wilamowitz die erweiterten Forschungsaufgaben, die sich nun auch auf andere Randvölker der alten Welt erstreckten. Als neu hinzugekommene Forschungsgebiete nannte er das ehemals freie Germanien, Skandinavien, die Slawen sowie noch entferntere Regionen, wie Innerasien, Sibirien und die Mongo-

---

[1187] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 283.

[1188] Zur neuen Zusammensetzung der Zentraldirektion vgl. Wickert, Beiträge, S. 7.

[1189] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 282.

[1190] Wilamowitz, Die Aufgaben der Altertumswissenschaft. In: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 5. 6. 1927 (ital. in: Canfora, S. 163-166 mit S. 267, Anm. 127f). - Positiv wirkte sich, wie Wilamowitz in demselben Zusammenhang ausführte, diese direkte Unterstellung unter das Reich auch darin aus, daß die Folgen des Krieges, die die Arbeit und die Weltgeltung des Instituts zu beeinträchtigen drohten, weniger spürbar wurden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0331

lei. Alle diese Kulturgebiete sollten von der Forschung in ihrem Verhältnis zur griechisch-römischen Welt, gerade auch zur Spätantike, betrachtet werden. Mit diesen Bemerkungen von Wilamowitz, die auf eine noch universalere Erforschung des klassischen Altertums abzielten, wurde der Weg beschritten, der zu den Aufgabenstellungen des Instituts in der Gegenwart führte, in dem über die Kultur des klassischen Altertums und ihre „Wechselwirkungen" zu anderen Kulturen der alten Welt hinaus nunmehr generell archäologische Erforschung aller Kulturen ihren Platz haben soll.

9. Die Papyrussammlung der Königlichen Museen in Berlin

Ein Überblick über die wissenschaftsorganisatorischen Aktivitäten von Wilamowitz darf nicht abgeschlossen werden ohne einige Sätze über die Beteiligung an der Papyrusforschung[1191] die unter der Leitung der Berliner Königlichen Museen stand.

Die Erforschung der Papyri, die aus dem Sande Ägyptens an das Tageslicht getreten waren, hatte in Berlin zuerst in systematischer Weise in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts begonnen, als an den Berliner Museen die erste Papyrussammlung in Deutschland entstand. Großen Anteil an diesen Initiativen hatte Mommsen, der auch seinem Schüler Ulrich Wilcken, dem später bedeutendsten deutschen Papyrologen, die Arbeit an den Papyri zuwies. Als Publikationsreihe für die ausgewerteten Texte wurden die „Ägyptischen Urkunden" ins Leben gerufen,[1192] in denen alle historischen Texte und Zeugnisse des täglichen Lebens in ägyptischer, griechischer und lateinischer Sprache mit Ausnahme der ptolemäischen Urkunden veröffentlicht werden sollten. Die wichtigen literarischen Papyri blieben darin ausgespart. Diese bisher unberücksichtigt gebliebenen Texte im Rahmen der dafür zuständigen Museen sammeln, auswerten und veröffentlichen zu lassen, ist ganz wesentlich Wilamowitz zu danken. Um die Jahr-

---

[1191] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 256-259; K. Preisendanz, Papyrusfunde und Papyrusforschung. Leipzig 1933, S. 173f; Die Papyri als Zeugen antiker Kultur. Hrsg. vom Generaldirektor der ehemals Staatlichen Museen zu Berlin. Berlin 1949, S. 7-10; W. Müller, Papyruskunde. In: Das Institut für griechisch-römische Altertumskunde. Protokoll der Eröffnungstagung, S. 87-93; L. Pallat, Richard Schöne, Generaldirektor der Königlichen Museen zu Berlin. Ein Beitrag zur Geschichte der preussischen Kunstverwaltung 1872-1905. Nach der hinterlassenen Handschrift des Verfassers hrsg. von P. O. Rave. Berlin 1959, S. 270.

[1192] Vgl. auch A. Erman, Mein Werden und mein Wirken. Erinnerungen eines alten Berliner Gelehrten. Leipzig 1929, S. 201.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0332

hundertwende unternahm er, unterstützt von Hermann Diels, den Vorstoß, die systematische Bearbeitung der literarischen Papyri durchzusetzen, um dadurch im internationalen Vergleich die deutsche Papyrologie auf ein mit den übrigen großen europäischen Kulturnationen gleiches Forschungsniveau zu erheben; denn in Frankreich und vor allem in England war für diese sich entwickelnde altertumswissenschaftliche Spezialdisziplin wesentlich mehr getan worden als in Deutschland.

Für Wilamowitz war die Papyrusforschung kein neues Gebiet, da er sich schon in Göttingen sehr intensiv mit diesem Zweig antiker Literaturüberlieferung befaßt hatte; zu erinnern ist beispielsweise an seine Beschäftigung mit den literarischen Texten der Flinders-Petrie-Papyri, an seinen Vortrag von 1893 „Aus ägyptischen Gräbern", an seine Kommentierungen griechischer Zauberpapyri und an seine Textemendationen zu den Oxyrhynchos-Papyri.[1193] Seine Aktivitäten für die Veröffentlichung der literarischen griechischen Papyri begann er gleich nach seinem Amtsantritt in Berlin. Zunächst galt es, die finanziellen und organisatorischen Voraussetzungen für diese Arbeit zu schaffen. Erster Erfolg der Bemühungen war die Bewilligung jährlicher staatlicher Sondermittel,[1194] die dem Ankauf von vornehmlich literarischen Papyri sowie der Förderung von Ausgrabungen, die auf die Erweiterung der Papyrussammlung angelegt waren, dienen sollten. Es wurde eine Papyruskommission konstituiert, die unter dem Vorsitz Richard Schönes, des Generaldirektors der Königlichen Museen, stand und der neben diesem Adolf Erman, Diels und Wilamowitz angehörten.[1195] Die Tätigkeit dieser Kommission bestand darin, die Organisation der papyrologischen Forschung an den Berliner Museen zu bestimmen und die einzelnen Forschungsaufgaben festzulegen und zu beraten. Die Funktion, die Wilamowitz in dieser Kommission zu erfüllen hatte, war nicht nur planerischer Art, sondern ebenso wie bei der Sammlung der griechischen Inschriften und bei der Herausgabe der Kirchenväter intensive Mitarbeit und Hilfestellung bei den Texteditionen. Auf Wilamowitz' Hinwirken entstand die Reihe „Berliner Klassikertexte"[1196], die die neu edierten literarischen Texte aufnehmen sollte. Die Gestaltung der Hefte hat er ganz wesentlich mitbestimmt. Die Bearbeitung der Texte wurde nach den von ihm für alle antiken Texte - ob Codex, Inschrift oder Papyrus - festgesetzten Prinzipien durchgeführt; es wurde

---

[1193] Preisendanz, Papyrusfunde und Papyrusforschung, S. 173.
[1194] Müller, Papyruskunde, S. 90.
[1195] Pallat, Richard Schöne, S. 270.
[1196] Berliner Klassikertexte. Hrsg. von der Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin. H. 1-5, l. 2. Berlin 1904-1907.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0333

ein lesbarer Text geschaffen, der durch die notwendigen Erläuterungen ergänzt wurde; auf Faksimilewiedergaben der gesamten Texte wurde aus den von Wilamowitz auch bei der Herausgabe der Inschriften vertretenen Gründen verzichtet. Wilamowitz hat nicht verhehlt, wie zeitaufwendig und mühevoll die Arbeit an den Papyri war: „Da fiel uns auch die Ausgabe wichtiger und schwerer Texte zu. So lag in dem ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts eine Fülle von neuen schweren Verpflichtungen auf mir, denen ich die Fortsetzung der selbstgewählten Arbeiten opfern mußte."[1197] Besonders im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hat er sich der schwierigen Herausgabe von Papyrustexten unterzogen. Sein bekanntes Meisterwerk in der Papyrusforschung war die Ausgabe des ältesten erhaltenen antiken Buches, der „Perser" des Timotheos, dessen Papyrusfetzen von dem international berühmten „Papyrusdoktor" Hugo Ibscher in bewundernswerter Weise zusammengesetzt worden waren. Das Werk erschien außerhalb der „Berliner Klassikertexte". Innerhalb dieser Reihe hat sich Wilamowitz an dem von Diels herausgegebenen Kommentar des Didymos zu Demosthenes sowie mit dem Platonkommentar „geplagt". Zusammen mit Wilhelm Schubart edierte er u.a. den Band „Epische und elegische Fragmente"[1198], bei dem besonders die Bearbeitung der Fragmente der Korinna Bewunderung hervorgerufen hat.[1199] Wilamowitz' Mitarbeit in der Papyrologie hat Ulrich Wilcken in seinem Nachruf im „Archiv für Papyrusforschung" zusammenfassend mit den folgenden Worten gewürdigt[1200]: „Was Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff für die Papyrusforschung getan hat, ist zwar nur ein winziges Bruchstück seines gigantischen Lebenswerkes, und doch hat er auch in diesem Zweige der Altertumskunde unvergängliche Spuren hinterlassen ... Nicht durch selbständige Editionen, wie die des Timotheos, sondern vielleicht noch mehr durch die Mitarbeit an den Editionen anderer hat er Dezennien hindurch einen maßgeblichen Einfluß auf die Verwertung der literarischen Funde ausgeübt. Im In- und Ausland war er immer der

---

[1197] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 248; in späterer Zeit hat sich Wilamowitz in der Mitarbeit restriktiver verhalten (K. Treu, Harnack und die Papyrologie. In: Irmscher, Adolf Harnack und der Fortschritt der Altertumswissenschaft, S. 26-28, hier: S. 27).

[1198] Siehe „Fragmente I" und „Fragmente II". - Die Kooperation mit anderen Gelehrten in der Papyrusforschung bewies Wilamowitz gerade auch durch seine Hilfe bei der Edition der Oxyrhynchos-Papyri (vgl. den Dank, den die britischen Forscher ihm jeweils im Vorwort der Bände 5-11 ausgesprochen haben).

[1199] Einige Papyrusurkunden und Briefe hat Wilamowitz auch in sein „Lesebuch" aufgenommen.

[1200] APF 10 (1932), S. 314f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0334

hilfsbereite Berater, dessen unvergleichliche philologische Kunst auch in den schwierigsten Lagen weiterhalf."

Die aufgezeigten Fakten wissenschaftsorganisatorischen Wirkens von Wilamowitz aus den verschiedenen Epochen seines Lebens vermitteln trotz ihres fragmentarischen Charakters ein Bild, das die Leistungen des großen Lehrers und Forschers in der Organisation der Wissenschaft seinem anderen Lebenswerk nicht nachstehen läßt. Hier offenbart sich ein Mann höchster Tatkraft und großen Durchsetzungsvermögens, der mit seinem wissenschaftlichen Urteil bei den großen Planungen und bei der zu leistenden harten Einzelarbeit überall maßgebend beteiligt war und mit dem Blick für das Konkrete und Wesentliche wissenschaftliche und verwaltungsmäßige Probleme, die der wissenschaftliche Großbetrieb aufgab, erfaßte und löste. Hervorstechend war dabei die gewaltige Arbeitsamkeit und die hohe Opferbereitschaft bei der Beteiligung an diesen Gemeinschaftsaufgaben.

Es ist die Frage nach Wilamowitz' Grundanschauungen über den wissenschaftlichen Großbetrieb zu stellen sowie nach den Motiven, die ihn zu seinem großen Einsatz in der Wissenschaftsorganisation veranlaßten. In den „Erinnerungen" hat er seine vor der Berliner Akademie gehaltene Antrittsrede wiederholt, die bezüglich seiner Auffassung von den Zielen dieser Körperschaft sowie seiner eigenen Mitarbeit in dem Satz gipfelte: „Im Sinne Theodor Mommsens fasse ich die Aufgabe der Akademie und des Akademikers."[1201] Doch gab es auch Unterschiede in der Beurteilung des „Großbetriebes der Wissenschaft", die sich bei Wilamowitz im Laufe der jahrzehntelangen Arbeit als wissenschaftlicher Organisator herausbildeten und, wie wir gesehen haben, zur Kritik an Mommsens Planungen führten. Dieser sah die ungeheure Masse des zu bearbeitenden Quellenmaterials, das zu sammeln und zu ordnen er als Aufgabe der eigenen Generation empfand, während er die Auswertung getrennt davon einer späteren überlassen wollte. Eine solche vor der Fülle des Materials resignierende Haltung ist bei Wilamowitz nicht zu finden.[1202] Er betrachtete das Sammeln und Auswerten des Quellenmaterials nur als zwei getrennte Arbeitsgänge, die jeder Philologe aufgreifen konnte, wobei sich beide für Wilamowitz nur dadurch unterschieden, daß, wie Manfred Landfester formuliert hat, die „Sammlung Pflicht, die Verwertung Vergnügen" war.[1203] Daß Wilamowitz anders als Mommsen nicht mehr allein an

[1201] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 305.
[1202] Landfester, S. 172.
[1203] Ebd.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0335

die Sammlung des Materials dachte, kam beispielsweise in seiner Ansprache vor der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1921 in Jena zum Ausdruck[1204]: „Im Großbetrieb wie bisher können wir die Wissenschaft nicht treiben; das kann sogar nützlich wirken, da es dazu zwingt, die gewaltige aufgehäufte Masse von neuem Material zu verarbeiten." Eine weitere Diskrepanz zwischen Mommsen und Wilamowitz bestand darin, daß dieser seinem Schwiegervater vielleicht nicht zu Unrecht vorwarf, bisweilen bei der Planung und Durchführung von Projekten die zur Verfügung stehenden Mittel und Möglichkeiten überschätzt zu haben. Wilamowitz selbst dagegen besaß, wie aus den oben aufgeführten Beispielen seines wissenschaftsorganisatorischen Wirkens zu ersehen war, ein besonders ausgeprägtes Gespür für das Konkrete, Praktische und Realisierbare.[1205]

In der ethischen Auffassung der Wissenschaft trafen sich Schwiegervater und Schwiegersohn wieder, wenn auch deren Wurzeln bei beiden sich etwas unterschieden. In einer Würdigung Mommsens charakterisierte Wilamowitz dessen Einstellung zur Wissenschaft[1206]: „Weil er sich der Wissenschaft als Diener verschworen hat, nimmt er jede Aufgabe auf, die sie ihm vor die Füße wirft, einerlei, ob er Zeit und Lust hat, ob er vorbereitet ist. Es ist ihm Pflicht und er zaudert nicht." Diese Charakterisierung der Auffassung Mommsens zur Wissenschaft war zugleich Wilamowitz' eigene. Bei Mommsen war sie eine Grundeinstellung, die bei vielen Gelehrten des 19. Jahrhunderts zu finden war; zu erinnern ist beispielsweise an Karl Lachmann und Moriz Haupt. Bei Wilamowitz trat noch eine andere Motivierung hinzu: Die Pflichterfüllung als oberstes Gebot beruhte bei ihm zugleich auf einer Grundhaltung, die er als Erbteil seiner Herkunft aus einem preußisch-protestantischen Adelsgeschlecht des deutsch-polnischen Grenzlandes mitbrachte. In dieser Familie bestimmten das Ideal des pflichtbewußten preußischen Soldaten und Beamten sowie der Fleiß des Kolonisators, der in einem wirtschaftlich und landwirtschaftlich sich erst entwickelnden Lande hart arbeitete, die Lebensauffassung und Daseinsgestaltung. Diese Grundhaltung übertrug sich bei Wilamowitz auf seine Vorstellung vom Dienst an der Wissenschaft, und hieraus wird die Hingabe, die er der Organisation der Wissenschaft in der Ge-

---

[1204] Verhandlungen der 53. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Jena vom 26.-30. IX. 1921. Leipzig 1922, S. 5 (vgl. auch Canfora, S. 158).

[1205] Landfester, S. 163. - Zur Problematik von Mommsens Wissenschaftsorganisation und zu seinen weniger erfolgreichen Projekten vgl. auch Christ, Römische Geschichte, S. 64.

[1206] Theodor Mommsen, S. 5 bzw. S. 23. - Christ hebt bei Mommsens Arbeit an den Inschriften hervor, daß dieser „nicht zum Mandarin wurde, sondern stets König und Kärrner in einer Person blieb" (Römische Geschichte, S. 64).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0336

meinschaft und den sie tragenden Institutionen entgegenbrachte, noch verständlicher. Zwar hat Wilamowitz anders als Mommsen bei jedem Forschungsvorhaben des einzelnen zunächst die in sich geschlossene, vom größeren Ganzen unabhängige, individuelle Aufgabe gesehen; aus dieser Anschauung, die die Grundlage für die Überwindung der „Trostlosigkeit“[1207] des im Sinne Mommsens geführten wissenschaftlichen Großbetriebes bildete, resultierte auch die Bemerkung über die Unabhängigkeit seiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit[1208]: „In der Tat werde ich schwerlich je für mich die Akademie mobil zu machen suchen.“ Jedoch hielt er in der Forschung als Ganzes gesehen die Kooperation in wissenschaftlichen Institutionen zur Lösung von Aufgaben, die quantitativ, finanziell und zeitlich die Kraft des einzelnen überstiegen, nach wie vor für unerläßlich, ja oftmals für wichtiger als die wissenschaftlichen Vorhaben des einzelnen, weil diese nur in Gemeinschaft zu lösenden Unternehmungen, wie das Sammeln von Quellenmaterialien, erst die Grundlagen zur Deutung griechisch-römischen Lebens schufen. Die selbstlose Unterordnung unter die Bedürfnisse der Wissenschaft hat Wilamowitz noch deutlicher in der Gedächtnisrede für Hermann Diels ausgesprochen[1209]: „So handelt der rechte Diener der Wissenschaft. Alles eigene wirft er beiseite und greift an, was sie jetzt gerade fordert. Egoisten, die von der Wissenschaft nur vornehmen, wozu sie der eigene Geist und die eigene Neigung treibt, mögen von der Höhe ihrer Inspiration darauf herabsehen. Wir wissen, daß wir Diener sind, tun unsere Pflicht und bringen willig die Opfer, die gerade ein freiwillig übernommener Dienst immer verlangt.“ Eigene Arbeitswünsche und Forschungsvorhaben hatten also bei der Entscheidung über die Priorität häufig hinter den Erfordernissen gemeinschaftlich zu lösender Aufgaben zurückzutreten. Solche Gemeinschaftsaufgaben hielt Wilamowitz in allen Wissenschaften für unabdingbar, gerade auch für die Altertumswissenschaft; denn die von ihm angestrebte Erfassung des Wissens über die Antike insgesamt war nur durch die Sammlung, Erschließung und Auswertung der zahlreichen, meistens weit verstreuten Dokumente, die die literarischen, historischen und archäologischen Denkmäler boten, möglich. Die Durchführung solcher Großaufgaben mußte in der gut organisierten Form wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeit erfolgen; das

---

[1207] Landfester, S. 172.

[1208] Wilamowitz, Erinnerungen, S. 304; Landfester, S. 172. - Über Wissenschaftsauffassung und Wissenschaftsethos bei Wilamowitz vgl. auch Hölscher, S. 21.

[1209] Wilamowitz, Gedächtnisrede auf Hermann Diels, S. CVI bzw. S. 73; der gleiche Gedanke auch: Wilamowitz, Gustav Roethe. Süddeutsche Monatshefte 24. 1926, S. 139f, bes. S. 140. - Zum Pflichtempfinden von Wilamowitz vgl. auch Solmsen, S. 118f bzw. S. 459f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0337

war die Aufgabe der dafür geschaffenen staatlichen Forschungsinstitutionen. Aus dieser Motivation heraus hat Wilamowitz das Institut für Altertumskunde an der Berliner Universität ausgebaut, an dem der wissenschaftliche Nachwuchs nach der universalen altertumswissenschaftlichen Konzeption ausgebildet wurde, und ebenso hat er in diesem Sinne in den Akademien von Göttingen und Berlin, bei den Museen und beim Deutschen Archäologischen Institut entscheidend in den Gremien und Kommissionen die Ziele und Projekte mitgestaltet. Die Erforschung des klassischen Altertums in seiner Gesamtheit und die straffe Organisation großer Forschungsunternehmungen im Großbetrieb geschah nicht zum Selbstzweck der Wissenschaft, sondern sollte die Grundlage eines neuen, vor allem auf dem Griechentum basierenden Bildes vom Menschen schaffen, das Wilamowitz als Ideal vorschwebte. Daneben stand eine andere, eine moralische Idee und Grundhaltung, die des preußischen Edelmannes, Staatsbürgers und Gelehrten, der gegenüber dem Gemeinwesen seine Pflicht tat. Dieses Gemeinwesen wurde durch den König verkörpert, dem Wilamowitz für sein Leben die Treue geschworen hatte; besonders gegenüber dem von ihm hochverehrten Wilhelm I. empfand er diese Verpflichtung. Der Zusammenbruch der preußischen und deutschen Monarchie bedeutete für ihn die Zerstörung einer politischen Ordnung und Wertwelt, nach der er erzogen worden war und gelebt hatte.

Den weltanschaulichen und politischen Idealen, die Wilamowitz vertrat, stehen in der heutigen Zeit viele kritisch gegenüber, ob zu Recht, ist umstritten. Unumstritten - auch in der Gegenwart - sind jedoch die Impulse, die er in preußischer Pflichterfüllung und strenger wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit der Organisation der Wissenschaft gegeben hat. Hier ist er in seinen faktischen Leistungen und auch gerade in dem Geist, aus dem heraus diese Leistungen erwuchsen, für uns Heutige achtunggebietendes Vorbild.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0338

ANHANG

I. Entwurf des Briefes, den Wilamowitz am 24. 7. 1893 namens der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften an die Bayerische Akademie der Wissenschaften schrieb[1210]

„In Beantwortung der geehrten Zuschrift vom 20. d. M. beehren wir uns der Kön. Akademie die Beschlüsse mitzuteilen, die die Kön. Gesellschaft in ihrer Sitzung vom 22. d. M. einstimmig gefaßt hat.

Die Gesellschaft verkennt weder die Bedeutung des Thesaurus linguae Latinae an sich, noch daß ein so großes Werk allein durch die materielle Beihilfe mehrerer Staaten und des planmäßigen Zusammenarbeitens vieler Forscher gelingen kann, somit für das Cartell der Akademien vorzüglich geeignet scheint. Wir übersehen unsere Mittel auch schon jetzt genügend, um zu wissen, daß wir ganz wie die K. Bayerische Akademie auf jeden Fall nur durch außerordentliche Geldbewilligungen unserer Regierung einen Zuschuß leisten könnten. Indessen sind wir zur Zeit nicht in der Lage, zu dem Unternehmen selbst Stellung zu nehmen und einen Delegirten zu entsenden.

Wie der Kön. Akademie durch unser Schreiben d. M. bekannt ist, haben wir eben ganz neue Statuten erhalten und die Einführung der neuen Organisation nimmt unsere Kräfte ganz in Anspruch. Insbesondere sind wir mit der Aufstellung eines neuen Etats für das Ministerium beschäftigt und dürfen somit zur Zeit an extraordinäre Anträge nicht denken. Zudem beschäftigen die gegen Semesterende gehäuften Amtsgeschäfte unsere Mitglieder so sehr, daß zur Zeit kaum jemand zu der Delegirtenconferenz reisen könnte. Wenn wir demnach gezwungen sind uns abwartend zu verhalten, so liegt es uns doch vollkommen fern, dadurch der Entwicklung des Planes hindernd entgegenzutreten und wir wollen unserer künftigen Entscheidung in keiner Weise praejudiciren.

II. Bericht über die „Berliner Conferenz für die Ausarbeitung eines Thesaurus linguae Latinae“[1211]

„Göttingen 23. Oct. 1893

Der K. Gesellschaft erstatte ich hiermit ganz ergebenst Bericht über die Verhandlungen, welche am 21. und 22. d. Mon. in Berlin über die Anfertigung eines

[1210] Das Original liegt im Archiv der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.
[1211] Original im Archiv der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0339

Thesaurus linguae Latinae statt gefunden haben, und in denen ich unsere Gesellschaft vertreten habe. Wir hatten die erste Versammlung der Art, die Ende Juli in Coburg statt fand, nicht beschicken können; zu dieser ist eine offizielle Einladung an uns nicht ergangen, sondern der Vertreter der Berliner Akademie hatte uns unter der Hand verständigt; man rechnete allerseits auf die Beteiligung Göttingens und auch auf meine persönliche Mitwirkung, und ich hielt mich, wie ich während der Ferien vielen Herren einzeln mitgeteilt hatte, für berechtigt, nunmehr, da ich die Geschäfte des Sekretärs der phil. hist. Classe führe, für verpflichtet zu erscheinen. Andererseits habe ich in Berlin erklärt, meine Gesellschaft umgehend über alles unterrichten zu müssen, obwol[!] die Mitteilung der Beschlüsse, Protokolle u.s.w. offiziell erst in einiger Zeit erfolgen wird, und die Gesellschaft somit erst dann genötigt ist, sich schlüssig zu machen.

Das großartige Unternehmen, den Schatz der lateinischen Sprache bis ins siebente Jahrhundert hinein zu sammeln, kann nunmehr, wenn die Akademien die Leitung auf sich nehmen, als gesichert gelten. Finanziell hat Bayern bereits 5000 M. für seine nächste Etatsperiode jährlich bewilligt. Von Österreich und Sachsen ist ebenso viel in Aussicht gestellt, und für Preußen gaben die in der letzten Sitzung erschienenen Vertreter, Geh. Rat Althoff und Reg. Rat Schmidt die Erklärung ab, daß sie die Garantie übernähmen, daß die Berliner Akademie und die Göttinger Gesellschaft in der Lage sein würden, auf 25 Jahre hinaus jährlich je 5000 M. auf das Unternehmen zu verwenden. Es waltet kein Zweifel ob, daß dieses Geld uns von der Kön. Staatsregierung abgesondert von allen unseren sonstigen Bedürfnissen bewilligt werden wird. Eine besondere Einstellung in den Etat dürfte allerdings erst für 95/96 zu erwarten sein. In wie weit die Ausarbeitung schon vorher in Angriff genommen werden soll und kann, ist noch nicht klar geworden. Zur Zeit sind für die Vorarbeiten Mittel nötig und an den anderen Akademien bewilligt, und ich habe für unsere Gesellschaft erklärt, daß wir über keine Mittel verfügen, daß ich aber den Antrag stellen würde, unverzüglich bei der Kön. Regierung die Bewilligung von 1000 M zu diesem Behufe zu beantragen. Diesen Antrag stelle ich anliegend. Die Bewilligung desselben ist mir von dem K. Ministerium zugesichert.

Die Leitung des Unternehmens soll in den Händen einer Commission liegen, die zusammengesetzt ist 1) aus je einem Vertreter der fünf Akademien 2) den drei von der Berliner Conferenz gewählten Directoren. Als solche sind von uns gewählt worden: Geh. R. Buecheler (Bonn), Prof. Wölfflin (München), Prof. Leo (Göttingen). Die wirkliche Arbeit wird in den Händen der beiden letzten liegen, somit für die Hälfte (voraussichtlich die gesamte lateinische Poesie und das archaische Latein) Göttingen das Centrum sein. Die Gesellschaft selbst würde

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0340

zunächst nur einen Delegirten zu wählen haben; später dürfte sie in der Lage sein, weil Göttingen, so lange einer der Directoren hier wohnt, eine besondere Bedeutung und ein besonderes Interesse hat, Förderung zu gewähren und zu empfangen. Es ist angemessen, die Wahl eines Delegirten bis nach der Completirung der phil. hist. Classe zu verschieben.
Die Ausführbarkeit des großartigen Werkes ist mir selbst zweifelhaft gewesen: diese Zweifel sind wesentlich durch die praktischen Vorschläge des Berliner Vertreters, Herrn Diels, behoben. Da das Einzelne die Gesellschaft nicht wol[!] interessieren kann, verzichte ich auf die weitere Ausführung, bin [zu] jeder Auskunft im übrigen gern bereit."

U. v. Wilamowitz"

III. Aktennotiz Walter de Gruyters[1212]

„Am 20. Februar 1912 hatte ich in der Akademie der Wissenschaften auf Einladung von Excellenz von Wilamowitz-Möllendorff mit diesem, Herrn Professor Hiller von Gaertringen und Herrn Professor Kirchner eine etwa einstündige Unterredung, an der auch Herr Hilbert teilnahm.
Herr von W. erklärte einleitend, dass er eine Umwandlung der ‚Inscriptiones Graecae' in der Weise beabsichtige, dass die Majuskeln immer mehr in Wegfall kämen. Das solle schon beiden gegenwärtig im Druck oder in der Vorbereitung befindlichen neuen Bänden der grossen Ausgabe der Fall sein, von denen die Bände von Kolbe, Durbach [sic!], Ziebarth (XII.9) und von Hiller (V.2) in den allernächsten und nächsten Jahren erscheinen würden.
Stärker aber solle dies noch zum Ausdruck kommen in der Erneuerung alter Bände, die sich zunächst auf die attischen Inschriften (Vol. I-III der ‚Inscriptiones Graecae') beziehen und die unter dem Titel ‚Inscriptiones Graecae. Editio minor' neben der grossen Ausgabe einhergehen sollen. Und zwar werden zunächst die Bände II und III einschliesslich aller Supplemente in der Weise in Angriff genommen, dass ihr Inhalt, nebst allen Nachträgen, in einem von Professor Kirchner zu bearbeitenden Bande II der ‚Editio minor' Aufnahme zu finden hätten. Dieser ganze Band II (entsprechend den Bänden II und III der grossen Ausgabe nebst allen Nachträgen) werde wiederum in drei Unterabteilungen zerfallen, von denen die erste Unterabteilung, also II.1 im Manuskript fertig sei. Wann Herr Professor Kirchner an die Bearbeitung von II.2 und II.3 komme, das

[1212] Aus dem Archiv des Verlages Walter de Gruyter, Berlin.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0341

liesse sich noch nicht sagen. Noch weniger bestimmt sei die Ausführung von Band I der Editio minor, die den Band I der Stammausgabe zu decken bestimmt sei.[1213] Ein geeigneter Bearbeiter, an den sich Herr v. W. gewendet, habe nicht oder noch nicht geantwortet. Versage er, so käme auch für diesen Band zunächst Herr Professor Kirchner in Frage, sofern dieser die Kraft und die Zeit dafür erübrige. Wozu Herr Kirchner seinerseits indessen die von Herrn v. W. anerkannte Einwendung machte, dass er für die Bearbeitung dieses Bandes nicht in jedem Punkte geeignet sei.

Für die Editio Minor, die bestimmt ist, in Zukunft die Supplemente zu ersetzen, und die zu einer dauernden Einrichtung werden soll, wird auf alle Abbildungen verzichtet. Für den Satz hat die Reichsdruckerei eine besondere von Herrn Geheimrat Diels vorgezeichnete Schrift schneiden lassen, weshalb der Gedanke, ob die Bände oder ein Teil von ihnen nicht etwa bei Georg Reimer gedruckt werden könnten, von mir sofort wieder zurückgezogen wurde. Die Editio Minor, so meinte Herr v. W. bedürfe nicht der Genehmigung der Akademie. Sie falle vielmehr in den Rahmen des ganzen Inschriftenunternehmens und damit auch des zwischen der Akademie und mir geschlossenen Vertrages. Dagegen gehöre in jenen Rahmen nicht hinein die Schaffung von Bänden, die photographisch getreue Inschriftenproben der verschiedenen Landschaften und Zeiten zu geben bestimmt und die als Ergänzungen zur Editio Minor gedacht seien. In der Weise, dass z.B. den Bänden I und II der Editio Minor ein Band ‚Literaturae atticae specimina'[1214] an die Seite zu setzen wäre, der aus Tafeln bestünde, über deren Format nach unserer Befürwortung [?] in denjenigen der Ed. minor, noch zu sprechen sei und die auf nicht gekreidetem und nicht gefalztem Papier in Lichtdruck herzustellen seien.

Ob dieses Unternehmen von der Akademie in Regie genommen werde, oder ob es, losgelöst davon, ein ganz selbständiges Dasein im Verlage von Georg Reimer zu führen habe, das steht noch dahin, unbeschadet der technischen Prüfung des ganzen Planes und der Verständigung über Einzelheiten zwischen der Verlagshandlung und Herrn Professor Kirchner.

Das Format der Editio Minor ist von Herrn von Wilamowitz-Möllendorff und Herrn Professor Kirchner bereits festgestellt und liegt dieser Aufzeichnung in einer Satzprobe bei, die aber bezüglich der Satzeinrichtung noch nicht als endgültig zu gelten hat. Insbesondere wird noch in Aussicht genommen, unter Um-

---

[1213] Erschienen sind von der Editio minor die Bände: I. 1924; II/III, 1. 1913-16; II/III, 2. 1927-31; II/III, 3. 1935-40; II/III, 4. 1918; IV, 1. 1929; IX, 1. 1932-1968.

[1214] Dieses Vorhaben ist nicht realisiert worden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0342

ständen auch zwei Kolumnen Inschriften auf der Breite eines Satzspiegels zu vereinigen.
Ober den Umfang des Bandes II. 1.2.3., wonach Herr Hilbert und ich uns erkundigten, lasse sich noch garnicht irgendwie Bestimmtes sagen. Nur meinte Herr Professor Kirchner, dass die Zahl der Inschriften, die in Band II und Band III der Hauptausgabe etwa 640 betrüge, etwa auf 1200 anschwellen werde und Herr von W., dass II.1 etwa ein Drittel des ganzen Bandes II ausmachen dürfte.
Schliesslich wurde noch zum Ausdruck gebracht, dass jeder Abteilung des Bandes II der Editio Minor ein ausführlicher Index beizugeben sei. Der Namen-Index aber solle den ganzen Band beschliessen.

Berlin, den 21. Februar 1912
de Gruyter"

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0343

EDUARD MEYER UND DIE NOTGEMEINSCHAFT DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFT

Der Teil des Lebenswerkes Eduard Meyers, mit dem sich der vorliegende Beitrag befaßt, ist zeitlich auf das letzte Lebensjahrzehnt des großen Historikers beschränkt; es soll hier an Meyers Aktivitäten bei der Unterstützung der deutschen Wissenschaft in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg und an seine Mitarbeit in der 1920 gegründeten Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft erinnert werden, Tätigkeiten, die er größtenteils als schon von seinen Amtspflichten entbundener Hochschullehrer ausübte.

Der katastrophale wirtschaftliche Niedergang Deutschlands nach dem verlorenen Krieg wurde ebenso wie in allen Lebensbereichen auch in der Wissenschaft spürbar. Um ihre Existenz und die ihrer Institutionen zu sichern, mußte die deutsche Wissenschaft selbst initiativ werden. Das führte bekanntlich zur Gründung der „Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft", einer von staatlicher, jedoch auch von Seiten der Wirtschaft[1215] finanziell getragenen Organisation, die sich zum Ziel gesetzt hatte, durch Bereitstellung der notwendigen Geldmittel die Aufrechterhaltung wichtiger Forschungsvorhaben und eine kontinuierlich weitergeführte Forschungstätigkeit auf allen Wissenschaftsgebieten zu sichern und somit den Anschluß der isolierten deutschen Forschung an das Ausland zu erhalten. In der Gründungsgeschichte der Notgemeinschaft[1216] spielten der ehemalige preußische Kultusminister Friedrich Schmidt-Ott und der Chemiker und Nobelpreisträger Fritz Haber eine entscheidende Rolle; ihren Initiativen und ihrem Einsatz hat die Notgemeinschaft ihre Entstehung zu verdanken; beide haben, jeder in seiner Weise, die Arbeit der Gemeinschaft im ersten Jahrzehnt bestimmt.

Der Name Eduard Meyer begegnet im Ablauf der Gründungsgeschichte der Notgemeinschaft recht früh. Am 29. März 1920 beantragte Haber bei Meyer als damaligem Rektor der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität „den Beitritt der

---

[1215] Sie war im „Stifterverband der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft" vereinigt.

[1216] K. Zierold, Forschungsförderung in drei Epochen. Deutsche Forschungsgemeinschaft. Geschichte, Arbeitsweise, Kommentar. Wiesbaden 1968; Th. Nipperdey u. L. Schmugge, 50 Jahre Forschungsförderung in Deutschland. Ein Abriß der Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 1920-1970. Berlin 1970; W. Schlicker u. L. Stern, Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus. Bd. 2: Von der großen sozialistischen Oktoberrevolution bis 1933. Berlin 1975, S. 125-130.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0345

hiesigen Universität zu einer Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft unter Führung des Staatsministers Dr. Friedrich Schmidt herbeizuführen."[1217] Zugleich sollte die Berliner Universität auf die anderen deutschen Hochschulen einwirken, sich ebenfalls in dem genannten Sinne zu beteiligen.
Die weiteren Initiativen gingen dann überwiegend von der Preußischen Akademie der Wissenschaften aus, an die Haber ein Schreiben gleichen Inhalts gesandt hatte. Sie führten am 24. Juni 1920 zur Konstituierung eines Gründungsausschusses und am 30. Oktober zur Gründungssitzung der Notgemeinschaft.
Eduard Meyers Name taucht dann in der weiteren Entwicklung der Notgemeinschaft im Zusammenhang mit der Gründung der Fachausschüsse auf, die „die Richtlinien für die zweckmäßige Verwendung der Mittel zu entwerfen und unter Berücksichtigung der vorliegenden Anträge den Verteilungsplan aufzustellen" hatten. Diesen Ausschüssen kam bei der Entscheidung über eine Unterstützung und der Festlegung von deren Höhe eine nicht unbedeutende Rolle zu. Die ersten Fachausschüsse wurden aufgrund eines Beschlusses des Gründungsausschusses von Präsidium und Hauptausschuß bestimmt.
In einem Brief vom 2. März 1921[1218] erging die offizielle Aufforderung an Meyer, den Vorsitz im „Fachausschuß für alte und orientalische Philologie" zu übernehmen. Über das Verfahren bei der Benennung des Vorsitzenden und der Ausschußmitglieder ist dort zu lesen: „Infolge der in der Gründungssitzung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft erteilten Ermächtigung haben Präsident und Hauptausschuß am 23. November v. J. beschlossen, die vorläufige Berufung der Fachausschüsse (§ 9 der Satzungen) in die Hände der Akademien der Wissenschaften und des Hochschulverbandes zu legen. Die Zusammensetzung des Fachausschusses für alte und orientalische Philologie wurde der Preußischen Akademie der Wissenschaften übertragen." Bei der Auswahl der Ausschußmitglieder wurden alle altertumswissenschaftlichen Disziplinen berücksichtigt,[1219] wenn auch das klassische Altertum ein Übergewicht hatte; das

---

[1217] Zierold, S. 10.
[1218] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 274. - Neben dieser Funktion übte er in der Notgemeinschaft seit dem Anfang die Aufgabe des „Vertrauensmannes" der Berliner Universität in der Notgemeinschaft aus. Solche Vertrauensmänner wurden an den wissenschaftlichen Hochschulen, Akademien und bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft bestimmt und sollten die Verbindung der jeweiligen Institution zur Notgemeinschaft erleichtern (vgl. Zierold, S. 63-66).
[1219] Benannt wurden neben Meyer, der für die Alte Geschichte zuständig war, der Gräzist Franz Boll (Heidelberg), der Latinist Georg Wissowa (Halle), der Archäologe Paul Wolters (München), der Semitist Enno Littmann (Bonn), der Ägyptologe Hermann Ranke

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0346

änderte sich später, als zusätzlich für Assyrologie und Sinologie eigene Gutachter berufen wurden.[1220]

Die Nominierung der Ausschußmitglieder[1221] und die Wahl Meyers zum Vorsitzenden wurde von derjenigen Institution bestimmt, bei der Meyer in einer Vielzahl von Kommissionen und Ausschüssen mitarbeitete;[1222] in der Orientalischen Kommission führte er den Vorsitz.[1223] Bei der Wahl Meyers spielte gewiß seine langjährige und vielfältige Tätigkeit in der Akademie eine Rolle, wo er sich durch seine Mitarbeit in den verschiedensten Bereichen als Ratgeber in fachlichen Fragen und in der Organisation bewährt hatte und einen starken Einfluß besaß.[1224] Hinzukam sein wissenschaftlicher Rang, der zu seiner Nominierung beitrug, zumal er durch seine universalhistorische Betrachtung des Altertums und seine Vertrautheit mit klassischer Antike und Altem Orient eine Gelehrtenpersönlichkeit war, die wegen ihres umfassenden Wissens die zu erwartenden Anträge der verschiedenen im Fachausschuß zusammengeschlossenen Disziplinen sachkundig und kritisch zu beurteilen und im Ausschuß integrierend zu wirken vermochte. Sehr wertvoll für die Arbeit gerade in diesem Ausschuß war vor allem Meyers intime Kenntnis nicht nur der klassischen, sondern auch der orientalischen Sprachen und Literaturen sowie der von der Archäologie gebotenen materiellen Hinterlassenschaft des Altertums. Andererseits mag vielleicht Meyers Berufung in einen vorwiegend philologisch orientierten Ausschuß überraschen: Der Historiker Meyer, der in seiner wissenschaftstheoretischen Konzeption die Alte Geschichte mehr im Rahmen der Gesamtheit menschlichen Geschehens und nicht beschränkt unter altertumswissenschaftlichem Aspekt in Verbindung mit

---

(Heidelberg) und der Indologe Heinrich Lüders (Berlin). Für Wissowa trat später Richard Heinze ein, dem 1929 Johannes Stroux folgte; nach Bolls Tod 1924 nahm Werner Jaeger dessen Platz ein.

[1220] Für Assyrologie trat 1928/29 Bruno Meißner, für ostasiatische Kultur der Sinologe Otto Franke hinzu.

[1221] Die Preußische Akademie der Wissenschaften bestätigte Meyer seine Nominierung in einem Brief vom 18. Januar 1921 (Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 277).

[1222] Der Berliner Akademie gehörte Meyer seit 1903/04 an (vgl. Die Altertumswissenschaften an der Berliner Akademie. Wahlvorschläge zur Aufnahme von Mitgliedern von F. A. Wolf bis G. Rodenwaldt. 1799-1932. Hrsg. von Chr. Kirsten. Berlin 1985, S. 125; seine Antrittsrede in der Akademie hielt Meyer am 30. Juni 1904 (SB Berlin, Phil.-hist. Kl. 1904, S. 1012-1015).

[1223] Seit 1913, vgl. dazu seine Jahresberichte in den SB Berlin, Phil.-hist. Kl. 1913-1930.

[1224] Meyers wissenschaftsorganisatorische Tätigkeit in der Berliner Akademie könnte das Thema eines gesonderten Beitrages sein.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0347

Philologie und Archäologie betrachtet wissen wollte,[1225] hätte mit nicht geringerer Berechtigung in den Fachausschuß Geschichte berufen werden können, dem die Alte Geschichte, im wesentlichen begrenzt auf die politische Geschichte Griechenlands und Roms, zugeordnet worden war.[1226] Im Fachausschuß für alte und orientalische Philologie verstand Meyer Alte Geschichte als „Antike Kultur"; ab 1928/29 fand das in den Jahresberichten der Notgemeinschaft durch diese Bezeichnung des Ressorts seinen Niederschlag.

Meyer entzog sich trotz seines Alters nicht der an ihn ergangenen Aufforderung. Die Motive für seine Bereitschaft zur Mitarbeit sind hauptsächlich in seiner patriotisch geprägten Gesinnung und seinen Vorstellungen von Kultur- und Wissenschaftspolitik in der schwierigen Situation Deutschlands nach dem verlorenen Kriege zu suchen. Von seiner politisch-publizistischen Tätigkeit oder - wie er es in seiner autobiographischen Skizze selbst ausdrückte – „vom öffentlichen Leben"[1227] hatte er sich resignierend zurückgezogen, um so stärker galt sein Interesse den nach seiner Aussage noch unversehrten Werten von Kultur und Wissenschaft, dem geistigen Leben, dessen Erhaltung und Förderung er sich nunmehr neben der fachwissenschaftlichen Arbeit zum wichtigsten Ziel machte. Hier ging es darum, dem Boykott deutscher Wissenschaft durch das feindliche Ausland sowie der durch die fortschreitende Geldentwertung bestehenden materiellen Not entgegenzuwirken[1228] und sich beim Aufbau wirksamer finanzieller Hilfe für die bedrängte Wissenschaft von der organisatorischen Seite her zu beteiligen.

Meyers Vorstellungen über die Struktur und Organisation der Wissenschaft in der Verwaltung, in die solche Hilfsmaßnahmen einzubinden waren, wurden dabei trotz seines Verständnisses für soziale Fragen und seiner Aufgeschlossenheit für die Einführung von Neuerungen[1229] dennoch im Einklang mit seiner monarchisti-

---

[1225] Dazu K. Christ, Von Gibbon bis Rostovtzeff. Darmstadt 1972, S. 298.

[1226] Fachvertreter in diesem Ausschuß war Conrad Cichorius, später Matthias Gelzer.

[1227] Marohl, S. 12. - Meyers politisches Engagement entsprang einer nationalen Grundhaltung, die von Lauterkeit und hohem Idealismus geprägt war. Dieses in der damaligen Zeit in Deutschland verbreitete Empfinden wird heutzutage vielfach völlig unhistorisch unter Voraussetzung der später durch den Nationalsozialismus entstandenen Hypothek sehr subjektiv und tendenziös betrachtet und abgewertet.

[1228] Vgl. u.a. E. Meyer, Preußen und Athen. Rede gehalten bei der Übernahme des Rektorats der Universität Berlin am 15. Oktober 1919; ders., Rede zum Stiftungstag der Berliner Universität am 3. August 1920. Berlin 1920; ders., Korreferat zur Hochschulreform. In: Mitteilungen des Verbandes Deutscher Hochschulen. Sonderheft Juli 1920, S. 48-57.

[1229] Unter Meyers Rektorat wurde beispielsweise an der Berliner Universität eine offizielle Studentenvertretung geschaffen und die Mensa eingerichtet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0348

schen Grundeinstellung[1230] stark von den Gegebenheiten der Vorkriegszeit bestimmt, wo die Wissenschaftspflege überwiegend einer mit obrigkeitlichen Befugnissen ausgestatteten Verwaltung oblag. Gesellschaftliche Gruppen, wie Parteien oder Interessenverbände, hatten wenig Einfluß, ebenso die Parlamente.[1231] Der monarchistische Staat hatte im allgemeinen ausreichende Etatmittel zur Verfügung gestellt und dennoch der Wissenschaft und ihren Institutionen beträchtliche Freiheit gewährt, die vor allem in einer Verwaltung bestand, in die von übergeordneter Stelle verhältnismäßig wenig hineinregiert wurde. Hinzukam, daß die Wissenschaftler meistens aus dem wohlhabenden Bürgertum stammten; sie steuerten neben persönlicher Initiative viel Opferbereitschaft bei, auch in materieller Hinsicht, Faktoren, die für die Erfolge deutscher Forschung, gerade in den Geisteswissenschaften, nicht unerheblich waren. So konnten Wissenschaft und Wissenschaftler von einer recht gesicherten Warte aus ihren Aufgaben nachgehen und nahmen in der Skala des gesellschaftlichen Ansehens einen hohen Rang ein, der auf Leistung begründet war.

Mit dem Ende des Wohlstandes dieser gesellschaftlichen Mittelschicht war auch der wissenschaftlichen Arbeit ein wesentliches Fundament genommen. Eine weitere Folge der einsetzenden sozialen Veränderungen war die Beseitigung von Privilegien dieser gesellschaftlichen Gruppe und die Öffnung der wissenschaftlichen Berufe für alle Bevölkerungsschichten. Diese nun im neuen demokratischen Staat einsetzenden Umstrukturierungen, bei denen die Wissenschaft und besonders die Hochschulen einer starken Politisierung unterworfen wurden und Parteien und Interessengruppen ein nicht unerhebliches Mitspracherecht erhielten, stießen bei Meyer wie bei vielen seiner Generation auf entschiedene Ablehnung.[1232] Meyer sah darin eine Gefährdung der Freiheit von Lehre und Forschung und damit eine zusätzliche Gefahr für die Weltgeltung der deutschen Wissenschaft, die schon durch den Boykott seitens des Auslandes und die Inflation zur Genüge in Not war.

Den Schwierigkeiten war nach Meyers Vorstellungen auf zweierlei Weise zu begegnen. Ideell sollten bewährte Traditionen, soweit wie möglich, erhalten und

---

[1230] Dazu Christ, Von Gibbon bis Rostovtzeff, S. 307-308.

[1231] Hierzu und zum Folgenden Nipperdey-Schmugge, S. 9-12. Zur politischen und gesellschaftlichen Orientierung der deutschen Gelehrten auch: F. K. Ringer, The decline of the German mandarins. The German academic community. 1890-1933. Cambridge, Mass. 1969; dt. Ausg.: Die Gelehrten. Stuttgart 1983.

[1232] Vgl. u.a. die Rede zum Stiftungstag der Berliner Universität 1920, S. 30-33; ders., Die Privatdozenten und die Zukunft der deutschen Universitäten. In: Preuß. Jahrbücher 175. 1919, S. 37; ders., Korreferat zur Hochschulreform, S. 30.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0349

fortgeführt werden, gerade was die Organisation und Verwaltung der Wissenschaft und die Struktur der Hochschulen und Forschungseinrichtungen betraf, die auf dem Prinzip staatlichen Schutzes und zugleich einer Unabhängigkeit in Lehre und Forschung begründet war, einer Freiheit, die den einzelnen zu selbständiger Arbeit und wissenschaftlichem Engagement anregte.[1233] Materiell sollten Forschungsprojekte unterstützt und der Not der Studenten, von denen viele - gerade auch Kriegsteilnehmer - in einer finanziell sehr prekären Lage waren entgegengewirkt werden.[1234] Institutionen suchte Meyer seinen Beitrag hauptsächlich auf zwei Wegen zu leisten, durch seinen Einsatz bei der von ihm organisierten „Studentenhilfe"[1235] und durch die Aufgaben, die er in Rahmen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft übernahm.

Von der Notgemeinschaft erhoffte Meyer gewiß vor allem deshalb eine gute Möglichkeit effektiver Wissenschaftsförderung, weil sich dort führende Repräsentanten aller Wissenschaftsgebiete zusammengefunden hatten. Auch die Person ihres Präsidenten Schmidt-Ott ließ eine mit Sachkenntnis nach bewährtem Muster bisheriger Wissenschaftspflege vorgenommene Arbeitsweise erwarten. Schmidt-Ott, wie Meyer Anhänger der Monarchie[1236] und der von ihr vorgegebenen Form staatlicher Administration, wirkte als enger Mitarbeiter Friedrich Althoffs jahrzehntelang in der Kultur- und Wissenschaftsverwaltung und bekleidete als Höhepunkt seiner beruflichen Laufbahn in den letzten Jahren des Kaiserreiches das Amt des preußischen Kultusministers.

[1233] Dazu E. Meyer, Über das Gymnasium. In: Das Gymnasium und die neue Zeit. Leipzig 1919, S. 114; ders., Preußen und Athen, S. 28; ders., Die Privatdozenten, S. 28-29. - Unter diesem Aspekt hat Meyer auch die Aufgabe des Gymnasiums gesehen, das für ihn Ausbildungsstätte einer Elite war und in seiner bewährten Form mit den alten klassischen Lehrplänen erhalten werden mußte.

[1234] Soziales Engagement war für Meyer ein Merkmal konservativer Politik, vgl. E. Meyer, Deutschlands Lage in der Gegenwart und unsere Aufgaben für die Zukunft. Berlin-Lichterfelde 1919, S. 15.

[1235] Zur Studentenhilfe: E. Meyer, Die soziale Not der deutschen Studentenschaft. In: Berliner Hochschulnachrichten 2. 1920, S. 141-142; ders.. Studentenhilfe. In: Der Tag. Jg. 20. Ausg. A. Nr. 501/241 vom 31.10.1920; ders. In: Berliner Lokalanzeiger Jg. 38, Nr. 501 vom 31.10.1920; ders., Studentenhilfe. In: Berliner Hochschulnachrichten 5. 1921, S. 41; vgl. auch L. Canfora, Wilamowitz e Meyer tra la sconfitta e la „Repubblica di Novembre." In: Quaderni di storia 3. 1976, S. 80-81.

[1236] Die Verbundenheit zwischen Meyer und Schmidt-Ott in politischer Hinsicht zeigte sich auch in dem fortbestehenden Kontakt beider zum Kaiser und im Austausch von Nachrichten aus Doorn. - Zu Schmidt-Ott: W. Treue, Friedrich Schmidt-Ott. In: Berlinische Lebensbilder. Wissenschaftspolitik in Berlin. Hrsg. von W. Treue u. K. Gründer. Berlin 1987, S. 235-250.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0350

Die Fachausschüsse nahmen sofort nach ihrer Konstituierung die Arbeit auf, um die dringendsten Bedürfnisse der Wissenschaften zu erfüllen. In den Geisteswissenschaften waren das die Fortführung wichtiger Zeitschriften, die Aufrechterhaltung langfristiger Großunternehmungen sowie die Veröffentlichung bedeutender Forschungsarbeiten. Ferner sollten die durch den Krieg und seine Folgen verursachten Lücken im Bestand ausländischer Zeitschriften in den Bibliotheken geschlossen werden. Neben diesen an höchster Priorität stehenden Aufgaben waren als weitere Hilfsmaßnahmen Forschungs- und Reisestipendien vorgesehen. Die Fachausschüsse hatten für jeden einzelnen Antrag das entscheidende Gutachten vom fachwissenschaftlichen Standpunkt abzugeben[1237] und somit das „Schwergewicht der Arbeit" zu leisten. Die Aufgaben waren vielseitig, aufwendig und entsagungsvoll.[1238] Schmidt-Ott hat das noch im Rückblick gerade bezüglich der Mitarbeit bedeutender Fachvertreter der Geisteswissenschaften gewürdigt[1239]: „Sicher war es etwas Großes, daß Meister der Geisteswissenschaften wie Adolf v. Harnack, Eduard Meyer, Paul Kehr, Seeberg oder auf archäologischem Gebiet Theodor Wiegand sich uneingeschränkt in den Dienst der Arbeit gestellt haben."

Es war großenteils Klein- und Detailarbeit zu leisten; ihre gewissenhafte Erledigung war jedoch für das Gelingen dieser Wissenschaftsförderung von entscheidender Bedeutung; aus dieser Tätigkeit Meyers seien im Folgenden einige ausgewählte Beispiele aufgeführt.

Im Aufgabenkatalog der Fachausschüsse nahm das Problem der wissenschaftlichen Zeitschriften einen besonders wichtigen Platz ein. Schmidt-Ott richtete in dieser Angelegenheit bereits vor der offiziellen Berufung der Fachausschußvorsitzenden an diese am 16. und 26. Februar 1921 zwei Schreiben. Im ersten Brief bat er für einen vorgesehenen Tausch deutscher gegen ausländische Zeitschriften, vor allem mit Ländern hoher Valuta, um ein „Verzeichnis der wichtigen vorhandenen Zeitschriften und zwar in der Reihenfolge ihrer Bedeutung" unter Angabe der Bezugspreise. Im zweiten Brief ging es um die Erhaltung und Unterstützung

---

[1237] Neben dem fachlichen Gutachten waren bei den Anträgen außerdem der Verlagsausschuß, wenn es um Druckkostenzuschüsse ging, oder der Bibliotheksausschuß, wenn Fragen der Literaturversorgung zu entscheiden waren, einzuschalten. - Als Arbeitsgrundlage für die Fachausschüsse galt die „Anweisung für die Fachausschüsse der Notgemeinschaft" (In: Mitteilungen des Verbandes der Deutschen Hochschulen 2. 1922, S. 156-160).

[1238] F. Schmidt-Ott, Aus vergangenen Tagen deutscher Wissenschaftspflege. Ansprache beim Wochenendfrühstück der Förderer der Deutschen Akademie im Kaiserhof in Berlin am 4. April 1933. Berlin 1935, S. 13.

[1239] Ebd., S. 14.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0351

deutscher Zeitschriften. Dafür sollten kurzfristig „die unentbehrlichen wissenschaftlichen Zeitschriften der einzelnen Fachgebiete“ ebenfalls in Abstufung ihrer Wichtigkeit zusammengestellt werden.
Bereits am 28. Februar übersandte Meyer den Entwurf einer von ihm erstellten Zeitschriftenliste an die Mitglieder des Fachausschusses mit der Bitte um Berichtigung und Ergänzung. Diese nach Prioritäten geordnete Liste enthielt im wesentlichen die in der endgültigen Aufstellung für eine Förderung vorgesehenen Zeitschriften, die er nochmals in einem Bericht an die Mitglieder seines Fachausschusses vom 25. Oktober 1921[1240] erläuterte.
Danach sollten in der Orientalistik die Publikationsorgane der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft unterstützt werden. Voraussetzung war allerdings eine Neuorganisation der Gesellschaft und ihres Veröffentlichungswesens; beides sollte auf der im gleichen Jahr in Leipzig stattfindenden Mitgliederversammlung beschlossen werden.[1241] Meyer hat hier sowohl als Mitglied der Gesellschaft als auch als Vertreter der Notgemeinschaft mitgewirkt. Im Zuge der Rationalisierungsmaßnahmen sollte die Gesellschaft die Aufgabe der Gesamtvertretung der deutschen Orientalistik übernehmen[1242] und das Zentrum und die Koordinierungsstelle für die Herausgabe der wissenschaftlichen Zeitschriften in der Orientalistik sein, um Überschneidungen von Fachgebieten bei den verschiedenen Publikationsorganen auszuschließen. Die Gesellschaft gab nach der Neugliederung folgende von der Notgemeinschaft unterstützte Veröffentlichungen heraus: Die „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“, die „Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes“, die „Zeitschrift für Indologie und Iranistik“, und die „Zeitschrift für Semitistik und verwandte Gebiete“.[1243] Zur Konzentrierung der Forschung und ebenfalls zur Vermeidung von Überschneidungen wurden „Konzerne“ mit anderen benachbarten Publikationsorganen gebildet, mit dem „Islam“, der „Orientalistischen Literaturzeitung“, der

---

[1240] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 274.
[1241] Vgl. den „Protokollarischen Bericht“ in: Zeitschrift d. Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 76. 1922, S. III. Meyer berichtete dort über die Arbeit seines Fachausschusses und die Hilfsmaßnahmen.
[1242] Die Ausgrabungstätigkeit nahm jedoch weiterhin die Deutsche Orient-Gesellschaft wahr; auch sie erhielt Zuschüsse; wir kommen darauf zurück.
[1243] Die beiden letztgenannten Organe mußten offensichtlich unter politischem Druck 1935 ihr Erscheinen einstellen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0352

„Ostasiatischen Zeitung", der „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde" und der „Zeitschrift für Assyrologie und verwandte Gebiete".[1244]
Durch diese Maßnahmen wurde ein Rahmen geschaffen, der sich auf die allernotwendigsten Hilfsmittel für den Fortgang der Forschung beschränkte[1245] und keine weiteren Reduzierungen zuließ. Meyer wies darauf ein Jahr später in einem Brief vom 10. September 1922[1246] an Schmidt-Ott hin, womit er zwei Schreiben der Notgemeinschaft vom 1. und 4. September[1247] beantwortete, in denen der Präsident wegen der fortschreitenden Inflation noch strengere Auswahlkriterien aufstellte.
Auch die Auswahl der Zeitschriften in der Klassischen Philologie war auf das Notwendigste eingeschränkt. Meyer gab hierzu ebenfalls Erläuterungen: Die Förderung von „Hermes" und „Rheinischem Museum" war selbstverständlich. Der „Philologus" wurde wegen seiner parallelen Zielsetzung zunächst zurückgestellt, danach aber, als das „Rheinische Museum" durch Krankheit und Tod des Herausgebers August Brinkmann auf Zeit sein Erscheinen eingestellt hatte, für dieses in die Förderung einbezogen, und zwar auf ausdrückliche Empfehlung Meyers hin.
Bedenken hatte Meyer bei der Unterstützung der „Neuen Jahrbücher für das Klassische Altertum, Geschichte und Literatur und für Pädagogik", da ihre Abonnentenzahl schrumpfte und es fraglich war, ob der Verlag Teubner sie weiter erscheinen lassen würde. Meyer war der Ansicht, daß die Zeitschrift „in zweiter Linie eigentlich wissenschaftlichen Zwecken" diente, sondern auf das „wissenschaftliche Leben der höheren Schule" zugeschnitten war und daher auch in die Zuständigkeit des Fachausschusses Pädagogik fiel. In der verschärften Situation von 1922 war er hier am ehesten zu einer Streichung bereit, ohne daß er es ausdrücklich aussprach. In dieser Frage stand Meyer im Gegensatz zu seinem Fachausschußkollegen Franz Boll, der Meyers Standpunkt in einem langen Brief kritisierte.[1248] Boll argumentierte unter anderem damit, daß die Zeitschrift „seit

---

[1244] Hinzukommen sollte die „Orientalistische Bibliographie"; sie erschien aber für die Literatur des Jahres 1911 verspätet 1917-22 und danach in einem Band 1926; damit wurde ihr Erscheinen eingestellt.
[1245] Vgl. Fünfter Bericht d. Notgemeinschaft d. Deutschen Wissenschaft 1925/26, S. 145 = Deutsche Forschung. Aus d. Arbeit d. Notgemeinschaft d. Deutschen Wissenschaft 1. 1928, S. 26.
[1246] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 277.
[1247] Ebd.
[1248] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 277, Brief vom 31. Oktober 1922.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0353

einer langen Reihe von Jahren eine Fülle von wichtigen Beiträgen aus dem Gebiete der klassischen Philologie" enthalte, „für die sich gerade, weil sie nicht bloss einzelne Fragen behandeln, anderweitig gar kein geeignetes Unterkommen denken" ließe. Außerdem war für Boll die Bedeutung der Neuen Jahrbücher für die höhere Schule gerade ein Argument, sie zu fördern.
Am Ende waren offenbar die Argumente für eine Förderung stärker; die Zeitschrift erhielt ihren jährlichen Zuschuß.
Für unbedingt erforderlich hielt Meyer die Erhaltung der Spezialzeitschriften, „die in den umfassenden Zeitschriften nur ungenügend oder auch gar nicht berücksichtigt werden" könnten. Die Unterstützung des „Archivs für Papyrusforschung" und der „Byzantinischen Zeitschrift" stand für ihn diskussionslos fest. Beim „Archiv für Religionswissenschaft" machte er geltend, daß es sich um das Organ einer „werdenden Wissenschaft" handele, „in der es gärt und der vor allem jüngere Talente sich zuwenden". Auch wenn „Unzureichendes und Unhaltbares" dort erscheine, müsse diese zentrale Zeitschrift erhalten bleiben, schon wegen der „orientierenden Übersichten und Bibliographien". Um Einsparungen zu erreichen, schlug Meyer vor, das „Archiv für Religionswissenschaft", wie es schon immer beim „Archiv für Papyrusforschung" der Fall war, in zwangloser Folge erscheinen zu lassen.[1249]
Von offenbar besonderem Interesse war für Meyer die Erhaltung der „Deutschen Literaturzeitung" (DLZ), die er als „allgemein wissenschaftliches Referateorgan" für wichtig hielt. Voraussetzung dafür war jedoch eine Neuorganisation in der Redaktion, da nach dem Urteil vieler Fachgelehrter das Niveau der Zeitschrift sehr gesunken war. In einem Brief an Schmidt-Ott vom 5. Mai 1922[1250] ergriff er die Initiative und sprach sich für die Gründung eines Kontrollgremiums aus, das aus Gelehrten verschiedener Wissenschaftsgebiete bestehen und beratend neben den bisherigen Schriftleiter Paul Hinneberg treten sollte; mit einigen Männern,

---

[1249] Im weiteren seiner Ausführungen äußerte sich Meyer zu den Zeitschriften der Archäologie, Sprachwissenschaft und Alten Geschichte, die nicht eigentlich in die Zuständigkeit seines Ausschusses fielen. Er unterstrich die Unentbehrlichkeit dieser Publikationsorgane. Die „Glotta" wurde in den Kreis der über seinen Ausschuß geförderten Zeitschriften aufgenommen. In der Alten Geschichte hielt er Einschränkungen bei der „Klio" am ehesten für möglich wegen der Überschneidungen mit Hermes und Rheinischem Museum. Die Zeitschrift sollte in zwangloser Folge erscheinen.
[1250] Zentralarchiv d. DDR, Merseburg: Rep. 92 Schmidt-Ott D I, Bl. 32.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0354

die seiner Ansicht nach dafür in Frage kamen, war er bereits in Kontakt getreten.[1251]

Die Angelegenheit wurde auf der Sitzung von Präsidium und Hauptausschuß am 30. Juni 1922 behandelt.[1252] In der Diskussion widersetzten sich Eduard Schwartz, Mitglied des Hauptausschusses, und Josef Partsch, der Vorsitzende des Verlagsausschusses, Meyers Vorschlag. Sie warfen als Argumente den „gesunkenen Wert" der Zeitschrift und die Schwierigkeit der Kontrolle durch ein Gremium in die Debatte; außerdem sei die DLZ ein vorwiegend „Berliner Organ". Wie aus dem „Zweiten Bericht der Notgemeinschaft" hervorgeht, setzte sich Meyer mit seinen Vorstellungen durch.[1253] Die Redaktion der DLZ wurde reorganisiert und die Zeitschrift ab 1924 in einer neuen Folge vom „Verbande der deutschen Akademien der Wissenschaften Deutschlands und Österreichs" herausgegeben. Hinneberg blieb Schriftleiter, ihm stand jedoch ein „Redaktionsausschuß" namhafter Gelehrter verschiedener Fachgebiete zur Seite.[1254]

In der durch die fortschreitende Inflation verschärften Lage von 1922 schlug Meyer in dem erwähnten Schreiben vom 10. September 1922 statt einer nochmaligen strengeren Selektion unter den bislang geförderten Zeitschriften Sparmaßnahmen in den Redaktionen vor. Diese sollten nicht unbedingt den ihnen zugestandenen Umfang ausschöpfen. Sie sollten bei den Manuskripten, besonders bei den umfangreichen, drastisch kürzen. Schließlich sollten die Anforderungen für die Annahme von Beiträgen erhöht und möglicherweise generell auf ein jährliches Erscheinen der Zeitschriften verzichtet werden.

In der Liste seiner Fachzeitschriften hat Meyer keine weiteren Streichungen hinnehmen müssen, jedoch hat er auf Einsparungen bei den Redaktionen offensicht-

---

[1251] Es waren der Indologe Heinrich Lüders, der Germanist Gustav Roethe, der Sprachwissenschaftler Wilhelm Schulze, der Geograph Albrecht Penck und Max Planck (vgl. auch Schlicker-Stern, S. 281).

[1252] Akademie d. Wissenschaft d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 275, Protokoll der Sitzung, Bl. 5.

[1253] Weniger Erfolg hatte Meyer mit seinem Plan, im „Sokrates", der zum Kreis der von ihm zur Förderung vorgeschlagenen Zeitschriften gehörte, jährliche Übersichten über die Fortschritte in einzelnen Teilgebieten der klassischen Altertumswissenschaft zu geben. Wissowa, Latinist im Fachausschuß, hatte von Anfang an Bedenken gegen das Vorhaben. Bis 1923/24 erschienen einige Berichte; dann jedoch stellte der „Sokrates" sein Erscheinen ein.

[1254] Den Vorsitz hatte Julius Petersen, neben Meyer gehörten dem Gremium u.a. an: Adolf v. Harnack, Paul Kehr, Heinrich Lüders, Walter Nernst, Albrecht Penck und Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff (vgl. auch Wissenschaft in Berlin. Leitung: H. Laitko. Berlin 1987, S. 480).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0355

lich streng geachtet, beispielsweise erschienen die „Byzantinische Zeitschrift“ und das „Archiv für Religionswissenschaft“ 1923/24 in einem Zweijahresband. Auch später noch wandte sich Meyer gegen die überflüssige Neugründung von Zeitschriften.[1255]

Gemäß dem Auftrag des Präsidiums der Notgemeinschaft hatte sich Meyer zusammen mit den Mitgliedern seines Fachausschusses sofort um die Probleme der wissenschaftlichen Zeitschriften intensiv bemüht und ist dafür während der ganzen Zeit seiner Tätigkeit mit besonderer Entschiedenheit eingetreten. Noch im Rückblick unterstrich er die Wichtigkeit des Zeitschriftenproblems; es heißt im Protokoll der Hauptausschußsitzung vom 20. April 1929[1256]: „Geheimrat Meyer findet die großartigste Leistung der Notgemeinschaft darin, daß sie in den Jahren nach der Inflation die Zeitschriften über Wasser gehalten habe. Auf weitere Betätigung zugunsten der Zeitschriften könne in keinem Falle verzichtet werden.“ Bestätigt wird das im Protokoll der Hauptausschußsitzung vom 12. April 1930. Danach setzte sich Meyer für eine Erhöhung des Bogenzuschusses der Zeitschriften ein, da die frühere Finanzierung durch Staatsmittel de facto durch die Notgemeinschaft ersetzt worden sei und die Zeitschriften ohne Hilfe nicht existieren könnten. Dieser Forderung schloß sich der Geschäftsführer des Verlagsausschusses Karl Siegismund an. Trotzdem wurden 1930 im Zuge der Etatkürzungen auch die Druckbeihilfen für die Zeitschriften beträchtlich reduziert.[1257]

Ebenso wie für die Zeitschriften hatte Meyer seine Zielsetzungen zur Unterstützung monographischer Veröffentlichungen formuliert.[1258] Generell befürwortete er eine „Förderung aller bisher nicht oder ungenügend bearbeiteten Gebiete.“ Beispielsweise waren das grundlegende Textausgaben klassischer und orientalischer Autoren. Wenn sich hier ernstgemeinte Vorhaben zeigten, müßte nach Möglichkeiten einer Förderung gesucht werden; freilich müßte aber „eine strenge Prüfung und Einschränkung auf das wirklich Wesentliche und wissenschaftlich Fördernde in noch grösserem Masse stattfinden als bislang“.

In der zugespitzten Situation im Herbst 1922 sah Meyer jedoch die Notwendigkeit der Eingrenzung der Hilfe auf Unternehmungen, „die bereits in Angriff genommen“ waren und „die unbedingt fortgeführt werden“ mußten. Er definierte diese Arbeiten im Sinne des Briefes der Notgemeinschaft vom 4. September

---

[1255] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 275, Protokoll d. Hauptausschußsitzung vom 23. 3. 1927.

[1256] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 275, Protokoll, Bl. 16.

[1257] Zierold, S. 84-85.

[1258] Brief vom 10. September 1922, s.o. Anm. 1246.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0356

1922 als Vorhaben, die „neben den Zeitschriften in erster Linie in Betracht" kämen und „im Zweifelsfall auch sonst tüchtigen Einzelarbeiten voranzustellen" seien. Meyer gab zur Orientierung eine Auflistung solcher Werke, von denen ein großer Teil bei den Förderungsmaßnahmen dann auch berücksichtigt wurde.

Auf orientalistischem Gebiet nannte Meyer die Bearbeitung der hethitischen Texte von Boghazköi, die Turfantexte und die Veröffentlichung der Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft (D.O.G.) in Babylon, Assur und Ägypten (Tell el-Amarna). Die Grabungsberichte sollten sich auf das Notwendigste beschränken; in vielen Fällen sollte „bei den Veröffentlichungen ein im wesentlichen registrierendes Verfahren und eine Bekanntgabe des Wesentlichen" genügen, alles weitere im Manuskript für den Spezialforscher deponiert werden.

In der Ägyptologie hielt Meyer die Unterstützung des ägyptischen Wörterbuches von Adolf Erman und die Bearbeitung der Pyramidentexte durch Kurt Sethe für vordringlich, das letztgenannte Werk als „grundsätzliche Arbeit für die weitere Erforschung des Ägyptischen".[1259]

Allgemein prognostizierte er weitere derartige Publikationen mit gleich hoher Priorität; auch „auf indischem, ostasiatischem, semitischem und islamischem Gebiet" sah er solche Projekte voraus, die schon wegen der Weltgeltung der deutschen Orientalistik aufgegriffen werden müßten.

In der Klassischen Philologie hatte für Meyer die Fortführung der von der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Inschriftencorpora eine besonders hohe Priorität. Er konnte schon mit Genugtuung vermerken, daß für die „grundlegende Neubearbeitung des ersten Bandes der ältern attischen Inschriften" eine Förderungszusage vorlag[1260], für das „Corpus Inscriptionum Latinarum" (CIL) stände sie in bescheidenerem Umfang bevor.[1261] Nicht anders sprach er sich für die Unterstützung des von der Berliner Akademie in Verbindung mit der Dänischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Corpus medicorum Graecorum"[1262] aus, dessen Leiter, Hermann Diels gerade verstorben

[1259] Der Band 3/4. 1922 erschien jedoch ohne Unterstützung der Notgemeinschaft, sondern mit amerikanischer Hilfe (s. das Vorwort des Bandes, S. VIII).

[1260] Gefördert wurde IG. Ed. minor. Vol. 1. Berolini 1924, vgl. W. Unte, Wilamowitz als wissenschaftlicher Organisator. In: Wilamowitz nach 50 Jahren, S. 753 bzw. hier S. 271.

[1261] Die in dieser Zeit herausgekommenen Bände des CIL 6,6,1 und 11,1,2 wurden jedoch ohne Hilfe der Notgemeinschaft veröffentlicht.

[1262] Das Projekt erhielt 1926/27 und 1927/28 Druckkostenzuschüsse.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0357

war. An weiteren umfänglichen Unternehmungen führte er die Bearbeitung der Papyri an.[1263]

Schließlich hob er paradigmatisch zwei Großvorhaben von Einzelgelehrten heraus, Wilhelm Crönerts Neubearbeitung von Passows griechischem Wörterbuch[1264], die „in ganz vortrefflicher, geradezu mustergültigerweise" begonnen worden sei, sowie Felix Jacobys Sammlung der griechischen Historikerfragmente, die „eines der am peinlichsten empfundenen Bedürfnisse der Altertumsforschung" erfüllte.[1265]

Ein instruktives Beispiel für Meyers Bemühungen bei der Hilfe für große wissenschaftliche Gemeinschaftsunternehmungen, die in Existenznot geraten waren, bietet der „Thesaurus linguae Latinae", der ein gemeinsames Projekt der deutschen Akademien der Wissenschaften war und hauptsächlich von Bayern und Preußen finanziert wurde. Die von den finanziellen Trägern in den Nachkriegsjahren bereitgestellten Mittel waren infolge der Inflation viel zu gering und reichten für die Drucklegung fertiggestellter Faszikel und die Deckung der Personal- und Sachkosten nicht aus.[1266]

In einem mit dem 11. April 1923 datierten Bericht, der im Entwurf erhalten ist[1267], hat Meyer die wirtschaftliche Lage des Thesaurusunternehmens detailliert

---

[1263] Gefördert wurden u.a. in den ersten Jahren: Ägyptische Urkunden aus den Staatl. Museen Berlin; die von der Heidelberger Akademie betreute Veröffentlichung der badischen Papyrussammlungen; F. Preisigke, Sammelbuch griechischer Urkunden aus Ägypten; U. Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit; P. Viereck, Staßburger Ostraka.

[1264] Lfg 1-3. Göttingen 1912; die Neuarbeitung wurde nicht fortgesetzt; das Wörterbuch ist auch in der Liste der Förderungen in den Jahresberichten nicht aufgeführt.

[1265] Neben den griechischen Historikerfragmenten wurden letztlich in den ersten Jahren u.a. folgende Vorhaben unterstützt: O. Kerns Orphikerfragmente; W. Camphausen, Romani Sophistae; Ed. Fraenkel, Plautinisches im Plautus; G. Goetz, Corpus Glossariorum Latinorum; Chr. Jensen, Philodemos. Über die Dichtungen; F. Vollmer, Poetae Latini minores; E. Diehl, Inscriptiones Latinae Christianae veteres.

[1266] Nach Meyers Bericht vom 25. Oktober 1921 wurden 50000 M bewilligt.

[1267] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 274; dazu auch E. Norden, Bericht der Kommission für den Thesaurus linguae Latinae über die Zeit vom 1. April 1922 bis 31. März 1924. In: SB Berlin, Phil.-hist. Kl. 1924, S. 152-155. - Zur Geschichte des Thesaurus generell: G. Polara, Il „Thesaurus linguae Latinae". In: Omaggio a B. G. Teubner. Napoli 1983, S. 77-111. - Zur Geschichte des Thesaurus siehe jetzt: Wie die Blätter am Baum, so wechseln die Wörter. 100 Jahre Thesaurus Linguae Latinae. Hrsg.von D. Krömer. Mit einem Anhang: Materialien zur Geschichte des Thesaurus Linguae Latinae. Stuttgart u. Leipzig 1995.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0358

dargestellt[1268], um auf eine dringend erforderliche erweiterte Unterstützung durch die verantwortlichen Länderregierungen und durch die Notgemeinschaft aufmerksam zu machen. Nach Meyers Darstellung war ein wirkliches Vorankommen des Unternehmens nur erreichbar, wenn die Personalstärke der Vorkriegszeit wiederhergestellt würde. An den Hinweis auf die schleppende Fertigstellung des sechsten Bandes, an dem bereits zehn Jahre gearbeitet würde, schloß er die Befürchtung an, daß das Ende der noch veranschlagten weiteren sechs Bände nicht abzusehen sei. Er wandte sich strikt gegen die Forderung, durch „eine Änderung der bisher befolgten Anlage" des Werkes Einsparungen zu erzielen, da eine „Zusammendrängung des Materials mit der erforderlichen peinlichen Sichtung" weit mehr Arbeit und Zeit erfordern würde „als eine breite Behandlung, wenn das Werk nicht flüchtig gearbeitet werden" sollte und somit seinen Zweck verfehlte. Meyer trat für eine Weiterführung des Thesaurus nach den bisherigen Grundsätzen und für eine Vermehrung des Personals ein. Neben einer weiteren Redaktorstelle waren nach seiner Ansicht fünf Mitarbeiterstellen zu schaffen. Die Kosten dafür wie auch für die erforderlichen Sachausgaben und die Druckkostenzuschüsse veranschlagte er auf 30-35 Millionen Mark (oder nach dem damaligen Valutastand auf 1500-1700 Dollar). Er fügte hinzu, daß diese Etatforderungen nur einen Bruchteil des Vorkriegsetats ausmachten; die damaligen 55000 Mark ergäben auf die Verhältnisse der Inflationszeit umgerechnet 275 Millionen Mark. Meyers Stellungnahme, die unter Berücksichtigung der wissenschaftlichen Konzeption des Thesaurus und seiner Brauchbarkeit als Instrument für die Forschung praxis- und realitätsbezogen die für die Weiterführung des Unternehmens entscheidenden wirtschaftlichen und organisatorischen Probleme ansprach und Lösungen aufzeigte, läßt eine gründliche Beschäftigung mit dem Projekt erkennen. Die Einzelheiten und die genauen Zahlen zeigen eine enge Zusammenarbeit mit der Thesauruskommission. Vermutlich hat Meyer vor allem mit seinem Berliner Kollegen Eduard Norden, der kurze Zeit nach diesem Bericht am 1. Oktober 1923 interimistisch den Vorsitz in der Thesauruskommission übernahm[1269], jedoch

---

[1268] Danach war die Zahl der Mitarbeiter von zwölf im Jahre 1913 auf sieben zurückgegangen; deren Finanzierung war zwar gedeckt, nicht jedoch die Fortführung des Projektes insgesamt. Meyer zeigte in Zahlen das Anschwellen der Ausgaben. Die Personalkosten betrugen im März 1922 monatlich 15594 M, im Dezember 643370 M, im März 1923 2226546 M. Die Kosten für Druck und Papier waren nach Meyers Bericht in der Zeit der Inflation überhaupt nicht abschätzbar. Die sachlichen Ausgaben für Miete, Heizung, Licht, die Bibliothek und Materialien veranschlagte er auf fünf Millionen Mark.

[1269] E. Norden. Bericht 1922-24, S. 152.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0359

auch schon vorher an der Leitung des Unternehmens beteiligt war, die Probleme des Thesaurus besprochen.

Meyers Forderungen wurden erwartungsgemäß nicht erfüllt. Die Existenz des Thesaurus wurde jedoch gesichert, da die Regierungen Bayerns und Preußens in den schwierigen Jahren 1922/23 die Personalkosten für die noch tätigen sieben Mitarbeiter übernahmen; außerdem flossen dem Projekt ansehnliche Mittel aus dem Ausland zu.[1270] Die Notgemeinschaft war bei der Hilfsaktion in Form der Vermittlung einer Unterstützung durch die Milwaukee Emergency Society beteiligt.[1271] Selbst trug sie sofort nach der Inflation 9000 Reichsmark und zwei Forschungsstipendien von 1200 Reichsmark zum Erhalt des Thesaurus bei.[1272]

Aus den Beispielen über Meyers Fachausschußtätigkeit der ersten Jahre ergibt sich, daß er die beschränkten Mittel sinnvoll und wirkungsvoll für grundlegende Vorhaben und Hilfsmittel der Altertumswissenschaften eingesetzt hat;[1273] bei den Wissenschaften drang er auf Selbstbeschränkung, Rationalisierung und Sparsamkeit. Andererseits befürwortete er dringend erforderliche Unterstützungen, wie die des „Thesaurus linguae Latinae", nicht nur in der Notgemeinschaft, sondern auch bei den zuständigen Unterhaltsträgern in vollem Umfang. Schon Meyers oben skizzierte erste Zusammenstellung förderungswürdiger Forschungsvorha-

---

[1270] Ebd., S. 153.

[1271] Zur damaligen Auslandshilfe s. Dritter Bericht d. Notgemeinschaft 1923/24, S. 57-59.

[1272] E. Norden, Bericht der Kommission für den Thesaurus linguae Latinae über die Zeit vom 1. April 1924 bis 31. März 1925. In: SB Berlin, Phil.-hist. Kl. 1925, S. 262-264.- Auch in den Jahren 1926-1930 unterstützte die Notgemeinschaft den Thesaurus durch Druckkostenzuschüsse und Forschungsstipendien.

[1273] Das wird auch aus einigen in seinem Bericht vom 25. Oktober 1922 genannten Ablehnungen ersichtlich. So war Meyer gegen eine Finanzierung der Neuauflage von Otto Kellers Horazausgabe; er folgte hier der Empfehlung Nordens und anderer Klassischer Philologen. In der Begründung heißt es: „In der gegenwärtigen Notlage erscheint es unzulässig, für den Wiederabdruck des riesigen Wustes an Varianten größere Summen auszugeben und wichtigeren Aufgaben zu entziehen." Meyer schlug vor, das Manuskript in einer Bibliothek für den Spezialbenutzer zu deponieren. Mit derselben Begründung lehnte er die Unterstützung des „Riesenindex" von Ernst Lommatzsch zum CIL I ab; er hielt den Druck dieses Index sogar in normalen Zeiten für überflüssig; in Betracht käme nur ein Index der Eigennamen, aber nicht ein erschöpfendes grammatisches und lexikalisches Register. Jeder auf dem Gebiet Arbeitende müsse sich das Material aus dem Text selbst zusammensuchen. In ähnlicher Weise drang Meyer bei dem von Eberhard Richtsteig vorbereiteten Index zur Libaniosausgabe Richard Foersters auf äußerste Knappheit, grundsätzlich befürwortete er aber den Druck, auch als Karl Siegismund, der Geschäftsführer des Verlagsausschusses in der Sache nochmals vorstellig wurde. - Zu den Kriterien für die Ablehnung von Anträgen vgl. auch Zierold, S. 79-80.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0360

ben verrät ein wohlüberlegtes Konzept, das, wenn auch im einzelnen modifiziert, die Grundlage für die Maßnahmen der ersten Jahre bildete.
Während die Notgemeinschaft in den Anfangsjahren nur die allerdringendsten wissenschaftlichen Unternehmungen durch Zuschüsse unterstützen konnte, gelang es nach dem Ende der Inflation, den Kreis wichtiger Vorhaben erheblich zu erweitern; das galt besonders für die Druckkostenzuschüsse[1274], doch auch für andere Unterstützungen, so für die der deutschen Ausgrabungen im Ausland und der Veröffentlichung ihrer Ergebnisse. Die archäologische Forschung war von der wirtschaftlichen Not und dem Boykott deutscher Wissenschaft durch das feindliche Ausland besonders betroffen.
Innerhalb der Notgemeinschaft oblag die Betreuung der archäologischen Forschungsvorhaben nicht allein Meyer und seinem Fachausschuß für alte und orientalische Philologie, wo Paul Wolters Ausschußmitglied für Archäologie war, sondern viele Angelegenheiten waren in enger Zusammenarbeit mit Theodor Wiegand zu lösen, der den Fachausschuß für Kunstwissenschaften leitete. Meyer und Wiegand, die weltanschaulich und politisch harmonierten[1275], haben auch bei den wissenschaftsorganisatorischen Aufgaben innerhalb der Notgemeinschaft eng zusammengearbeitet.
Trotz der widrigen Umstände, die die archäologische Forschung belasteten, konnte Meyer im Fünften Bericht der Notgemeinschaft 1925/ 26[1276] eine Reihe erfolgreich fortgesetzter Ausgrabungen aufzählen, zu deren Gelingen die Notgemeinschaft finanziell beigetragen hatte. Es waren die Unternehmungen in Didyma, Milet, Kos, Tiryns, bei den Pyramiden von Gizeh, in Sichem (Palästina), im Gebiet nördlich von Hebron und in Ephesos.
Mit Genugtuung äußerte er sich drei Jahre später auf der Mitgliederversammlung der Notgemeinschaft vom l. Dezember 1928[1277] zu der seither weiterhin positiv verlaufenen Entwicklung der Auslandsbeziehungen, die gerade auch die Ausgrabungstätigkeit betrafen. Er erinnerte an die Verhältnisse nach dem Kriege, die Isolierung Deutschlands von der Welt, das wirtschaftliche Chaos mit seinen Auswirkungen auf die Forschung sowie an den Boykott deutscher Wissenschaft. Den als Reaktion auf die feindseligen Tendenzen im Ausland eingeschlagenen

---

[1274] Vgl. dazu die Aufstellungen geförderter Werke im Fünften, Sechsten und Siebenten Bericht der Notgemeinschaft für die Jahre 1925-1928.
[1275] C. Watzinger, Theodor Wiegand. München 1944, S. 436.
[1276] Fünfter Bericht d. Notgemeinschaft 1925/26, S. 147-148 = Deutsche Forschung l, S. 28-29.
[1277] Deutsche Forschung 7. 1929. Bericht über die Mitgliederversammlung vom l. Dezember 1928, S. 43-47.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0361

Weg der Zurückhaltung seitens der deutschen Wissenschaft, den er energisch unterstützt hatte, beurteilte er im nachhinein als richtig: „Wir haben uns dieser Stimmung im Auslande gegenüber kühl verhalten. Wir haben das Vertrauen gehabt, wir setzen uns durch und werden zeigen, was wir aus eigener Kraft leisten können. Das hat sich voll bewährt. Gerade durch diese Zurückhaltung, dadurch, daß wir nie den ersten Schritt getan haben, hat sich die Sache völlig umgekehrt; der ganze Versuch, die deutsche Wissenschaft zu beseitigen, ist gescheitert."

Meyer nannte Beispiele von Auslandsreisen deutscher Gelehrter sowie erfolgreicher Forschungen, bei denen ebenfalls die Notgemeinschaft ihren finanziellen Beitrag geleistet hatte. Als besonders ermutigend und erfreulich hob er heraus, daß das Ausland, gerade Länder des Orients, den Wunsch nach deutscher Mitarbeit äußerten und damit der Boykott deutscher Wissenschaft endgültig gebrochen sei, zumal auch archäologische Fachkollegen der ehemaligen Siegermächte zur Wiederaufnahme der Arbeiten aufgefordert hätten. Als Beispiele führte Meyer die mit Hilfe der Notgemeinschaft wiederaufgenommenen Ausgrabungen in Seleukia-Ktesiphon und Warka (Uruk) an, zu denen die Regierung des Irak die deutschen Archäologen eingeladen hatte, da diese Aufgaben vor dem Kriege von der D.O.G. begonnen worden waren. Meyer erkannte dabei an, „daß uns hier alle Wege auch von seiten der Engländer und Amerikaner geebnet worden" sind, „so daß die Grabungen jetzt ganz ausgezeichnet im Gange sind."

Die Neubelebung der deutschen archäologischen Forschungen im Orient war der Anlaß, daß auch Meyer in der Öffentlichkeit die Auslandsbeziehungen neu bewertete. Im Gegensatz zu seiner nach dem Kriege vertretenen Zurückhaltung gegenüber dem Ausland und der Ansicht, die deutschen Universitäten nicht mehr so bereitwillig für ausländische Studenten zu öffnen, ermunterte er nunmehr dazu, in Ländern, wo deutsche Forscher tätig waren, wie in Persien[1278], die Möglichkeit zu nutzen, auf die dortige Jugend einzuwirken, Deutsch zu lernen und „auf die deutschen Universitäten zu kommen". Ebenso befürwortete Meyer die Kontakte zur sowjetischen Forschung, die sich seit 1925, als Schmidt-Ott zu einer ersten Reise in der Sowjetunion weilte, anbahnten.[1279] Er setzte sich vor allem in der Preußischen Akademie der Wissenschaften für eine Zusammenarbeit

[1278] Zum Verhältnis Deutschlands zu Persien hat sich Meyer während des Krieges geäußert und die Forderung erhoben, nicht zuzulassen, daß das Land ein „englischer Vasallenstaat" werde (vgl. Meyer, Deutschland und Persien. In: Süddeutsche Monatshefte 1918, S. 161-163; s.a. ders., Deutschland und die islamische Welt. Ebd., S. 272-279).

[1279] Schlicker-Stern, S. 133. 220-222. 309; F. Schmidt-Ott, Erlebtes und Erstrebtes. 1860-1950. Wiesbaden 1952, S. 221-223.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0362

ein und gehörte 1928 zu dem Kreis von Gelehrten, die als Vertreter deutscher wissenschaftlicher Institutionen zur Jubiläumsfeier der sowjetischen Akademie der Wissenschaften in die Sowjetunion fuhren. Meyer war einer der Vertreter der Berliner Akademie, Schmidt-Ott repräsentierte die Notgemeinschaft. Meyers wissenschaftliches Interesse galt den archäologischen Forschungen auf der Krim, von denen er sich „Aufklärung über die germanische und andere Völkerwanderungen" erhoffte. Bekanntlich führten die Kontakte nicht zu der gewünschten Kooperation trotz der Bemühungen, an denen es Meyer und Wiegand auch nach der Reise nicht fehlen ließen.[1280]

Den erwähnten Äußerungen Meyers auf der Mitgliederversammlung 1928 waren Beratungen des Präsidiums und der zuständigen Fachausschüsse vorangegangen, in denen die Grundlinien der weiteren archäologischen Forschungen und ihre Unterstützung durch die Notgemeinschaft festgelegt wurden. Behandelt wurden die Fragen auf einer von Schmidt-Ott einberufenen Besprechung am 10. Februar 1927[1281], an der neben Vertretern der Archäologie und der Notgemeinschaft der zuständige Referent des Reichsministeriums des Innern Richard Donnervert teilnahm.[1282] Auch Meyer trug auf der Sitzung seine Gedanken vor.

Nach seinen Ausführungen kamen für die Fortsetzung archäologischer Forschungen hauptsächlich Kleinasien und Babylon (Türkei und Irak) in Betracht; hier sollte die günstige politische Situation genutzt werden.

Die Auswahl der Projekte sollte nicht unter dem Gesichtspunkt einer „etwaigen Bereicherung der Museen" erfolgen; „dringendstes Erfordernis sei eine sauber durchgeführte Schichtengrabung, bei der ein Einblick in die Abfolge der keramischen Stilverhältnisse anzustreben" sei. Die Grabungen sollten auf kleine, leicht zugängliche Stellen im Gelände begrenzt werden, die wichtige wissenschaftliche Aufschlüsse erwarten ließen;[1283] solche Aufgaben ließen sich auch mit geringen Mitteln durchführen und zudem bestände die Aussicht auf Zuwendungen von privater Seite.

[1280] Schmidt-Ott, ebd., S. 227.

[1281] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 270.

[1282] Anwesend waren ferner Theodor Wiegand, Hans Lietzmann, Gerhart Rodenwaldt, Prälat Georg Schreiber, Adolf Rücker, Franz Dölger, der Vortr. Legationsrat Hermann Terdenge sowie Eberhard v. Schweinitz und Eduard Wildhagen (beide Notgemeinschaft).

[1283] Als Beispiel nannte Meyer die systematische Erforschung eines Teils in Kappadokien nach den Vorschlägen Emil Forrers. Er empfahl den Hügel, den Forrer für den von Arinna hielt, da dieser nicht groß, leicht zugänglich und die Möglichkeit der Aufdeckung des Archivs und wichtiger Funde böte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0363

In Kleinasien befürwortete Meyer eine Fortsetzung der hethitischen Forschungen, die bisher eine deutsche Domäne gewesen seien. Da hier von amerikanischer Seite mit reichlicheren Mitteln Einfluß genommen würde, hielt er eine Wiederaufnahme für besonders wünschenswert. Freigelegt werden sollte vor allem Boghazköi; mögliche Schwierigkeiten mit den türkischen Archäologen sollten ausgeräumt werden.
In Mesopotamien plädierte Meyer für die Aufnahme von Grabungen in Warka (Uruk) oder Ktesiphon. Bei dem letztgenannten Vorhaben betonte er dessen Bedeutung für die Kenntnis der gesamten Epoche von Alexander dem Großen bis zum Beginn des Islam „mit ihrem frühchristlichen Einschlag und ihrer wichtigen jüdischen Kolonie in Seleukia"; auch „für die Kenntnis der römischen Architektur böten sich Möglichkeiten". Neben den Grabungen schlug er eine topographische Aufnahme vor, so an der berühmten Straße nach Ekbatana, so daß mit den Ausgrabungen Forschungen zur antiken Geographie verknüpft würden. Meyer riet zunächst zu einer Vorexpedition[1284], 1928 sollte dann die volle Arbeit beginnen. Die Kosten für die Kampagnen (ihre Anzahl ließ er offen) setzte er mit 70-80000 Reichsmark an.
Die von Meyer vor allem bezüglich Seleukia-Ktesiphon vorgetragenen Vorschläge wurden angenommen. 1928/29 wurde bekanntlich eine Kampagne durchgeführt;[1285] für sie wurden je 40000 Reichsmark von der D.O.G. und der Notgemeinschaft bereitgestellt.[1286] Infolge der Etatkürzungen von 1929 konnten die Forschungen erst 1931/32 mit einer zweiten Kampagne fortgesetzt werden.
In den Jahren 1928/29 erreichten die Ausgrabungsförderungen der Nachkriegszeit einen Höhepunkt. Von den in diesem Zeitraum für Forschungsreisen, Expeditionen und ähnliche Zwecke bereitgestellten Mitteln von 866268,15 Reichsmark entfielen auf die Ausgrabungen in Asien und Griechenland 182500,- Reichsmark und auf andere altertumswissenschaftliche Forschungsvorhaben

---

[1284] Als Leiter nannte Meyer Oscar Reuther oder Julius Jordan, möglicherweise auch Theodor Dombart, alle drei auf dem Gebiet erfahrene Wissenschaftler. Im Zusammenhang mit der Benennung von Projektleitern für die mesopotamischen Vorhaben äußerte sich Meyer über das Potential der deutschen Assyrologie, die nach seiner Ansicht überwiegend philologisch ausgerichtet war. Er regte an, daß die Notgemeinschaft durch Vergabe von Stipendien geeignete Nachwuchskräfte mit archäologischem Schwerpunkt fördern sollte.
[1285] Einen Bericht über diese Kampagne gab Meyer am 28. Februar 1929 in einem Vortrag vor der D.O.G. (In: Mitteilungen d. D.O.G., Nr. 67, April 1929, S. 1-26).
[1286] Protokoll der Besprechung vom 17. Januar 1928.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0364

84823,32 Reichsmark[1287], also fast ein Drittel auf Fachgebiete, an deren Förderungsentscheidungen Meyer beteiligt war.

Die verstärkte deutsche Ausgrabungstätigkeit im Orient und ihre Unterstützung durch die Notgemeinschaft brachten Meyer in seiner Fachausschußarbeit neue, zusätzliche Aufgaben, besonders organisatorischer Art. Er war nicht nur für die Expeditionsfonds verantwortlich und zusammen mit Wiegand zeichnungsberechtigt[1288], sondern auch maßgeblich an der Auswahl der Projektleiter und ihres wissenschaftlichen Mitarbeiterstabes beteiligt[1289], Aufgaben, die vielfältige, teilweise schwierige Verhandlungen mit den vorgesehenen Wissenschaftlern und mit Verwaltungsstellen und Behörden erforderten.[1290] Ebenso hatte er sich um geschäftliche Angelegenheiten wie Vertragsabschlüsse oder Versicherungen bei den Expeditionen zu kümmern. Zuweilen kamen Schwierigkeiten hinzu, die sich aus der Zusammenarbeit der für ein Projekt verantwortlichen Wissenschaftler ergaben, wie beispielsweise die Auseinandersetzungen zwischen Ernst Sellin und Gabriel Welter bei dem Unternehmen in Sichem.[1291]

[1287] Achter Bericht d. Notgemeinschaft 1928/29, S. 163.

[1288] Für die Grabungen in Seleukia-Ktesiphon war Meyer Vorsitzender der dafür eingerichteten Sonderkommission und hinsichtlich der Finanzen zusammen mit Wiegand für das Sonderkonto zeichnungsberechtigt. Ebenso war er für die Warka-Expedition Verwalter des Etats, wie sich aus einem Schreiben Oscar Reuthers vom 14. 7. 1928 ergibt, in dem dieser um die Überweisung von 10000 Reichmark bat und außerdem die Frage nach der Versicherung bei der Expedition stellte.

[1289] Vgl. Anm. 1284; bisweilen waren solche langwierigen Verhandlungen auch ergebnislos, wie im Falle von Julius Lewy, der als Assyrologe an dem Unternehmen in Warka (Uruk) teilnehmen sollte. Zu Meyers Beurteilung von Thesen Lewys in der Assyrologie vgl. H. E. Stier, Vorwort zu GdA III, S. VI, Anm. 1.

[1290] So bat beispielsweise Walter Andrae in einem Brief vom 14. Juni 1928 Meyer darum, wegen der Freigabe von Julius Jordan und Konrad Preußer für die Grabungen in Warka (Uruk) mit der D.O.G. zu verhandeln; beide waren mit der Veröffentlichung alter Grabungsergebnisse der D.O.G. beschäftigt.

[1291] Die Streitigkeiten führten zu einem Akten füllenden Vorgang, der den Verantwortlichen beim Archäologischen Institut des Deutschen Reiches und der Notgemeinschaft nicht geringe Mühen bereitete. Beide Forscher hatten die Leitung der Unternehmung in Sichem, wobei dem Theologen Sellin die Auswertung des Materials, Welter die archäologische Feldforschung oblag. Die schon lange schwelenden Eifersüchteleien, die vor allem von Sellin ausgingen, der wohl Welters archäologische Überlegenheit empfand, entwickelten sich zu einem offenen Streit in der unterschiedlichen Deutung archäologischer Denkmäler, die Sellin fälschlicherweise als „Masseben" ansah und „ohne Rücksprache und Korrespondenz mit dem für die archäologische Arbeit verantwortlichen Archäologen veröffentlichte" (Welter: Erklärung vom 31. Januar 1929). Welters seinerseits vergriff sich dem Älteren gegenüber teilweise im Ton. Die Frage der Erneuerung der am 31. 12. 1928 ablau-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0365

Die Belege für die zahlreichen Vorgänge im einzelnen sind recht bruchstückhaft, so daß vieles in seiner Gesamtheit nicht rekonstuierbar ist. Grund dafür ist, daß Meyers anstehende Fragen der Notgemeinschaft, soweit die Ansprechpartner in Berlin saßen - und das war häufig der Fall -, überwiegend telephonisch oder persönlich erledigte. Sowohl dieses Faktum als auch einige Beispiele alltäglicher Arbeit für die Notgemeinschaft veranschaulicht ein Brief Meyers an Wiegand vom 21. Mai 1928[1292]; das Schreiben ist eines der wenigen schriftlichen Zeugnisse dafür, wie Meyer derartige Angelegenheiten abwickelte:

„Sehr geehrter Herr Kollege!

Da ich Sie weder am Sonnabend noch heute morgen (wo auf zahlreiche Anrufe von der Notgem. aus kein Anschluss zu erhalten war) habe erreichen können, muss ich mich schriftlich an Sie wenden. Reuther[1293] hat mir den beiliegenden Brief über die Verpflichtung Wachsmuths für Ktesiphon[1294] geschickt. Die darin vorgeschlagenen Bedingungen erscheinen mir durchaus sachgemäss und billig;

---

fenden Grabungskonzessionen und Welters alleinige Verhandlungen dabei - wozu er als Grabungsleiter berechtigt war - schufen bei Sellin neue Verstimmung. Am 18. 12. 1928 fand in der Notgemeinschaft eine Besprechung statt, an der neben dem Präsidenten Meyer, Rodenwaldt, Wolters, Wiegand, Adolf Deissmann (Vorsitzender des Fachausschusses Theologie) und andere teilnahmen. Zweck der Unterredung war, durch eine Schlichtung des Streites die Ausgrabungen für die deutsche Wissenschaft zu retten, zumal von niederländischer Seite ein Interesse an ihnen bestand; hierauf wies besonders Meyer hin. Bekanntlich gelang es nochmals eine Einigung herzustellen; Welter setzte im Sommer 1931 die Grabungen fort. Nach Sellins Ansicht gingen sie jedoch zu schleppend voran. Er wandte sich daher gegen Welter an die Öffentlichkeit, wurde jedoch seinerseits wegen seiner wissenschaftlichen Auswertungen von Hermann Thiersch kritisiert. Dennoch gelang es Sellin, daß ihm das Archäologische Institut des Deutschen Reiches 1933 die Arbeit zusammen mit Hans Steckeweh weiterhin übertrug. Vgl. zu den Vorgängen auch K. Jaroš, Sichem. Göttingen 1976 (Orbis biblicus orientalis 11.), S. 18-19.

[1292] Deutsches Archäologisches Institut. Archiv: Nachlaß Theodor Wiegand 35.

[1293] Oscar Reuther (1880-1954), Professor für Bau- u. Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule Dresden. Er war Leiter der Expedition nach Seleukia-Ktesiphon, vgl. auch Anm. 1284.

[1294] Friedrich Wachsmuth (1883-1975), Bau- und Kunsthistoriker, war damals Privatdozent an der Technischen Hochschule Darmstadt und der Universität Marburg (vgl. Kürschners Gelehrtenkalender 1931); er wurde Mitglied beider Expeditionen nach Seleukia-Ktesiphon 1928/29 und 1931/32.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0366

auch Schäfer[1295] und Güterbock[1296], mit denen ich darüber gesprochen habe, waren der gleichen Ansicht. So bitte ich um Ihre Äusserung darüber. Ansonsten darf ich, da Sie in solchen Dingen reiche Erfahrung haben, ich aber gar keine, Sie wohl um die Freundlichkeit bitten, den Vertrag in Korrekturweise aufzusetzen und mir zur Unterschrift und Weitersendung zuzuschicken. Ist dazu ein Stempel erforderlich?

Über das Forschungsstipendium Wachsmuths habe ich mich heute bei der Notgem. erkundigt. Es ist zur Fertigstellung seiner Arbeit gewährt und läuft im December ab; [1297] so scheint es mir richtig, es nicht zu berücksichtigen und seine Bezüge dadurch zu kürzen. Den Antrag auf Beurlaubung an die Fakultät werde ich selbst stellen; es handelt sich dabei ja um eine reine Formalität, um derentwillen es überflüssig wäre, die Notgem. zu bemühen.

Dass Heydenreich[1298] zugesagt hat, hat mir Rodenwaldt[1299] bestätigt; er will sich aber nochmals wegen der Verzögerung seiner Antwort erkundigen, die wohl dadurch veranlasst ist, dass er auf der Reise ist. Heute morgen hat mich Schmidt-Ott auffordern lassen, morgen (Dienstag) um 12 Uhr zu einer Besprechung mit Sellin zu ihm zu kommen. Ob auch Sie dabei sind, weiß ich nicht; sollte das der Fall sein, so könnten wir ja dort alles erledigen. Im übrigen komme ich morgen um 2 Uhr zu Schäfer ins Museum, und könnte Sie dann vielleicht auch dort aufsuchen; geben Sie ihm bitte eventuell Bescheid. Worum es sich bei der Besprechung mit Sellin handeln soll, weiß ich nicht. Wissen Sie, ob Welter nach Si-

---

[1295] Heinrich Schäfer (1868-1957) war von 1914-1935 Direktor der ägyptischen Sammlung der Staatlichen Museen in Berlin; zu seiner Biographie s. Zeitschrift f. ägyptische Sprache 75. 1939, S. 1-16.

[1296] Der Altorientalist Bruno Güterbock (1858-1940) war Schriftführer der D.O.G. und damals Herausgeber der Wissenschaftlichen Veröffentlichungen und der Mitteilungen der Gesellschaft (vgl. E. v. Schuler, Siebzig Jahre Deutsche Orient-Gesellschaft. In: Mitteilungen der D.O.G. 100. 1968, S. 10-13; J. Renger, Die Geschichte der Altorientalistik und der Vorderasiatischen Archäologie in Berlin. In: Berlin und die Antike. Aufsätze. Hrsg. von W. Arenhövel u. Chr. Schreiber. Berlin 1979, S. 179. 188f.

[1297] Für die Arbeit „Der Raum, Raumgestaltung und Raumwirkung" (vgl. Achter Bericht d. Notgemeinschaft 1928/29, S. 61).

[1298] Robert Heidenreich (geb. 1899), 1931 Privatdozent, später Professor in Jena und Leipzig, war ebenfalls Mitglied des Ausgrabungsteams der beiden Kampagnen nach Seleukia-Ktesiphon (vgl. die Widmung bei J. Kröger, Sasanidischer Stuckdekor. Mainz 1982, Bagdader Forschungen 5).

[1299] Gerhart Rodenwaldt (1886-1945) war bekanntlich ab 1922 Generalsekretär, 1929-1932 Präsident des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches (s.a. das Sammelheft: Rodenwaldts Beitrag zur Klassischen Archäologie. In: Wissenschaftl. Zeitschrift d. Humboldt-Universität zu Berlin 35, 8. 1986).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0367

chem gegangen ist und wie es dort steht?[1300] In Frankfurt bei unserer Sitzung vor acht Tagen wusste man nichts darüber. Den Brief von Reuther darf ich bitten mir wieder zuzustellen.

Mit besten Grüssen
Ihr Eduard Meyer"

Mögen die alltäglichen Arbeiten im Gesamtbild von Meyers Wirken in der Notgemeinschaft weniger bedeutend erscheinen; wegen der Fülle der Zeit, die sie kosteten und die Meyer offensichtlich aus Überzeugung für die Sache opferte, verdienen sie erwähnt zu werden, zumal er in den letzten Lebensjahren mit seiner Zeit hauszuhalten suchte, um sein Lebenswerk, seine Geschichte des Altertums, zum gewünschten Abschluß zu bringen.[1301]
Der hoffnungsvolle Aufschwung in der Wissenschaftsförderung kam 1929 vorerst zum Stillstand, als im Zuge der wirtschaftlichen Rezession auch die Frage der Reduzierung des Etats der Notgemeinschaft zur Debatte stand und dabei eine lange schwelende Kritik an der Struktur der Gemeinschaft, ihrer Führungsspitze und ihrer Arbeitsweise offen zutagetrat.[1302] Die Einwände kamen hauptsächlich vom preußischen Kultusministerium und richteten sich gegen den ganz auf das Prinzip der Selbstverwaltung abgestellten Modus der Bearbeitung der Anträge[1303], der der Staatsseite wenig Einblick gewährte. Bereits 1922 befolgte die Preußische Akademie der Wissenschaften auf ausdrückliches Votum Meyers hin nicht den Erlaß des Ministeriums, alle eingehenden Gesuche ihm zur Kenntnis zu geben.[1304] Nun monierte das Ministerium erneut, daß Länder und Reich als finanzielle Träger der Notgemeinschaft zu wenig Einfluß auf die dort gefällten Entscheidungen besäßen, andererseits aber das Ministerium ständig mit Beschwerden und Anträgen überschüttet würde. Kritisiert wurde vor allem Schmidt-Otts Führung der Notgemeinschaft, seine „Autokratie", und die „Clique von alten

---

[1300] Siehe Anm. 1291.
[1301] So äußerte er sich beispielsweise im Dankesbrief vom 27. Januar 1930 für die Glückwünsche zum 75. Geburtstag an Carl Heinrich Becker (Geheimes Staatsarchiv Berlin: Nachlaß C. H. Becker): „Ich hoffe, dass es mir vergönnt sein wird, auch weiter, soweit Leben und Kraft reichen, meine Arbeiten fortzuführen und noch wenigstens einiges, vor allem die Geschichte des Orients und Griechenlands bis zu den Perserkriegen zum Abschluß zu bringen."
[1302] Zur Krise der Notgemeinschaft s. Zierold, S. 108-137.
[1303] Ausführlich zu den Auseinandersetzungen Zierold, S. 109-110. 114-115.
[1304] Zierold, S. 27.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0368

Herren" mit einem „Durchschnittsalter von 68½ Jahren", die den Präsidenten umgab und keine neuen Kräfte aufkommen ließ; [1305] gemeint war die Zusammensetzung des Präsidiums, des Hauptausschusses, aber auch der Fachausschüsse. Bemängelt wurde ferner die Arbeit des Verlagsausschusses; er käme den Verlegern über Gebühr entgegen und ließe zu, daß fast jedes wissenschaftliche Buch gefördert würde. Schließlich gab es in einem Punkt Einwände, der Meyer vom Fach her besonders berührte, bei den Ausgrabungen, deren Kosten nach Ansicht der Kritiker in einer Zeit, in der Deutschland noch Reparationen zu zahlen hatte, die Verhältnisse von Reich und Ländern überstiegen.

Die Kritik war nicht völlig unberechtigt. Der Führungsstil Schmidt-Otts war tatsächlich teilweise „patriarchalisch", und der Kreis der mitwirkenden Gelehrten hatte sich seit der Gründung der Notgemeinschaft verhältnismäßig wenig verändert, in den Fachausschüssen meistens nur durch das Ausscheiden bei Krankheit oder Tod.[1306] Er bestand teilweise aus emeritierten Hochschullehrern, Meyer war ein Beispiel dafür. Jüngere Gelehrte hatten wenig Chancen, in die Ausschüsse der Notgemeinschaft berufen zu werden, was zu Recht Unwillen hervorrief. Das ausgeprägte „Führungsprinzip" Schmidt-Otts wurde auch von seinem Stellvertreter Fritz Haber nicht gutgeheißen, der mehrfach versuchte, den Präsidenten zur Änderung seines Führungsstiles zu bewegen.

Andererseits hatten Schmidt-Ott und die auf seiner Linie liegenden Mitarbeiter, zu denen Meyer gehörte, ihre Argumente. Man sträubte sich mit Recht aus organisatorischen und arbeitsökonomischen Gründen gegen Wahlen, weil durch einen zu häufigen Wechsel der Ausschußmitglieder und durch die Umständlichkeit eines solchen Verfahrens die Kontinuität der sehr umfangreichen und aufwendigen Arbeit nicht gewährleistet war.

Das Unbehagen gegenüber Fachausschußwahlen bestand bei Teilen der Notgemeinschaft seit den Anfängen. Nach den Vorstellungen, vor allem von staatlicher Seite, sollten die Mitglieder der Fachausschüsse, deren erste Zusammensetzung von wissenschaftlichen Institutionen, wie den Akademien, oder vom Präsidium der Notgemeinschaft selbst vorgenommen worden war, künftig in demokratischem Verfahren von der Gesamtheit der Gelehrten eines Faches gewählt werden.

[1305] Aus der Niederschrift Salomonsohns über eine Unterredung mit dem preußischen Kultusminister und seinem Ministerialdirektor Werner Richter (Zierold, S. 110).

[1306] Das traf auch für Meyers Fachausschuß zu, vgl. Anm. 1219 u. 1220.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0369

Meyer hielt nichts von diesem Verfahren, wie er in einem Bericht vom 25. Oktober 1921 an die Mitglieder seines Fachausschusses[1307] zum Ausdruck brachte: „Die Sache wird viel unnötige Arbeit machen und viel Geld kosten; aber wie sie gestaltet wird, darf man wenigstens hoffen, dass sie, wie so viele glorreiche Erfindungen der Demokratie, auf eine Farce hinauskommen wird." Er fügte hinzu, auf der Mitgliederversammlung der Notgemeinschaft am 12. Oktober 1921 in Baden-Baden habe er sich den Forderungen nach Wahlen „auf breitester demokratischer Grundlage" mit „Gegengründen, die auf der Hand liegen", widersetzt. Man habe sich jedoch den Befürwortern von Wahlen fügen müssen, da sowohl der Staatssekretär Heinrich Schulz als auch das Mitglied der Budgetkommission im Reichstag, Prälat Georg Schreiber[1308], deutlich zu verstehen gegeben hätten, daß die „Wiederbewilligung und vollends die gehoffte Erhöhung der Reichsunterstützung" sonst fraglich wären.
Die konservativ gesinnte Gruppe innerhalb der Notgemeinschaft mußte zunächst nachgeben und sich den „demokratischen Grundsätzen" beugen. Meyer wurde sogar in die Kommission berufen, die eine Wahlordnung in einer von Haber vorgeschlagenen demokratischen Form erarbeiten sollte.[1309] Diese Wahlordnung existierte in der Folgezeit jedoch nur auf dem Papier, wenn man von den Wahlen im Winter 1921/22 absieht.[1310] Satzungsgemäß erforderliche Neuwahlen in den Jahren 1924, 1926 und 1928 fanden nicht statt; sie wurden offensichtlich durch die wiederholte Verlängerung des Mandats der bisherigen Ausschußmitglieder seitens des Präsidiums und des Hauptausschusses unterlaufen. Das Unbehagen führender Repräsentanten der Notgemeinschaft vor einem solchen demokratischen Verfahren spielte dabei sicherlich keine unwesentliche Rolle.

[1307] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 274, Bericht, Bl. 5.

[1308] Professor der katholischen Theologie und Kirchengeschichte in Münster, als Zentrumsabgeordneter Mitglied des Reichstages; er spielte als parlamentarischer Vertreter in der Notgemeinschaft eine große Rolle. Zweifellos hat er sich um die Notgemeinschaft große Verdienste erworben, andererseits hat er seinen Einfluß mit einer gewissen persönlichen Eitelkeit zu nutzen gewußt. Schmidt-Ott mußte ihm häufiger gegen seine Überzeugung nachgeben (vgl. Zierold, S. 21ff). Zu Schreiber auch: R. Morsey, Georg Schreiber. In: Berlinische Lebensbilder (wie Anm. 1236), S. 269-284.

[1309] Der Kommission gehörten außerdem Walter von Dyck, Fritz Haber, Paul Kehr, Friedrich von Müller und Georg Schreiber an (vgl. Zierold, S. 59).

[1310] Die Wahlen wurden über die Fachverbände abgewickelt; für die Klassische Philologie fanden sie auf der Versammlung der Philologen und Schulmänner in Jena statt. Überwiegend wurde die bisherige Zusammensetzung der Fachausschüsse bestätigt, auch in Meyers Ausschuß.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0370

Meyers Vorstellungen über die Arbeit und Funktion der Fachausschüsse lassen sich auch an einem anderen Beispiel veranschaulichen. In dem oben genannten Bericht an die Mitglieder seines Fachausschusses vom 25. Oktober 1922 bat Meyer um Zustimmung, daß die Gutachtertätigkeit nicht allein von Ausschußmitgliedern übernommen wurde, sondern daß er von sich aus „andere Gelehrte, deren Sachkenntnis und Autorität auf dem betreffenden Fachgebiet außer Frage steht", hinzuziehen könne. Dieses Verfahren, das Meyer mit Erfolg erprobte und das gewiß zur Objektivität und Ausgewogenheit bei den von seinem Ausschuß befürworteten Forschungsunterstützungen beigetragen hat, hob er nochmals in der Hauptausschußsitzung vom 14. Juli 1927 als einen seiner Grundsätze hervor; im Protokoll heißt es[1311]: „Er [Meyer] habe sich als Fachausschuß-Vorsitzender niemals an die Zugehörigkeit zum Fachausschuß gebunden, sondern im Einvernehmen mit dem Präsidenten stets geeignete Referenten herangezogen." Meyer sprach sich also für eine von Sachlichkeit und Kooperationsbereitschaft bestimmte Arbeitsweise aus; zu ihr gehörte das Kollegialprinzip in der Zusammenarbeit mit den Mitgliedern seines Ausschusses, aber auch die letztliche Verantwortung des Vorsitzenden. Er betrachtete - das geht aus seinen Äußerungen hervor - den Ausschuß als Arbeitsgruppe, nicht als parlamentarisches Gremium.

Kehren wir zu den Vorgängen im Jahre 1929 zurück. Ihr Ergebnis war, daß begrenzte Reformen in der Struktur der Notgemeinschaft und eine Umbildung des Hauptausschusses vorgenommen wurden.[1312] Außerdem fanden die lange verschobenen Neuwahlen zu den Fachausschüssen statt.

Während der Wahlen wurden die unterschiedlichen Auffassungen zum Wahlverfahren und ebenso zu anderen Fragen in der Notgemeinschaft selbst nochmals auf einer Sitzung des Hauptausschusses am 16. Februar 1929[1313] deutlich. Die Sitzung gibt auch für Meyers Standpunkte einige weitere Aufschlüsse. Denn in der Diskussion äußerte er sich zu zwei Streitpunkten des Wahlverfahrens, der Nominierung der Kandidaten und der Festlegung des Kreises der Wahlberechtigten. Aufgrund eigener Erfahrungen trug er die Schwierigkeiten vor, eine „Liste der anerkannten Forscher" für die Wahlen aufzustellen. Dahinter steckte das Bemühen seitens der Führung der Notgemeinschaft, deren Linie Meyer vertrat, der geforderten Nominierung der Fachausschußkandidaten auf der Grundlage breitester Mitbestimmung im Forum der einzelnen Wissenschaftsgebiete selbst

---

[1311] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 275.

[1312] Dazu Zierold, S. 128-131.

[1313] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 275, Protokoll der Sitzung.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0371

durch eine eigene dem Präsidium und den Verantwortlichen der Notgemeinschaft vertrauenswürdige Liste entgegenzuwirken. In der Gemeinschaft bestand die Sorge, den Einfluß darauf zu verlieren, wirklich anerkannte Wissenschaftler für die Mitarbeit in den Fachausschüssen zu gewinnen. Bei einigen Wissenschaftsgebieten bestand andererseits eine merkliche Gleichgültigkeit, sich an der Arbeit der Notgemeinschaft zu beteiligen, so daß eine gewisse Hilfestellung durch eine vorgegebene Liste von Kandidaten sogar notwendig war. Aus diesen Gründen plädierte Meyer „für unverbindliche Vorschläge von seiten des Präsidiums".
Bedenken trug Meyer ferner gegen Bestrebungen vor, die Wahlberechtigung auf wissenschaftlich tätige Berufsgruppen außerhalb der Hochschulen und wissenschaftlichen Institutionen auszudehnen, eine solche Forderung hatten die Museumsbeamten erhoben. Er wies auf die Schwierigkeiten hin, eindeutige Richtlinien dafür zu finden, wer einzubeziehen sei oder nicht. Neben der rein praktischen Unmöglichkeit einer sinnvollen Abgrenzung spielte auch hier gewiß die Sorge mit, daß durch eine allzu große Ausweitung des Anspruches auf Wissenschaftlichkeit einer Nivellierung des wissenschaftlichen Niveaus Vorschub geleistet würde. Bei der Frage der Kandidatenauswahl zeigte sich zusätzlich ein beträchtlicher Unterschied in der Organisation und Kommunikation zwischen Geistes- und Naturwissenschaften. Er offenbarte zugleich einen recht schroffen Gegensatz zwischen Meyer und Haber. Dieser begründete die geringe Wahlbeteiligung in den Naturwissenschaften damit, daß „das wissenschaftliche Leben" dort in den großen Vereinen läge, und folgerte daraus, daß sie daher „kein wissenschaftliches Leben der Fachausschüsse" brauchten. „Vertrauensvolle Vorschläge" kämen von den Vereinen, solche der Notgemeinschaft seien bedeutungslos. Hinter dieser Aussage stand der Wunsch, die Kandidaten für die Fachausschüsse auf breiter Ebene über die wissenschaftlichen Vereine zu rekrutieren. Meyer hielt dem entgegen, daß in den Geisteswissenschaften keine derartigen Organisationen bestänen. Für ihn waren daher Entscheidungshilfen durch die Notgemeinschaft bei der Auswahl der Kandidaten sinnvoll und wichtig.
Auch in der damals besonders aktuellen Frage der Mittelvergabe wurde der Gegensatz zwischen Meyer und Haber deutlich. Haber differenzierte zwischen den Belangen der Naturwissenschaften und denen der Geisteswissenschaften und unterstrich das mit den etwas herausfordernden Worten: „Wenn Herr Meyer mehr Druckkostenzuschüsse braucht, so brauchen sie mehr Forschungsstipendien und Apparate." Entschieden wandte er sich, solange die Mittel der Notgemeinschaft nicht aufgestockt würden, gegen die Erhöhung der Druckkostenzuschüsse, die Meyer wegen der nicht ausreichenden Unterstützung, besonders bei den Zeitschriften, trotz der schlechten Etatlage gefordert hatte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0372

Im Zusammenhang mit der Diskussion um die Stellung der Fachausschüsse wandte sich Meyer gegen die auf der Sitzung vorgetragene Idee, gemeinsame Sitzungen dieser Ausschüsse abzuhalten und dafür die Stelle eines „Sekretärs" einzurichten. Er begrüßte zwar eine Kooperation der Ausschüsse, jedoch kein zusätzliches Gremium mit einem neuen Funktionsträger. Auch das verdeutlicht, daß Meyer die Fachausschüsse als Arbeitsgruppen verstand, die unter der gutachterlichen Tätigkeit von Fachwissenschaftlern die Förderungsmaßnahmen für die einzelnen Wissenschaften bestimmten und lenkten, nicht als Gremien, die auf parlamentarischer Grundlage die Funktion von Vertretungsorganen der einzelnen Fachwissenschaften in der Notgemeinschaft einnahmen.

Die personellen Veränderungen, die sich bei den Neuwahlen von 1929 für den Hauptausschuß und die Fachausschüsse ergaben, waren nicht umwälzend; vor allem in den Fachausschüssen behielten viele der bisherigen Mitglieder ihr Mandat. Auch Meyer wurde im Vorsitz seines Fachausschusses bestätigt. Seine Position in der Notgemeinschaft wurde noch gestärkt; denn er wurde - und vielleicht ist das etwas überraschend - trotz seines Alters zusätzlich zu seiner bisherigen Aufgabe in den Hauptausschuß berufen. Doch auch diese Wahl war durchaus begründet. Meyer hatte seit Jahren über die eigentliche Fachausschußarbeit hinaus in den verschiedenen Organen der Notgemeinschaft, gerade auch im Hauptausschuß, mitgearbeitet; an dessen Sitzungen nahm er als Vertreter der Fachausschüsse teil. Seine Nominierung war die Folge seiner bisherigen Mitarbeit; auf die intime Kenntnis vieler Probleme, die der Vorsitzende des Fachausschusses für alte und orientalische Philologie hatte, wollte Schmidt-Ott nicht verzichten.

Weit schwerwiegender als die Auseinandersetzungen um die Struktur und Arbeitsweise der Notgemeinschaft sowie die Wahl der Ausschußmitglieder mußten sich die Etatkürzungen um eine Million Reichsmark auswirken, wie sie von staatlicher Seite vorgesehen waren. Aus dieser Sorge heraus wandte sich die Preußische Akademie der Wissenschaften in offensichtlicher Absprache mit der Notgemeinschaft mit einer Denkschrift vom 14. Mai 1929[1314] an den Reichstag. Verfasser war Meyer, dessen persönliche Vorstellungen über die Wissenschaftspflege auch hier durchklangen.

Die Schrift begann mit einem kurzen Rückblick auf die erfolgreiche Hilfe, die die Notgemeinschaft für die Erhaltung der „Leistungsfähigkeit" und „Schaffenskraft" der deutschen Wissenschaft sowie ihrer Konkurrenzfähigkeit in der Welt geleistet hat. Besonders positiv bewertet wurde die Einigkeit bei diesem Ziel über „Länder- und Parteieninteressen" hinweg. Mochten diese Worte in erster Linie

[1314] Denkschrift der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Mai 1929. Berlin 1929.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0373

den offiziellen von der Akademie als Institution vertretenen Standpunkt wiedergeben, sie beschrieben zugleich die Verwirklichung eines Wunsches, der tief im Denken des Verfassers der Schrift verwurzelt war.

Als wichtige Faktoren für die sinnvolle Arbeit der Notgemeinschaft nannte Meyer die „Selbstverwaltung" und die „freiwillige Mitarbeit aller führend anerkannten Persönlichkeiten". Selbstverwaltung war für ihn das bisher praktizierte Verfahren der Bearbeitung eingehender Anträge sowie die autonome Entscheidung ohne Einwirkung übergeordneter Stellen oder gar parlamentarischer Gremien. Diese Arbeitsweise war an den recht liberalen Prinzipien der Wissenschaftsverwaltung der Vorkriegszeit orientiert; zu ihnen gehörte im Sinne des mit diesen Grundsätzen verankerten Leistungsprinzips, daß führende Fachleute an den Aufgaben beteiligt waren.

Ein wichtiger Punkt der Denkschrift war, Tendenzen entgegenzutreten, nach denen die Notgemeinschaft nur für solche Forschungsvorhaben Mittel bereitstellen sollte, die einen praktischen Nutzen brächten. Die Schrift richtete sich daher gegen Vorwürfe, wie den der „unproduktiven Ausgaben", und hielt dem entgegen, diese seien „in Wirklichkeit für die wissenschaftliche Arbeit so produktiv wie keine andern"; die deutsche Wissenschaft brauche „ihre freie Bewegung", sonst würde sie „verkümmern" und ihre Weltgeltung verlieren. Zur Stellung der deutschen Wissenschaft in der Welt hatte sich Meyer in den ersten Nachkriegsjahren besonders im Rahmen der Diskussion um die Hochschulreform eingehend geäußert und dabei die Wichtigkeit einer gediegenen Ausbildung des akademischen Nachwuchses betont. Seinerzeit hatte er die Überlegenheit der zu freier selbständiger Arbeit anregenden Lehrweise an den deutschen Universitäten gegenüber dem Schulbetrieb im anglo-amerikanischen Hochschulsystem deutlich gemacht.[1315] Jetzt erinnerte er daran, daß es ein Verdienst der Notgemeinschaft sei, die materielle Grundlage für eine freie Forschungstätigkeit mitgeschaffen zu haben. Als nicht unerhebliche Kraft für die Leistungsfähigkeit der deutschen Wissenschaft führte er die „Anspruchslosigkeit" des deutschen Gelehrten an, ebenfalls ein Charakteristikum der Vorkriegszeit, das zu den Idealen des Verfassers gehörte.

Unter dem Gesichtspunkt ihrer kulturellen Bedeutung wurden in der Denkschrift die wegen ihrer hohen Kosten namentlich kritisierten Ausgrabungen verteidigt: „Daher darf auch die Fortführung der Ausgrabungen nicht unterbrochen werden, wenn wir nicht selbst unsere Kultur untergraben und damit unsere Betätigung und Bewegungsfreiheit auf demjenigen Gebiet aufgeben wollen, auf dem auch in

---

[1315] Vgl. Meyer, Preußen und Athen, S. 27-28.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0374

unserer gegenwärtigen Lage keine Macht von außen imstande ist, sie zu hemmen und einzuschnüren, auf dem der freien wissenschaftlichen Arbeit."[1316] Diese mit einem gewissen Pathos gesprochenen Worte sind für Meyer typische Formulierungen, wie sie aus seinen Reden und Schriften der ersten Nachkriegsjahre hinreichend bekannt sind.

Die Denkschrift läßt erkennen, daß Meyer in der Arbeit der Notgemeinschaft seine eigenen Vorstellungen der Wissenschaftspflege in vielem verwirklicht sah und daß es darum ging, diese bewährte Form der Wissenschaftsförderung in ganzem Umfang zu erhalten. Zu tiefgreifenden Reformen war er, wie auch viele andere seiner Kollegen in Akademie und Notgemeinschaft, nicht bereit.

Die Etatkürzungen waren 1929/30 trotz der Einwände von Wissenschaft und Notgemeinschaft nicht zu umgehen. Die Einschränkungen, die alle Bereiche, und somit auch die Ausgrabungen betrafen, wurden dadurch im Erträglichen gehalten, daß nach festem Plan Einsparungen vorgenommen wurden, jedoch dort weitergearbeitet wurde, wo „eine Unterbrechung der Arbeit die weitere Verfügung über die Ausgrabungsstätten"[1317] gefährdete und dadurch das „wissenschaftliche Ansehen im Ausland geschädigt" wurde. So wurden die großen Ausgrabungen von Warka (Uruk), Sichem, Pergamon, Ephesos und Aigina fortgesetzt. Unterbrochen wurden die Grabungen in Seleukia-Ktesiphon, da auch die D.O.G. ihren Beitrag nicht leisten konnte.

Die Aufrechterhaltung der großen Ausgrabungen war ganz gewiß auch ein Verdienst Meyers, der sich zusammen mit Schmidt-Ott, Wiegand und anderen gerade hierfür besonders eingesetzt und immer wieder auf den Schaden hingewiesen hatte, den der Abbruch dieser Forschungen für das Ansehen der deutschen Wissenschaft bringen würde. Ebenso sträubte man sich gegen die weitgehende Streichung der Forschungsreisen[1318]; vor allem für jüngere, weniger begüterte Gelehrte müßte diese Möglichkeit der Finanzierung solcher Reisen erhalten bleiben, während wirtschaftlich besser gestellte Forscher die Mittel selbst aufbringen sollten. Dieser Vorschlag mit seiner sozialen Komponente hatte ebenfalls wieder sein Vorbild in den Verhältnissen der Vorkriegszeit, der Anspruchslosigkeit und Opferbereitschaft des Gelehrten für die Wissenschaft.

Meyers Sorge um die Erhaltung dessen, was in den Jahren nach dem Kriege mühevoll aufgebaut worden war, und sein engagierter Einsatz für die Belange der

---

[1316] Zur Notwendigkeit der Auslandsforschung und der Ausgrabungen s.a. Neunter Bericht d. Notgemeinschaft 1929/30, S. 166-167.
[1317] Ebd., S. 170.
[1318] Ebd., S. 165-166.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0375

Altertumswissenschaften zeigen sich auch in seinem damaligen Vorstoß zugunsten der D.O.G., die nicht nur hinsichtlich der Fortsetzung ihrer Ausgrabungsprojekte, sondern auch der Veröffentlichung alter Grabungsergebnisse durch die drohende Mittelkürzung in Schwierigkeiten geraten war.
In einem an das Präsidium der Notgemeinschaft gerichteten Schreiben appellierte Meyer an die „moralischen Pflichten" der Gemeinschaft gegenüber der D.O.G. Auf einer durch seinen Brief veranlaßten Sitzung von Vertretern der Notgemeinschaft, des preußischen Kultusministeriums und der D.O.G. am 25. Juli 1929[1319] wandte sich Schmidt-Ott gegen diesen etwas überspitzt formulierten Appell. Er, der wie Meyer langjähriges Mitglied der Gesellschaft war, wies darauf hin, daß die Notgemeinschaft nur Jahr für Jahr ihre Beträge bewilligen könne und die D.O.G. versuchen müsse, von anderer Seite, vor allem vom preußischen Kultusministerium, größere Mittel zu erlangen. In der Aussprache über die Aufarbeitung der alten Grabungsergebnisse der D.O.G. waren sich die Gesprächsteilnehmer über die Notwendigkeit der Fortsetzung dieser Aufgabe einig. Jedoch war allen, auch Meyer, bewußt, daß die Veröffentlichung nur in eingeschränkter und verkürzter Form erfolgen konnte.[1320] Ergebnis der Besprechung war, daß die Notgemeinschaft jährlich einen Betrag von 20000 Reichsmark an Druckkostenzuschüssen zur Verfügung stellte; für die restlichen 12000 Reichsmark erhoffte man sich eine Hilfe „von den Ministerien". Mit dem ihm bisweilen in solchen Angelegenheiten eigenen Optimismus erklärte sich Meyer bereit, „dem Kultusminister die Lage in einer persönlichen Besprechung vorzustellen". Über das Zustandekommen eines solchen Gespräches mit dem damaligen Minister Carl Heinrich Becker - er war vom Fach her Orientalist, und Meyer kannte ihn gut - fehlen die Informationen, ebenso über die Bewilligung zusätzlicher Mittel durch das Ministerium; immerhin wurden in den folgenden Jahren eine Reihe von älteren Grabungsergebnissen der D. O.G. veröffentlicht.
Am 31. August 1930 starb Eduard Meyer; fast zur gleichen Zeit verlor die Notgemeinschaft zwei weitere verdiente Männer, Adolf von Harnack, den langjährigen Vorsitzenden des Hauptausschusses, und Arthur Salomonsohn, den Schatzmeister der Notgemeinschaft und ihres Stifterverbandes. Auf der Mitgliederver-

---

[1319] Akademie d. Wissenschaften d. DDR. Archiv: NL Ed. Meyer 277, Protokoll der Besprechung.
[1320] Auf Einschränkungen bei den Veröffentlichungen der D.O.G. hatte Meyer schon früher hingewiesen vgl. Meyer, Fünfundzwanzig Jahre Deutsche Orient-Gesellschaft. Rede gehalten in der Festsitzung am 24. Februar 1923. In: Mitteilungen d. D.O.G., Nr. 62, April 1923, S. 22).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0376

sammlung am 31. Oktober 1930[1321] würdigte Schmidt-Ott die Verdienste aller drei, die ihm auch persönlich sehr nahestanden. Das Menschliche und Persönliche, das in seinen Worten zum Gedenken Meyers zum Ausdruck kam, war zweifellos ein nicht unbedeutender Faktor für Meyers erfolgreiche Arbeit in der Notgemeinschaft. Die langjährigen gemeinsamen Aufgaben schufen Bindungen, die auf Vertrauen, Kollegialität und einem Gefühl der Zusammengehörigkeit gegründet waren. Meyer fiel von seinem Wesen her offenbar diese Form der Zusammenarbeit nicht schwer. Trotz der klaren Standpunkte, die er vertrat, war er dennoch ein Mann, der Kompromisse eingehen konnte, wenn es die Gegebenheiten erforderten. So fügte er sich im Interesse des für ihn vorrangigen Zieles der Hilfe für die bedrängte deutsche Wissenschaft den von ihm abgelehnten demokratischen Grundsätzen. Er war kooperationsbereit und in gewissem Grade anpassungsfähig, anders als etwa Eduard Schwartz, der 1929 im Zuge der Bestrebungen, dem Reichsministerium des Inneren stärkere Kompetenzen einzuräumen, kompromißlos seinen Sitz im Hauptausschuß niederlegte.

Meyers Eigenschaften waren Umgänglichkeit, „Urwüchsigkeit" und eine ihm zugeschriebene „Fröhlichkeit".[1322] Sie erleichterten ihm die Kontakte, und diese Gabe hat er dadurch genutzt, daß er das persönliche Gespräch in vielen Geschäften für die Notgemeinschaft bevorzugte. Hinzukam die „Begeisterung" für die Sache im Kreise für das gleiche Ziel tätiger Kollegen. Mögen Meyers Motive für seine Beteiligung an der Wissenschaftsförderung ursprünglich von der Idee der Hilfe für die bedrängte Wissenschaft bestimmt gewesen sein, im Laufe der Zeit trat die Freude an der zwar aufwendigen[1323], aber erfolgreichen Arbeit hinzu. Schmidt-Ott veranschaulichte diesen freudigen und überzeugten Einsatz für die Notgemeinschaft durch die bewegende Schilderung der letzten gemeinsam erledigten Angelegenheit: „... und es ist mir eine rührende Erinnerung, wenn ich an das letzte Schriftstück denke, das wir kaum noch lesen konnten, in dem er sich auf dem Kranken- und Sterbebette mit der Notgemeinschaft beschäftigt hat. Es

---

[1321] Immerhin wurden in den folgenden Jahren eine Reihe von Grabungsergebnissen der D.O.G. veröffentlicht.

[1322] Schmidt-Ott, Erlebtes u. Erstrebtes, S. 181; G. Karo, Eduard Meyer zum Gedächtnis. In: Süddeutsche Monatshefte 28. 1930, S. 41; M. Gelzer, Eduard Meyer †. In: Gnomon 6. 1930, S. 624.

[1323] Wieviel Zeit und Kraft Meyer für die Notgemeinschaft aufbrachte, veranschaulichte Schmidt-Ott in seinem Nachruf durch die Bemerkung, Meyer habe „sein Telephon aufgegeben, weil es einen Zwangsmieter hatte, der es zu stark benutzte; infolgedessen mußte er immer von Lichterfelde nach Berlin kommen, selbst um geringfügige Angelegenheiten zu erledigen".

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0377

ist ihm - und ich muß das ja auch mit einer gewissen Beschämung sagen - oft vorgehalten worden, daß sein Leben der wissenschaftlichen Forschung gehörte, und er hat dann immer mit dem ihm eigenen fröhlichen Mute geantwortet: ‚Nein, die Notgemeinschaft lasse ich mir nicht nehmen!'" In diesen Sätzen suchte Schmidt-Ott ein auch neuerdings wiederholtes Pauschalurteil über Meyer[1324] mit Recht zu revidieren, das, was dessen Einsatz für die Notgemeinschaft angeht, nicht aufrechtzuerhalten ist.

In seiner 1923 geschriebenen autobiographischen Skizze äußerte Meyer über seine bis dahin geleistete Arbeit in der Notgemeinschaft, er habe „als Vorsitzender des Fachausschusses für alte und orientalische Philologie nicht ohne Erfolg wirken können"[1325]. Aus den zahlreichen, freilich vielfach sehr bruchstückhaften Unterlagen, die erhalten sind, läßt sich das für die gesamte Zeit seiner Tätigkeit voll bestätigen. Meyer fand sich in schwerer Zeit trotz fortgeschrittenen Alters zur Mitarbeit bei der Erhaltung der Arbeitsfähigkeit der deutschen Wissenschaft bereit. Er traf gleich am Anfang zusammen mit seinem Fachausschuß eine wohldurchdachte und ausgewogene Auswahl unentbehrlicher altertumswissenschaftlicher Arbeiten und Projekte, deren Finanzierung durch die Notgemeinschaft den Fortbestand deutscher Forschung auf diesen Gebieten sicherte. So gelang es, die bedeutenden Zeitschriften und große wissenschaftliche Gemeinschaftsunternehmungen weiterzuführen sowie grundlegende Forschungsergebnisse zu veröffentlichen. Ebenso hatte Meyer nicht geringen Anteil an der erfolgreichen Fortsetzung deutscher Ausgrabungstätigkeit im Ausland, die nicht unerheblich dazu beitrug, daß die deutsche Wissenschaft sich nach und nach aus ihrer Isolierung lösen konnte. Er hat somit in dem Jahrzehnt seiner Tätigkeit in der Notgemeinschaft mit großem Engagement entscheidend zum Fortbestand der deutschen Altertumswissenschaft beigetragen. Wilamowitz schrieb zum Tode Meyers in einem Brief an Eduard Schwartz[1326], Meyer sei für die Notgemeinschaft „unersetzlich", ein Urteil, dem aus der Sicht der Zeitgenossen nur zuzustimmen ist. Auch die heutige Wissenschaft profitiert davon, daß durch die damaligen Hilfsmaßnahmen, deren Gestaltung in der Altertumswissenschaft Meyer wesentlich mitbestimmt hat, wichtige wissenschaftliche Aufgaben erfüllt werden konnten

---

[1324] Vgl. K. Christ, Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft. München 1982, S. 99.

[1325] Marohl, S. 11.

[1326] W. M. Calder III and R. L. Fowler, The preserved letters of Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff to Eduard Schwartz. Ed. with introd. and commentary. München 1986 (SB d. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. 1986, l), S. 101.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0378

und die Kontinuität der deutschen Forschung nach dem Ersten Weltkrieg nicht unterbrochen wurde.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0379

GEORG WISSOWA (1859-1931) ALS PROMOTOR DER KLASSISCHEN ALTERTUMSWISSENSCHAFT[1327]

Von den 1810/11 gegründeten drei preußischen Universitäten gleichen Stifternamens Berlin, Bonn und Breslau ist die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität in der Klassischen Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts am wenigsten mit Glanz hervorgetreten.[1328] Ihr fehlten mit ihr auf Dauer verbundene ruhmvolle Repräsentanten wie in Berlin August Boeckh, Karl Lachmann, Moriz Haupt und Theodor Mommsen oder in Bonn Friedrich Gottlieb Welcker, Friedrich Ritschl, Otto Jahn und Hermann Usener, um nur willkürlich einige Namen zu nennen. Zwar hatten in den siebziger und achtziger Jahren an der Breslauer Alma Mater Männer wie der Lachmann-Biograph Martin Hertz, August Reifferscheid und August Rossbach ihre Bedeutung, jedoch an die genannten „Heroen" der Fächer an den beiden anderen Universitäten reichten sie nicht heran. So blieb auch der in Breslau allein ausgebildete Nachwuchs überwiegend auf einem Durchschnittsniveau. - Georg Wissowa ist eine Ausnahme dieser Regel. Er gehörte zu den wenigen nur in Breslau ausgebildeten Klassischen Philologen, die durch überdurchschnittliche Fähigkeiten auf ihrem Fachgebiet herausragten. Wissowas Ruhm gründete sich auf zwei Leistungen, auf seine Forschungen zur römischen Religion, die bis heute grundlegend sind, und auf die von ihm übernommene Neugestaltung und Neubearbeitung des Mammutwerkes, der „Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft" (RE), die mit Recht nicht nur unter August Paulys, sondern auch unter seinem Namen zitiert wird.

[1327] Vortrag, gehalten auf dem XVI. Symposion des Gerhard-Möbus-Institut für Schlesienforschung an der Universität Würzburg „Schlesische Beiträge zur Entwicklung der Wissenschaften II" am 9. Oktober 1998.

[1328] Dazu das zwar überspitzte, aber nicht ganz unberechtigte Urteil von Wilamowitz in einem Brief vom 22. Aug. 1889 an Friedrich Althoff: „wenn ich über Breslau mich auf Ihren wunsch zu äußern wage, so verkenne ich nicht, daß die große bedeutsamkeit der stelle sicherlich noch andere factoren in rechnung zu setzen zwingt, als ich übersehen kann. denn da Hertz ein alter Herr ist, sonst die philologie durch nullen oder minusgrößen besetzt ist (Kaibel und ich haben seiner zeit vergeblich vor Zacher gewarnt), die alte geschichte jetzt auch keinen bereits vollzählenden vertreter hat die gymnasien zweier provincen zu versorgen sind, und gerade die gymnasiallehrer menschlich zu haben für unsern osten eine wichtige sache ist, so tut es die philologie alleine nicht." (Berufungspolitik innerhalb der Altertumswissenschaft im wilhelminischen Preußen. Die Briefe Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorffs an Friedrich Althoff. <1883-1908>. Hrsg. von William M. Calder III u. Alexander Košenina. Frankfurt a. Main 1989, S. 47).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0381

Vorab einige Daten zum Lebenslauf Wissowas: Georg Otto August Wissowa[1329] wurde am 17. Juni 1859 in Neudorf bei Breslau geboren, wo sein frühverstorbener Vater Otto Wissowa als Assessor und Stadtgerichtssekretär tätig war. Der Großvater August Wissowa (1797-1868) war ein Findelkind und wurde in einem Jesuitenkloster erzogen. Die Mutter Lonny, geb. Seydel war die Tochter eines protestantischen Pfarrers aus Rausse bei Maltzsch. Georg Wissowa hatte noch zwei jüngere Schwestern und einen jüngeren Bruder; da der Vater katholisch war, wurden - wie damals häufiger in Mischehen - die Söhne in katholischem und die Töchter in evangelischem Glauben erzogen.
Wissowa besuchte das St. Matthias-Gymnasium in Breslau, das sein Großvater August Wissowa lange Jahre geleitet hatte. Von ihm, der durch Untersuchungen zu Theokrit in der Klassischen Philologie hervorgetreten war[1330], hatte der Enkel die Begabung und das Interesse für die alten Sprachen geerbt, und durch ihn war diesem die Wahl des späteren Studienfaches in gewisser Hinsicht vorgegeben. Andererseits ist auch eine gewisse Neigung für juristische Fragen als Erbteil des Vaters vorhanden, wie später gerade auch bei seinen religionsgeschichtlichen Forschungen erkennbar wurde, bei denen Aspekte von Staat und Recht eine wichtige Rolle spielten.
Nach der mit Glanz abgelegten Reifeprüfung begann Wissowa im Oktober 1876 das Studium der Klassischen Philologie an der Breslauer Universität. Im Lateinischen waren Martin Hertz[1331] und vor allem August Reifferscheid seine Leh-

---

[1329] Literatur: Franz Gundlach, Catalogus professorum academiae Marburgensis 1527-1910. Marburg 1927, S. 340-341; Wilhelm Kroll, G. W. zum 70. Geburtstag. Forschungen u. Fortschritte 5. 1929, S. 203; Otto Kern, G. W. In: BJbA 60. 1934, S. 120-145 (mit Bibliographie); ders., G. W. Halle 1931 (Hallische Universitätsreden 51); ders., G. W: In: Hallische Universitätszeitung 15. Juli 1831, Nr. 6, S. 1-2; ders., G. W. In: Gnomon 7. 1931, S. 398-400; Johannes Stroux, G. W. In: Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1931/1932, S. 27-29; Francesco Bertolini, Wilamowitz a Wissowa. In: Quaderni di Storia 4. 1976, S. 47-54 und Wilamowitz a Wissowa e Praechter, ebd. 7. 1978, 185-210, dazu auch William M. Calder III, ebd. 8. 1978, S. 357; A. E. Gordon, An Anecdote about Georg Wissowa and Alfred Emerson. In: Class. World 77. 1983/84, S. 20.
[1330] Theocritus sive idylliorum Theocriti suspectorum vindiciae. Phil.-Diss. Breslau 1828. Er hat außerdem eine Reihe von Schulprogrammen, vor allem über Tacitus, verfaßt. - August Wissowa war Mitglied der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, dabei von 1857-1868 Sekretär der philologischen Sektion (siehe Michael Rüdiger Gerber, Die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur <1803-1845> (Beihefte zum JSFUB 9), S. 67.)
[1331] (1818-1895) wurde 1855 o. Professor in Greifswald, 1862 in Breslau; 1893 trat er dort in den Ruhestand.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0382

rer[1332]; der letztgenannte weckte bereits in dem jungen Studenten das besondere Interesse für die römische Religion. Im Griechischen wurde der damals als junger Privatdozent in Breslau wirkende, nur ein Jahrzehnt ältere Georg Kaibel[1333], einer der führenden Philologen der jüngeren Generation, Wissowas Lehrer. Das Studium verlief so erfolgreich wie die Schulzeit. Den Höhepunkt bildete die von ihm eingereichte Preisarbeit „De Macrobii Saturnaliorum fontibus", mit der er den Preis gewann und zugleich am 3. Juli 1880 zum Doctor philosophiae promoviert wurde. Wissowa beschäftigte sich in dieser Arbeit mit dem bis in die Gegenwart diskutierten Quellenproblem des Macrobius und führte die Forschung durch eine Reihe neuer Aspekte weiter. Nach der Promotion ging er für ein Jahr nach München, um bei dem dort wirkenden Archäologen Heinrich von Brunn seine altertumswissenschaftlichen Kenntnisse durch das ihm durch die Breslauer Verhältnisse noch fehlende Archäologiestudium zu ergänzen. Brunn wurde damit neben Reifferscheid der zweite für ihn wichtige Lehrer.[1334] Für das Jahr 1881 bewarb sich Wissowa um das Reisestipendium des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts, wurde jedoch abgewiesen, eine nochmalige Bewerbung für 1882 hatte dann aber Erfolg[1335], und er ging im Oktober für ein Jahr nach Rom. Vor dem Romaufenthalt suchte er in dem von ihm schon während der Studienzeit angestrebten Berufsziel, der Hochschullaufbahn, weiterzukommen und habilitierte sich am 14. Juli 1882 an der Breslauer Universität für Klassische Philologie mit der religionsgeschichtlichen Arbeit „De Veneris simulacris Romanis" (Breslau 1882) und mit einer ungedruckten Antrittsvorlesung „Gräberschmuck und Totenkult bei den Griechen".

Der Aufenthalt in der ewigen Stadt gab ihm die Möglichkeit, textphilologische Forschungen an den Handschriftenschätzen der Bibliotheken Roms durchzuführen und zugleich durch Autopsie der Monumente von archäologischer Seite seine

---

[1332] (1835-1887), 1867 a. o. Professor in Bonn, 1868 o. Professor in Breslau, 1885 in Straßburg, wo er starb; Wissowa schrieb später den Nachruf auf ihn im BJbA 12. 1890, S. 39-52.

[1333] Georg Kaibel (1849-1901) wurde 1879 Professor an der Universität Breslau, und wirkte danach in Rostock, Greifswald und Straßburg; 1897 wechselte er nach Göttingen, wo er starb.

[1334] Einen Nachruf auf Brunn schrieb Wissowa in der Kölnischen Zeitung 1894, Nr. 655.

[1335] Zu den damaligen Kriterien bei der Auswahl der Stipendiaten, wofür Wissowa neben anderen als Beispiel angeführt wird, s. Lothar Wickert, Beiträge zur Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts 1879 bis 1929. Mainz 1979 (Das Deutsche Archäologische Institut. Geschichte u. Dokumente 2), S. 127.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0383

Studien zu vertiefen, so daß er in seiner Arbeitsweise einer umfassenden Betrachtung des Altertums folgte.
Der Romaufenthalt gab somit die Anregung und den Anlaß zu einer Reihe wissenschaftlicher Vorhaben. So erschienen in den nächsten Jahren von ihm in den Publikationsorganen des Deutschen Archäologischen Instituts „Sopra una statua di Museo Torlonia" in Kooperation mit Ernst Fabricius (Bulletino dell' Instituto di Corrispondenza Archeologica 1883, S. 141-144), „Monumenta ad religionem Romanam spectantia tria" (Annali dell' Instituto di Corrispondenza Archeologica LV. 1883, S. 156-167) und „Silvano e compagni" (Mitteilungen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts. Röm. Abt. I. 1886, S. 161-166). Alle diese Arbeiten zeigten bereits als Wissowas Forschungsschwerpunkt die römische Religionsgeschichte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien im Herbst 1883 begann Wissowa seine Lehrtätigkeit als Privatdozent an der Universität Breslau. Die vier Jahre währende Tätigkeit als Hochschuldozent verlief erfolgreich; ebenso fand er mit seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen Anklang. Durch Brunns Vermittlung kam er in dieser Zeit in persönlichen Kontakt mit Theodor Mommsen. Die Verbindung hatte zur Folge, daß Wissowa es übernahm, Teile des „Handbuches der römischen Altertümer" von Mommsen und Joachim Marquardt neu zu bearbeiten.[1336] Bei seinen Forschungen wurde für ihn nun in der Methodik die universale Betrachtung des römischen Altertums im Sinne Mommsens grundlegend; so daß dieser nach Reifferscheid und Brunn sozusagen als sein dritter Lehrer zu bezeichnen ist.[1337]
Mit dem Ruf auf einen außerordentlichen Lehrstuhl seines Faches an der Universität Marburg im September 1886 endete Wissowas Wirken in Breslau, und er kehrte auf seinem weiteren beruflichem Weg dorthin nicht wieder zurück. In Marburg lebte er sich schnell im Kreise zum Teil gleichaltriger Kollegen ein[1338],

---

[1336] Joachim Marquardt, Römische Staatsverwaltung. Bd. 3. 2. Aufl., besorgt von Georg Wissowa. Leipzig 1885.
[1337] Zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum Mommsens schrieb Wissowa eine Würdigung „Theodor Mommsen zum 8. November 1893" in der Kölnischen Zeitung 1893, Nr. 888 (Mommsen wurde am 8. Nov. 1843 in Kiel zum Doctor iuris promoviert, dazu Lothar Wickert, Theodor Mommsen. Bd. 1. Frankfurt a. Main 1959, S. 183-188).
[1338] Kollegen waren dort der Theologe Adolf Jülicher, der Germanist Edward Schröder, der Sprachforscher Wilhelm Schulze, der Historiker Goswin von der Ropp sowie der Althistoriker Benedikt Niese und die Klassischen Philologen Leopold Valentin Schmidt

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0384

im Januar 1890 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt und im gleichen Jahre heiratete er Helene Louise Schmidt, die Tochter eines Spinnnereibesitzers in Chemnitz.[1339] In der mit vielen Aufgaben in Lehre, Forschung und Verwaltung ausgefüllten Marburger Zeit hatte Wissowa die ersten gesundheitlichen Probleme, die er jedoch dadurch, daß er zweimal ein Urlaubsemester einlegte, überwand[1340], und gerade wegen dieser Hemmnisse verdient sein wissenschaftliches Schaffen in dieser Periode Bewunderung. Er arbeitete damals bereits intensiv an seinem Hauptwerk „Religion und Kultus der Römer" und hatte außerdem 1890 die Neubearbeitung der Paulyschen RE übernommen.

Im Dezember 1894 erhielt Wissowa die Mitteilung, daß er zum 1. April 1895 als Nachfolger Heinrich Keils auf den Lehrstuhl für Latinistik an die Universität Halle-Wittenberg versetzt werde. Eine mögliche Berufung nach Halle bestand schon früher; denn Wissowa stand an erster Stelle für die Nachfolge des 1891 verstorbenen Eduard Hiller, wurde jedoch wegen seiner katholischen Konfession nicht berufen, obwohl sich Friedrich Althoff[1341] für ihn eingesetzt hatte, der ihn wegen seiner Vorliebe für Verwaltungsaufgaben und der dabei bewiesenen Sachkenntnis sehr schätzte. Althoff war es denn auch, der nun beim zweiten Mal unter Außerkraftsetzung der an der Universität Halle bestehenden Konfessionsklausel die Berufung durchsetzte.[1342] Halle war die letzte Station der akademi-

---

und Theodor Birt; als Privatdozenten lernte Wissowa in Marburg den Klassischen Philologen Albrecht Dieterich und den Althistoriker Walther Judeich kennen.

[1339] Aus der Ehe gingen zwei Söhne Richard (geb. 1891) und Fritz (geb. 1897) sowie eine Tochter Gertrud (geb. 1894) hervor. Die Söhne verstarben im Kindesalter 1901 an Scharlach.

[1340] Kern, in: BJbA, S. 126.

[1341] Zu Althoff s. Bernhard vom Brocke, Friedrich Althoff. In: Wissenschaftspolitik in Berlin. Hrsg von Wilhelm Treue u. Karlfried Gründer. Berlin 1987 (Berlinische Lebensbilder 3), S. 195-214.

[1342] In einem Brief vom 15. Nov. 1894 (Nachlaß Wissowa, Sign.: Yi 20, I, 52) teilte Althoff Wissowa mit: „Hochgeehrter Herr Professor! Nachdem Sie von der philosophischen Fakultät in Halle nunmehr an erster Stelle in Vorschlag gebracht worden sind, liegt es in der Absicht des Herrn Ministers, Ihre Versetzung dorthin zu veranlassen und zu diesem Zwecke die Ertheilung des confessionellen Dispenses an allerhöchster Stelle zu beantragen.

Ich erlaube mir deshalb mit Bezug auf unsere früheren Besprechungen die ergebenste Anfrage, ob Sie bereit sind, zum April k. Js. mit 6000 M Gehalt und 660 M Wohnungsgeldzuschuß nach Halle überzusiedeln. Bejahendenfalls ersuche ich Sie, die beiden anliegenden Reverse, wie dieselben jetzt üblich sind, zu vollziehen und mir zurückzuschicken.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0385

schen Laufbahn Wissowas. Er blieb dieser Universität treu, auch als er 1902 einen ehrenvollen Ruf an die Universität Tübingen erhielt[1343]. In den drei Jahrzehnten seines Wirkens in Halle zeichnete er sich weiter in Lehre und Forschung aus und trug entscheidend zum damaligen Ansehen der dortigen Altertumswissenschaft bei[1344]. Bis 1912 war er geschäftsführender Direktor des Philologischen Seminars. Im Institutsbetrieb und ebenso in der Universitätsverwaltung ragte er durch seine Führungsqualitäten hervor, zu denen Menschenkenntnis, Verhandlungsgeschick und die Fähigkeit, ausgleichend zu wirken, gehörten. Über dem letzten Jahrzehnt von Wissowas Leben lag die Tragik, daß er infolge eines Schlaganfalls, den er 1923 erlitt, seine berufliche Tätigkeit nicht weiterzuführen vermochte. Zum 1. Oktober 1924 mußte er sich pensionieren lassen. Auch zu wissenschaftlicher Arbeit war er nicht mehr in der Lage. Er lebte sehr zurückgezogen teils in Einsiedel am Erzgebirge, teils in Halle, wo er nach langem Siechtum am 11. Mai 1931 starb.

1. Wissowa und die Erforschung der römischen Religion

Wissowas Forschungstätigkeit auf seinem Spezialgebiet, der römischen Religionsgeschichte, war geprägt von jahrzehntelanger intensiver Kleinarbeit, in der er schrittweise durch „Vorarbeiten und Einzelnachweise“[1345] zu einem Gesamtbild der römischen Religion zu gelangen suchte.
Diese Vorarbeiten kamen 1904 gesammelt als Ergänzungsband zu seinem zwei Jahre zuvor veröffentlichten Hauptwerk „Religion und Kultus der Römer“ unter dem Titel „Gesammelte Abhandlungen zur römischen Religions- und Stadtgeschichte“ heraus[1346] und sollten für die notwendigerweise knapp gehaltene „Ge-

---

Sollte Ihnen noch eine mündliche Rücksprache mit mir erwünscht sein, so bemerke ich ergebenst, daß ich nächsten Montag Nachmittag in Göttingen, Hotel Gebhardt, sein werde und dort zu Ihrer Verfügung stehe.
In vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebenster Althoff.“

[1343] Kern, in: BJbA, S. 129.

[1344] Als Wissowa seine Professur in Halle übernahm, wirkten mit ihm dort die Gräzisten Wilhelm Dittenberger und Friedrich Blaß, der Althistoriker Eduard Meyer, der Archäologe Carl Robert und der Sprachwissenschaftler Friedrich Bechtel. Für den nach Leipzig und später nach Berlin berufenen Meyer kam später Ulrich Wilcken. Auf Dittenberger und Blaß folgten als Kollegen Karl Praechter und Otto Kern.

[1345] Wissowa, Gesammelte Abhandlungen zur römischen Religions- und Stadtgeschichte. München 1904, S. V.

[1346] Gewidmet war der Band Eduard Meyer, der in Halle eine Zeit lang Wissowas Kollege war.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0386

samtdarstellung" das „Beweismaterial" bieten. Vereinigt waren in dem Band fünfzehn Abhandlungen aus den Jahren 1882-1904 in chronologischer Folge ihres Erscheinens. Alle Beiträge hatte Wissowa überarbeitet und ergänzt; die frühen Arbeiten erfuhren dabei die stärksten Veränderungen; neu war die Abhandlung XV. In der Hauptsache ging es bei diesen Untersuchungen um Wesen und Funktion einzelner Gottheiten und die Form ihrer Verehrung im Verlaufe der Geschichte Roms; im Vordergrund stand die Frühzeit. In Verbindung damit galt das Interesse auch sakralen und politischen Institutionen Roms. Ein wesentlicher Aspekt bei diesen Arbeiten war, die vorliegenden literarischen, epigraphischen und monumentalen Zeugnisse auf ihren Informationswert zu überprüfen.[1347]

[1347] Hier ein kurzer Überblick über die einzelnen Beiträge: Die Sammlung begann mit der lateinisch geschriebenen Breslauer Habilitationschrift „De Veneris simulacris Romanis", einer Arbeit über die Kultbilder der Göttin Venus, worin Wissowa zum einen paradigmatisch - vor allem unter Benutzung archäologischer Zeugnisse - über den Kult der Göttin in Rom und die Veränderungen, denen er unterworfen war, Untersuchungen anstellte, und zum anderen aus den alten Mythen und der Beschaffenheit antiker Beobachtungen Wesen und Charakter einzelner Götter, wie eben der Venus, herausschälen wollte. Der zweite, schon erwähnte Beitrag aus Wissowas Aufenthalt in Rom „Monumenta ad religionem Romanam spectantia tria" deutete ebenfalls einige römische Monumente mit religiösen Darstellungen. Der dritte Aufsatz - gleichfalls aus der Zeit des Italienaufenthaltes - nahm seinen Ausgangpunkt von einem Relief aus dem Museo Archeologico in Florenz, auf dem nach Wissowas Deutung Silvanus, der römische Gott des Waldes und Landlebens, dargestellt war. In dieser Arbeit setzte sich Wissowa mit dem Problem der Gleichsetzung italischer Gottheiten mit „wirklich oder vermeintlich wesensverwandten griechischen" auseinander. Untersucht wird das speziell an Faunus und Silvanus und ihrem Verhältnis zu Pan, Marsyas und anderen. In der vierten Abhandlung mit dem Titel „Die Überlieferung der römischen Penaten" ging es um Quellen des sehr alten Kultes der Penaten, der römischen Hausgötter. Ebenfalls zur Quellenforschung äußerte sich Wissowa im fünften Beitrag „Römische Sagen", worin er zur „mythischen Überlieferung" Stellung nahm und vor ihrer „planlosen und unkritischen Benutzung" warnte. In der sechsten Abhandlung wurde ein topographisches Problem diskutiert, die Lokalisierung des Tempels des Quirinus in Rom. In dem ursprünglich als Marburger Universitätsprogramm veröffentlichten siebten Beitrag ging es um die feriae, die religiösen Feiertage, im frühen Rom. Gleichfalls ein Marburger Univesitätsprogramm war der achte Beitrag, der sich mit den Göttergruppen Di indigetes und novensides befaßte (s. unten). Im neunten Beitrag, einer in Marburg gehaltenen akademischen Festrede, sprach Wissowa über die Säkularfeier des Augustus. Als zehnter Beitrag folgte Wissowas Artikel aus der Realenzyklopädie über die Argei, die 27 menschenähnlichen Puppen aus Binsensrtroh, die alljährlich am 14. Mai von den Vestalinnen in den Tiber geworfen wurden. Die Abhandlung XI „Septimontium und Subura" beschäftigte sich mit dem in Rom gefeierten Fest der sieben Berge, Septimontium, und seiner Beziehung zu der Subura, einer der Hauptstraßen Roms; es ging dabei unter anderem um die Lokalisierung der Subura. Die Abhandlung XII enthielt ebenfalls Lösungen zu topo-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0387

Eine weitere Aufgabe hatte Wissowa dadurch übernommen, daß er als einer der besten Kenner der Materie auch bei dem von Wilhelm Heinrich Roscher 1884 begonnenen „Ausführlichen Lexikon der griechischen und römischen Mythologie“[1348] mitarbeitete. Hierfür steuerte er eine ganze Reihe größerer und kleinerer Artikel aus seinem Spezialgebiet bei; unter anderem waren es die Artikel Faunus, Lares, Liber und Libera, Minerva, Neptunus, Ops, Penates, Quirinus, Salus, Veiovis und Venus.

Wissowas Hauptwerk, sein im Rahmen des „Handbuches der Klassischen Altertumswissenschaft“ Iwan von Müllers veröffentlichtes Buch „Religion und Kultus der Römer“, erschien zuerst 1902 und wurde 1912 in zweiter überarbeiteter Auflage aufgelegt.

Der Anstoß, eine Darstellung der römischen Religion im Handbuch zu geben, kam von außen: Wissowa erhielt 1887 die Aufforderung, an Stelle seines früh verstorbenen Breslauer Lehrers August Reifferscheid diese Aufgabe zu übernehmen. Wie Wissowa im Vorwort seines Werkes schrieb[1349], „so schreckte“ ihn zunächst „die Form des Handbuchs mit seiner Nötigung zum dogmatischen Lehrvortrage und zur gleichmäßigen Behandlung aller Abschnitte, wobei notwendig auf der einen Seite vielfach Bekanntes und Anerkanntes wiederholt, auf der anderen Neues und Bestrittenes ohne die Möglichkeit erschöpfender Beweisführung aufgestellt werden mußte.“ Er dachte eher daran, zunächst „die Kernfragen der römischen Religion und des römischen Sacralrechts“ in seinem Sinne in monographischer Form zu behandeln. Neben der Pietät gegenüber seinem Lehrer nannte Wissowa zwei Gründe, die ihn doch zur Übernahme der Aufgabe erwogen, „einmal dass sich die Probe von der Richtigkeit einer Grundauffassung nur

---

graphischen Problemen, gekoppelt mit Studien zum Sakralwesen. In dem Vortrag „Römische Götterbilder“ (XIII) behandelte Wissowa die Frage nach dem Auftreten bildlicher Darstellungen der Götter in der römischen Religiongeschichte. Er kam zu dem Ergebnis, daß in Rom das Götterbildnis auf dieselbe Weise wie die Göttersage entstanden sei, und zwar erst später durch die Übernahme griechischer Vorbilder; für die Di Indigetes, die altansässigen römischen Götter, sei eine persönliche Vorstellung fremd. Der Beitrag XIV behandelte anhand inschriftlicher Zeugnisse aus der Zeit Trajans und Hadrians Felicitas und Salus, die Göttinnen des Glückes und der Gesundheit. Die Sammlung fand ihren Abschluß mit dem hier erstmalig veröffentlichten Aufsatz „Echte und falsche ‚Sondergötter‘ in der römischen Religion“, der gegen Hermann Useners berühmtes Buch „Götternamen“ (Bonn. 1896) gerichtet war und eine heftige Reaktion Useners hervorrief (Keraunos. In: RhM N.F. 60. 1905, S. 1-30 = Usener, Kleine Schriften. Bd. 4. Leipzig, Berlin 1913, S. 471-497).

[1348] Leipzig 1884/86-1937.

[1349] Wissowa, Religion und Kultus der Römer. München 1902 (HAW V, 4.), S. VII.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0388

machen läßt durch den Versuch ihrer Durchführung an allen Einzelfragen und an allen Teilen des gesamten Forschungsgebietes, sodann dass die Hoffnung, Mitarbeiter für die Lösung dieser ... Aufgaben zu gewinnen, nur dann Aussicht auf Erfüllung haben konnte, wenn einer das Gebäude der römischen Religion im ganzen zu reconstruieren wagte, um einerseits klarzustellen, inwieweit Fundamente und Bauriss noch deutlich zu erkennen sind, andererseits eben durch die notwendigen Mängel und Lücken seiner Wiederherstellung die bessernde und ergänzende Thätigkeit anderer hervorzurufen."[1350] In diesen Worten klingt die damals unbefriedigende Situation in der Erforschung der römischen Religion an, daß nämlich bislang nur einzelnes erforscht worden war, jedoch in vielen Fragen Unsicherheiten bestanden und eine systematische Gesamtdarstellung fehlte.

Eine solche war Wissowas Ziel, wie schon der Titel seines Buches „Religion und Kultus der Römer" deutlich machte, der eine gegenüber der bisherigen Forschung erweiterte und veränderte Themenstellung enthielt: Wissowa wollte ein vollständiges Bild der römischen Religion, vor allem der Staatsreligion[1351], und der dazu gehörigen Götterverehrung geben.

Seine Darstellung leitete er ein mit einem Überblick und einer Wertung der verfügbaren Quellen zur Geschichte der römischen Religion; das waren im wesentlichen der römische Festkalender, die antiquarisch-historische Literatur, die juristische Literatur und die Inschriften.[1352] Daran schloß er eine kurze Forschungsgeschichte seit dem 18. Jahrhundert.

[1350] Ebd.

[1351] Wissowa verstand darunter die Staatsreligion der Stadt Rom, d.h. die dortigen Kulte, die von der römischen Gemeinde und nicht privat von Personen gepflegt wurden; diese Religion stellte er außerdem in Gegensatz zur Volksreligion der Osker, Umbrer, Sabeller, Latiner und Etrusker. Im Gegensatz zu Wissowa und in der Reaktion auf diesen hat dann Franz Altheim, Römische Religionsgeschichte. Bd. 1-3. Berlin 1931-1933 die römische Religion in den Rahmen der Entwicklung der italischen Völkerschaften gestellt.

[1352] Als wichtigste Quelle für die altrömische Religion, d.h. die Religion in der Zeit vor dem griechischen Einfluß, nannte Wissowa (Religion u. Kultus, 2) den römischen Festkalender, der in einer Vielzahl von größeren Bruchstücken aus der römischen Kaiserzeit vorliege und sich als Ganzes rekonstruieren lasse. Er wies auf die zwanzig bekannten Ausfertigungen des Kalenders hin, die in Rom und in den benachbarten Munizipien gebraucht wurden und alle auf ein „offizielles Exemplar" zurückgingen. Bei den in ihm enthaltenen Aufzeichnungen hob er zwei Charakteristika heraus, die für alle Exemplare gültig sind; einmal war es ihre Gestaltung nach einem ziemlich gleichförmigen System von Abkürzungen, die eine Fülle von Hinweisen zu Art und Charakter des jeweiligen Tages sowie zu seinen religiösen, staatlichen und rechtlichen Besonderheiten boten, zum anderen waren es die in ihnen wiedergegebenen Nachrichten zu „eingesetzten Spielen, Festfeiern und Tempelgründungen" (ebd., S. 3). Andere Informationen, hauptsächlich

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0389

Einzugehen ist bei dem Quellenüberblick Wissowas auf einige Bemerkungen zum Wert der „mythologischen Dichtung" als Quelle für die römische Religionsforschung; es waren Bemerkungen, die auf die weitere Forschung eine große Wirkung ausübten. Im Gegensatz zu der Bedeutung der griechischen mythologischen Dichtung für die Erforschung der Religion seien die Sagen bei den römischen Dichtern, etwa bei Ovid und Properz, ohne Belang. Denn während der Mythos bei den Griechen letztlich aus einer „Tempellegende, einer volkstümlichen Überlieferung oder einer Lokalsage" stamme und in dichterischer Freiheit, aber „kontrolliert" ausgestaltet und erweitert worden sei, seien „die Erzählungen der römischen Dichter bewußte Erfindungen und Übertragungen griechischer Vorbilder." Wissowa gipfelte mit den vieldiskutierten Sätzen: „Die römische

---

solche, die über „Gebetsformeln und rituelle Ceremonien, über Zulässigkeit und Angemessenheit der einzelnen Opfertiere und sonstigen Opfergaben in den verschiedenen Kulten, über die Mitwirkung der einzelnen Priester auf der einen und des Publikums auf der anderen Seite, über volkstümliche Festbräuche" sind nach Wissowa aus der „antiquarisch-historischen Litteratur" zu ziehen (ebd., S. 4-5); hierunter führte er besonders die Antiquitates rerum divinarum des M. Terentius Varro an, außerdem Nigidius Figulus, Verrius Flaccus und Hyginus, ferner Gellius, Macrobius, die Vergilkommentatoren, Kirchenväter sowie von der griechischen Literatur Dionysios von Halikarnassos und Plutarch. Er wies hier besonders auf die in den Schriften dieser Autoren enthaltenen Urkundenfragmente hin.

Des weiteren erinnerte er an den ihm wichtigen und auch von Mommsen herausgehobenen Zusammenhang von Religion und Recht in Rom, der durch die „reiche juristische Litteratur" dokumentiert werde (ebd., S. 5). Diesen Schriften verdanke die Forschung „insbesondere Zeugnisse über Rangordnung und Rechtstellung der einzelnen Priesterschaften, über die verschiedenen Gattungen von heiligen Handlungen und ihre Träger, über die bei bestimmten Vorkommnissen erforderlichen Opfer, auch wichtige Einzelurkunden" (ebd., S. 5).

Im Zusammenhang mit dem in der Literatur überlieferten Urkundenmaterial erwähnte Wissowa die durch Inschriften überkommenen Statuten, Verordnungen und Bestimmungen. Er ergänzte seine Darstellung mit dem Hinweis, daß die meisten dieser erhaltenen Zeugnisse den Staatskult beträfen und im Gegensatz dazu bezüglich der Volksreligion die Quellenlage viel schlechter sei (ebd., S. 7). Hier sei die Forschung wegen der Dürftigkeit der literarischen Zeugnisse auf die „monumentalen und inschriftlichen Quellen" angewiesen (ebd., S. 7). So hätten uns erst „von Art und Bedeutung des häuslichen Kultes der Laren, Penaten, des Genius die aufgedeckten Häuser Pompeis mit ihren Hauskapellen und Sakralbildern eine Vorstellung vermittelt." Votivstatuen und Altarreliefs und auch die Münzbilder hätten erst „über die Auffassung und die Kultzusammenhänge einzelner Gottheiten unvermutete Aufschlüsse gegeben" und vor allem böten die vielen Weihinschriften aus allen Gebieten des römischen Reiches zahlreiche Informationen, die im einzelnen erst noch auszuwerten seien.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0390

Religion kennt keine ἱεροὶ λόγοι, keine Götterehen und Götterkinder, keine Heroenwelt, die zwischen Gottheit und Menschheit die Brücke schlägt, sie hat mit einem Worte keine Mythologie."[1353] Er erklärte dieses Phänomen damit, daß „das römische Volk eine außergewöhnlich harte Jugend durchzumachen gehabt" habe und „der drückenden Sorgen und aufreibenden Kämpfe um die eigenen Existenz erst ledig geworden" sei „im gereiften und nüchternen Mannesalter, dem für das bunte Spiel der Sage und Dichtung Neigung und Verständnis abgehe." Bei Beginn der römischen Literatur sei diese sagenbildende Fähigkeit nicht mehr vorhanden gewesen.

Während Wissowa als grundsätzliches Ergebnis seiner Auswertung der Quellen die Mythenlosigkeit der römischen Religion propagierte, von wo alle weiteren Betrachtungen auszugehen hätten, grenzte er seine Untersuchungen gegenüber der bisherigen Forschung, besonders der des 19. Jahrhunderts, dadurch ab, daß er im Gegensatz zur bisherigen überwiegend auf den Sagenstoff sich konzentrierenden Sichtweise den historischen und systematischen Aspekt im Rahmen einer Gesamtdarstellung in den Mittelpunkt stellte.

In diesem Sinne gliederte er sein Buch in einen historischen Teil „Überblick über den Entwicklungsgang der römischen Religion" und einen systematischen „Die Götter der römischen Staatsreligion" sowie schließlich in einen dritten, der „die Formen der Götterverehrung" behandelte.

Der historische Teil war in vier Abschnitte unterteilt, von denen der erste die älteste Zeit bis zur Erbauung des capitolinischen Tempels umfaßte, der zweite die Epoche bis zum zweiten punischen Kriege, der dritte die Zeit bis zum Ende der Republik und schließlich der vierte die Religion der Kaiserzeit.

Der systematische Teil bestand aus fünf Abschnitten: Im ersten befaßte sich Wissowa mit den Di indigetes, die er als „als ursprüngliche Gottheiten der römischen Gemeinde" interpretierte und in Gegensatz zu den Di novensides, den „später hinzugetretenen" Göttern setzte.[1354] Im zweiten Abschnitt behandelte er die „Di novensides italischer Herkunft", im dritten die „Di novensides griechischer Herkunft", im vierten „Neugeschaffene Gottheiten, wozu Personifikationen

---

[1353] Ebd., S. 8; zuerst äußerte Wissowa seine These von der „Mythenlosigkeit" der römischen Religion in dem Aufsatz „Römische Sagen" (In: Philologische Abhandlungen Martin Hertz dargebracht. Breslau 1888, S. 156-168; in überarbeiteter Form in: Wissowa, Gesammelte Abhandlungen, S. 129-143).

[1354] Wissowa, Religion u. Kultus, S. 15-16. Die etymologische Bedeutung von indigetes und novensides, die schon den Römern unklar war, ist umstritten, vgl. Gerhard Radke, Die Götter Altitaliens. 2. durchges. u. erg. Aufl. Münster 1979, S. 150-151.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0391

abstrakter Begriffe sowie die Dea Roma und die Divi imperatores gehörten; der fünfte war den „Sacra peregrina", den Fremdkulten gewidmet.
Der dritte Teil, der den Formen der Götterverehrung galt, beinhaltete das Sakralrecht, den Gottesdienst sowie die kultischen Institutionen. Schließlich wurde in zwei Anhängen der rekonstruierte römische Festkalender, die wichtigste Quelle zur römischen Religionsgeschichte, sowie eine Zusammenstellung der römischen Staatstempel wiedergegeben.
Wissowas historische und systematische Gesamtdarstellung bedeutete einen Meilenstein in der Erforschung der römischen Religionsgeschichte, und die Resonanz auf ihr Erscheinen war überaus positiv. So begann Frank Granger seine Besprechung des Buches[1355] mit den Worten: „Professor Wissowa has made the study of Roman religion so peculiarly his own that the work, which is now under review, may be regarded as the last word upon the sketch of the history of Roman religion." Und auch Rezensenten, die zu manchem Einzelproblem eine andere Meinung vertraten, wie Ernst Samter, erkannten an[1356], daß Wissowa das verfügbare literarische und epigraphische Quellenmaterial ausgeschöpft habe, und akzeptierten auch, daß er die Möglichkeiten der „vergleichenden Religionsbetrachtung" bewußt nicht einbezogen hätte, da es sich um den Versuch einer ersten Gesamtdarstellung handelte, bei der zunächst einmal eine Grundlage aus den vorliegenden Quellen zu schaffen war. Samter faßte sein Urteil in den Sätzen zusammen:[1357] „Muß ich aber auch in manchen, zum Teil wichtigen Punkten Wissowa widersprechen, so wird meine Dankbarkeit für das, was er in seinem Werke geboten, dadurch nicht gemindert, bleibt doch noch genug darin, was rückhaltlose Zustimmung verdient oder auf große Wahrscheinlichkeit Anspruch machen kann. Aber auch da, wo weitere Untersuchungen Wissowas Auffassungen vielleicht modifizieren werden, wird die mit staunenswerter Gelehrsamkeit und besonnener Quellenkritik gegebene Darstellung der Thatsachen des römischen Kultus ihren bleibenden Wert behalten: jede künftige Arbeit, auch die vergleichenden Untersuchungen sind durch sein Werk wesentlich erleichtert."

Die grundlegende Bedeutung von Wissowas Buch zeigte sich auch darin, daß 1912, wie gesagt, eine zweite Auflage erforderlich wurde. Darin konnte Wissowa im Vorwort mit Befriedigung feststellen, daß das Buch „bei seinem ersten Erscheinen vor 10 Jahren eine freundliche und verständnisvolle Aufnahme gefun-

[1355] Class. Review 16. 1902, S. 428-430.
[1356] Berliner Philolog. Wochenschrift 22. 1902, Sp. 905-913.
[1357] Ebd., Sp. 913.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0392

den und seitdem auf Richtung und Gestaltung der wissenschaftlichen Forschung in dem gewünschten und erhofften Sinne eingewirkt" habe.[1358] Er fuhr fort, daß er daher „weder Neigung noch Anlaß gefunden habe, es in Anlage und Grundriß erheblich umzugestalten, sondern sich „darauf beschränkt habe, im einzelnen diejenigen Abänderungen und Erweiterungen vorzunehmen, die durch den Gewinn besserer Erkenntnis oder den Zuwachs neuen Materials erforderlich wurden". Neben anderem wies er in diesem Zusammenhang auf die „Darstellung des allgemeinen Charakters der römischen Religion" durch andere Gelehrte hin, wie durch Ludwig Deubner[1359] und W. Warde Fowler[1360], deren Forschungsergebnisse er aufgriff und zumindestens in einigen Punkten noch im Ansatz für die Neuauflage zu berücksichtigen suchte.[1361]

[1358] Religion und Kultus der Römer. 2. Aufl. München 1912, S. VII.

[1359] Zur Entwicklungsgeschichte der altrömischen Religion. In: Neue Jahrbücher f. d. klassische Altertum 27. 1911, S. 321-335 (= Deubner, Kleine Schriften zur klassischen Altertumskunde. Hrsg. von Otfried Deubner. Königstein / Taunus 1982, Beiträge zur Klassischen Philologie 140, S. 113-127); zu Deubner s. a. Christoph Ulf, Das römische Lupercalienfest. Ein Modellfall für Methodenprobleme in der Altertumswissenschaft. Darmstadt 1982 (Impulse der Forschung 38), S. 14-16.

[1360] The Religious Experience of the Roman People from the earliest Times to the Age of Augustus. The Gifford Lectures for 1909-10 delivered in Edinburgh Univerity: London 1911. Fowler (S. 14) seinerseits hob die Wichtigkeit von Wissowas Werk hervor, „which will probably be for many years the best and safest for all students of our subject".

[1361] Daß Wissowa auch seine Ansicht zu einzelnen Fragen ändern konnte, zeigte beispielsweise sein Aufsatz „Die römischen Staatspriestertümer altitalischer Gemeindekulte" (Hermes 50. 1915, S. 1-33); darin schloß er sich in der Frage des „Doppelnamens Laurentes Lavinates und des Verhältnisses seiner beiden Bestandteile zueinander" (ebd., S. 23), worin er bisher Mommsen gefolgt war, nun Hermann Dessau an (ebd., S. 28); er kam dort zu dem Schluß, daß „es - abgesehen von den hier nicht in Betracht kommenden Laurentes vico Augustano - weder eine politische noch eine sakrale Gemeinde Laurentum jemals gegeben habe daß also von einer Incorporation des zerstörten Lavinium in Laurentum keine Rede sein kann". (Zu den Sacerdotes Laurentes und ihrem Alter s. Kurt Latte, Römische Religionsgeschichte. München 1967, HAW V, 4, S. 295, Anm. 5 u. 407.) - Andererseits verteidigte er für richtig erachtete Theorien, so in dem Aufsatz „Interpretatio Romana" (Archiv f. Religionswissenschaft 19. 1917-18, S. 1ff, dazu Religion und Kultus. 2. Aufl., S. 85-87) seine Darstellung des in der lateinischen Kunstprosa verbreiteten „Stilgesetzes", nach dem Götternamen der Barbaren durch griechische oder römische ersetzt wurden, wobei oft recht willkürlich nicht so sehr das innere Wesen der fremden Gottheit zum Ausdruck gebracht wurde als vielmehr das Bild, das sich einem römischen Gewährsmann bei dem ersten Kontakt mit ihr einprägte, beispielsweise, daß der Hauptgott der Gallier mit Mercurius bezeichnet wurde, weil zuerst römische Kaufleute nach Gallien gekommen waren.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0393

In der Zeit zwischen den Weltkriegen war es Wissowas Werk, von dem die weitere Erforschung der römischen Religionsgeschichte ihren Ausgang nahm - wir kommen darauf noch zurück. Auch in der Forschung nach dem Zweiten Weltkrieg blieb Wissowas Buch bestimmend; das zeigte sich schon darin, daß es 1971 nachgedruckt wurde, obwohl innerhalb des Handbuchs der Altertumswissenschaft inzwischen Kurt Lattes „Römische Religionsgeschichte“[1362] seinen Platz eingenommen hatte. Noch Gerhard Radke urteilte, daß „eine im wahren Sinne des Wortes eigentliche römische Religionsgeschichte erst mit G. Wissowas Handbuch ‚Religion und Kultus der Römer‘“ entstanden sei[1363], und Fritz Graf bezeichnete ihn erst kürzlich als den „Altmeister der römischen Religion“.[1364]
So nimmt die Forschung unserer Tage in vielen Punkten noch von Wissowas Ergebnissen ihren Ausgangspunkt, das betrifft sowohl die Fülle des von ihm zusammengetragenen Materials, das freilich seit seiner Zeit durch die archäologischen Funde[1365] erheblich vermehrt worden ist, als auch die zustimmende und auch kritische Auseinandersetzung mit seinen Grundanschauungen zur römischen Religion. Gerade die kritische Überprüfung von Grundvorstellungen Wissowas, ihre Modifizierung und auch bisweilen Korrektur führte die Forschung weiter. Beispiel dafür ist Wissowas auf Mommsen zurückgehendes „Systemdenken“[1366], zu dem gehörte, daß der römische Staatskult und die römische Staatsreligion als „nüchtern“ und „formalistisch“ gekennzeichnet wurden. Ein solcher Tenor in der Beurteilung ist in vielen Untersuchungen, auch solchen, die Wissowa kritisch gegenüberstehen, zu finden.[1367] Eine solche Charakterisierung ist jedoch nur stimmig, wenn vorausgesetzt wird, daß der Römer von Natur aus „nüchtern“ war; das wird jedoch heute angezweifelt. Gerade die für die Nüchternheit der römischen Religion angeführten Kulte aus der Frühzeit Roms, wie

---

[1362] München 1960 (HAW V 4).
[1363] Gerhard Radke, Zur Entwicklung der Gottesvorstellung und der Gottesverehrung in Rom. Darmstadt 1987 (Impulse der Forschung 50), S. VII.
[1364] Fritz Graf, Der Mythos bei den Römern. Forschungs- u. Problemgeschichte. In: Mythos in mythenloser Gesellschaft. Das Paradigma Roms. Hrsg. von Fritz Graf. Stuttgart & Leipzig 1993 (Colloquium Rauricum 3), S. 31-32.
[1365] Vgl. Erika Simons Einleitungssätze der „Einführung“ zu ihrem Buch „Die Götter der Römer“ München 1990, S. 9: „In diesem Buch geht es, um den Titel eines alten Standardwerkes zu nennen, um ‚Religion und Kultus der Römer‘. Neu hinzu kommt die archäologische Betrachtungsweise, über die der Verfasser jenes Werkes, Georg Wissowa, nur sporadisch verfügen konnte, während sein Nachfolger im Handbuch, Kurt Latte, Archäologisches absichtlich beiseite ließ.“
[1366] Ulf, Das römische Lupercalienfest, S. 151-152.
[1367] Ulf, Das römische Lupercalienfest, S. 152.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0394

beispielsweise die Lupercalia[1368], werden in der neuen Forschung als „nicht-nüchtern" bewertet.[1369]

Eine der wichtigsten Manifestationen Wissowas für die römische Religionsgeschichte, gleichsam das Produkt der römischen „Nüchternheit", war - wie schon erwähnt - seine These von der Mythenlosigkeit der römischen Religion, die sich in der Wissenschaft, vor allem im deutschsprachigen Raum trotz manchen Widerspruchs als communis opinio durchsetzte. Im Gegensatz zu Wissowa hatte schon lange vor diesem Hermann Usener die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Aitia - die Geschichten, die bestimmte wiederkehrende Riten und Feste erklären - möglicherweise Relikte frührömischer Mythen in sich bergen.[1370] Unter Berufung auf Usener suchte dann Walter F. Otto[1371] gegen Wissowa zu zeigen, daß römische Kultaitia - er nannte sie Festlegenden - nicht nur „schlechte Nachbildungen griechischer Sagen" seien, sondern „Legenden aus dem Schatze des Volkes". Er wandte sich auch dagegen, eine „Überlieferung, wenn sie auch erst am Anfang der Kaiserzeit auftaucht", mit Wissowa und Mommsen gleich zu „verdammen". Wiederum in der Nachfolge Ottos billigte Carl Koch[1372] Rom Mythen zu; auch er glaubte an das Vorhandensein eigenständiger Kultaitia, die dabei nicht unbedingt alt zu sein brauchten, außerdem führte er Mythen an, die in historischer Zeit von Griechen und Etruskern nach Rom gekommen waren. Wenn man

---

[1368] Fest des altitalischen Gottes Faunus am 15. Februar. Bei diesem Fest liefen seine Priester, die Luperci („die Wölfischen"), nur mit dem Fell des vorher geopferten Bockes bekleidet, um den palatinischen Hügel herum, an dessen Fuß das Lupercal lag, die Höhle, in der die Wölfin Romulus und Remus gesäugt hat.

[1369] Ulf, Das römische Lupercalienfest, S. 159-161.

[1370] In seinem Aufsatz „Italische Mythen" (RhM 30. 1875, S. 182-229 = Usener, Kleine Schriften. Bd. 4. Leipzig, Berlin 1913, S. 93-143), zweifelte er an der Wertlosigkeit der Aitia und vertrat die Ansicht, daß durch einen Vergleich römischer Mythen mit denen anderer Völker eine Vorstellung gegeben werden könne, wie diese Mythenreste einmal ausgesehen haben.

[1371] Walter F. Otto, Römische Sagen. In: Wiener Studien 34. 1912, S. 318-331 = Otto, Aufsätze zur römischen Religionsgeschichte. Meisenheim am Glan 1975 (Beiträge zur Klass. Philologie 71), S. 131-157.

[1372] Carl Koch, Der römische Juppiter. Frankfurt/Main 1937 (Frankfurter Studien zur Religion u. Kultur der Antike 14); Nachdr. Darmstadt 1968 (Libelli 244), S. 11-15. Ebenso hat Koch Wissowas Vorstellungen über die Di indigetes, die dieser als Repräsentanten einer urrömischen Religion im Gegensatz zu den novensides ansah, widersprochen, s. Carl Koch, Gestirnverehrung im alten Italien. Sol Indiges und der Kreis der Indigetes. Frankfurt/Main 1933 (Frankfurter Studien zu Religion u. Kultur der Antike 3); zur Forschungsgeschichte s. Gerhard Radke, Die Götter Altitaliens. 2. Aufl. Münster 1979 (Fontes et Commentationes 3), S. 150-151.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0395

von dem Maßstab der Indigität und des hohen Alter abgehe, könne man auch hier von Mythen sprechen. Kochs mit dem Schlagwort „Entmythisierung" definierte Vorstellungen[1373] wurden via Karl Kerényi, dem Freunde Walter F. Ottos, von den italienischen Gelehrten Angelo Brelich, Dario Sabbatucci und Enrico Montanari weiter ausgebaut.[1374]

Verstärkt erhoben sich dann in neuester Zeit gegen die von Wissowa verallgemeinerte Form der Theorie von der Mythenlosigkeit der römischen Religion Bedenken; sie fanden in dem dritten Colloquium Rauricum mit dem Titel „Mythos in mythenloser Gesellschaft. Das Paradigma Roms"[1375] Ausdruck. Hier werden eine Reihe von „Neuansätzen" zur Erforschung der römischen Religion vorgetragen, unter anderem die Nutzung von Modellen aus der „Social anthropology" und der „Anthroplogie structurale"[1376]. Ein weiterer Weg ist die Erforschung der rituellen Aitiologie[1377], bei der sich offenbar „die in der griechischen Welt erfolgreichen Methoden" voll auf das Römische übertragen lassen[1378]. In anderen Ansätzen werden eine völlige „Loslösung vom „hellenozentrischen Modell" gefordert[1379] und damit im Zusammenhang für die Zukunft „Analysen, welche die Funktion mythischer Erzählung in den Gesellschaften des hellenistischen Griechenland und Italien und in der römischen Kaiserzeit schärfer fassen".[1380] Um zu ergiebigeren Resultaten zu gelangen, kristallisiert sich also als „Stoßrichtung" heraus, den römischen Mythos von griechischen Modellen zu trennen, zumindestens soweit sie sich auf das archaische Griechenland bezie-

---

[1373] Carl Koch, Religio. Studien zu Kult und Glauben der Römer. Hrsg. von Otto Seel. Nürnberg 1960.

[1374] Siehe zum ganzen Abschnitt Graf, Der Mythos bei den Römern. Forschungs- u. Problemgeschichte. In: Mythos in mythenloser Gesellschaft (wie folgende Anm.), 35-37.

[1375] Das Colloquium fand vom 28.-30. August 1991 auf dem Landgut Castelen in Augst bei Basel statt. Die Beiträge sind veröffentlicht in: Mythos in mythenloser Gesellschaft. Das Paradigma Roms. Hrsg. von Fritz Graf. Stuttgart & Leipzig 1993 (Colloquium Rauricum 3).

[1376] Fritz Graf in der Einleitung zu Mythos in mythenloser Gesellschaft, S. 2.

[1377] Jan N. Bremmer, Three Roman aetiological myths. In: Mythos in mythenloser Gesellschaft, S. 158-174.

[1378] „Hier läßt sich die römische Mythologie noch in einer Kultbindung fassen, die sie in der dichterischen Ausgestaltung der (griechisch) mythischen Tradition nicht haben" kann (Graf, 3); Graf weist auf Jan N. Bremmer/ Nicolas M. Horsfall, Roman Myth and Mythography. London 1987 (Bulletin of the Institute of Class. Studies of the Univ. London. Suppl. 52) hin.

[1379] Mary Beard, A complex of times. No more sheep of Romulus' birthday. In: Proceedings Cambr. Philolog. Society 33. 1987, S. 1-15.

[1380] Graf, S. 4.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0396

hen.[1381] Überhaupt wird es als Aufgabe angesehen, den Mythos begrifflich neu zu definieren und seine Funktion neu zu prüfen.[1382] Alle diese Forschungsansätze sind nur auf der Grundlage von Wissowas Ergebnissen möglich geworden, die für diese Fragestellungen die Voraussetzungen geliefert haben.

2. Andere wissenschaftliche Arbeiten

Wissowas wissenschaftliche Arbeit beschränkte sich im wesentlichen auf seine Forschungen zur römischen Religion und auf das Mammutunternehmen der noch zu behandelnden Redaktion der RE. Dabei hat man ihm sogar den Vorwurf gemacht, er habe „unter dem Deckmantel philologischer Veranstaltungen bis zuletzt an der Erforschung der römischen Religion" gearbeitet[1383] - ich meine, zu Unrecht; denn die schriftliche Überlieferung stellt einen wesentlichen Teil der Quellen dar, und bei einer Beurteilung seines sehr speziell und eng erscheinenden Forschungsgebietes darf man seine immense Beanspruchung durch die Redaktion der RE nicht vergessen.

Im übrigen hat er trotz dieser Belastung noch die Zeit für die Beschäftigung mit weiteren Arbeitsgebieten gefunden. Dazu zählten seine Forschungen zu Tacitus, speziell zur Germania. Sein Breslauer Lehrer Georg Kaibel übertrug ihm die Aufgabe, innerhalb der von ihm herausgegebenen Sammlung wissenschaftlicher Kommentare einen Kommentar zur Germania des Tacitus abzufassen. Das öfter angekündigte Werk ist jedoch nie erschienen. Andererseits künden Wissowas Vorlesungen in Halle sowie eine Reihe von Aufsätzen, Vorträgen und Rezensionen von der intensiven Beschäftigung mit der Germania[1384], sie galten Fragen

---

[1381] Graf, S. 5. - Zur gegenwärtigen Situation der antiken Religionsgeschichte s. a. Gerhard Baudy, Antike Religion in anthropologischer Deutung. Wandlungen des altertumskundlichen Kult- u. Mythosverständnisses im 20. Jahrhundert. In: Die Wissenschaft vom Altertum am Ende des 2. Jahrtausends n. Chr. Hrsg. von Ernst-Richard Schwinge. Stuttgart u. Leipzig 1995, S. 229-258.

[1382] Graf, S. 4. - Einwände gegen Wissowas Deutung des Mythos erhebt auch J. Rüpke, Die Religion der Römer. München 2001, S. 129ff.

[1383] So erst kürzlich Jörg Rüpke, Römische Religion bei Eduard Norden. Marburg 1993, S. 11 im Zusammenhang mit der Frage nach Nordens religionswissenschaftlichen Forschungen.

[1384] Zu nennen sind : Tacitus' Germania. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 27. Jan. 1904 im Namen der Universität Halle-Wittenberg. (Ungedruckt); Zur Beurteilung der Leidener Germania-Handschrift. Festschrift zum 25jähr. Stiftungsfest des Philologischen Vereins der Universität München. 1905, S. 1-13. (Sonderabdruck); Taciti dialogus de oratoribus et Germania. Suetonii de viris illustribus frag-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0397

der Textgeschichte, der Ethnographie und der Religionsgeschichte und werden noch in den neuen Kommentaren zur Germania zitiert.[1385]

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg begann Wissowa eine ganz anders geartete Arbeit, die Neubearbeitung von Ludwig Friedlaenders „Sittengeschichte Roms" (Leipzig 1921-1923; Nachdr. 1961); es handelte sich um die neunte und zehnte Auflage dieses auf dem Gebiet grundlegenden Werkes, das er seit seiner Primanerzeit zu den von ihm besonders geschätzten Werken zählte. Mit großer Hingabe schuf er in siebenjähriger Arbeit ein Werk, in dem das Charakteristische der Darstellung Friedlaenders voll erhalten blieb, das aber zugleich im einzelnen auf den aktuellen Stand der Forschung gebracht wurde. Er äußerte dazu: „Kein wissenschaftliches Buch, auch nicht das beste, hat eine ungemessene Lebensdauer, je fruchtbarer es ist, um so eher führt es die Wissenschaft auf eine höhere Stufe, von der aus es selber überholt und überwunden wird."[1386] In diesem Sinne habe er „das gesamte in den Anmerkungen niedergelegte Beweismaterial aufs sorgfältigste revidiert, die Stellen der antiken Literatur und Inschriften ausnahmslos nachgeprüft, vielfach berichtigt und in der Form modernisiert, die Zeugnisse durch zahlreiche neue Zusätze ergänzt, Literaturhinweise in großer Menge hinzugefügt oder durch andere ersetzt". Jedoch habe er sich bemüht, „innerhalb des von Friedlaender Beabsichtigten zu bleiben und nicht ohne Not Gelehrsamkeit

---

mentum: Codex Leidensis Perizonianus phototypice editus. Praefatus est Georgius Wissowa. Lugduni Bat. 1907 (Codices Graeci et Latini. Supplementum 4); ΠΕΡΙΚΕΙΡΟΜΕΝΗ bei Tacitus. In: Hermes 51. 1916, S. 318-319; Rez. von P. Cornelii Taciti de Germania. Erklärt von Alfred Gudeman. In: Göttingische Gelehrte Anzeigen 1916, S. 656-678; Interpretatio Romana. Römische Götter im Barbarenlande. In: Archiv f. Religionswissenschaft 1916-1919, S. 1-49; Rez. von Die Germania des Tacitus. Erl. von Karl Müllenhoff. Neuer verm. Abdr. durch Max Roediger. In: Deutsche Literaturzeitung 1920, S. 750-752; Die Germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. In: Neue Jahrbücher f. das Klassische Altertum 24 (47). 1921, S. 14-31; Zu Tacitus' Germania c. 13. In: Satura Viadrina altera. Festschrift zum 50jähr. Bestehen des Philologischen Vereins zu Breslau. Breslau 1921, S. 95-99; Tacitus' Germania im Zusammenhange der antiken Ethnographie auf Grund der neuesten Forschung. (Pädagogisch-wissenschaftliche Herbstwoche in Wiesbaden, 5., 6. Okt. 1921). In: German. Roman. Monatsschrift 1922, S. 55-58.

[1385] Vgl. P. Cornelius Tacitus, Germania. Interpretiert, hrsg., übertragen, kommentiert u. mit einer Bibliographie versehen von Allan A. Lund. Heidelberg 1988 (Wissenschaftl. Kommentare zu griech. u. latein. Schriftstellern); Tacitus, Germania. Latein. u. deutsch von Gerhard Perl. Berlin 1990 (Griech. u. latein. Quellen zur Frühgeschichte Mitteleuropas bis zur Mitte des 1. Jahrhunderts u. Z. Bd. 2; Schriften u. Quellen der Alten Welt 37, 2).

[1386] Ludwig Friedlaender, Darstellung aus der Sittengeschichte Roms. 10. Aufl. besorgt von Georg Wissowa. Bd. 1. Leipzig 1922, S. IX.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0398

aufzustapeln, die mit der Darstellung nur in losem Zusammenhange" stehe.[1387] So blieb „der Friedlaender" auch weiterhin, ähnlich wie sein eigenes Buch „Religion und Kultus der Römer" ein Standardwerk, das noch immer nicht ersetzt ist.

3. Die Herausgabe der „Realencyclopaedie der classischen Altertumswissenschaft"

Kommen wir zu der anderen herausragenden Leistung Georg Wissowas, zu seiner Leitung und Herausgabe der„Realencyclopaedie der classischen Altertumswissenschaft" (RE). Mit dieser Enzyklopädie besitzt die Wissenschaft vom klassischen Altertum ein im wissenschaftlichen Großbetrieb geschaffenes Gemeinschaftswerk, das wegen seines Umfanges, seiner wissenschaftlichen Akribie und des Gelehrtenfleißes, der in den sechsundachtzig Bänden (einschließlich der Register[1388]) seinen Niederschlag gefunden hat, einmalig ist und nicht nur innerhalb der altertumswissenschaftlichen Fachgebiete, sondern darüber hinaus in der universitas scientiarum überhaupt höchste Bewunderung und Anerkennung genießt. Dieses monumentale Werk ist, von der redaktionellen Leitung betrachtet, zu einem beträchtlichen Teil eine Schöpfung schlesischer Gelehrter: Georg Wissowa hatte den Mut, die Kraft und die Dynamik, 1890 bei der Neubearbeitung des Werkes des Stuttgarter Gymnasialprofessors August Pauly die Leitung zu übernehmen, der in Frankenstein geborene, international herausragende langjährige Latinist der Breslauer Universität, Wilhelm Kroll, leitete das Unternehmen von 1906 bis zum Zweiten Weltkrieg und der aus Breslau stammende und zuerst dort wirkende Konrat Ziegler brachte das Grundwerk in den siebziger Jahren schließlich zum Abschluß.

Die von August Pauly herausgegebene „Real-Encyclopaedie" war in ihrer ersten Ausgabe ein Werk von sechs Bänden, das in den Jahren 1837-1852 herauskam. 1864-1866 gab der Tübinger Klassische Philologe Wilhelm Sigmund Teuffel einen ersten Band in zwei Halbteilen in zweiter Auflage heraus. Dann blieb die Fortführung des Werkes stecken, da sie dem Herausgeber und der J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung zu aufwendig, teuer und unrentabel erschien; und als

---

[1387] Eine formale Neuerung war, daß Wissowa „aus praktischen Gründen die bisher über alle Bände des Werkes verteilten wissenschaftlichen Anhänge" in einem vierten Band, dem Schlußband, vereinigte (vgl. dazu Friedlaender, Sittengeschichte. Bd. 4, S III).

[1388] Ergänzend erschien erst kürzlich der erste Band eines Gesamtregisters. Alphabetischer Teil, erarbeitet von Tobias Erler u. a. Stuttgart, Weimar 1997; dieses Register liegt auch als CD-ROM vor.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0399

der Verlag sich schließlich doch zur Weiterführung durchgerungen hatte, gab es erneut einen Rückschlag, da der zunächst gewonnene Leiter, Otto Crusius, resignierte und zurücktrat. Es gehörte also, als 1890 für Wissowa die Entscheidung anstand, das Unternehmen weiterzuführen, viel Tatkraft, Opferbereitschaft und auch Optimismus dazu.

Bei der Leitung der Redaktion der RE erwies sich Wissowa als glänzender Organisator, der im Sinne des von Theodor Mommsen geschaffenen wissenschaftlichen Großbetriebes[1389] die Arbeiten vorantrieb.[1390]
Ziel war es, für alle Disziplinen der Klassischen Altertumswissenschaft ein unverzichtbares Arbeitsinstrument auf höchstem Niveau und mit möglichst hoher Aktualität zu schaffen. Das bedeutete eine völlige Neubearbeitung der „Real-Encyclopaedie" Paulys, von der im Grunde genommen nur wenig mehr als der Name bestehen blieb, und setzte höchste Präzision und Qualität in der Arbeit voraus.
Eine der generellen Aufgaben des Redaktors war die Errichtung eines inhaltlichen Gerüstes für das Ganze in Form einer Aufstellung der zu bearbeitenden Artikel. Sie erforderte einen umfassenden Überblick über die gesamte Altertumswissenschaft, den Wissowa, der ja das klassische Altertum im universalen Sinne Mommsens als Einheit betrachtete, in bewundernswerter Weise besaß. In der „Ankündigung"[1391] des Werkes sind als Hauptsachgebiete genannt: Geogra-

---

[1389] Zu den Vorstellungen Mommsens zum wissenschaftlichen Großbetrieb s. Karl Christ, Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft. München 1982, S. 64-65; Wolfhart Unte, Wilamowitz als wissenschaftlicher Organisator. In: Wilamowitz nach 50 Jahren. Hrsg. von W. M. Calder III, H. Flashar u. Th. Lindken. Darmstadt 1985, S. 764-766; in diesem Band S. 271-329.

[1390] In dem von Wissowa mit dem Verlag geschlossenen Vertrag wurde neben anderem festgelegt, daß für „Format und typographische Räumlichkeit" der neuen RE Wilhelm Heinrich Roschers „Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie" als Vorbild dienen und daß es in Halbbände aufgeteilt werden sollte. Dabei wurde vereinbart, daß die Druckbogenzahl der alten Ausgabe gegenüber den Druckbogen des Formats der neuen Ausgabe um ein Achtel größer sein durfte. Als verantwortlichem Redakteur oblag Wissowa die Einhaltung dieser festgesetzten Norm für den Umfang der Bände. Freie Hand hatte er in der Wahl der Mitarbeiter und in der Organisation der Redaktionsarbeiten; ihm war es danach auch möglich, „Nebenredakteure" einzusetzen, ein Recht, von dem er keinen Gebrauch gemacht hat. Erfüllt hat sich auch nicht der vertraglich festgelegte Plan von Redakteur und Verlag, das Werk in zehn bis zwölf Jahren zu vollenden (Kern, in: BJbA, S. 127).

[1391] „Ankündigung" und „Probedruck" (Nachlaß Wissowa in der Universitäts- u. Landesbibliothek Halle/Saale, Sign.: Yi 20 VII).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0400

phie und Topographie, Geschichte und Prosopographie, Literaturgeschichte, Antiquitäten (dazu gehörten Staat, Recht, Heerwesen, Privatleben, Naturwissenschaften, Gewerbe), Mythologie und Kultus, Archäologie und Kunstgeschichte.
Wissowa suchte diesen Anforderungen entsprechend nach den ausgewiesenen Fachleuten der jeweiligen Gebiete[1392], die aus ihrer intimen Kenntnis des Forschungsgegenstandes und unter Verwendung ihrer eigenen Forschungsergebnisse die entsprechenden Artikel verfassen sollten; „mit wissenschaftlichen Handlangern zu arbeiten"[1393] lehnte er ab.
Unter dieser Prämisse war er bemüht, den vorhandenen Mitarbeiterstab auf höchstem Niveau zu erweitern und zu ergänzen, und pflegte zu diesem Zwecke Kontakte mit den herausragenden Fachvertretern, die er nicht nur um Übernahme von Artikeln, sondern auch um die Empfehlung geeigneter, auch jüngerer Mitarbeiter bat. Seine im Nachlaß erhaltene wissenschaftliche Korrespondenz, bei der es zu einem beträchtlichen Teil um Redaktionsfragen der RE ging, umfaßt 7259 an ihn gerichtete Briefe und Karten.
Wissowas Bemühungen, wirklich die bestmöglichen Bearbeiter bei der Vergabe von RE-Artikeln zu finden, verdeutlicht eine Stelle aus einem Brief, den er am 30. Dezember 1890 aus Marburg an Hans v. Arnim in Halle schrieb[1394]; das Schreiben vermittelt einen Einblick in die Planungen für das wichtige Gebiet der Geschichte der griechischen Philosophie; Wissowa schrieb: „Ich würde es mit grosser Freude begrüßen und für eine ganz besondre Förderung des in Angriff genommenen Werkes halten, wenn Sie sich entschließen wollten, die auf die nacharistotelische Philosophie mit Ausnahme des Neuplatonismus bezüglichen Artikel, also Stoiker, Epikureer, Skeptiker, Neupythagoreer zu übernehmen. Diels hat die Vorsokratiker, Aristoteles und die Peripatetiker übernommen, Natorp Sokrates, die kleineren Sokratiker, Platon und die Akademiker, für die Neu-

---

[1392] Jedoch zog er auch ausländische Gelehrte heran, so Michail Ivanovic Rostovtzeff für den wirtschaftsgeschichtlichen Artikel „Frumentum" (Bd. 7, 1). Im ersten Supplement werden unter den aufgeführten Gelehrten, die Ergänzungen beigesteuert hatten, auch ausländische Kollegen genannt.
[1393] Kern, in: BJbA, S. 128.
[1394] Der Brief stammt aus dem Nachlaß v. Arnims im Archiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien. Mein verehrter Lehrer Hans Schwabl (Wien) hat mich auf dieses Dokument hingewiesen und es mir zugänglich gemacht. Zu Arnim s. H. Schwabl, Hans von Arnim. In: Wilamowitz in Greifswald. Hrsg. Von W. M. Calder III [u.a.]. Hildesheim, Zürich, New York 2000 (Spudasmata 81), S. 341-431 und ders., Erinnerungen an Hans von Arnim. In: Wiener Humanistische Blätter. Heft 42. Wien 2000, S. 81-129.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0401

platoniker hoffe ich bestimmt Freudenthals Zusage zu erhalten: wenn Sie bereit wären, für das bezeichnete Gebiet einzutreten, so wäre die Geschichte der griechischen Philosophie in den besten Händen." Hans v. Arnim verschloß sich bekanntlich dem Wunsche Wissowas nicht und steuerte auf den genannten Gebieten eine Reihe von Artikeln bei.[1395]

Wie umsichtig und abwägend Wissowa die Auswahl der Autoren für die Artikel traf, zeigt auch gleich am Anfang seiner Redaktionstätigkeit der briefliche Kontakt mit Wilamowitz, den er bei der Vergabe von Artikeln um Rat bat, unter anderem ging es um die griechischen Tragiker. Wilamowitz' Antwort zeigt, daß beide offen über die Dinge berieten und mit einiger Strenge über in Betracht kommende Personen urteilten; sie macht zugleich die Schwierigkeiten deutlich, die richtigen Bearbeiter zu finden; Wilamowitz - damals noch Professor in Göttingen - schrieb am 8. 5. 1891[1396], er habe mit der Antwort gezögert, weil er keinen geeigneten Bearbeiter für die griechischen Tragiker wisse. Er nannte dann doch einige Namen, so Ewald Bruhn, der „fleißig und kenntnisreich" sei, dem aber „literaturgeschichtliche forschung" nicht liege[1397], dann Erich Bethe, der sich gerade in Bonn habilitiert habe und „zuverlässig und besonnen" sei, aber sich erst einarbeiten müsse; bei ihm fügte Wilamowitz hinzu, er wolle ihn von der Mythographie „auf realeren boden bringen"[1398]. Ferner erinnerte er an einige Namen, die er schon Wissowas Vorgänger in der Redaktion, Otto Crusius genannt hatte, und schließlich wies er auf Gustav Körte, damals Professor in Ro-

---

[1395] Beispielsweise die Artikel über die Stoiker Kleanthes von Assos, Ariston von Chios, Chrysippos von Soloi und Herillos von Karthago, über Epikur, die Epikureer Apollodoros von Athen und Hermarchos von Mytilene sowie über den Skeptiker Ainesidemos von Knossos.

[1396] Francesco Bertolini, Wilamowitz a Wissowa. In: Quaderni di Storia 4. 1976, S. 185-186 (auch in: Luciano Canfora, Cultura classica e crisi tedesca. Gli scritti politici di Wilamowitz 1914-1931. Bari 1977, S. 186).

[1397] Ewald Bruhn (1862-1936), Klassischer Philologe, 1886 Dr. phil., 1889 Gymnasiallehrer in Kiel, 1901 in Frankfurt a. M., 1904 dort Direktor, 1912 Provinzialschulrat in Berlin, 1920-1928 wieder Gymnasialdirektor in Frankfurt a. M.; Bruhn besorgte u. a. die letzten Auflagen einiger Bände der kommentierten Ausgabe des Sophokles von Schneidewin u. Nauck (Bd. 2: König Oedipus. 11. Aufl. 1910; Bd. 4: Antigone. 11. Aufl. 1913; Bd. 5. Elektra. 10. Aufl. 1912.

[1398] Erich Bethe (1863-1940), Klassischer Philologe, Schüler von Wilamowitz in Greifswald, wurde in Bonn von Georg Loeschcke auch zur Archäologie geführt. Er wurde 1906 Professor der Klassischen Philologie in Leipzig.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0402

stock,[1399] hin „der z. b. bühnenwesen gern treibt und stofflich, wie die Urne Etrusche[1400] zeigen, besser mit dem hantirt als die moderne archaeologie". Er schloß mit der etwas resignierenden Bemerkung: „So recht ist aber alles nicht. Ich empfinde es als vorwurf: deren lust abschrecken soll man nicht. Aber zur zeit müsste ich leider eingestehen, dass ich nichts weiss; und ich würde Ihnen wie immer gern behilflich gewesen sein."

Was die Bearbeitung der Tragiker für die RE anbelangte, so sah Wissowa offensichtlich die von Wilamowitz ins Gespräch gebrachten Namen genauso wie dieser als Verlegenheitslösungen an. Der Verfasser vieler kleiner Tragikerartikel und des wichtigen Artikels über Aischylos in den von Wissowa herausgegebenen Bänden wurde schließlich Albrecht Dieterich, damals Privatdozent in Marburg und mit Wissowa freundschaftlich verbunden.[1401]

Im Rückblick ist zu sagen, daß sich die Mühe, die Wissowa darauf verwandt hat, qualifizierte Mitarbeiter zu gewinnen, gelohnt hatte; das zeigt schon die Liste der Mitarbeiter des ersten Halbbandes; es war die stattliche Zahl von 119. Hier eine Auswahl aus der ersten „Mitarbeiter-Liste" [1402]: Hans v. Arnim (Nacharistotelische Philosophie), Erich Bethe (Voralexandrinische Epik), Conrad Cichorius (Ältere römische Geschichte, römisches Heerwesen), Otto Crusius (Griechische Lyrik, Fabel; Paroimiographen), Hermann Diels (Griechische Philosophie: Vorsokratiker, Aristoteles, Peripatetiker), Georg Kaibel (Griechische Komödie), Otto Kern (Griechisches Sakralwesen), Georg Loeschcke[1403] (Griechische Künstlergeschichte: Vasenmalerei), August Mau (Privatleben der Griechen und Römer), Eduard Meyer (Ältere griechische und orientalische Geschichte), Paul Natorp (Griechische Philosophie: Sokratiker, Platon, Akademiker), Benedikt Niese (Si-

---

[1399] Gustav Körte (1852-1917), Klassischer Philologe und Archäologe, Bruder des Klassischen Philologen Alfred Körte, war Privatdozent in Göttingen, seit 1881 Professor in Rostock, ab 1907 in Göttingen (NDB 12. 1980, S. 394f; Klaus Fittschen, Von Wieseler bis Thiersch (1839-1939): Hundert Jahre Klassische Archäologie in Göttingen. In: Klass. Altertumswissenschaft Göttingen, S. 90-92.

[1400] Rilievi delle urne etrusche. Bd. II, Teil 1.1890; Bd. II, Teil 2. 1896; Bd. III. 1916.

[1401] Dazu auch Richard Wünsch, Albrecht Dieterich. In: BJbA 32. 1909 (1910), S. 78. - 1907 suchte Wissowa Dieterich von Heidelberg nach Halle zu ziehen, jedoch ohne Erfolg (Kern, in: BJbA, S. 126). Um den Nachruf für Dieterich im Biographischen Jahrbuch ersuchte der Herausgeber Wilhelm Kroll zunächst Wissowa.

[1402] „Mitarbeiter-Liste" vom 31. August 1891 (Nachlaß Wissowa in der Universitäts- u. Landesbibliothek Halle/Saale, Sign.: Yi 20 VII).

[1403] Loeschcke ist in der „Mitarbeiter-Liste" vom 31. August 1891 genannt, kündigte jedoch neben anderen bald seine Mitarbeit auf, vgl. die Rez. von Martin Hertz in: Berliner Philol. Wochenschrift, 23. März 1895, Sp. 401.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0403

zilische, karthagische und spartanische Geschichte), Julius Partsch (Geographie), Otto Puchstein (Archäologie, Topographie von Alexandria), Carl Robert (Griechische Künstlergeschichte: Bildhauer), Eduard Schwartz (Griechische Historiker), Otto Seeck (Geschichte und Institutionen der Zeit von Diokletian bis zum Untergang des weströmischen Reiches), Kurt Wachsmuth (Topographie von Athen).

Einen besonders wichtigen Teil nahmen in der RE die Eigennamen ein; sie bildeten gleichsam den Grundstock des Werkes. In einem vertraulichen „Rundschreiben“[1404] an die Mitarbeiter gab Wissowa in Punkt 4 dafür folgende Anweisung[1405]: „Für die geographischen, mythologischen, litterarhistorischen Eigennamen sowie die Künstlernamen soll Vollzähligkeit angestrebt werden, ebenso sollen die Namen aller historisch irgendwie bedeutsamen Persönlichkeiten Aufnahme finden, ohne dass das Werk dadurch zu einem allgemeinen Eigennamen-Lexikon würde.“ Als untere Zeitgrenze wurden Cassiodor und Justinian festgesetzt, jedoch war es möglich, wenn es sachlich geboten schien, diese Grenze zu überschreiten, so gegebenenfalls in der Literaturgeschichte. Auch für die Abgrenzung gegenüber dem Alten Orient, Ägypten und antiken Randkulturen sowie bezüglich der christlichen Literatur gab Wissowa Richtlinien, wonach diese Gebiete in dem Maße berücksichtigt werden sollten, „in dem ihre Kenntnis für das Verständnis der griechischen und lateinischen Schriftsteller und Denkmäler von Bedeutung“ sei. Die nach diesen Prinzipien erzielte fast lückenlose Vollständigkeit in der Erfassung antiker Eigennamen, die in gleicher Weise von Wissowas Nachfolgern weiterverfolgt wurde, ruft immer wieder beim Benutzer des Werkes Bewunderung hervor.

Da im Gegensatz zum alten Pauly die summarischen Artikel zugunsten von Einzelartikeln eingeschränkt werden sollten[1406], war die Erfassung der zu berück-

---

[1404] „Rundschreiben“ an die Mitarbeiter vom 31. August 1891, Nachlaß Wissowa, Sign.: Yi 20 VII.

[1405] Wissowa wiederholte diesen Punkt im „Vorwort“ zu Bd. 1, 2, S. V der RE vom 1. Juli 1894.

[1406] Dazu schrieb Wissowa in dem vertraulichen „Rundschreiben“ an die Mitarbeiter vom 6. Januar 1891: „Die Brauchbarkeit des alten Werkes wurde sehr erheblich dadurch beeinträchtigt, dass grosse Wissensgebiete in einzelnen umfangreichen Sammelartikeln zusammengefasst wurden, auf welche dann unter allen Einzelbegriffen des betreffenden Gebietes verwiesen werden musste, wodurch der Benützer, anstatt rasch die gewünschte erschöpfende Auskunft zu erhalten, zu einem zeitraubenden und oft erfolglosen Nachschlagen veranlasst wurde. Es soll jetzt durchaus der entgegengesetzte Weg eingeschlagen werden, die wirkliche Erklärung stets unter dem Einzelstichworte und den Kollektivarti-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0404

sichtigenden Begriffe oft nicht einfach. So nutzte Wissowa denn auch öfter das Wissen von Spezialisten, die ihm die entsprechenden Stichwortlisten erstellten; im „Rundschreiben" bat er in diesem Sinne um besondere Unterstützung. So lieferten ihm beispielsweise Paul Wagler aus Wurzen (Sachsen) in einem ganzen Heft einen „Index botanicus"[1407], Karl Dziatzko, einer der führenden Repräsentanten des preußischen Bibliothekswesens[1408], steuerte eine Stichwortliste zum Buch- und Schriftwesen bei und Hans Droysen (Berlin) ein „Alphabetisches Verzeichniß der auf das griechische Kriegswesen bezüglichen Λήμματα".[1409]
Die Weiterführung und Neubearbeitung der Paulyschen „Real-Encyclopaedie" wurde mit Zustimmung, mit der Anerkennung der Mühen und mit Vertrauen auf den Herausgeber begleitet. Beispielsweise hieß es in einer Rezension des ersten Bandes[1410]: „So wird denn jeder Freund des klassischen Altertums eine neue Bearbeitung der Real-Encyclopädie mit freudiger Erwartung begrüßen und dem Verleger wie dem Herausgeber für die großen Opfer, die sie für ein solches Riesenunternehmen zu bringen gewillt sind, im voraus dankbar sein, und daß ein Mann wie Wissowa sich entschlossen hat, diesem Werke seine Kräfte zu widmen, wird von vorneherein ein besonderes Vertrauen dafür erwecken." Hervorgehoben wurde in dieser Besprechung, daß es dem Herausgeber glänzend gelungen sei, für dieses neue Werk, das mit dem alten nur die Anlage und die Begrenzung des Stoffes gemeinsam habe, Mitarbeiter zu gewinnen, die zu dem jeweiligen bearbeiteten Gegenstand den aktuellen Stand der Forschung skizzierten und zugleich auch eigene Forschungsergebnisse einbrachten.

---

keln, in denen auf die Einzelartikel zu verweisen ist, nur die Darlegung der allgemeinen Zusammenhänge zu überlassen." Wiederholt im „Vorwort", S. V-VI.

[1407] Zu den botanischen und zoologischen Artikeln bemerkte Franz Harder in seiner Besprechung des 5. Halbbandes (Wochenschrift für Klass. Philologie 15. 1898, Nr. 20, Sp. 537-538): „Von hohem Interesse sind auch die zahlreichen , z.T. sehr eingehenden Darstellungen der Tier- und Pflanzenwelt, zum größten Teil von Olck, Wagler und M. C. P. Schmidt..."

[1408] Der aus Neustadt / Oberschlesien gebürtige Dziatzko (1842-1903) wurde 1872 Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek Breslau und 1886 Direktor der Göttinger Universitätsbibliothek und zugleich dort Ordinarius für Bibliothekswissenschaft (s. Carl Haeberlin, K. D. In: BJbA 28. 1905, S. 72-97; Joseph Becker, K. D. In: Schlesische Lebensbilder III. 2. Aufl. Sigmaringen 1985, S. 371-378.

[1409] Die Listen befinden sich im Nachlaß Wissowa , Sign.: Yi 20 VII.

[1410] Franz Harder in: Wochenschrift für Klass. Philologie 11. 1894, Nr. 50, Sp. 1362.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0405

Jedoch bei aller Zustimmung zu dem Projekt rührte sich doch nach Erscheinen der ersten Bände auch Kritik.[1411] Sie setzte zuerst bei dem Punkt ein, in dem Wissowa sich tatsächlich getäuscht hatte, der geplanten Vollendung des Gesamtwerkes innerhalb von zwölf Jahren. Die nach dem Erscheinen des sechsten Halbbandes 1898 sich abzeichnende Verzögerung des Abschlusses des Werkes wurde bedauert.[1412] Besonders wurde darauf hingewiesen, daß bei dem schnellen Fortschritt der Wissenschaft die älteren Bände bei Erscheinen der letzten veraltet wären, eine Feststellung, die sich leider bei dem bald ein Jahrhundert erfordernden Abschluß bewahrheitet hat. Jedoch ist die Schuld hier nicht bei Wissowa und seinen Nachfolgern zu suchen, sondern in verschiedenen Zwängen, die schon damit einsetzten, daß es bei dem Riesenkreis von Mitarbeitern ganz natürlich Ausfälle gab, beispielsweise durch Todesfälle. Außerdem führte häufig die nicht seltene menschliche Schwäche von Mitarbeitern, zugesagte Termine nicht einzuhalten, zu Verzögerungen; und schließlich war es auch die wachsende Flut wissenschaftlicher Erkenntnisse und Informationen, die ein schnelleres Vorwärtskommen verhinderten.[1413]

Der Gefahr, daß das Werk vor seinem Abschluß in seinen älteren Teilen nicht mehr aktuell war, suchte Wissowa durch Supplemente zu begegnen. Solche Supplemente hatte er schon von Anfang an eingeplant; das erste erschien 1903; in ihm sind Nachträge und Korrekturen zu den ersten vier Bänden enthalten. Im „Vorwort" des Heftes schnitt Wissowa die Frage nach dem sinnvollen Zeitpunkt der Veröffentlichung solcher Ergänzungen an, ob es richtiger sei, die Supplemente nach Abschluß des Hauptwerkes zu veröffentlichen oder in einzelnen Heften neben dessen Erscheinen. Er hatte sich für die zweite Möglichkeit entschieden, weil dadurch die Ergänzungen dem Publikum schneller zugänglich gemacht würden und die „mehrfache Gelegenheit zu Nachträgen und Berichtigungen im Interesse der Vollständigkeit und Correctheit zu liegen schien"[1414].

[1411] Die Neubearbeitung der RE begann 1890, die Bände 1,1 und 1,2 erschienen erst 1893 und 1894.

[1412] So Franz Harder zum Erscheinen des sechsten Halbbandes, in: Wochenschrift f. Klass. Philologie 17. 1900, Nr. 4; S. 89-90.

[1413] Dazu bemerkte Wissowa im „Vorwort" zum ersten 1903 erschienenen Supplement, S. III: „Ich bin mir bewußt, mich um die Beschleunigung des Fortganges der Real-Encyclopädie redlich bemüht zu haben, aber es giebt gewisse in der Natur der Dinge und der Menschen liegende Schranken, vor denen auch die noch so energisch treibende Kraft des Redacteurs (dass ich es an dieser nicht habe fehlen lassen, werden mir meine Herren Mitarbeiter gewiss bezeugen, manche mit Seufzen) Halt machen muss."

[1414] Ebd.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0406

Zur besseren Benutzbarkeit sollten die Supplemente durch Register erschlossen werden. Im Rückblick war das die richtige Entscheidung, da sich der Abschluß des Werkes, viel länger als Wissowa ahnen konnte, um volle zwei Generationen verzögerte und es auf andere Weise nicht möglich war, seine Aktualität wenigstens teilweise zu gewährleisten. Bis 1978 sind nach diesem Konzept fünfzehn Supplementbände erschienen, die durch das 1980 veröffentlichte zugehörige Register noch besser benutzbar gemacht wurden.
Ein anderer Punkt der Kritik zielte auf die Unterschiedlichkeit im Umfang mancher Artikel; einmal gab es „solche, die in knapper Form orientieren und durch zweckmäßig ausgewählte Verweisungen" zu weiteren Informationen führten, und zum anderen solche, die in vollständiger Darbietung des Stoffes samt allen Thesen und Gegenthesen den Charakter von Monographien angenommen hatten. Plädiert wurde für kürzere Beiträge nach dem Vorbild von Wissowas eigenem Artikel über Ceres. Die Entscheidung in dieser Frage blieb offen bis zum Abschluß der RE, ja man entschied sich sogar gerade später bei sehr zentralen Artikeln, besonders in den Supplementen, für umfassende Darstellungen, und diese sind teilweise zugleich auch selbständig als Monographien veröffentlicht worden, was sich gerade für die Studenten als sehr nützlich und sinnvoll erwies; als Beispiele seien herausgegriffen, Albin Leskys Homer, Hans Schwabls Zeus, Otto Luschnats Thukydides und Karl Büchners Vergil.

Wissowa betreute redaktionell zwölf Halbbände der RE[1415]; in ihnen hat er selbst neben einer großen Anzahl kleiner achtzehn große Artikel verfaßt; sie galten alle Forschungsgegenständen seiner Arbeitsgebiete in der römischen Altertumskunde, vornehmlich der römischen Religion.[1416] 1906 gab er nach sechzehnjähriger Tätigkeit die Redaktion ab. Seinen Schritt begründete er mit „zunehmender Überlastung mit Amtsgeschäften und dem dringenden Wunsch, seit langen Jahren begonnene wissenschaftliche Arbeiten dem Abschluß zuzuführen"[1417]. Dieser Entschluß war verständlich und berechtigt; denn die gewaltige Last der Redakti-

[1415] Den dreizehnten Band (7, 1) gab er zusammen mit seinem Nachfolger Wilhelm Kroll heraus.
[1416] Bd. 1, Sp. 131-134 Acca Larentia.; Bd. 2, Sp. 689-700 Argei; Sp. 1463-1486 Arvales fratres; Sp. 1524-1527 Q. Asconius Pedianus; Sp. 2313-2344 Augures; Sp. 2580-2587 Auspicium; Bd. 3, Sp. 686-694 Bona Dea; Sp. 1165-1169 Cacus; Sp. 1970-1981 Ceres. Cerialia; Bd. 4, Sp. 896-902 Consecratio; Sp. 1208-1211 Cooptatio; Sp. 1351-1355 Cornelius Labeo; 1408-1417 Cornelius Nepos; Sp. 2356-2359 Dedicatio; Bd. 5, Sp. 277-280 Devotio; 325-338 Diana; Bd. 6, Sp. 2015-2023 Fasti I; Sp. 2747-2752 Flora. Floralia.
[1417] Kern, in: BJbA, S. 128.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0407

onsarbeit ließ ihm nicht viel Zeit für eigene Forschungen. Hinzukamen die vielen ihm anvertrauten Verwaltungsaufgaben, auf die noch einzugehen ist. So umsichtig und abwägend wie die Wahl der Mitarbeiter traf Wissowa auch die seines Nachfolgers. Er hieß Wilhelm Kroll und war - wie schon erwähnt - ebenfalls ein Schlesier. Damals hatte er ein Ordinariat für Klassische Philologie an der Universität Münster inne, wechselte aber 1914 auf den latinistischen Lehrstuhl in Breslau. Auf die Aufforderung Wissowas, die Redaktion zu übernehmen, antwortete Kroll[1418]: „Es ist mir sehr schmeichelhaft, dass Sie mir zutrauen, den Pauly-Wissowa redigieren zu können. Bedenken habe ich etwa aus denselben Gründen, die Sie zum Rücktritt veranlassen[1419], aber auf der anderen Seite so, dass ich principiell bereit bin anzunehmen." Mit der Wahl Wilhelm Krolls traf Wissowa eine Entscheidung, die einmal mehr seine Menschenkenntnis, sein Gespür für das Richtige und Notwendige sowie seine Praxisbezogenheit offenbarte. Kroll hat mit gleichem Engagement und gleicher Kompetenz das Unternehmen fast dreieinhalb Jahrzehnte bis zu seinem Tode 1939 geleitet, und Breslau wurde mit Krolls Berufung dorthin ab 1914 der Redaktionssitz der RE. Wissowa hat auch in den Jahren nach der Abgabe der Redaktion mit Rat und eigenen Beiträgen zum weiteren Gelingen des Werkes beigetragen.

4. Weitere Tätigkeiten Wissowas in Wissenschaftsorganisation, Wissenschaftsverwaltung und Hochschule

Nicht nur bei der redaktionellen Leitung der RE zeigte Wissowa, daß er einer der fähigsten und begabtesten Wissenschaftsorganisatoren in der damaligen Altertumswissenschaft war.[1420] Auch bei anderen übernommenen Aufgaben wurde

---

[1418] Brief vom 18. 6. 1906 (Nachlaß Wissowa, Sign.: Yi 20, I). - Zu Krolls Leitung der RE s. auch Eckart Mensching, Über Georg Rohde, die RE und Wilhelm Kroll. In: Latein u. Griechisch in Berlin u. Brandenburg 44. 2000, S. 27-46.

[1419] In der Tat war auch Kroll stark überlastet, u.a. war er Redaktor der jährlich erscheinenden, umfangreichen „Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft".

[1420] Wie sehr mit Wissowas Namen die Wissenschaftsorganisation verbunden wurde, verdeutlicht der Anfang eines Briefes von Friedrich Hiller v. Gaertringen vom 17. Juni 1931 an Hans Lietzmann: „Lieber Herr Kollege! Heute, am Geburtstage Wissowas, dem Kern heute in der Hallischen Aula die Gedächtnisrede hält, darf man von wissenschaftlicher Organisation reden" (Glanz und Niedergang der deutschen Universität. 50 Jahre deutsche Wissenschaftsgeschichte in Briefen von und an Hans Lietzmann [1892-1942]. Mit einer einführenden Darstellung von Kurt Aland. Berlin, New York 1979, S. 676).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0408

seine besondere Befähigung und Neigung zu solchen Funktionen deutlich: So übernahm Wissowa 1914 als Nachfolger des verstorbenen Friedrich Leo[1421] neben seinem hallischen Kollegen Carl Robert[1422] die Redaktion der von Mommsen gegründeten Zeitschrift Hermes. Er redigierte die Bände 49. 1914 - 57. 1922; für den letztgenannten Band war er nach Roberts Tod alleiniger Herausgeber. Otto Kern hat darauf hingewiesen, daß Wissowa durch sein Ansehen den Kreis der Autoren des Hermes über die bisher dominierenden Berliner Altertumswissenschaftler hinaus wesentlich erweitert hat, daß er jedoch 1922 die Redaktion niederlegte, weil sein Vorschlag für einen neuen Mitredaktor in Berlin nicht angenommen wurde.[1423]

Ebenso wurde Wissowa wegen der Autorität, die er in der Erforschung der römischen Religion besaß, ab 1916 in das Herausgebergremium[1424] des Archivs für Religionswissenschaft berufen, obwohl er nicht unmittelbar zur Schule Hermann Useners gehörte[1425], von dessen Schülern diese Spezialzeitschrift zum großen Teil getragen wurde[1426]. Sein Name wurde auf dem Titelblatt des Archivs bis Band 28. 1930 geführt, also auch für den größten Teil der Jahre, in denen er infolge seiner körperlichen Gebrechen nicht mehr wissenschaftlich tätig sein konnte.

[1421] Friedrich Leo (1851-1914) war von 1889 bis zu seinem Tode Professor in Göttingen, s. Wolfram Ax, Friedrich Leo, Professor der Klassischen Philologie 1889 -1914. In: Klass. Altertumswissenschaft Göttingen, S. 149-177.

[1422] Carl Robert (1850-1922) war Klassischer Philologe und Archäologe. Er stand damit in der Tradition Karl Otfried Müllers, Christian Gottlieb Welckers und Otto Jahns. Robert war von 1890 bis zu seiner Entpflichtung Professor in Halle (s. Archäologenbildnisse. Hrsg. von Reinhard Lullies u Wolfgang Schiering. Mainz 1988, S. 96-97, dort weiterführende Literatur).

[1423] Sie ging an die Leipziger Philologen Richard Heinze und Alfred Körte über.

[1424] Hauptherausgeber wurde in diesem Jahr für den im Ersten Weltkrieg gefallenen Marburger Schüler Wissowas Richard Wünsch Otto Weinreich, der durch Wissowas Zutun 1814 als Privatdozent nach Halle kam (Kern, in: BJbA, S. 131).

[1425] Eine Verbindung Wissowas zur Schule Useners ergab sich durch Albrecht Dieterich und Richard Wünsch. Dieterich erhielt auf Useners Empfehlung und auf Antrag Wissowas 1891 in Marburg die Venia legendi und Wünsch promovierte 1893 bei Wissowa ebenda (s. Hans Joachim Mette, Nekrolog einer Epoche: Hermann Usener und seine Schule. In: Lustrum 22. 1979-80. 1980, S. 71 u. 73).

[1426] Dazu Renate Schlesier, „Arbeiter in Useners Weinberg". Anthropologie und antike Religionsgeschichte in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg. In: Altertumswissenschaft in den 20er Jahren. Neue Fragen u. Impulse. Hrsg. von Hellmut Flashar. Stuttgart 1995, S. 340 (= Schlesier, Kulte, Mythen und Gelehrte. Anthropologie der Antike seit 1800. Frankfurt a. M. 1994, S. 205-206).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0409

Zum Schluß ist nochmals auf eine Seite von Wissowas Persönlichkeit zurückzukommen, die mit der Organisation in engem Zusammenhang steht, seine Neigung zu Aufgaben der Verwaltung sowie zu juristischen Fragen. Durch sein abwägendes und treffsicheres Urteil in solchen Angelegenheiten und die dabei bewiesene Kompetenz sowie durch sein Geschick bei Konflikten ausgleichend zu wirken, aber auch durch sein Durchsetzungsvermögen schuf sich Wissowa vielerorts eine Vertrauensstellung, die es mit sich brachte, daß er sehr häufig in Fragen der allgemeinen und der Hochschulverwaltung um Rat gebeten oder auch in entsprechende Gremien berufen wurde. So zählte - wie bereits angedeutet wurde - Wissowa ähnlich wie Wilamowitz zu den Vertrauten Friedrich Althoffs und beriet diesen in manchen Berufungsangelegenheiten oder anderen hochschulpolitischen Fragen.[1427] Desgleichen hat auch mancher der Kollegen bei schwierigen Problemen in der Verwaltung Wissowas Rat eingeholt; hier ein typisches Beispiel aus einem Brief von Wilhelm Kroll aus Münster[1428]; dieser schrieb:

„Lieber Herr Geheimrat!
Darf ich Sie als alten Praktikus mit einer Bitte heimsuchen? Wir sollen mit unserem Assistenten Witte einen Dienstvertrag abschließen, hier giebt es aber sonst nur medizinische und naturwissensch. Assistenten, ich kann also kein rechtes Vorbild dafür auftreiben: Können Sie mir ein solches Möbel auf einige Tage leihen? (ein Bild, das mir eben nahe liegt, da wir heute eine Tanzerei geben.)"

[1427] So bat Althoff 1892 Wissowa um Rat bei der Frage der Wiederbesetzung der latinistischen Lehrstühle in Königsberg und Breslau. Am 21. Juli 1892 schrieb er dazu an Wissowa (Nachlaß Wisssowa, Sign.: Yi 20, I, 46): „Für Königsberg und Breslau kommt nun eine ganze Reihe von Leuten mehr oder weniger in Frage: Schöll in Heidelberg, Marx, Reitzenstein, Joh. Schmidt in Giessen, Rossbach in Kiel, Zacher, Hörschelmann, Schwartz in Rostock. Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir recht bald Ihr Urtheil über diese Herren sowohl nach der dozentischen wie literarischen Seite mittheilen wollten. Von den Breslauern, die darunter genannt sind, stellte Studemund Reitzenstein am höchsten; bei Zacher ist mir auch die dozentische Seite zweifelhaft, ganz ferner ob er ausreichend Latinist ist." (Zu diesen Berufungsvorgängen und Personen vgl. auch den Brief von Wilamowitz an Althoff vom 4. Aug. 1892, in: Berufungspolitik innerhalb der Altertumswissenschaft, wie Anm. 1327, S. 93-95). Althoff schloß sein Schreiben an Wissowa mit einer Anerkennung von dessen Leistungen und dem Wunsch, ihn fördern zu können: „Sehr lieb wäre es mir, wenn Sie mir bei dieser Gelegenheit auch Ihre eigenen Wünsche freundschaftlich mittheilen wollten. Ich brauche dabei Ihnen nicht zu wiederholen, daß ich von Ihrer Tüchtigkeit eine besonders günstige Meinung habe und lebhaft wünsche, etwas für sie thun zu können."

[1428] Brief aus Münster vom 14. 11. 1912 (Nachlaß Wissowa, Sign.: Yi 20, I, 3160).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0410

Um eine Vorstellung von Wissowas Wirken außerhalb des engeren Aufgabengebietes von Lehre und Forschung zu geben, hier eine Auflistung einiger seiner Funktionen und Ämter: Ab 1908 bekleidete er in Halle als Nachfolger Wilhelm Dittenbergers das Amt des Professors eloquentiae, der bei Feierlichkeiten der Universität die Festrede zu halten hatte; dieses Amt hatte er vertretungsweise bereits in Marburg für Theodor Birt inne, wo es mit der Redaktion der Vorlesungsverzeichnisse gekoppelt war. Zweimal war er Dekan der Philosophischen Fakultät[1429], 1908/1909 Rektor des Universität Halle-Wittenberg.[1430] Dort wurde er auch - wiederum als Nachfolger Dittenbergers - zum Vorsitzenden der Bibliothekskommission bestellt. Seine Interessen für das Bibliothekswesen[1431] zeigte er auch dadurch, daß er als geschäftsführender Direktor die Bibliotheksbestände des philologischen Seminars neu katalogisieren ließ und auch den Umzug in das Robertinum überwachte. Beim Archäologischen Institut des Deutschen Reiches wurde er 1881 zum korrespondierenden und 1891 zum ordentlichen Mitglied gewählt. Er war seit 1907 korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München und der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, und ebenso auswärtiges Mitglied der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt. Als nach dem Ersten Weltkrieg die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft gegründet wurde, wurde Wissowa 1921 in deren Fachausschuß für alte und orientalische Philologie gewählt, den sein früherer hallischer Kollege und Freund Eduard Meyer leitete.[1432]

[1429] In dieser Funktion verfaßte er u.a. das Gutachten für die Teilung in eine philosophische und naturwissenschaftliche Fakultät. Er schrieb dazu an Hans Lietzmann am 13. Aug. 1919: „Wir kämpfen in Halle eben lebhaft um die Teilung der Philosophischen Fakultät in eine Philosophische und eine Naturwissenschaftliche Fakultät, und ich habe mich entgegen früher von mir vertretenen Anschauungen zu der Meinung bekehrt, daß diese Trennung unvermeidlich geworden ist, da die Vereinigung so verschiedener Wissenschaftsgruppen wie der Geisteswissenschaften und der Naturwissenschaften unter den gleichen Satzungen den verschiedenen Lebensbedingungen beider Gewalt antut, aber auch beide Abteilungen hindert, engere Fühlung mit denjenigen Fakultäten zu nehmen, die ihnen innerlich nahe stehen, die geisteswissenschaftliche Gruppe mit der Theologischen und der Juristischen, die Naturwissenschaftliche mit der Medizinischen Fakultät." (Glanz und Niedergang der deutschen Universität, S. 422).

[1430] Als Rektor leitete Wissowa die sechste außeramtliche preußische Rektorenkonferenz, die am 14./15. März 1909 in Halle stattfand (vgl. den Brief Wissowas an Hans Lietzmann vom 18. März 1909, in: Glanz und Niedergang der deutschen Universität, S. 274).

[1431] Zu erwähnen ist dazu, daß Wissowas jüngerer Bruder Felix Bibliothekar war.

[1432] Vgl. Wolfhart Unte, Eduard Meyer und die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. In: Eduard Meyer. Leben u. Leistung eines Universalhistorikers. Hrsg. von William M. Calder III u. Alexander Demandt. Leiden, New York [u.s.w.] 1990 (Mnemosyne.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0411

Georg Wissowa wurde für seine Leistungen und Verdienste zu Lebzeiten manche Ehrung zuteil. 1906 wurde er zum Geheimen Regierungsrat ernannt. Die juristische Fakultät der Breslauer Universität verlieh ihm zum Universitätsjubiläum 1911 die Ehrendoktorwürde. An Ordensauszeichnungen trug er den roten Adlerorden vierter Klasse (verliehen 1907) und den Kronenorden dritter Klasse (verliehen 1911); 1917 wurde er zum Komtur zweiter Klasse des Hausordens Albrechts des Bären ernannt.

Auch von der Nachwelt verdient dieser aus Schlesien stammende Gelehrte, der wie nur wenige sowohl als akademischer Lehrer und Forscher als auch als Wissenschaftsorganisator und Wissenschaftsverwalter Grundlegendes geleistet hat, gewürdigt zu werden. Mit Recht zählen wir ihn auch heute noch zu den bedeutenden Promotoren der klassischen Altertumswissenschaft, und für eine abschließende Würdigung gibt es auch aus heutiger Sicht kein treffenderes Urteil als das seines hallischen Kollegen Otto Kern[1433]: „Es gibt gewiß größere Gelehrte als Georg Wissowa und wird es immer geben. Aber sehr wenige gibt es und wird es immer geben, die in gleicher Weise bahnbrechend Gelehrte und Organisatoren gewesen sind."

Suppl. 112), S. 506-507. 1921/1922 stand Wissowa bezüglich der Notgemeinschaft in ständigem brieflichen Kontakt mit Meyer. Unter anderem ging es dabei um die Förderung des Hermes, dessen Herausgeber Wissowa damals war (Nachlaß Wissowa, Sign.: Yi 20, I 3886). 1923 mußte Wissowa aus gesundheitlichen Gründen seinen Sitz im Ausschuß aufgeben, sein Nachfolger wurde Richard Heinze. - Nicht mehr ausgewertet werden konnte: Gelehrtenalltag. Der Briefwechsel zwischen Eduard Meyer und Georg Wissowa 1890-1927. Hrsg von G. Audring. Hildesheim 2000.

[1433] Kern, in: BJbA, S. 136.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0412

DAS WERK LUDOLF MALTENS

Im Jahre 1979 ist der 100. Geburtstag Ludolf Maltens, der bis 1945 als Ordinarius für Klassische Philologie den gräzistischen Lehrstuhl der Universität Breslau innehatte, unbeachtet geblieben. Weder im Kreise der Vertreter seines Fachgebietes noch von seiten derjenigen, die mit ihm das Schicksal der Vertreibung teilten, wurde seiner gedacht. Malten gehörte nicht zu den leuchtenden Gestalten der Altertumswissenschaft, deren Ruhm über die Fachgrenzen hinausstrahlte, innerhalb seines Faches hat er jedoch ein zwar nicht sehr umfangreiches, aber nicht unbedeutendes Werk hinterlassen, besonders auf seinem Spezialgebiet, der antiken Religionsgeschichte und Mythologie, wo er zu den herausragenden Fachleuten seiner Generation zählte. Auch die Universität Breslau und überhaupt das schlesische Kulturleben verdanken ihm viel, nicht zuletzt als langjährigem Geschäftsführer des Universitätsbundes Breslau und Initiator eines wissenschaftlichen Vortragswesens in Schlesien.

Ludolf Malten wurde am 11. November 1879 in Berlin geboren und besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium seiner Vaterstadt, an dem seine Neigungen für die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum geweckt wurden, wie er selbst in der Vita seiner Dissertation bekannt hat. Ab 1898 studierte er an der Universität seiner Heimatstadt Klassische Philologie und Germanistik. Er begann sein Studium kurze Zeit, nachdem der Studiengang der Klassischen Philologie von Hermann Diels und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff an der Berliner Universität neu bestimmt und organisiert worden war; denn 1897 hatten beide in Konkurrenz zu dem bestehenden von Adolf Kirchhoff und Johannes Vahlen geleiteten Philologischen Seminar in ihrem neugegründeten Institut für Altertumskunde ein „Philologisches Proseminar" geschaffen, das unter der wiederbelebten Idee der universalen historischen Betrachtung des griechisch-römischen Altertums stand.[1434] Sechs Semester gehörte Malten diesem Seminar an, ein Semester war er zugleich Mitglied in Vahlens Philologischem Seminar. Über die entscheidenden Impulse für seine wissenschaftliche Entwicklung während des Studiums schrieb er in seinem Buch „Kyrene"[1435]: „Den ehrerbietigen Dank des

[1434] Vgl. Lenz III, 216-219; U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Erinnerungen. 2., erg. Aufl. Leipzig 1928, S. 283-288; W. Jaeger, Die Klassische Philologie an der Universität Berlin von 1870-1945. In: Studium Berolinense, Aufsätze und Beiträge zu Problemen der Wissenschaft und zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin. Berlin 1960, S. 463-479.

[1435] L. Malten (wie Anm. 1443), S. IX.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0413

Schülers schulde ich Hermann Diels, der mich zuerst durch seine religionswissenschaftlichen Vorlesungen, die mir Sinn und Gedanken gefangen nahmen, in die Welt des antiken Glaubens und in die Methode der religionswissenschaftlichen Forschung eingeführt hat. Den tiefgreifendsten Einfluß auf meine ganze geistige Entwicklung hat U. v. Wilamowitz geübt; von der Ehrfurcht und Liebe, die ich gegenüber seinem Werk und seiner Person empfinde, legt Blatt für Blatt dieser Untersuchung Zeugnis ab." Die tiefe Verbundenheit mit Wilamowitz hat Malten sein ganzes Leben lang bewahrt, sie findet vielfach in seinem Werk Ausdruck, am eindrucksvollsten wohl in dem mit höchster Hingabe gehaltenen Nachruf vor der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, worin er seinen Lehrer einen „Schöpfergeist und Seelenerwecker wie wenige nur" nannte.[1436]

Malten promovierte 1904 an der Berliner Universität mit einer Arbeit „Cyrenarum origines. caput primum". Danach war er ab 1905 nach Ablegung der Lehramtsprüfungen am Joachimsthalschen Gymnasium und am damals neugegründeten städtischen Fichte-Gymnasium in Wilmersdorf als Lehrer für die alten Sprachen und für Deutsch tätig. Zugleich wirkte er nebenamtlich als Assistent am Deutschen Archäologischen Institut, das ihm die Redaktion seines Jahrbuches übertragen hatte. In diesem Organ veröffentlichte Malten während seiner Redaktionstätigkeit und auch danach seine bedeutendsten wissenschaftlichen Publikationen. Die Berliner Gymnasiallehrerjahre, in denen er seinen Horizont auch durch mehrere Reisen erweiterte, waren für ihn die wohl wissenschaftlich fruchtbarste Zeit, angefüllt mit einer Reihe grundlegender Arbeiten. Es war daher nicht überraschend, daß Malten, ohne habilitiert zu sein, bald nach dem Ersten Weltkrieg, an dem er aktiv nicht teilnahm, 1919 einen Ruf als Extraordinarius für Klassische Philologie an die Universität Königsberg erhielt. Die Zeit in Königsberg[1437] währte jedoch nur wenige Jahre, denn bereits 1922 folgte die Berufung

---

[1436] Jahresberichte d. Schles. Gesellschaft f. vaterländ. Kultur. 104. 1931, S. 212-227; vgl. auch die Vossische Zeitung vom 1.10.1931. - Diese enge Beziehung zeigt sich auch darin, daß Malten die „Erinnerungen" seines Lehrers (s. Anm. 1434) im Gnomon 6. 1930, S. 275-280 eingehend besprochen und für die Sammlung von dessen kleinen Schriften den Band 5,2 „Glaube und Sage" (Berlin 1937) herausgegeben hat. Schließlich hat Malten in schwerer Zeit 1948 zum hundertsten Geburtstag von Wilamowitz ihm seine letzte sagengeschichtliche Arbeit „Hero und Leander" (s.u. Anm. 1481) gewidmet.

[1437] Zu den Zeitverhältnissen, unter denen Malten seine Universitätslaufbahn begann, eine Bemerkung aus seiner Besprechung von Wilamowitz „Erinnerungen" (Gnomon 6. 1930, S. 278), wo es um die provisorische Stadtwohnung ging, in die Wilamowitz zunächst einziehen mußte, weil seine Villa in Westend noch nicht bezugsfertig war: „Mit leisem

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0414

auf den ordentlichen Lehrstuhl seines Faches an die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität in Breslau,[1438] an der er fast ein Vierteljahrhundert als akademischer Lehrer wirkte. Hier übernahm er den Lehrstuhl des plötzlich verstorbenen Alfred Gercke,[1439] der sich als Rektor der Breslauer Universität in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg unschätzbare Verdienste erworben hatte. Maltens nächste Kollegen waren so renommierte Gelehrte wie Wilhelm Kroll,[1440] einer der führenden Latinisten, später Krolls Nachfolger Hans Drexler[1441] und

---

Lächeln liest der Nachfahre von solche Nöten der Heroen der Vorzeit und denkt an den Extraordinarius von 1919, dem Bezzenberger als Königsberger Rektor den Karzer der Universität als Domizil anbot - und beide blieben ganz ernst dabei." – Adalbert Bezzenberger (1851-1922) war Professor für Sanskrit und Begründer der baltischen Linguistik. Er war zweimal Rektor der Albertina.

[1438] 1920 stand Malten an zweiter Stelle für die Wiederbesetzung des gräzistischen Lehrstuhles der Universität Kiel als Nachfolger Werner Jaegers, der den Lehrstuhl von Wilamowitz in Berlin übernommen hatte (vgl. E. Hofmann, Klassische Philologie. In: Geschichte der Christian-Albrechts-Universität Kiel. 1665-1965. Bd. 5,2. Neumünster 1969, S. 159).

[1439] Alfred Gercke (1860-1922) hatte von 1909 an den gräzistischen Lehrstuhl in Breslau inne. Seine Hauptforschungsgebiete waren die Geschichte der griechischen Philosophie, besonders die des Hellenismus; ferner war er ein großer Kenner Senecas. In die homerische Frage hat er von analytischer Sicht her eingegriffen. Am bekanntesten ist wohl sein Name durch das Sammelwerk „Einleitung in die Altertumswissenschaft", das er zusammen mit Eduard Norden herausgab. - Biographische Literatur: BJbfA 44. 1924, S. 161-192; NDB Bd. 6. Berlin 1964, S. 258.

[1440] Wilhelm Kroll (1869-1939) war ab 1913 Latinist der Universität Breslau. Sein Name hatte internationalen Rang und ist besonders mit der Fortführung von Pauly-Wissowa „Realencyclopaedie der classischen Altertumswissenschaft" verknüpft. Darüber hinaus hat er eine vielfältige wissenschaftliche Schriftstellertätigkeit entwickelt. Aus der Fülle seiner Arbeiten seien nur erwähnt der Kommentar zu Catull, die von ihm weitergeführten Kommentare Otto Jahns zu Ciceros Brutus und Orator sowie seine „Kultur der ciceronischen Zeit" (Leipzig 1933) und die „Studien zur römischen Literatur" (Stuttgart 1924). - Nachrufe: Gnomon 15. 1939, S. 590-592; Almanach d. Akad. d. Wiss. Wien. 1939. Wien 1940, S. 294-297.

[1441] Hans Drexler (1895-1984), seit 1925 Dozent an der Universität Breslau, wurde 1935 dort Ordinarius für Klassische Philologie; 1940 wechselte er auf den latinistischen Lehrstuhl seines Faches in Göttingen. Er ist u.a. mit einer Reihe von Arbeiten zur antiken Geschichtsschreibung hervorgetreten, am bekanntesten ist er als Tacitusforscher. Kritisch aufgenommen wurde seine Auseinandersetzung mit dem „Dritten Humanismus" Werner Jaegers (H. Drexler, Der dritte Humanismus. Ein kritischer Epilog. Frankfurt/M. 1942, Auf dem Wege zum nationalpolitischen Gymnasium 10).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0415

schließlich die letzten Jahre bis zum furchtbaren Zusammenbruch 1945 Wilhelm Süß[1442].-

Maltens wissenschaftliches Werk erscheint bei oberflächlicher Betrachtung sehr speziell und esoterisch, vielleicht sogar einseitig; denn es beschränkt sich zum überwiegenden Teil auf Probleme der antiken Religion und Mythologie; zudem sind Maltens Arbeiten, auch die umfangreicheren, meistens nicht selbständig, sondern in Zeitschriften erschienen. Demjenigen jedoch, der sich näher mit seinen Veröffentlichungen befaßt, offenbart sich bei der Lektüre das umfassende Wissen des Wilamowitz-Schülers, der bei seinen Forschungen allseitig sämtliche Zeugnisse und Fragestellungen - die archäologischen ebenso wie die literarischen und religionswissenschaftlichen in seine Betrachtung einbezog und auch die Beziehungen zu den Kulturen außerhalb der griechisch-römischen Welt, so vor allem zu dem vorderasiatischen Raum, berücksichtigte.

Auf ein Seminar über Pindaros bei Wilamowitz im Winter 1900/1901 ging Maltens Dissertation „Cyrenarum origines. caput primum" zurück, worin er ausgehend von Pindaros, Pythien 9 und den anderen literarischen Quellen eine Deutung der Sage über die Nymphe Kyrene sowie den Zusammenhang mit der nordafrikanischen Stadt gleichen Namens dazulegen suchte. Alle Ergebnisse der Dissertation, deren lateinische Fassung, wie schon der Titel zeigt, nur eine Teilausgabe war, hat Malten in seinem Buch „Kyrene. Sagengeschichtliche Untersuchungen"[1443] vorgelegt. Im ersten Abschnitt suchte er die Fragen nach dem Ursprung und den Gründen für die doppelte Sagenüberlieferung zu lösen, die sich einerseits in der Ode des Pindaros und weiter bis zu dem spätantiken Epiker Nonnos, andererseits bei dem aus Kyrene stammenden alexandrinischen Dichter Kallimachos verfolgen läßt.[1444] Für die anschließende Analyse der Quellen über

---

[1442] Wilhelm Süß (1882-1969) war als Schüler Johannes Vahlens einer der besten Kenner der lateinischen Sprache seiner Generation. Eines seiner Hauptforschungsgebiete war Aristophanes. Süß war nach dem Verlust seines Breslauer Lehrstuhles ab 1946 Ordinarius für Klassische Philologie an der Universität Mainz. Nachruf: Gnomon 42. 1970, S. 638-640. - H. Buchheim [u.a.], Wilhelm Süß: 1882-1969. Mainz 1971.

[1443] Berlin 1911 (Philologische Untersuchungen. 20). Die Reihe wurde von Adolf Kießling und Wilamowitz herausgegeben; auch hierin ist wieder das enge Schülerverhältnis zu Wilamowitz ersichtlich.

[1444] Nach den beiden Sagenversionen war Kyrene einmal, wie bei Pindaros und anderen Dichtern berichtet wird, die Tochter des Hypseus, der am Pelion in Thessalien herrschte; Apollon traf sie beim Kampf mit dem Löwen und entführte sie nach Libyen, wo sie zur Stadtherrin von Kyrene wurde. Kallimachos (Apollonhymnos88 ff) hat die Sagenvariante, daß Kyrene auf der Myrtenhöhe oberhalb des Quells Kyre, wo der Tempel Apollons lag, mit dem Löwen gekämpft haben soll. Malten kam bei seiner Untersuchung zu dem

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0416

die Stadtgeschichte von Kyrene bildeten für Malten den Ausgangspunkt die bei Pindaros, Pythien 4 überlieferte Geschlechtersage des kyrenäischen Fürstengeschlechtes der Euphemiden sowie der davon etwas abweichende Bericht Herodots. Es ging darum, Klarheit über die griechische Besiedlung von Kyrene zu gewinne ,[1445] die sich nach Malten in zwei Phasen vollzogen hat, einer älteren Zuwanderung aus der Peloponnes und einer jüngeren aus Thera. Das Buch enthielt darüber hinaus eine Fülle wertvoller Einzelbeobachtungen zu verschiedenen Problemen der griechischen Mythologie und Frühgeschichte und ist bis in die Gegenwart eine vielzitiertes Werk geblieben.

Bereits vor seinem Buch „Kyrene" hatte Malten mehrere Beiträge über die Sagen von Demeter und vom Raub der Persephone veröffentlicht. Im ersten dieser Aufsätze wollte er durch Verbesserung einer nach seiner Ansicht korrupten Textstelle des homerischen Demeterhymnos eine Lokalisierung der Stätte geben, an der Persephone geraubt wurde.[1446] In einer weiteren Arbeit verfolgte er orphische

---

Schluß, daß der Schöpfer der Sagenversion des Pindaros und seiner Nachfolger die Version der Ortssage, wie sie bei Kallimachos steht, kannte, aber „die libysche Eponyme nach Thessalien versetzte, um sie von da durch Apollon nach Afrika zurückgeführt werden zu lassen. Dies tat er aber, weil er ein im Interesse des Delphiers tätiger Sänger war." (Malten, wie Anm. 1443, S. 59).

[1445] Ergebnis der Untersuchungen war, daß Libyen zuerst vor 1000 v. Chr. von einer älteren griechischen Bevölkerungsschicht besiedelt wurde, „zu der Zeit, als die von Norden her erfolgenden Völkerverschiebungen, zuletzt die Einfälle der Dorier, die ältere Bevölkerung aus ihren alten Sitzen übers Meer drängten". Um 631 v. Chr. „erfolgte" dann eine „Zuwanderung von Theräern nach Kyrene". Auf die ältere Besiedlung weist nach Malten noch der Ahnherr aus der pindarischen Geschlechtersage Euphemos hin, der - ursprünglich ein Gott - Führer der Einwanderer war. Aus den in der Sage überkommenen Namen folgerte Malten, daß die älteren Ansiedler Kyrenes Arkader aus der Peloponnes gewesen seien, die sich in noch älterer Zeit mit zu ihnen gestoßenen Thessalern vermischt hätten; die zweite Siedlungsschicht aus Thera hätte die Euphemiden-Genealogie übernommen. Der Bericht der Geschlechtersage bei Pindaros hat für Malten seine Quelle in einer Eöe Hesiods, die mit Euphemos begann und die Verbindung mit Libyen, Thera und Lemnos schuf. - Generell zu griechischen Gründungssagen jetzt F. Prinz Gründungsmythen und Sagenchronologie. München 1979 (Zetemata. 72).

[1446] Der Raub der Kore. Archiv f. Religionswiss. 12. 1909, S. 285-312. Ausgangspunkt war Demeterhymnos, V. S. 16-17. Malten wollte den überlieferten Νύσιον ἀμ πεδίον in Μύσιον ἀμ πεδίον ändern, das er in der Argolis lokalisierte. Im argolischen Heiligtum vollzog sich nach Malten die Vereinigung von Demeter, Kore und Pluton; er erinnerte in diesem Zusammenhang an den Kult der Demeter Mysia in der Argolis. Maltens Analyse in diesem Aufsatz ist die Forschung jedoch nicht gefolgt, sondern blieb bei der Vorstellung, Νύσιον πεδίον rein fiktiv in die Nähe des Okeanos zu setzen (vgl. u.a. U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Der Glaube der Hellenen. Bd. 2. 3.,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0417

Versionen dieser Sage und suchte ein orphisches Gedicht dieses Themas zu rekonstruieren.[1447] In einem dritten Aufsatz[1448] behandelte er die beiden Sagenfassungen vom Raub der Persephone bei Ovid[1449] und kam zu dem Schluß, daß der Dichter in beiden Fällen auf dasselbe alexandrinische Gedicht zurückgegriffen habe.[1450] In loser Verbindung mit diesen Arbeiten stand ein Aufsatz über ein Papyrosfragment der verlorenen Aitia, Ursprungsgeschichten, des Kallimachos.[1451] Dieses Bruchstück interpretierte Malten unter Berücksichtigung der künstlerischen Gestaltung der ovidischen Metamorphosen und Fasti, die von dem großen Alexandriner „stark beeinflusst" wurden.[1452]
Die wohl bis in die Gegenwart wichtigsten und umfänglichsten Forschungen Maltens, denen er sich während seiner Berliner Gymnasiallehrerzeit widmete,

---

durchges. Aufl. Darmstadt 1959, S. 50; H. Herter, Ovids Persephone-Erzählungen und ihre hellenistischen Quellen. Rhein. Mus. 90. 1940, S. 240, Anm. 8; K. Deichgräber, Eleusinische Frömmigkeit und homerische Vorstellungswelt. Akad. d. Wiss. u. d. Lit. Mainz. Abh. d. geistes- u. sozialwiss. Kl. 1950, Nr. 6, S. 508, Anm. 2; The Homeric Hymns. Ed. by T. W. Allen, W. R. Halliday, E. E. Sikes. 2. Ed. Oxford 1936, S. 131; G. Zuntz, Persephone. Three Essays on Religion and Thought in Magna Graecia. Oxford 1971, S. 401-402; The Homeric Hymn to Demeter. Ed. by N. J. Richardson. Oxford 1974, S. 149).

[1447] Malten ging dabei zwei nach seiner Meinung orphischen Versionen nach, einmal der bei Euripides, Helena 1301ff berichteten Geschichte vom Raub der Persephone und der Wiederkehr dieser Darstellung in der späteren Literatur und Kunst, zum anderen dem Mythos von Dysaules, dem armen Wirt der Demeter, sowie der Sagenversion, die den Raub der Persephone in Eleusis lokalisierte (zu Eleusis vgl. M. P. Nilsson, Geschichte der griechischen Religion. Bd. 1. 3. Aufl. München 1967, HAW V.2.1, S. 654ff). Maltens Rekonstruktionsversuche fanden vielfach Zustimmung (vgl. u.a. W. K. C. Guthrie, Orpheus and Greek Religion. 2. Ed. Cambridge 1952, S. 134-135); dagegen jetzt F. Graf, Eleusis und die orphische Dichtung Athens in vorhellenistischer Zeit. Berlin & New York 1974 (Religionswiss. Versuche u. Vorarbeiten 33) S. 153-158.

[1448] Hermes 45. 1910, S. 506-553.

[1449] Metamorphosen V, 341-661 und Fasti IV, 393-620.

[1450] Malten zeigte, daß die beiden Sagenfassungen Ovids ziemlich gleich gestaltet sind und offensichtlich eine alexandrinische Originaldichtung als Vorlage hatten - vielleicht die entsprechenden Teile der Aitia des Kallimachos (vgl. dazu R. Heinze, Ovids elegische Erzählung. In: Heinze, Vom Geist des Römertums. 3., erw. Aufl. Darmstadt 1960, S. 308-403; H. Herter, wie Anm. 1446; K. Deichgräber, wie Anm. 1446, S. 512, Anm. 1; P. Ovidius Naso, Die Fasten. Hrsg., übers, u. komm. von F. Bömer. Bd. 2. Heidelberg 1958, S. 244 ff; B. Otis, Ovid as an Epic Poet. 2. Ed. Cambridge 1970, S. 50).

[1451] Ein neues Bruchstück aus den Aitia des Kallimachos. Hermes 53. 1918, S. 148-179.

[1452] Literatur s. Anm. 1450; zum Einfluß des Kallimachos auf die Fasti vgl. auch H. Fränkel, Ovid. Ein Dichter zwischen zwei Welten. Darmstadt 1970, S. 160-161.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0418

galten Hephaistos, dem Gott des Feuers, der Schmiede und Handwerker. Malten ließ fast gleichzeitig eine grundlegende Abhandlung[1453] und den umfassenden Artikel in Pauly-Wissowa, „Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft“[1454] erscheinen. In seiner untersuchenden Darstellung hat er die Fragen nach der Lokalisierung des Gottes, nach seinem Ursprung und nach seinem Wesen beantwortet. Für das Problem der Lokalisierung kam Malten zu dem Ergebnis, daß Hephaistos schwerpunktmäßig im kleinasiatischen Raum und auf den vorgelagerten Inseln, vor allem auf Lemnos, verehrt wurde.[1455] Aus der zentralen Bedeutung Kleinasiens für den Hephaistoskult hat er zugleich aufgrund der deutlich erkennbaren Bindung des Gottes an das Erdfeuer auch seinen Ursprung erklärt: Das Element Feuer war „Substrat und Erscheinungsform des Gottes“. Von der primären Vorstellung, nach der der Gott im Element Feuer erschien, entwikkelte sich der Gott als Herr über das Feuer; als letztes Stadium in der Vorstel-

---

[1453] Jahrbuch d. Deutschen Archäolog. Inst. 27. 1912, S. 232-264.

[1454] Bd. 8,1. Stuttgart 1912, Sp. 311-366.

[1455] Eine zentrale Bedeutung für den Hephaistoskult hatte nach Malten das als Naturphänomen in der Neuzeit wiederentdeckte Erdfeuer auf dem Berge Janartasch bei Olympos an der lykischen Küste, das im Altertum als πέτρη Ἡφαίστοιο (Ktesias, Indika nach dem Auszug des Photius cod. 72, S. 46 Bekker) oder Hephaesti montes (Plinius, Nat. Hist. II, 236) bekannt war. Als Beleg für die Kultzentren in Kleinasien hat Malten neben literarischen Zeugnissen bei Homer, Elias A 586ff und Odyssee δ 284 sowie Sophokles, Philoktetes 986f u.a. vor allem zahlreiches Inschriftenmaterial und die vielen Münzprägungen mit Motiven des Gottes herangezogen. Während sich nach Malten die Nachweise für die Verehrung des Hephaistos in Kleinasien häufen, sind Kulthinweise für das griechische Mutterland und für den noch weiter nach Westen gelegenen Mittelmeerraum seltener. In Nordgriechenland und in der Peloponnes fehlte Hephaistos; in der Argolis war sein Kult sekundär. Nur für Athen ist ein bedeutender Hephaistoskult nachweisbar, über dessen Entstehen nach Malten Unklarheiten bestehen, das aber nicht wesentlich vor 600 v. Chr. anzusetzen ist (vgl. dazu auch A. B. Cook, Zeus. A Study in ancient Religion. Vol. 3. Cambridge 1940, S. 190-237). Für den Westen führte Malten den Hephaistoskult auf den Liparischen Inseln an, der nach seiner Ansicht vom kleinasiatischen Knidos dorthin gelangt ist. Maltens Forschungen blieben bis in die Gegenwart richtungsweisend (vgl. u.a. Nilsson, wie Anm. 1447, S. 526ff). Einschränkungen zu den bislang unangefochtenen Ergebnissen macht neuerdings Frank Brommer, der den Wert der Quellen, aus denen Malten die karisch-lykische Herkunft des Hephaistos zu erweisen suchte, anzweifelt. F. Brommer, Hephaistos im südlichen Kleinasien. Mansel's Armagan. Ankara 1974, S. 139-145; ders., Hephaistos. Der Schmiedegott in der antiken Kunst Mainz 1978, S. 195: „Seine Heimat hat man allgemein in Kleinasien vermutet. Aber von den hierfür vorgebrachten Argumenten läßt sich keines halten. Homer weist deutlich auf Lemnos; auch die späteren Zeugnisse bestätigen dies immer. Woher die ‚wildsprechenden Sintier' den Gott nach Lemnos brachten, ist eine andere Frage, aber auf Kleinasien weist nichts.“

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0419

lungsentwicklung und Anthropomorphisierung sah Malten die Funktion des Hephaistos als Gott der Schmiede.[1456] In seinem Artikel bei Pauly-Wissowa wiederholte Malten die Grundpositionen seiner Abhandlung. Er wies dabei nochmals besonders daraufhin, daß Hephaistos erst später in den Kreis der olympischen Götter gelangte und daß seine Charakterisierung als Feuergott ein primärer Zug war, die Verkrüppelung ein sekundäres Merkmal, das Homer noch nicht erwähnt hat.

Zu den Motiven griechischer Jenseitsvorstellungen kehrte Malten in dem Aufsatz „Elysion und Rhadamanthys“[1457] zurück, in dem er den Fragen nach Herkunft, Verbreitung und Bedeutung der Sage von diesem Unterweltrichter und Herrscher über die Glückseligen nachging. Rhadamanthys und Elysion gehörten nach Malten zusammen und sind schon sprachlich gesehen vorgriechischen Ursprungs;[1458] sie weisen nach den mythologischen und toponymen Belegen auf das minoische Kreta als Herkunft.[1459] Anhand der literarischen Zeugnisse zeigte Malten, daß das mit Rhadamanthys verbundene Motiv vom Elysion und von der Insel der Glückseligen (μακάρων νῆσος) im 6. Jahrhundert v. Chr. unter orphischem Einfluß mit den Unterweltsvorstellungen von den Aufenthaltsorten für die Gottesfürchtigen und Gottlosen (τόπος εὐσεβῶν und τόπος ἀσεβῶν) vermischt wurde, so daß das Elysion und die Insel der Glückseligen mit dem Aufenthaltsort der Gottesfürchtigen gleichgesetzt wurden.

[1456] Zum sozialen Kennzeichen des Schmiedes gehörte vielfach das Charakteristikum des Krüppels; Behinderte übten diesen Beruf aus, weil ihnen der Kriegerstand verschlossen blieb. Dieses typische Merkmal wurde nach Malten auf den göttlichen Schmied übertragen. Nicht ganz sicher ist für Malten die dem Hephaistos teilweise anhaftende Zwergenhaftigkeit zu deuten.

[1457] Jahrbuch d. Deutschen Archäolog. Inst. 28. 1913, S. 35-51.

[1458] Der Name Rhadamanthys enthält das typisch vorgriechische Suffix - νθ -, für das es zahlreiche Belege gibt: Hyakinthos, Korinthos, Labyrinthos, Pyranthos, Syrinthos, Berykinthos u.a. Auch Elysion ist nach Malten vorgriechisch: Es wurde von den Griechen etymologisch vom Wortstamm ἐλυθ (Aoriststamm zu ἐρχεσθαι = kommen) abgeleitet und steht im Zusammenhang mit dem Namen Eleusis sowie der „in der Geburtsstunde kommenden“ Göttin Eleuthyia, deren berühmte Höhle bei Amnissos auf Kreta liegt. (Vgl. F. Schachermeyr, Die minoische Kultur des alten Kreta. Stuttgart 1964, S. 305.)

[1459] Aufgrund von Namenvergleichungen sowie der sich auf Kleinasien beziehenden Sagenmotive stellte Malten besonders eine Ausbreitung durch Auswanderungen aus Kreta in den anatolischen Raum fest. So verwies er u.a. auf den Sohn des Rhadamanthys, Erythros, der die Stadt Erythrai in Kleinasien gründete, sowie auf einen Bruder des Rhadamanthys, Sarpedon, der im lykischen Sagenkreis wiederkehrt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0420

Mit Motiven aus dem Bereich der chthonischen Mythen setzte sich Malten auch in der Abhandlung „Das Pferd im Totenkult“[1460] auseinander. Die breit angelegte Untersuchung umfaßte im Zusammenhang alles verfügbare literarische, archäologische und religionswissenschaftliche Material. Ergebnis der Arbeit war, daß „Symbol“ und „Attribut“ in Religion und Mythos sekundär sind. In diesem Sinne deutete Malten das mit typisch indogermanischen Vorstellungen verbundene Bild vom Pferd im Mythos: Das Pferd verkörperte das Dämonische und ist als solches in Verbindung zu den unheimlichen Gottheiten der Tiefe gebracht worden, zu Poseidon, zur Erdmutter, zu Hades, Neleus, Medusa und anderen. Diese Unterweltsgottheiten wurden dabei in Rossegestalt gesehen, ebenso erschienen auch die Seelen der Toten als Pferde; schließlich dachte man sich die Rosse als Dämonen, die über die Menschen Unheil brachten. Sekundär war dagegen nach Maltens Ansicht das Attribut des Pferdes bei den unterirdischen Gottheiten, wie der auf dem Rossegespann fahrende und Rosse lenkende Todesgott. Die theriomorphe Gestalt der Unterweltsgottheiten ist in späterer Zeit als Symbol zurückgeblieben.[1461] Maltens Untersuchung über das Pferd im Totenkult hat in der Fachwelt allgemein Zustimmung gefunden und ist für dieses Thema bis in die Gegenwart nicht ersetzt worden.[1462]

Um griechische Vorstellungen vom Tode ging es ebenso in dem wichtigen Beitrag „Leichenspiel und Totenkult“,[1463] der ersten Arbeit, die in Maltens Breslauer

---

[1460] Jahrbuch d. Deutschen Archäolog. Instituts 29. 1914, S. 179-255; Besprechung von S. Wide (Berl. Philolog. Wochenschrift 37. 1917, S. 715-717).

[1461] So ist das Pferd auf den von Malten in die Untersuchung einbezogenen Pferdekopfamphoren oder der als Unterweltsgott fungierende Poseidon Hippios zu deuten. - Zur Beziehung Poseidons zum Pferd äußerte sich Malten nochmals in DLZ 73. 1952, S. 715.

[1462] Dazu Wilamowitz (wie Anm. 1448) Bd. I, S. 150, Anm. 4: „Mit reichster Gelehrsamkeit hat L. Malten im Jahrbuch des Instituts 29 das Roß behandelt, im meisten für mich überzeugend“. P, Schachermeyr, Poseidon und die Entstehung des griechischen Götterglaubens. München 1950, S. 11 hebt die grundlegende Bedeutung von Maltens Arbeit wegen der Fülle des dargebotenen Materials hervor. - Zum Pferd in der griechischen Religion vgl. jetzt auch L. Bodson,' IEPA ZΩIA. Contributions à l'étude de la place de l'animal dans la religion grecque ancienne. Bruxelles 1978 (Acad. royale de Belgique. Mém. de la classe des lettres. Coll. in -8°, -2. Sér. T. LXIII, Fasc. 2), S. 151-160.

[1463] Mitteilungen d. Deutschen Archäolog. Instituts. Rom. Abt. 38/39. 1923/24, S. 300-340. Zur Bedeutung dieser Arbeit vgl. M. P. Nilsson (DLZ 1925, S. 1898-1899); F. Pfister (Jahresberichte ü. d. Fortschritte d. Altertumswiss. 56. 1930, S. 204); s.a. W. Burkert, Griechische Religion. Stuttgart 1977 (Religionen der Menschheit, 15), S. 260-262. - (Auch der Artikel „Leichenwagen“ bei Pauly-Wissowa, RE. Bd. 12. Stuttgart 1925, Sp. 1859-1861 stammt von Malten.)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0421

Zeit erschien. Der Verfasser hat hier vor allem zu dem umstrittenen Problem des Ursprungs der Agone ein klärendes Wort gesprochen, die nach seiner Ansicht aus mehreren Komponenten entstanden sind. Von den verschiedenen Arten der Agone, deren Charakteristika er beschrieb,[1464] untersuchte er vor allem die mit dem Totenkult verbundenen, wieder unter Heranziehung aller vorliegenden Quellen aus dem griechischen und italischen Raum.[1465] Für den Ursprung der Leichenspiele vertrat er die Auffassung, daß sie sich aus Menschenopfern entwickelt hätten; den Wettkämpfen läge die Sitte zugrunde, daß die Schlachtopfer um ihr Leben zu kämpfen hatten. Nach dem Zurücktreten der Menschenopfer sei der Kampf am Grabe als Relikt bestehen geblieben; es sei ein Kampf gewesen, bei dem Blut fließen mußte, das dem Toten als Genuß zuteil werden sollte.
Schon bei seinen Forschungen zu Hephaistos und Rhadamanthys hatte Malten sein besonderes Augenmerk auf die Beziehungen zwischen Griechenland und Kleinasien gelenkt; auch in der Abhandlung „Bellerophontes“[1466] verfolgte er Sagenmotive, die stark dem anatolischen Raum verbunden waren. Die wichtigste Frage dieses Beitrages war die nach der Herkunft der Sage des korinthischen Nationalheros. Bis zu Maltens Arbeit hatte man für Bellerophontes einen griechischen Ursprung angenommen,[1467] Malten schrieb den Helden und die mit ihm im Zusammenhang stehenden Mythengestalten wie Pegasos, Chimaira, Chrysaor,

---

[1464] Folgende Typen von Agonen hat Malten aufgrund des Zweckes, den sie verfolgen, unterschieden:
1. Hilastisch-euergetische, d.h. den Gott oder Heros erfreuende und stärkende Agone. 2. Agone, die als Zwangsritus, etwa als Analogiezauber, wirkten. 3. Agone, die die eigene Kraft derer, die sie veranstalteten, stärkten. 4. Agone, die abwehrend und reinigend wirken sollten.

[1465] Er begann mit den epischen Beispielen der Ilias (dazu jetzt M. Andronikos, Totenkult. Göttingen 1968, Archaeologica Homerica. III, Kap. W, S. 35) sowie mit den Heroen, für die Leichenspiele veranstaltet wurden; darauf führte er die archäologischen Zeugnisse der Sarkophage aus Klazomenai an und die historischen Quellen für das klassische Athen; er wandte sich dann dem aus den etruskischen Gräbern bekannten Material, besonders den Grabsteinen, Cippi, zu; er verfolgte weiter die Sitten anderer italischer Völker, wie der Osker, sowie die römischen Belege und schloß seine Untersuchung ab mit einem Blick auf die Parallelen bei anderen europäischen und außereuropäischen Völkern.

[1466] Jahrbuch d. Deutschen Archäolog. Instituts 40. 1925, S. 121-160; Rez. dazu von O. Weinreich (Philolog. Wochenschrift 47. 1927, S. 810-812).

[1467] So vor allem E. Bethe in Pauly-Wissowa, RE. Bd. 3,1. Stuttgart 1897, Sp. 241-251. Griechischen Ursprung nahm auch P. Kretzschmer an (Glotta 13. 1924, S. 242 und Glotta 15. 1927, S. 191), der den Namen Bellerophontes als „Töter des Bellero“ deutete; Bellero, ein Unhold, wurde von Bellerophontes in Argos getötet. Nach Kretzschmer gelangte die Sage durch griechische Einwanderer nach Lykien.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0422

Gorgo u.a. kleinasiatisch-lykischen Sagenkreisen zu, die nach seiner Ansicht im 3. oder 2. Jahrtausend entstanden waren. In der Sage von dem auf dem Flügelroß Pegasos reitenden Bellerophontes sah er einen ursprünglichen Himmelsgott, der später zu einer Heldengestalt wurde. Hinter dem Mythos standen nach Malten teilweise auch Naturvorstellungen:[1468] So deutete er den Kampf des Bellerophontes mit der Chimaira als eine alte Vorstellung, nach der der Himmelsgott mit dem Blitzroß das mischgestaltige, feuerschnaubende Ungeheuer aus der Tiefe der Erde bezwungen hat.[1469] Das Problem der Bellerophontessage und ihres Ursprungs ist bis in die Gegenwart in der Forschung umstritten; Maltens Thesen werden dabei als eine mögliche Lösung von vielen Fachleuten befürwortet.[1470].
Die mit dem Aufsatz über die Bedeutung des Pferdes begonnenen Untersuchungen über Tiere in den Religionen der frühen Kulturen setzte Malten mit der Arbeit „Der Stier in Kult und mythischem Bild“[1471] fort. Der Stier war das heilige Tier der vorindogermanischen Zeit und spielte im Vorderen Orient eine große Rolle. Ausgehend von der Minotaurossage, verfolgte Malten das Stiermotiv bei

---

[1468] Zum „Natursymbolismus“ bei Malten vgl. E. A. Butterworth, Some Traces of the pre-olympian World. Berlin 1966, S. 171.

[1469] Als religionsgeschichtliche Parallelen solcher Kämpfe führte Malten im mesopotamischen Raum den zwischen dem obersten Gott Marduk und der Chaosmacht Tiamat und im griechischen Bereich den zwischen Zeus und dem drachenköpfigen und schlangenfüßigen Ungeheuer Typhon, dem Sohn der Erdmutter Gaia, an.

[1470] Zustimmend zu Malten: M. P. Nilsson, The Mycenaean Origin of Greek Mythology. Nachdr. d. Ausg. 1932. Berkeley 1972, S. 53; L. Radermacher, Mythos und Sage bei den Griechen. 3. Aufl. Darmstadt 1968, S. 108; H. J. Rose, A Handbook of Greek Mythology. London 1964, S. 270. - Anders F. Schachermeyr (wie Anm. 1462), S. 174ff; Sch. sah in der Gestalt des Bellerophontes den Typ fahrender Ritter, wie sie in der mykenischen Zeit vom griechischen Mutterlande nach Kleinasien kamen und dort durch Heirat seßhaft wurden. Vgl. dazu auch Maltens Schüler J. Wiesner, Olympos. Darmstadt 1960, S. 125ff, der eine Umentwicklung des ritterlichen Helden in der spätmykenischen und griechisch-archaischen Zeit konstatierte, in der sich ein Wechsel vom wagenkämpfenden Krieger zum Reiter vollzog. - Mykenischen Ursprung für die Sage von Bellerophontes nimmt auch T. B. L. Webster, From Mycenae to Homer. 2. Ed. London 1964, S. 171 an, ebenso R. Peppermüller (Wien. Stud. 75. 1962, S. 5-21) und B. C. Dietrich, The Origins of Greek Religion. Berlin & New York 1974, S. 192; jedoch vgl. ders., S. 279: „The story of Bellerophontes who killed the Chimaira with the help of the winged horse Pegasos was of oriental provenance.” Zur Wirkungsgeschichte der Sage: S. Hiller (Antike u. Abendland 19. 1973, S. 83-100).

[1471] Jahrbuch d. Deutschen Archäolog. Instituts 43. 1928, S. 90-139; Rez. von O. Weinreich (Philolog Wochenschrift 50. 1930, S. 1020-1023).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0423

den alten Kulturen des Orients[1472] und stellte dabei die Beziehungen zur ägäischen Kultur und zur nachfolgenden griechischen Welt heraus. Bei der Prüfung des Stiermotivs in der minoischen Kultur Kretas sah er mehr „mythologeme" Typen als einen Stierkult, wie er im Orient zu finden war. Die minoischen Stierspiele deutete Malten im Gegensatz zu anderen Gelehrten mehr als sportliche Wettkämpfe.[1473] Im griechischen Bereich beschäftigte er sich mit den Verbindungen des Zeus zum Stier, mit der ganz selten noch auftretenden Stiergestaltigkeit des Gottes sowie mit einigen kultischen Beobachtungen. Wegen der vollständigen Materialsammlung und der fundierten Darstellung der Probleme, gerade was die Beziehungen zwischen dem Orient und dem griechischen Raum betraf, hatte Malten auch mit seiner Arbeit über den Stier in Kult und Mythos Grundlagen geschaffen, auf denen die weitere Forschung aufbauen konnte.[1474]

Bereits in seiner Untersuchung über Bellerophontes hatte sich Malten Heldensagen zugewandt, die stark mit dem kleinasiatischen Raum verknüpft waren. Demselben Sagenkreis widmete er sich weiter in zwei anderen Arbeiten, in denen er zugleich in enge Berührung mit der Homerforschung kam.

In dem methodisch beispielhaften Aufsatz „Aineias"[1475] suchte Malten, „die realen Untergründe und die konkreten Motive zu fassen, die bei der Ausbildung der in ihren Folgen bedeutendsten Wandersage des Altertums wirksam gewesen sind"[1476]. In vorsichtiger Deutung der zusammengetragenen Zeugnisse zog Mal-

---

[1472] In Ägypten begegnete der Stier in Kult und Mythos; Malten erinnerte an die Bildersprache, wo der König als Stier schon seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrtausends auftrat. Nicht minder bedeutsam war der Stier in den Vorstellungen der Kulturen des Zweistromlandes, wie die Keilschrifttexte bezeugen; Malten erwähnte den Himmelsstier sowie den Stier des Wettergottes und wies in diesem Zusammenhang auch auf die Verbindungen zu den Hethitern. Weiterhin betrachtete er die aus Mesopotamien herrührenden Stiermotive in Syrien, Kanaan und bei den Phöniziern.

[1473] Zu den Stierspielen und ihrem religiösen Hintergrund vgl. A. Reichel, Die Stierspiele in der kretisch-mykenischen Cultur. Mitteilungen d. Deutschen Archäolog. Instituts. Athen. Abt. 34. 1909, S. 85-99. - Vgl. jetzt auch R. F. Willetts, Cretan Cults and Festivals. London 1962, S. 112 u.ö.; F. Schachermeyr (wie Anm. 1458), S. 138f; St. Alexiou, Minoische Kultur. Göttingen 1976, S. 128-134; W. Burkert (wie Anm. 1463), S. 77.

[1474] Dazu Dietrich (wie Anm. 1470), S. 114-115.

[1475] Archiv f. Religionswiss. 29. 1931, S. 33-59; zur methodischen Bedeutung dieses Aufsatzes vgl. L. Radermacher (wie Anm. 1470), S. 62-63.

[1476] Ausgangspunkt der Untersuchung war die Prophezeihung im Y der Ilias und im homerischen Aphroditehymnos, nach der die Nachkommen des trojanischen Helden Aineias, die Aineiaden, für immer die künftigen Herrscher der Troas sein würden. Malten trug alle Quellen über die Aineiassage zusammen. Er berücksichtigte die literarischen Zeugnisse, angefangen mit dem Bericht des Chorlyrikers Stesichoros (fr. 205), wonach

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0424

ten den Schluß, daß die Sagen des Dardaners Aineias von der Balkangegend ihren Ausgang genommen und sich sowohl nach Kleinasien als auch nach Makedonien und in den mittel- und südgriechischen Raum ausgebreitet hätten. Als Ergebnis für die Homerforschung konstatierte er, daß Aineias von Homer wegen persönlicher Beziehungen des Dichters zu dem damals noch in der Troas herrschenden Geschlecht der Aineiaden, die in dem Heros ihren Ahnherren sahen, in die Ilias aufgenommen wurde.[1477]

Hinweisen, die etwas über die persönlichen Lebensumstände des Dichters der Ilias aussagen könnten, ging Malten auch in dem während des Zweiten Weltkrieges erschienenen Aufsatz „Homer und die lykischen Fürsten“[1478] nach. Hier hat er den ausführlichen genealogischen Bericht über die Herkunft des Glaukos in der berühmten Szene des Zusammentreffens dieses lykischen Helden mit Diomedes (Ilias Z 119-236) zu interpretieren versucht.[1479] Die Glaukos-Diomedes-Szene „gipfelt“ für Malten „im betonten Preis des Geschlechtes“ des Glaukos, dessen Ahnherr Bellerophontes war.[1480]In dieser „Glorifikation“ der lykischen Herrscher sah Malten parallel zu dem Lob der Aineiaden eine persönliche Verpflichtung Homers gegenüber den Nachkommen des Glaukos, an deren Hof der Dichter gastliche Aufnahme gefunden hatte.

Während des Zweiten Weltkrieges und danach hat Malten schließlich mehrere Aufsätze unter dem Titel „Motivgeschichtliche Untersuchungen zur Sagenforschung“[1481] veröffentlicht. Diese Beiträge waren Teile umfangreicherer

---

Aineias nach Westen gelangt ist, bis hin zu den römischen Sagenversionen in Vergils Aeneis. Ferner zog er alle Lokalsagen über Aineias sowie die Namenbeziehungen heran; beispielsweise so auffällige Namenverbindungen wie im Gebiet des Hellespont Ainos, Aineios und Aineus oder in Thrakien die Stadt Aineia am Thermaeischen Meerbusen auf der Halbinsel Chalkidike und im Vorgebirge Athos den Ort Aineias.

[1477] Diese These vertraten bereits C. Robert, Studien zur Ilias. Berlin 1901, S. 224-225 und U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Die Ilias und Homer. Berlin 1916, S. 335; ders., Reden und Vorträge. Bd. I. 4. Aufl. Berlin 1925, S. 49; ders., in: SB Berlin 1925, S. 239 = Kl. Schriften. Bd. 5,2. Berlin 1937, S. 121. Zusammenfassend zum Forschungsproblem: A. Heubeck, Die homerische Frage. Darmstadt 1974, S. 165-166.

[1478] Hermes 79. 1944, S. 1-12.

[1479] Malten ging als Grundlage für seine Interpretation von den Ergebnissen Wolfgang Schadewaldts (Iliasstudien. Leipzig 1938; 2. Aufl. 1943) zum Problem der Einheit der Ilias aus; Sch. hatte das Epos als dichterisch einheitliches Werk nachgewiesen, in das freilich bereits vorhandenes Material aufgenommen worden war.

[1480] Zugleich äußerte sich Malten in dem Beitrag nochmals zu der Sage von Bellerophontes im Sinne der oben besprochenen Arbeit (s. Anm. 1466).

[1481] I. Philomon und Baukis. Hermes 74. 1939, S. 176-206; II. Noch einmal Philemon und Baukis. Hermes 75. 1940, S. 168-176; III. Hero und Leander. RhM 93. 1950, S. 65-818.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0425

Forschungen, deren Ergebnisse er offensichtlich in einer größeren Darstellung der Öffentlichkeit vorlegen wollte, ein Plan, den er nicht mehr realisieren konnte, da seine Materialsammlung ebenso wie seine Bibliothek 1945 in Breslau verbrannten.[1482]

Im ersten Beitrag dieses Aufsatzzyklus behandelte Malten die uns aus Ovid bekannte Sage von Philemon und Baukis, den beiden Alten, die die als müde Wanderer um Aufnahme heischenden Götter Zeus und Hermes in ihrer ärmlichen Hütte gastlich empfingen und bewirteten, zum Lohn für ihre gute Tat samt ihrer armseligen Behausung von der einsetzenden Sintflut verschont wurden, ihre Hütte in einen prächtigen Tempel vertauscht sahen und selbst in hohem Alter in eine Eiche und eine Linde verwandelt wurden. Malten zielte daraufhin, die „Einzelmotive zu sondern und sie durch ihre Geschichte zu verfolgen" sowie „das Kernstück und damit den Sinn der ovidischen Erzählung ins Klare zu bringen". In Ovids Bewirtungsszene fand er viele römische Züge, für die Flutsage ging er den phrygischen Lokalsagen dieses Motivs sowie den sumerischen und semitischen Sagen nach, bei der Verwandlungsgeschichte verwies er auf die kultischen Verbindungen - besonders in Phrygien - zu Zeus und Hermes sowie auf verwandte Vorstellungen des Weiterlebens von Menschen in der Gestalt von Bäumen oder anderen Pflanzen. Im zweiten Aufsatz ergänzte Malten durch neues Quellenmaterial aus Kleinasien seine These vom „phrygisch-lykaonischen" Ursprung der Philemon- und Baukissage.[1483]

Der dritte, 1950 erschienene Aufsatz, den Malten nach Verlust seiner Materialsammlung aus dem Gedächtnis rekonstruierte, hatte die berühmte Liebesgeschichte von Hero und Leander zum Thema. Neben der literarischen Überlieferung des Sagenmotivs, das sich bis in das 3. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen läßt, stellte er auch hier wieder die Ursprungsfrage. Er zeigte, daß die Strömungsverhältnisse am Hellespont zwischen Sestos und Abydos als Lokalität die Naturvoraussetzungen für das Motiv der Sage bildeten. Das Beispiel der Sage von Hero und Leander war für Malten zugleich ein „Eckstein der Sagenfor-

---

[1482] Hero und Leander, S. 66.

[1483] Zu Maltens „Vorarbeiten" für die Ursprungsfrage der Sage vgl. M. Beller, Philemon und Baukis in der europäischen Literatur. Heidelberg 1967. - Teilweise andere Deutungen als Malten gab J. Fontenrose, Philemon, Lot and Lycaon. Univ. of California Publ. in Class. Philology 13,4. 1945 S. 93-120; Fontenrose's Anschauungen haben sich jedoch nicht durchgesetzt. - Zur Struktur der ovidischen Erzählung sowie zu den einzelnen Motiven und ihrer Herkunft vgl. jetzt: Ovid, Metamorphoses VIII. Ed. with an Introd. and Comm. by A. S. Hollis. Oxford 1970, S. 106-112; B. Otis (wie Anm. 1450), S. 203-205.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0426

schung", weil sich hier die spezifischen Elemente der Sage gegenüber dem Märchen und dem Mythos besonders gut verdeutlichen ließen.
In seinem letzten, 1961 veröffentlichten Werk „Die Sprache des menschlichen Antlitzes im frühen Griechentum"[1484] beschäftigte sich Malten mit einem von seinen früheren Forschungen ganz abweichenden Problem. Er untersuchte die Bedeutung des menschlichen Auges für die frühgriechische Ausdrucksgestaltung und die zwischenmenschliche Kommunikation. Dafür wurden Beispiele aus dem griechischen Epos, der Lyrik, dem Drama und den philosophischen Quellen bis Platon geboten; am Schluß folgte ein knapper Ausblick auf dieses Phänomen bei den Römern sowie ein kurzer Vergleich der Unterschiede griechischen und römischen Sehens. Malten hatte das Thema bereits vorher in einem Aufsatz kurz aufgegriffen[1485] und beabsichtigte eine Darstellung für die ganze Antike. Wegen seines schlechten Gesundheitszustandes gelang es ihm jedoch nur, den griechischen Teil zu vollenden. Das Deutsche Archäologische Institut, um das sich Malten in seinen jüngeren Jahren als langjähriger Redaktor des Jahrbuches große Verdienste erworben hatte, übernahm die Veröffentlichung der an sich überwiegend philologisch ausgerichteten Arbeit, soweit sie vorlag.[1486] Maltens ursprünglicher Titel, der sich auf die ganze Antike bezog, wurde auf Vorschlag Kurt Bittels, des Präsidenten des Instituts, mit Zustimmung des Verfassers auf das „frühe Griechentum" eingeschränkt. Trotz seines teilweise fragmentarischen Charakters wird auch bei diesem letzten Werk Maltens umfassende Kenntnis der antiken Literatur erkennbar. Es reihte sich in seiner kulturhistorischen Gesamtsicht methodisch in die religionswissenschaftlichen und sagengeschichtlichen

---

[1484] Berlin 1961.

[1485] Forschungen u. Fortschritte 27. 1953, S. 24-28 (als Festgabe für Max Pohlenz).

[1486] Durch das Entgegenkommen des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI) war es möglich, in einige Unterlagen zur Publikationsgeschichte von Maltens Buch einzusehen. Daraus geht hervor, daß Malten gesundheitlich nicht imstande war, die Schrift zu vollenden; dazu ein Brief Maltens an das DAI vom 3. 11. 1960: „Der in sich abgeschlossene griechische Teil erlaubt durchaus, ohne das römische Kapitel gedruckt zu werden. Leider erlaubt mein Gesundheitszustand nicht - wenigstens zur Zeit - ihn zu Ende zu führen." Im DAI sah man durchaus die überwiegend literarisch orientierte Arbeit Maltens, dennoch übernahm man wegen der Wichtigkeit des Themas und aus persönlichen Erwägungen gegenüber Malten die Veröffentlichung; dazu u.a. eine Stellungnahme Wolfgang Schadewaldts an Bernhard Schweitzer vom 20. 3. 1960: „Jetzt da ich Malten las, kann ich Ihre Bedenken verstehen. Das Literarische überwiegt durchaus... Zu bedenken ist, daß Malten sehr alt und krank ist und man ihm zu Lebzeiten die Freude dieser Publikation machen sollte."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0427

Veröffentlichungen seines Verfassers ein und hat besonders wieder wegen der Materialzusammenstellung einen bleibenden Wert.[1487]

Wesentlicher im Gesamtwerk Maltens sind jedoch die Forschungen zur antiken Religion und Mythologie. Auf diesem Teilgebiet der klassischen Altertumswissenschaft gehörte Malten zu den führenden Repräsentanten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neben seinen Detailforschungen, die vielfach grundlegende Ergebnisse brachten oder zumindestens die Erkenntnis einzelner Probleme erheblich förderten, wird Maltens Bedeutung für dieses Spezialgebiet der antiken Kulturgeschichte durch die langjährige Herausgabe eines der renommiertesten Publikationsorgane, der noch heute bestehenden „Religionswissenschaftlichen Versuche und Vorarbeiten" deutlich, einer Reihe, die umfangreichere Schriften zu Fragen der Religionsgeschichte des Altertums beinhaltet. Malten gab diese Serie von 1916-1945 zusammen mit Ludwig Deubner und Otto Weinreich heraus, die diese Aufgabe von ihrem Lehrer Albrecht Dieterich übernommen hatten. Während beide Mitherausgeber, aus der Schule Hermann Useners und Albrecht Dieterich kommend, die Religionswissenschaft unter Einbeziehung der Volkskunde „im Sinne einer umfassenden Kulturwissenschaft" verstanden, stand Malten unter dem Einfluß der durch die historische Altertumswissenschaft bestimmten Richtung von Wilamowitz, bei der trotz des generellen Anspruches einer Universalität der Forschung dennoch für die religionswissenschaftlichen Fragestellungen bewußt die literarischen Zeugnisse im Vordergrund standen. Malten ist, wie wir gesehen haben, in seinen Quellenforschungen darüber hinausgegangen und näherte sich in seinem methodischen Standpunkt einer umfassenden kulturwissenschaftlichen Betrachtung; im Rahmen dieser allseitigen Sicht hat er auch natursymbolische und bisweilen volkskundliche Aspekte in seine Deutungen aufgenommen. Maltens wissenschaftliche Publikationen sind in ihrer umfassenden Verarbeitung alles vorliegenden Materials sowie in ihren mit höchster Akribie durchgeführten Analysen und Beweisgängen Muster der religionswissenschaftlichen Forschung der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Das Gewicht, das Malten selbst seinem Spezialgebiet innerhalb seiner Aufgaben in Forschung und Lehre der Altertumswissenschaft beimaß, kam in der Bezeichnung seines Breslauer Lehrstuhles als Ordinariat für „Klassische Philologie und Religionswissenschaft" zum Ausdruck.

[1487] Besprechungen: Gnomon 34. 1962, S. 413-415; Gymnasium 69. 1962, S. 483-486; Rivista di studi classici 9. 1961, S. 337-338; Les Études classiques 30. 1962, S. 125-126; Giornale italiano di filologia 14. 1961, S. 374-376.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0428

Die fachwissenschaftliche Spezialforschung war nur eine Seite von Maltens Wirksamkeit; engagiert war er auch als akademischer Lehrer tätig, der über ein lebendiges Interesse an allen pädagogischen Fragen verfügte. Mit Entschiedenheit ist er für die Neubelebung der humanistischen Bildungsidee und die Vermittlung antiken Kulturgutes eingetreten. So hat er sich auch öffentlich zum Problem des altsprachlichen Unterrichts an Schule und Universität geäußert[1488] und vor allem für den Erhalt des sprachlichen Kenntnisstandes in Latein und Griechisch eindringlich plädiert, ohne den eine verstehende Durchdringung der Kultur des griechisch-römischen Altertums nicht möglich sei. Er selbst hat im akademischen Unterricht neben seinen Vorlesungen und Seminaren öfter auch lateinische und griechische Sprachkurse geleitet.

Teilweise einem pädagogischen Anliegen neben dem Wunsch nach Förderung der Wissenschaften entsprang auch Maltens Tätigkeit als Geschäftsführer des von seinem altphilologischen Kollegen Alfred Gercke gegründeten Universitätsbundes Breslau. Malten schloß sich diesem gemeinnützigen Verein bald nach seinem Amtsantritt in Breslau an und hat dann ab 1924 bis zum Ende 1945 die Geschäfte des Bundes geführt und wesentlich die Aufgaben und Ziele gestaltet. Über die Arbeit dieser Vereinigung hat er in zwei Zehnjahresberichten 1921-1931 und 1931-1941 eingehend Rechenschaft abgelegt.[1489]

Der Universitätsbund Breslau war eine Einrichtung, die - ähnlich wie an anderen deutschen Universitäten - nach dem Ersten Weltkrieg auch in Breslau „von Freunden und Förderern" ins Leben gerufen wurde und dem Zweck diente, wissenschaftliche Unternehmungen der Universität durch finanzielle Zuwendungen zu unterstützen; das betraf den Ausbau von Forschungseinrichtungen sowie die Beschaffung von Geräten und Forschungsmaterialien ebenso wie die Vergabe von Druckkostenzuschüssen für die Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten von Universitätsangehörigen.[1490] Eine weitere Aufgabe war die Organisation

---

[1488] Besprechung von F. Jacoby, Die Universitätsausbildung der klassischen Philologen. Leipzig 1925. In: Gnomon 2. 1926, S. 52-57.

[1489] L. Malten, Zehn Jahre Universitätsbund Breslau (1921-1931). Breslau 1931 und ders., Das zweite Jahrzehnt des Universitätsbundes Breslau (1931-1941). Breslau 1941.

[1490] So wurden beispielsweise 1929/30 u.a. Geldmittel für folgende Projekte zur Verfügung gestellt (Malten, Zehn Jahre, S. 12): Druckkostenzuschüsse für Arbeiten zur etruskischen Malerei, zur Geschichtsmalerei in Deutschland im 19. Jh., für Studien zur Musikgeschichte, für historische Untersuchungen über Doppelprinzipat und Reichsteilung im Imperium Romanum und zu Studien zur Geschichte der brandenburgischen und preußischen Diplomatie, für eine Ausgabe von Plinius' Kosmologie, zur Nachprüfung englischer Handschriften im Britischen Museum und in Oxford, zu Studien zur slavischen Syntax. -

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0429

und materielle Förderung von Auslandskontakten, wie Vortragsreisen ausländischer Wissenschaftler nach Breslau und Breslauer Gelehrter in das Ausland; auch Hochschulwochen wurden zu diesem Zweck vom Bund ausgerichtet und finanziert.[1491] Schließlich übernahm der Universitätsbund noch eine weitere volksbildnerische Aufgabe, die Durchführung wissenschaftlicher Vorträge in der ganzen Provinz Schlesien durch die Universitätslehrer. Hier hat sich Malten besondere Verdienste erworben; denn er war es, der dieses Vortragswesen ins Leben rief und fast zwei Jahrzehnte organisierte und dirigierte. Er war es auch, der die Initiative gab für die Gründung des „Schlesischen Kulturringes", eines Zusammenschlusses von wissenschaftlichen und künstlerischen Vereinen Breslaus, mit dem Ziel, auf breiter Basis Wissenschaft und Kultur der Bevölkerung nahezubringen. Der Universitätsbund Breslau übernahm dabei in dem Kulturring die tragende Funktion: Malten konnte in seinem Rechenschaftsbericht von 1941 auf eine erfolgreiche Arbeit zurückblicken und feststellen, daß an „63 Orten Ober- und Nieder Schlesiens insgesamt im Laufe der Winter 1360 Vorträge" gehalten wurden. Die Referate umspannten sämtliche an der Universität vertretenen Fachdisziplinen - Geisteswissenschaften, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Naturwissenschaften -,[1492] in besonderem Maße auch die Landeskunde, Ge-

---

Zuschüsse für mehrere Jahre erhielt das Projekt eines schlesischen Wörterbuches; eine Sonderbewilligung ging im angegebenen Jahr an die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur für die Schaffung einer Schriftenreihe. In der Medizinischen Fakultät wurden u.a. Mittel bereitgestellt für Hormonforschungen, für Arbeiten über Säuglingssterblichkeit und über Knochenheilungen sowie zu Versuchen der Lichttherapie.

[1491] Dazu als Beispiel aus dem Bericht 1929/30 (Malten, Zehn Jahre, S. 13) die ungarisch-deutschen Wochen in Breslau und der Gegenbesuch Breslauer Professoren in Budapest.

[1492] Das Angebot in den bestehenden Vortragsgruppen war mannigfaltig; hier einige Beispiele der Vortragsgruppe „Kulturgeschichte und Kulturbilder" für das Winterhalbjahr 1931/32: Die Ergebnisse der anglo-amerikanischen Ausgrabungen in Ur in Chaldaea. - Streifzüge durch das Heilige Land. Eine Forschungsreise durch Palästina und Syrien. - Die Geschichte Palästinas im Lichte seiner Landschaft. - Ägypten und ägyptisches Leben vor 2000 Jahren. - Kreta, die Wiege der europäischen Kultur. - Die Stellung der Frau im Altertum. - Die Leistung des hellenischen Menschen für die Weltkultur. - Wunder antiker Technik. - Bäder und Heilwesen der Griechen und Römer. - Eine Wanderung durch das alte Rom. - Pompeji, eine italische Kleinstadt. - Aus der Kultur der Völkerwanderungszeit. - Aus der Kultur des II. Jahrhunderts. - Aus der Kultur der Früh- und Hochrenaissance. - Die historischen Grundlagen der Astrologie. - Schrift und Buchwesen der Vergangenheit. - Der Garten in der deutschen Kulturgeschichte. - Das geheimnisvolle Tibet (geographisch und kulturhistorisch). - Buddhismus und Abendland. - Deutsche und französische Kulturidee und Kulturpropaganda (Gedanken zum deutsch-französischen Problem). - Ähnlich umfangreich war die Zahl der Vorträge in den anderen Vortragsgruppen: „Schlesien",

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0430

schichte und Kultur Schlesiens.[1493] Immer stand das Bemühen im Vordergrund, übr neue wissenschaftliche Erkenntnisse in verständlicher Form zu informieren. Wie wohl allen kulturellen Unternehmungen in der damaligen Zeit blieben auch dem Universitätsbund und dem Schlesischen Kulturring die politischen Zwänge nicht erspart, und, um überhaupt weiter existieren zu können, mußte eine Bindung an die nationalsozialistischen Kulturorganisationen hingenommen werden. Dennoch wurde so weit wie möglich das wissenschaftliche Niveau und die Objektivität gewahrt. So konnte Malten trotz dieser Widrigkeiten, denen man sich freiwillig zu unterwerfen hatte, mit Recht in seinem zweiten Bericht die schlesische Presse voll Stolz zitieren:[1494] „Das Bild der Organisation des Bundes und seiner Leistung ist reich und stark, er ist längst zum Organ der Universität geworden, dessen sie sich planvoll bedient bei der Durchdringung des ganzen Landes mit ihrem Geist ... Es ist notwendig, daß ganz Schlesiens weiterhin den Universitätsbund Breslau als die Plattform anerkennt, auf der die Landesuniversität zum Volke spricht."

Maltens Schwerpunkt bei der Übernahme von allgemeinen Aufgaben für die Breslauer Universität lag in der geschäftsführenden Leitung des Universitätsbundes; darüber hinaus hat er jedoch auch in der offiziellen Universitätsverwaltung mitgearbeitet. In den gewiß nicht leichten Jahren nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten war er fünf Jahre Dekan der Philosophischen Fa-

---

(vgl. Anm. 1493), „Nachbarländer", „Geschichte", „Geologie, Erdkunde, Ethnographie", „Kunst, Theater", „Philosophie, Pädagogik, Literatur, Volkskunde", „Religion und Religionswissenschaft", „Staatslehre, Jurisprudenz, Nationalökonomie, Wirtschaftswissenschaft", „Medizin, Hygiene, Biologie", „Naturwissenschaft, Zoologie, Botanik".

[1493] Vgl. z.B. das vielseitige Vortragsangebot über Schlesien 1931/32 (Malten, Das zweite Jahrzehnt, S. 45): Geologie der Heimat. - Die Slawen in Schlesien. - Schlesien in der deutschen Geschichte. - Die Ursprünge der deutschen Besiedlung Schlesiens (Probleme und Ergebnisse der heutigen Forschung). - Die Blütezeit der schlesischen Plastik. - Das südliche und nördliche Kunstwollen im Barock, mit besonderer Berücksichtigung der Wiener, Prager und schlesischen Meisterwerke. - Das Antlitz Breslaus (Eindrücke und Urteile von Zeitgenossen aus fünf Jahrhunderten). - Die Stammesart des Schlesiers in seiner Dichtung. - Oberschlesien in der Literaturgeschichte. - Die Reisen ins Riesengebirge von der Renaissance bis zur Romantik. - Europa und der schlesische Raum. - Das Volkstum Ostdeutschlands und seiner östlichen Nachbarstaaten. - Die geistige Bedeutung der Ostmark. - Preußens große Staatsmänner gegenüber dem Osten (Der Große Kurfürst, Friedrich der Große, Frhr. vom Stein, Bismarck). - Ausgewählte Kapitel aus der Seuchengeschichte Schlesiens.

[1494] Malten, Das zweite Jahrzehnt, S. 11.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0431

kultät. Nach außen hin ist er in dieser Funktion wenig hervorgetreten;[1495] es scheint so, als ob er sich bewußt restriktiv verhalten hätte.
Im Jahre 1945 rissen Vertreibung und Flucht den damals schon 66jährigm Gelehrten aus der Stätte jahrzehntelangen Wirkens und aus einer Stadt und Landschaft, die ihm, dem Berliner, in den vielen Jahren zur Heimat geworden waren. An der Georg-August-Universität zu Göttingen fand Malten nach dem Kriege eine für ihn notdürftige Heimstatt, zunächst mit einem Lehrauftrag meistens für Anfängerübungen; 1958 wurde er Emeritus der Göttinger Universität. Er selbst fühlte sich jedoch weiterhin als rechtmäßiger Ordinarius seines Faches an der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität Breslau; und so findet man bei seinen Publikationen dieser Zeit in wissenschaftlichen Zeitschriften bei der Ortsnennung am Ende der Beiträge die doppelte Angabe „Breslau-Göttingen". Maltens letzte Jahre in Göttingen waren von Krankheit und Gebrechlichkeit überschattet. Zum letzten Male trat er mit der oben erwähnten Schrift „Die Sprache des menschlichen Antlitzes im frühen Griechentum" vor die wissenschaftliche Öffentlichkeit; zugleich war das Thema auch 1961 die letzte von ihm gehaltene Vorlesung. Die Schrift konnte, wie oben vermerkt wurde, mit Hilfe des Deutschen Archäologischen Instituts, da sich seines hochverdienten und greisen Mitgliedes in Dankbarkeit erinnerte veröffentlicht werden. Malten selbst empfand, wie sich der Kreis seines wissenschaftlichen Wirkens, Anfang und Ende, durch die Beziehung zu dieser altertumswissenschaftlichen Forschungsanstalt schloß. Er schrieb in den Dankbrief für die gelungene Publizierung am 19. August 1961 an den Präsidenten des Instituts Kurt Bittel: „Sehr geehrter Herr Kollege Bittel! All wir am 16. von der Reise zurückkamen, fanden wir den Druck über die ‚Sprache des menschlichen Antlitzes' vor. Ich möchte Ihnen sehr herzlich für Ihre Hilfe danken, die mir erlaubte, noch einmal aus meiner Arbeitsstube vor die Öffentlichkeit zu treten, und dies mit Hilfe des Archäologischen Institut meiner geistigen Heimat seit Jugendjahren her. Dem Institut und Ihnen als seinem Leiter gilt mein leidenschaftlicher Wunsch für eine glückliche Zukunft. Ihr sehr ergebener Malten."
Nach diesem letzten wissenschaftlichen Werk lebte Malten in stiller Zurückgezogenheit in Göttingen. Er starb dort hochbetagt am 14. Februar 1969, fast neunzigjährig. Von seinem Tode nahm die Öffentlichkeit kaum Kenntnis, nur der

[1495] Eine Bemerkung über die zeitaufwendigen Aufgaben, die das Amt des Dekans erforderte, steht im Anhang zu dem von Malten herausgegebenen Band von Wilamowitz, Kl. Schriften (wie Anm. 1436), S. 188.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0432

Rektor der Georgia-Augusta würdigte in einem gedruckten Nachruf[1496] die Verdienste des Gelehrten und akademischen Lehrers.

[1496] Nachruf des Rektors der Georg-August-Universität Göttingen Professor Dr. Hans-Heinrich Voigt im Mai 1969.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0433

ABKÜRZUNGEN DER HÄUFIGER BENUTZTEN LITERATUR

AbhBerlin	Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin
AbhGöttingen	Abhandlungen der Göttinger Akademie der Wissenschaften
ADB	Allgemeine Deutsche Biographie (ADB). I-LVI.
AdI	Annali dell Istituto di Corrispondenza Archeologica
Archäologenbildnisse	Archäologenbildnisse. Porträts u. Kurzbiographien von Klassischen Archäologen deutscher Sprache... - hrsg. von Reinhard Lullies u. Wolfgang Schiering. Mainz 1988.
BJbA	Biographisches Jahrbuch für Altertumskunde. I-LXIX. 1878-1943.
Briefe Harnack	Dummer, Jürgen, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und die Kirchenväterkommission der Berliner Akademie. In: Studia Byzantina. Folge II (Berliner byzantinische Arbeiten 44). Berlin 1973, S. 351-378.
Briefe Mommsen	Mommsen und Wilamowitz. Briefwechsel 1872-1903. Hrsg. von Friedrich und Dorothea Hiller von Gaertringen. Berlin 1935.
Briefe W	Calder III, William M., Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff to William Abbott Oldfather. In: Classical Journal 72. 1976/7 (= Selected Correspondence, S. 243-255).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0435

Bursian	Bursian, Conrad, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland. München u. Leipzig 1883 (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland 19).
BWPr	Winckelmannprogramm der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin
Class. Scholarship	Classical Scholarship. A biographical Encyclopedia. Ed. by Ward W. Briggs and William Musgrave Calder III. New York & London 1990.
Eckstein	Eckstein, Friedrich August, Nomenclator philologorum. Leipzig 1871; Nachdr. Hildesheim 1966.
Fittschen, MdI Athen	Fittschen, Klaus, Karl Otfried Müller zum 150. Todestag anläßlich der Gedenkfeier am 25. Oktober 1990. In: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Athenische Abt. 106. 1991, S. 1-8.
Fittschen, NDB	Fittschen, Klaus, Müller, Karl Otfried. In: Neue Deutsche Biographie (NDB). Bd. 18. 1997, S. 323-326.
Gehrke	Gehrke, Hans Joachim, Karl Otfried Müller und das Land der Griechen. In: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Athenische Abt. 106. 1991, S. 9-35.
Gudeman	Gudeman, Alfred, Grundriß der Geschichte der klassischen Philologie. Leipzig u. Berlin 1909; Nachdr. Darmstadt 1967.
Harnack	Harnack, Adolf v., Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Bd. 1-3. Berlin 1900; Nachdr. Hildesheim / New York 1970.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0436

HAW	Handbuch der (klassischen) Altertumswissenschaft
Hertz	Hertz, Martin, Carl Lachmann. Eine Biographie. Berlin 1851; Nachdr. Osnabrück 1972.
JdI	Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts
JSFUB	Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau
Klass. Altertumswissenschaft Göttingen	Die Klassische Altertumswissenschaft an der Georg August-Universität Göttingen. Eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte. Hrsg. von Carl Joachim Classen. Göttingen 1989 (Göttinger Universitätsschriften. Serie A: Schriften 14).
Lenz	Lenz, Max, Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität. Bd. 1-4. Halle 1910-1918.
Lietzmann	Glanz und Niedergang der deutschen Universität. 50 Jahre deutsche Wissenschaftsgeschichte in Briefen von und an Hans Lietzmann <1892-1942>. Mit einer einführenden Darstellung von Kurt Aland. Berlin, New York 1979.
MdI	Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts
Müller, Annali Pisa	Seminario su K. O. Müller. In: Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa. Cl. di Lettere e Filosofia. Ser. III, Vol. 14, 3. 1984.
NDB	Neue Deutsche Biographie
Pfeiffer	Pfeiffer, Rudolf, History of Classical Scholarship from 1500 to 1850. Oxford 1976.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0437

Philologie u. Hermeneutik	Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte u. Methodologie der Geisteswissenschaften. Hrsg. von Hellmut Flashar, Karlfried Gründer, Axel Horstmann. Göttingen 1979.
Pökel	Pökel, Wilhelm, Philologisches Schriftsteller-Lexikon. Leipzig 1882; Nachdr. Darmstadt 1974.
RhM	Rheinisches Museum für Philologie
Sandys	Sandys, John Edwin, History of Classical Scholarship. Vol. 1-3. Cambridge 1906-1908; Repr. New York & London 1967.
SBBerlin	Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Klasse für Sprache, Literatur und Kunst
SBWien	Sitzungsberichte. Österreichische Akademie der Wissenschaften
Unte / Rohlfing	Unte, Wolfhart / Rohlfing, Helmut, Quellen zu einer Biographie Karl Otfried Müllers (1797-1840). Bibliographie und Nachlaß. Hildesheim, Zürich, New York 1997.
Weigel	Weigel, Harald, „Nur was du nie gesehen wird ewig dauern". Carl Lachmann und die Entstehung der wissenschaftlichen Edition. Freiburg 1989.
Wilamowitz	Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich v., Geschichte der Philologie. Leipzig 1921 (Einleitung in die Altertumswissenschaft. Bd. 1, Heft 1); Nachdr. 1959.
Wilamowitz, Erinnerungen	Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich v., Erinnerungen 1848-1914. 2. Aufl. Leipzig 1929.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0438

Zwischen Rationalismus u. Romantik	Zwischen Rationalismus und Romantik. Karl Otfried Müller und die antike Kultur. Hrsg. von William Musgrave Calder III und Renate Schlesier. Hildesheim 1998.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0439

ERSCHEINUNGSNACHWEISE DER AUFSÄTZE

1. Berliner Klassische Philologen im 19. Jahrhundert. In: Berlin und die Antike. Aufsätze. Hrsg. von Willmuth Arenhövel u. Christa Schreiber. Berlin: Wasmuth i. K. 1979, S. 9-67.

2. Franz Passow. Ein Breslauer Gelehrter der Goethezeit. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 33. 1992, S. 103-150.

3. Karl Lachmann. [deutsche Originalvorlage des in englischer Version veröffentlichten Beitrages in: Classical Scholarship. A biographical Encyclopedia ed. by Ward W. Briggs and William M. Calder III. New York & London: Garland 1990, p. 248-259].

4. Eduard Gerhard. In: Schlesische Lebensbilder VII. Stuttgart: Thorbecke 2000. S. 175-181.

5. Karl Otfried Müller. In: Schlesien 25. 1980, S. 9-21.

6. Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 40. 1999 / 41. 2000, S. 305-326.

7. Gustav Freytag und Moriz Haupt. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 28. 1987, S. 129-159.

8. Richard Foerster (1843-1922). Sein wissenschaftliches Werk in der klassischen Altertumswissenschaft, Kunstgeschichte und Kulturgeschichte Schlesiens. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 25. 1984, S. 249-272.

9. Wilamowitz als wissenschaftlicher Organisator. In: Wilamowitz nach 50 Jahren. Hrsg. von William M. Calder III, Hellmut Flashar und Theodor Lindken. Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft 1985, S. 720-770.

10. Eduard Meyer und die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. In: Eduard Meyer. Leben und Leistung eines Universalhistorikers. Hrsg. von Will-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0441

iam M. Calder III und Alexander Demandt. Leiden: Brill 1990 (Mnemosyne. Supplements 112), S. 505-537.

11. Georg Wissowa (1859-1931) als Promotor der klassischen Altertumswissenschaft. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 40. 1999 / 41. 2000, S. 327-356.

12. Das Werk Ludolf Maltens. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 21. 1980, S. 319-336.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0442

BIBLIOGRAPHIE

1968

1. Studien zum homerischen Apollonhymnos. Phil.-Diss. Freie Universität Berlin 1968.

1973

2. Freie Universität Berlin. Seminar für Klassische Philologie. Universitätsbibliothek. Bibliographie Rudolf Keydell. Zusammenstellung u. Redaktion Bernd Schneider und Wolfhart Unte. Berlin 1973.

1978

3. Verzeichnis der Schriften von Rudolf Keydell. Zusgst. von Bernd Schneider und Wolfhart Unte. Erg. von Margarethe Billerbeck. In: Kyklos, Rudolf Keydell zum 90. Geburtstag. Berlin, New York 1978, S. 171-182.

1979

4. [Beiträge in:] Volker Michael Strocka, Berliner Altertumswissenschaftler des 18. bis 20. Jahrhunderts. In: Berlin und die Antike. Katalog. Hrsg. von Willmuth Arenhövel. Berlin 1979, S. 430-444.

5. Berliner Klassische Philologen im 19. Jahrhundert. In: Berlin und die Antike. Aufsätze. Hrsg. von Willmuth Arenhövel u. Christa Schreiber. Berlin: Wasmuth i. K. 1979, S. 9-67.

6. Die neuen Jahrbücher. Geschichte einer philologischen Zeitschrift. In: DFW: Dokumentation Information 27. 1979, S. 101-121 [ursprünglich wissenschaftliche Hausarbeit im Rahmen der Prüfung für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken. 1970].

1980

7. Karl Otfried Müller. In: Schlesien 25. 1980, S. 9-21.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0443

8. Das Werk Ludolf Maltens. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 21. 1980, S. 319-336.

9. August Boeckhs unveröffentlichte Universitätsrede vom 22. März 1863. In: Antike u. Abendland 26. 1980, S. 158-175.

1981

10. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff zum 50. Todestag. In: Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin. Bibliotheksinformationen 2. 1981, S. 1-5.

1984

11. Richard Foerster (1843-1922). Sein wissenschaftliches Werk in der klassischen Altertumswissenschaft, Kunstgeschichte und Kulturgeschichte Schlesiens. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 25. 1984, S. 249-272.

1985

12. Wilamowitz als wissenschaftlicher Organisator. In: Wilamowitz nach 50 Jahren. Hrsg. von William M. Calder III, Hellmut Flashar und Theodor Lindken. Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft 1985, S. 720-770.

13. Demosthenes, Politische Reden. Griechisch/Deutsch. Übersetzt u. hrsg. von Wolfhart Unte. Stuttgart: Reclam 1985.

1987

14. Der fromme Vogel. Zum Bild des Storches in der Antike. In: Naturwissenschaftliche Rundschau 40. 1987, S. 10-13.

15. Gustav Freytag und Moriz Haupt. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 28. 1987, S. 129-159.

16. Die Phoker und der Philokratesfrieden. In: Hermes 115. 1987, S. 411-429.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0444

1990

17. Karl Lachmann. In: Classical Scholarship. A biographical Encyclopedia ed. by Ward W. Briggs and William M. Calder III. New York & London: Garland 1990, S. 248-259.

18. Karl Otfried Müller. In: Classical Scholarship. A biographical Encyclopedia ed. by Ward W. Briggs and William M. Calder III. New York & London: Garland 1990, S. 310-319.

19. Eduard Meyer und die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. In: Eduard Meyer. Leben und Leistung eines Universalhistorikers. Hrsg. von William M. Calder III und Alexander Demandt. Leiden: Brill 1990 (Mnemosyne. Supplements 112), S. 505-537.

1992

20. Personalnachrichten. [Werner Liebich]. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 39. 1992, S. 368-370.

1993

21. Franz Passow. Ein Breslauer Gelehrter der Goethezeit. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 33. 1992 (1993), S. 103-150.

1994

22. Die Gestalt Apollos im Handlungsablauf von Vergils Aeneis. In: Gymnasium 101. 1994, S. 204-257.

1995

23. Demosthenes, Politische Reden. Griechisch/Deutsch. Übersetzt u. hrsg. von Wolfhart Unte. Stuttgart: Reclam 1995 [Nachdr.].

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0445

1997

24. Mras, Karl. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 18. Berlin: Duncker & Humblot 1997, S. 247-248.

25. Müller, Lucian. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 18. Berlin: Duncker & Humblot 1997, S. 453.

26. Nauck, August. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 18. Berlin: Duncker & Humblot 1997, S. 758-759.

27. Wolfhart Unte / Helmut Rohlfing, Quellen für eine Biographie Karl Otfried Müllers (1797-1840). Bibliographie und Nachlaß. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 1997.

1999

28. Nipperdey, Carl Ludwig. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 19. Berlin: Duncker & Humblot 1999, S. 279-280.

29. Nissen, Heinrich. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 19. Berlin: Duncker & Humblot 1999, S. 287-288.

30. Nitzsch, Gregor Wilhelm. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 19. Berlin: Duncker & Humblot 1999, S. 295-296.

2000

31. Die Briefe des Breslauer Verlegers Josef Max an Karl Otfried Müller. St. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag 2000 (Beihefte zum Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 11).

32. Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 40. 1999 / 41. 2000, S. 305-326.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0446

33. Georg Wissowa (1859-1931) als Promotor der klassischen Altertumswissenschaft. In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 40. 1999 / 41. 2000, S. 327-356.

2001

34. Franz Passow. In: Schlesische Lebensbilder VII: Schlesier des 15. bis 20. Jahrhunderts. Im Auftr. Der Historischen Kommission für Schlesien hrsg. von Josef Joachim Menzel. Stuttgart: Thorbecke 2001, S. 160-167.

35. Eduard Gerhard. In: Schlesische Lebensbilder VII: Schlesier des 15. bis 20. Jahrhunderts. Im Auftr. Der Historischen Kommission für Schlesien hrsg. von Josef Joachim Menzel. Stuttgart: Thorbecke 2001, S. 175-181.

36. Passow, Franz. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 20. Berlin: Duncker & Humblot 2001, S. 91-92.

37. Pfister, Friedrich. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 20. Berlin: Duncker & Humblot 2001, S. 336-337.

38. Pohlenz, Max. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 20. Berlin: Duncker & Humblot 2001, S. 588-589.

2002

39. Reinhardt, Karl. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin: Duncker & Humblot 2002.

***

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0447

Personenindex

Abel, Walther 283, 285
Adler, Ada 297
Aland, Kurt 293, 394, 421
Alberti, Conrad 213
Alexiou, Stylianos 410
Allen, Thomas William 404
Althaus, Horst 258
Altheim, Franz 375
Althoff, Friedrich 273, 276, 280f., 283, 285, 326, 336, 367, 371f., 396
Althoff, Marie 273
Aly, Wolfgang 40
Amelung, Walther 313
Andrae, Walter 351
Andronikos, Manolis 408
Arenhövel, Willmuth 169, 353, 427, 429
Arnim, Hans v. 387-389
Arvanitopullos, Apostolos Soterin 302
Ascherson, Karl Eduard Ferdinand 19
Audring, Gert 398
Aufrecht, Theodor 77
Austin, Colin 39
Ax, Wolfram 395

Bach, Johann Nicolaus 106
Bachofen, Johann Jakob 208
Baehrens, Emil 294
Baehrens, Wilhelm 294
Bartsch, Karl 211
Baudy, Gerhard 383
Baur, Ferdinand Christian 74
Beard, Mary 382
Bechtel, Friedrich 372
Beck, Christian Daniel 57, 120
Becker, Carl 211
Becker, Carl Heinrich 354, 362
Becker, Joseph 391
Beckmann, Franz 285
Behler, Ernst 199
Behr, Hans-Joachim 230
Bekker, Ernst Immanuel 21
Bekker, Immanuel 2, 12, 17, 21-25, 32, 35, 37, 45, 66, 71f., 84f., 150, 173, 228, 301, 405
Belger, Christian 49, 56-58, 61, 211, 215f., 218, 221-223, 225f., 230f., 234-242
Beller, Manfred 412
Bellermann, Johann Friedrich 64
Bellermann, Johann Joachim 64
Benary, Karl Albert Agathon 46
Benecke, Georg Friedrich 155, 157, 160f.
Bengtson, Herrmann 17, 305
Bennewitz, Ingrid 228
Benseler, Gustav Eduard 145
Bentley, Richard 35, 152, 154
Bergk, Theodor 38, 207
Bernays, Jakob 91
Bernhardi, August Ferdinand 26
Bernhardy, Gottfried 28f., 83, 192, 207
Bertau, Karl 230
Bertolini, Francesco 368, 388
Bethe, Erich 388f., 408
Beyschlag, Siegfried 229
Bezzenberger, Adalbert 401
Biber, Arthur 137
Bielski, Johannes 250
Bierl, Anton F. Harald 199
Biester, Johann Erich 6, 9
Binder, Gerhard 134
Birkhan, Helmut 230
Birt, Theodor 371, 397
Bismarck, Otto Fürst v. 226, 417
Bittel, Kurt 413, 418

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0448

Blaschnik, Arthur 247
Blaß, Friedrich 372
Bode, Wilhelm 106
Bodson, Liliane 407
Boeckh, August 2, 3, 5f., 8-10, 12-20, 26, 28-31, 36-38, 43-49, 51-54, 61, 64, 66, 68f., 76, 80, 82f., 88, 91, 96, 117, 119, 121, 123f., 150f., 159, 163-165, 168, 173-176, 180, 182, 185, 190, 192, 212, 219, 235, 254, 260f., 269, 299, 304, 367, 430
Bohrer, Karl Heinz 102
Boissonade, Jean François 35, 253
Boll, Franz 332f., 339f.
Bömer, Franz 404
Bonitz, Hermann 24f., 67, 69-75, 91, 94f.
Bonnell, Eduard 4, 27f., 64
Bopp, Franz 8, 45-48, 76f., 183, 193
Borghesi, Bartolomeo Graf 68
Bornmann, Fritz 100, 160
Böttiger, Carl August 134, 179
Brandis, Christian August 22, 24f., 51, 91
Bratuscheck, Ernst 14
Bräuning-Oktavio, Hermann 133
Bredow, Gottfried Gabriel 129
Breem, Ernst 98, 100f., 117
Brelich, Angelo 382
Bremmer, Jan N. 382
Brinkmann, August 339
Brocke, Bernhard vom 371
Brommer, Frank 405
Brönsted, Peter Oluf 165
Bruhn, Ewald 284, 388
Brunck, Richard François Philippe 127
Brunn, Heinrich v. 369f.
Brünn, Landesarchiv 265
Brunner, Horst 229
Buchwald, Wolfgang 272, 285
Buecheler, Franz 77, 281f.
Bugenhagen, Johann 115
Burgemeister, Ludwig 264-266
Burkert, Walter 255f., 407, 410
Bursian, Conrad 1, 4, 28, 30, 40, 52, 99f., 145, 171, 211, 421
Butterworth, Edrik Allen Schofield 409
Buttmann, Philipp 2-9, 11, 17, 26, 28, 31, 36, 50, 114, 121, 124, 126, 150f., 172-174
Buttmann, Philipp jun. 5
Bywater, Ingram 94

Caccamo Caltabiano, Maria 146
Calder III, William Musgrave 2, 98, 122, 184, 189f., 197, 209, 364, 367f., 386f., 397, 421, 427f., 430f.
Cambiano, Guiseppe 123
Canfora, Luciano 190, 277, 289, 303, 317, 322, 336, 388
Carpitella, Mario 100
Christ, Karl 50, 123, 132, 288, 322, 334f., 364, 386
Cichorius, Conrad 334, 389
Classen, Carl Joachim 421
Classen, Johannes 10
Colli, Georgio 100
Cölln, Daniel v. 136
Conze, Alexander 167, 312, 316
Cook, Arthur Bernard 405
Corssen, Wilhelm 46
Crato von Krafftheim, Johannes 137f.
Creuzer, Friedrich 2f., 8, 13, 26, 168
Crönert, Wilhelm 279, 344
Crusius, Otto 386, 388f.
Curtius Rufus, Q. 27, 62
Curtius, Ernst 16f., 19, 32, 47, 51f., 80-82, 95, 167, 169, 171, 186

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0449

Curtius, Georg 41, 47f., 51

Dahlmann, Friedrich Christoph 190
Daltrop, Goerg 257
Danzel, Theodor Wilhelm 215
De Gruyter, Walter 271, 299, 301, 306-309, 327, 329
Deichgräber, Karl 404
Deissmann, Adolf 352
Delamarre, Jules 303f.
Delbrueck, Richard 312f.
Demandt, Alexander 397, 428, 431
Denkler, Horst 221
Dessau, Hermann 379
Deubner, Ludwig 379, 414
Diehl, Ernst 344
Diels, Hermann 67, 73, 75, 82, 95f., 281, 283, 288, 290, 297f., 319f., 323, 327f., 343, 387, 389, 399f.
Diemer, Alwin 185
Dieterich, Albrecht 371, 389, 395, 414
Dietrich, Bernard Clive 409f.
Dilthey, Karl 171, 272f., 281
Dilthey, Wilhelm 215
Dindorf, Wilhelm 222
Dissen, Ludolf 15, 33, 149, 182
Dittenberger, Wilhelm 77, 81, 305, 372, 397
Dobrow, Gregory W. 202
Doederlein, Ludwig 120, 123, 131
Döhl, Hartmut 133
Dölger, Franz 349
Donaldson, John William 207
Donato, Riccardo di 206
Donnervert, Richard 349
Dove, Alfred 213, 225
Drachmann, Aage Gerhardt 297
Dragendorff, Hans 312
Drexler, Hans 401
Drobisch, Moritz Wilhelm 69
Droysen, Hans 391
Droysen, Johann Gustav 41, 50, 64, 87, 89, 203
Dummer, Jürgen 290, 294f., 421
Dürrbach, Felix 303
Dyck, Walter v. 356
Dziatzko, Karl 391

Ebers, Georg 222
Ebert, Joachim 123
Eckstein, Friedrich August 1, 97, 127, 421
Edmonds, John Maxwell 38f.
Ehlers, Ernst 276
Eichhorn, Johann Gottfried 53
Einsiedel, Friedrich Hildebrand v. 101
Eltester, Walther 290, 296
Elzevire 35
Emerson, Alfred 368
Erbe, Michael 160
Erler, Tobias 385
Erman, Adolf 318f., 343
Ernst, Herzog von Coburg 226
Ersch, Johann Samuel 44, 97, 131, 136f., 182
Estienne, Henri 136f., 140, 144
Exner, Franz 70
Eyssenhardt, Franz 88

Fabricius, Ernst 370
Fatouros, Georgios 251
Fernow, Karl Ludwig 101
Fichte, Johann Gottlieb 110, 117f.
Fittschen, Klaus 171, 181, 189, 191, 389, 421
Fix, Theobald 143
Flashar, Hellmut 13, 161, 185, 192, 202, 224, 270, 386, 395, 421, 427, 430
Fleischer, Manfred P. 137
Foerster, Otfrid 245

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0450

Foerster, Richard 98, 171, 216, 245-270, 346, 427, 430
Fontane, Theodor 221
Fontenrose, Joseph 412
Forrer, Emil 349
Fourmont, Michel 22
Fowler, Robert L. 364, 379
Fowler, W. Warde 379
Fraenkel, Eduard 37, 303, 344
Franke, Karl 77
Franke, Peter Robert 220
Fränkel, Max 16
Franz, Johannes 17, 43f., 63
Fredrich, Carl 297, 305
Freytag, Gustav 56, 58, 211, 213-216, 218-223, 225-228, 230-244, 427, 430
Freytag, Simon 213
Friedel, Eduard 42
Friedlaender, Ludwig 384f.
Friedrich der Große, König von Preußen 235f., 417
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 165, 266
Friedrich, Erbprinzen von Anhalt-Dessau 6
Fuchs, Harald 208
Fuhrmann, Manfred 3, 109, 122
Funke, Hermann 122

Galbiati, Giorgio 154
Ganz, Peter F. 160
Gebhardt, Oscar v. 290
Gebhardt, Walther 226
Gedike, Friedrich 7, 21
Gehrke, Hans Joachim 171, 189, 421
Gelber, Mark H. 221
Gelzer, Matthias 334, 363
Georgacas, Demetrios J. 145
Geppert, Karl Eduard 54f.
Gerber, Michael Rüdiger 368
Gercke, Alfred 161, 171, 209, 246, 260, 267, 401, 415
Gerhard, Eduard 29f., 52, 124, 163-169, 239, 316, 427, 433
Gerhard, Emilie, geb. Rieß v. Scheurnschloß 166
Gerhard, Johann David Friedrich 163
Gerhard, Sophie, geb. Nösselt 163
Gerlach, Franz Dorotheus 129
Gervasio, Agostino 208
Gervinus, Georg Gottfried 190
Gesner, Matthias 112
Giannopulos, Nikolaos J. 302
Giarratano, Cesare 60
Gibbon, Edward 50, 334f.
Goethe, Johann Wolfgang v. 3, 98, 100f., 105-107, 115, 125f., 133, 138f., 147, 164, 258, 261, 284, 427
Goetz, Georg 344
Gordon, Arthur Ernest 368
Görgemanns, Herwig 200
Göschen, Johann Friedrich Ludwig 35, 151
Graf, Fritz 380, 382f., 404
Granger, Frank 378
Gregorovius, Ferdinand 246
Grimm, Brüder 34, 82, 150, 160f., 190
Grimm, Jacob 45, 58, 155f., 158, 160, 183, 193, 226
Grimm, Wilhelm 155
Gross, Walter Hatto 257
Gruber, Johann Gottfried 44, 97, 131, 136f., 161, 181f.
Grumach, Ernst 126
Gründer, Karlfried 13, 161, 185, 192, 224, 270, 336, 371, 421
Grundmann, Günther 265f.
Gruppe, Otto 53
Gruppe, Otto Friedrich 15, 53

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0451

Gudeman, Alfred 1, 28, 52, 159, 171, 384, 421
Gundlach, Franz 368
Günther, Georg Friedrich Karl 140
Güterbock, Bruno 353
Guthrie, William Keith Chambers 404
Gutzkow, Karl 221

Haase, Friedrich 246f.
Haber, Fritz 331f., 355f., 358
Hackner, Christoph 265
Haeberlin, Carl Ludwig 391
Halliday, William Reginald 404
Halm, Karl 66
Hansen, Günther 290, 292
Harder, Franz 94, 391f.
Hardt, Hermann von der 112
Harnack, Adolf v. 1, 9, 17, 19, 25f., 30, 48, 62, 67f., 72, 169, 222, 235, 289-296, 320, 337, 341, 362, 421
Harnisch, Christian Wilhelm 115, 117f.
Härtel, Hermann 215
Hartenstein, Gustav 69
Hartung, Johann Adam 207
Hase, Karl Benedict 143
Hase, Oskar v. 215
Haupt, Ernst Friedrich 56, 211
Haupt, Luise, geb. Hermann 212
Haupt, Moritz 19, 21, 36-38, 55-61, 66f., 76, 81f., 85, 87-89, 91, 94f., 153, 157-160, 211-243, 246, 248f., 322, 367, 427, 430
Hausmann, Franz Josef 145
Hederich, Benjamin 139
Heeren, Arnold Hermann Ludwig 135, 175
Hegel, Georg Friedrich Wilhelm 14, 28, 46, 48, 73
Heiberg, Johan Ludvig 298
Heidenreich, Robert 353
Heikel, Ivar A. 291, 294
Heindorf, Ludwig Friedrich 2-5, 7, 11, 21, 26, 31, 116, 121, 163, 173, 260
Heinze, Richard 258, 333, 395, 398, 404
Helbig, Wolfgang 77, 247, 312
Helm, Rudolf 75, 121, 285
Helmolt, Hans Ferdinand 225
Hennig, Ursula 160
Hentschke, Ada 3, 14, 185, 192
Henzen, Wilhelm 169, 247, 311f.
Herbart, Johann Friedrich 48, 69f.
Hercher, Rudolf 40, 67, 85-87, 249
Herder, Johann Gottfried 101, 133
Hermann, Gottfried 13f., 29, 33, 36-38, 40, 54, 56-58, 60f., 69, 85, 98, 117f., 120, 122f., 131f., 149, 151f., 159, 164, 174, 182, 212, 217f., 224, 242f., 246
Hermann, Joachim 130
Hermann, Karl Friedrich 11, 16, 70
Herrmann, Renate 214
Herter, Hans 205, 404
Hertz, Martin 2, 32, 34-36, 44, 64f., 87, 122, 160, 173, 216, 246, 367f., 377, 389, 421
Heubeck, Alfred 79, 195, 411
Heydorn, Heinz-Joachim 98
Heyne, Christian Gottlob 1, 5, 23, 33, 98, 119, 132f., 135, 149, 164, 175, 262, 272
Heyse, Johann Christian August 46
Heyse, Karl Wilhelm Ludwig 46
Heyse, Paul 46
Hillebrand, Karl 30, 171, 209
Hiller von Gaertringen, Friedrich Freiherr 300, 304f., 308, 310, 327, 394, 421
Hiller, Eduard 285, 371
Hiller, Friedrich 257
Hiller, Stefan 409

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0452

Hinneberg, Paul 340f.
Hirschfeld, Otto 95, 283, 290, 305
Hirt, Aloys 2
Hirzel, Hans Kaspar 215
Hirzel, Heinrich 215
Hirzel, Salomon 60, 94, 215f., 225-227, 236
Hoffmann von Fallersleben, Heinrich 59, 214
Hoffmann, Max 3, 6, 12f., 16f., 19, 29, 61, 124
Hoffmann, Samuel Friedrich Wilhelm 122
Hoffmeister, Gerhart 102
Hofmann, Erich 401
Hofmann, Johannes 214
Hohenemser, Paul 220
Holl, Karl 290, 294
Hollis, Adrian S. 412
Hölscher, Uvo 224, 323
Holz, Claus 218, 221
Hoppe, Willy 6, 34
Hörschelmann, Wilhelm 396
Horsfall, Nicolas M. 382
Horstmann, Axel 13, 122f., 161, 185, 192, 224, 270, 421
Hosius, Carl 43, 183
Hübner, Emil 89f., 208
Hubrich, Peter Heinz 214
Hudtwalker, Martin Hieronymus 107, 120
Hugo, Gustav 176, 183
Hülsen, Christian 313, 315
Humboldt, Alexander v. 15f., 19, 54
Humboldt, Caroline v. 4
Humboldt, Wilhelm v. 1, 3f., 9, 21, 45-47, 109-111, 139, 175, 193
Husner, Fritz 208

Ibscher, Hugo 320
Ideler, Christian Ludwig 2, 20
Ideler, Julius Ludwig 20
Ilgen, Carl David 37f., 69
Imelmann, Johannes 284
Ippel, Eduard 190
Irmscher, Johannes 13, 44, 68, 133, 290-292, 298, 320

Jachmann, Reinhold Bernhard 99, 110, 112f., 117
Jacobs, Friedrich 98, 108, 112, 114, 120f., 123, 125, 133, 139, 145
Jacoby, Felix 344, 415
Jaeger, Werner 58, 291, 298, 333, 399, 401
Jahn, Friedrich Ludwig 115, 117f.
Jahn, Otto 57, 70, 94, 124, 163, 167, 169, 212-214, 216, 221, 367, 395, 401
Janota, Johannes 161
Jaroš, Karl 352
Jeismann, Karl-Ernst 111, 115, 117
Jensen, Christian 344
Jordan, Henri 87-90
Jordan, Julius 350f.
Jordan, Max 214
Judeich, Walther 371
Jülicher, Adolf 290, 370
Jung, Hans 265

Kafiz, Dieter 221
Kähler, Heinz 134f.
Kaibel, Georg 38f., 367, 369, 383, 389
Kaiser, Herbert 221
Kalinka, Ernst 133
Kant, Immanuel 21, 74, 110
Kassel, Rudolf 3, 39, 94
Kaufmann, Georg 98, 118, 216, 260
Kayßler, Adalbert Bartholomäus 136

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0453

Kehr, Paul 337, 341, 356
Keil, Heinrich 65, 371
Keil, Karl 145
Keller, Leo 223
Keller, Otto 346
Kelter, Edmund 249
Kenrick, John 26
Kenyon, Fred G. 197
Kerényi, Karl 30, 171, 382
Kern, Else 32, 172, 189
Kern, Otto 32, 171f., 189, 301, 306, 344, 368, 371f., 387, 389, 393, 395, 398
Kettig, Konrad 5, 9
Keudel, Ursula 145
Keydell, Rudolf 126, 429
Kiepert, Heinrich 52f.
Kiessling, Adolf 77, 272
Kirchhoff, Adolf 17, 37, 46, 56, 59, 61, 67, 76-85, 89, 95f., 211, 218, 230, 234, 239, 283, 298f., 312, 399
Kirchhoff, Albrecht 76
Kirchhoff, Otto 76
Kirchner, Johannes 284, 300, 305, 327-329
Kirsten, Christa 333
Kirsten, Kurt 252
Klaffenbach, Günther 17, 68, 298f., 304f., 310
Klee, Julius 215
Klein, Felix 275-277
Klenze, Clemens August Carl 35, 151
Klopstock, Friedrich Gottlieb 215
Kluckhohn, Paul 104
Klußmann, Rudolf 14
Knebel, Karl Ludwig 101, 126
Knötels, P. 263
Koch, Carl 381f.
Kock, Theodor 38f.
Koebner, Richard 213
Köhler, Ulrich 81, 283, 300, 305
Köhnken, Adolf 98
Kohut, Adolph 214
Kolbe, Karl Wilhelm 103
Kolbe, Walter 305f., 327
Koldewey, Friedrich 129
Koppitz, Hans-Joachim 191
Körte, Alfred 389, 395
Körte, Gustav 313, 388f.
Körte, Wilhelm 3
Košenina, Alexander 367
Köster, Albert 215
Kraul, Margred 111
Kretzschmer, Paul 408
Kreussler, Otto 145
Krischer, Tilman 251
Kröger, Jens 353
Kroll, Wilhelm 246, 267f., 385, 389, 393f., 396, 401
Krömer, Dietfried 278, 280, 344
Kroymann, Emil 284
Krüger, Karl Wilhelm 7, 40f., 48, 73, 77
Kruse, Bernardus 250
Kück, Hans 190
Kuhn, Adalbert 255
Kuhn, Hugo 230
Kühnel, Jürgen 159

Lachmann, Karl 2, 7, 12, 18, 25, 27, 32-37, 44-47, 53, 55-62, 64f., 66, 69, 73, 76, 79, 82, 91f., 94-96, 140, 149-161, 213, 216-219, 224, 228, 242f., 246, 248, 260, 322, 367, 421, 427, 431
Lagarde, Paul de 275, 278
Laitko, Hubert 341
Landfester, Manfred 109, 224, 270, 321-323
Langlotz, Ernst 213
Larsow, F. 43
Lassahn, Rudolf 110
Laßberg, Joseph Freiherr v. 150

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0454

Lassen, Christian 47
Lasserre, François 40
Latacz, Joachim 194, 199
Latte, Kurt 379f.
Lefèbvre, Gustav 203
Lehmann, Cornelia 13, 19
Lehmann-Hartleben, Karl 258
Leitzmann, Albert 160
Lenin, Wladimir Iljitsch 245
Lenz, Max 1, 9, 18, 61, 95, 169, 283, 399, 421
Leo, Friedrich 37, 160, 274, 281f., 326, 395
Leppla, Rupprecht 215, 226
Lepsius, Richard 222
Lerchenfeld, Hugo Graf v. 315
Lesky, Albin 200f., 393
Lessing, Gotthold Ephraim 100, 133, 157, 223, 261f.
Lessing, Karl Friedrich 262
Leue, Gustav 130
Leussink, Hans 58
Leutsch, Ernst Wilhelm v. 272
Lewis, George Cornewall 190
Lewy, Julius 351
Lietzmann, Hans 292-296, 303, 349, 394, 397, 421
Liliencron, Rochus von 229
Lindau, Hans 213, 220, 223, 237, 243
Lindken, Theodor 386, 427, 430
Linge, Karl 97
Litsas, Fotios K. 252
Littmann, Enno 332
Lobeck, Christian August 8
Loeschcke, Georg 286, 314f., 388f.
Lommatzsch, Ernst 346
Loofs, Friedrich 290
Lowe, Michael Samuel 5
Luck, Georg 213
Lücke, Friedrich 30, 171, 177
Lüders, Heinrich 333, 341
Ludwig I., König von Bayern 44
Lullies, Reinhard 395, 421
Lund, Allan A. 384
Lutze, Gudrun 118
Lutz-Hensel, Magdalene 161, 217

Maas, Paul 246, 285
Madvig, Johan Nicolai 26, 152
Mai, Angelo 10, 30
Malchin, Johannes 252
Malitz, Jürgen 312
Malten, Ludolf 399-418, 428, 430
Mannhardt, Wilhelm 256
Manso, Johann Kaspar Friedrich 136
Mantegna, Andrea 259
Markland, Jeremias 136
Markovski, Hieronymus 250
Marohl, Heinrich 334, 364
Marquardt, Joachim 370
Martin, Jean 252
Martini, Fritz 213
Marx, Friedrich 396
Mau, August 312, 389
Mauthner, Fritz 53
Max, Josef 178, 189, 191, 207, 432
Maximilian II., Römisch-Deutscher Kaiser 137
Mayer, Hans 215
Meier, Eduard 3, 13, 29, 277
Meier, Moritz Hermann Eduard 164
Meineke, August 2, 21, 35, 37-40, 45, 52, 66, 77f., 80, 82-85, 150, 154
Meißner, Bruno 333
Mejer, Jørgen 297
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 46, 55
Mensching, Eckart 394
Menzel, Josef Joachim 191, 433
Menzel, Karl Adolph 118f.
Mercati, Giovanni 293f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0455

Mercurialis, Hieronymus 138
Mette, Hans Joachim 395
Meuli, Karl 208
Meyer, Eduard 245, 309, 331-352 354-364, 372, 389, 397, 427, 431
Meyer, Wilhelm 273
Michaelis, Adolf 167, 169, 316
Moering, Ernst 213
Momigliano, Arnaldo 13, 123
Mommsen, Theodor 16, 46, 52, 57, 62f., 67-69, 75, 78, 81, 85, 87-91, 95f., 145, 159, 167, 185, 212-216, 221, 223-225, 230, 237, 269, 271, 275-278, 280-283, 288-292, 294, 299, 302, 304, 306, 311f., 315f., 318, 321-323, 367, 370, 376, 379-381, 386, 395, 421
Monavius, Jakob 138
Montanari, Enrico 382
Montinari, Mazzino 100
Morsey, Richard 356
Muhlack, Ulrich 3, 14, 185, 192
Mullach, Friedrich Wilhelm August 49
Müllenhoff, Karl Victor 67, 159, 230, 384
Müller, Eduard 123, 171f., 190, 206
Müller, Friedrich v. 356
Müller, Iwan v. 374
Müller, Julius 172
Müller, Karl Daniel 172
Müller, Karl Otfried 8, 13, 30-32, 51, 116, 123, 131, 134f., 159, 168, 171-187, 189-209, 254f., 261, 269, 272, 395, 421, 427, 429, 431f.
Müller, Max 255
Müller, Pauline, geb. Hugo 176
Müller, Ulrich 228
Müller, Wolfgang 318f.
Mundt, Theodor 126
Münscher, Karl 251
Murko, Matthias 193
Mützell, Julius 27
Mylius, Frau 6f.
Mylius, G. A. 6

Napoleon I., Kaiser der Franzosen 3, 21f., 107, 149
Natorp, Paul 387, 389
Nauck, August 40, 82-85, 388, 432
Naumann, Bernd 229
Neander, Michael 115
Nernst, Walter 341
Nestle, Walter 50, 74, 76
Nettleship, Henry 211
Neumann, Friedrich 161
Neutsch, Bernhard 257
Newiger, Hans-Joachim 202
Nicolai, Christoph Friedrich 42
Niebuhr, Barthold Georg 2, 4, 9f., 17, 23f., 31, 35, 64, 108f., 151, 154, 164, 173
Niese, Benedikt 370, 389
Nietzsche, Friedrich 99f., 199
Nilsson, Martin Pearsson 179f., 404f., 407, 409
Nipperdey, Thomas 331
Norden, Eduard 95, 161, 171, 209, 284, 309, 344-346, 383, 401
Norman, Albert Francis 251
Nösselt, Johann August 163

Oesterley, Carl 134, 181
Oken, Lorenz 114
Olck, Franz 391
Oldfather, William Abbott 308, 421
Osann, Friedrich Gotthilf 30, 101
Otis, Brooks 404, 412
Otto, Prinz von Bayern 44
Otto, Walter Friedrich 381f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0456

Pallat, Ludwig 318f.
Palm, Friedrich 145
Panofka, Theodor 165, 168
Pape, Wilhelm 64
Parry, Adam 193
Parry, Milman 193
Parthey, Gustav 2, 42f., 85, 122, 173
Partsch, Josef 341
Paschke, Franz 290, 292
Pasquali, Giorgio 32, 161, 217
Passow, Arnold 99
Passow, Franz 29, 57, 97-147, 164, 279, 344, 427, 431, 433
Passow, geb. Wichmann, Luise 98, 100
Passow, geb. Wachler, Christine 117
Passow, Karl 99
Passow, Siegfried 106f., 115
Passow, Wilhelm Arthur 97, 99, 116f., 132
Patzak, Bernhard 265
Paulsen, Friedrich 110-112
Pauly, August 251, 367, 371, 385f., 401, 405-408
Penck, Albrecht 341
Peppermüller, Rolf 409
Peppmüller, Richard 207
Perl, Gerhard 130, 384
Peter, Ferdinand 145
Petersen, Julius 341
Petit, Paul 251f.
Petrie, William Matthew Flinders 319
Petrus Victorius *Siehe* Vettori, Pietro
Pfeiffer, Rudolf 3, 23, 28, 161, 171, 421
Pfister, Friedrich 407, 433
Pfitzer, Gustav 107
Pflug, Günther 179
Pietsch, Georg 252
Pinder, Moritz 42f.
Pinzger, Gustav 139
Pirckheimer, Willibald 259
Planck, Max 341
Plasberg, Otto 93
Pohle, Joseph 269
Pohlenz, Max 274f., 282, 413, 433
Pökel, Wilhelm 1, 40f., 421
Polara, Giovanni 344
Pollak, Ludwig 257
Praechter, Karl 49, 368, 372
Prantl, Karl v. 211
Preisendanz, Karl 318f.
Preisigke, Friedrich 344
Preller, Ludwig 89, 255
Preuschen, Erwin 295
Preußer, Konrad 351
Prinz, Friedrich 403
Puchstein, Otto 390

Raabe, Wilhelm 221
Radermacher, Ludwig 409f.
Radici Colace, Paola 146
Radke, Gerhard 377, 380f.
Ranke, Ferdinand 30f., 37, 62, 171
Ranke, Hermann 332
Ranke, Leopold v. 218
Rauch, Christian Daniel 266
Raumer, Friedrich Ludwig Georg v. 136
Raumer, Karl Georg v. 118
Rave, Paul Ortwin 318
Rehdiger, Thomas *Siehe* Rhediger
Reichel, A. 410
Reichmann, Oskar 145
Reifferscheid, August 367-370, 374
Reimer, Georg 299, 307, 328
Reimer, Karl 215
Reisig, Karl Christian 28, 46
Reiske, Ernestine Christine 249, 261

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0457

Reiske, Johann Jakob 136, 249, 261f.
Reiter, Siegfried 3, 171
Reitzenstein, Richard 259, 396
Renger, Johannes 353
Reuther, Oscar 350-352, 354
Richardson, Nicholas James 404
Richter, Werner 355
Richtsteig, Eberhard 246, 250f., 253, 267, 346
Rieche, Anita 311
Riemann, Hans 257
Riemer, Friedrich Wilhelm 139
Ringer, Fritz K. 335
Rischer, Christelrose 229
Ritschl, Friedrich 46f., 55, 69, 87, 91f., 97, 128, 152, 367
Ritter, Franz 192
Ritter, Karl 52
Robert, Carl 257, 372, 390, 395, 411
Rodenwaldt, Gerhart 333, 349, 352f.
Rodi, Fritjof 123
Roediger, Max 384
Roethe, Gustav 323, 341
Rohde, Georg 394
Röhl, Hermann 17, 80
Rohlfing, Helmut 171, 189, 421, 432
Romilly, Jaqueline de 206
Ropp, Goswin v. 370
Roscher, Wilhelm 16
Roscher, Wilhelm Heinrich 53, 374, 386
Rose, Herbert Jennings 409
Rosenberg, Rainer 215
Rossbach, Georg August Wilhelm 246-249, 367, 396
Rost, Valentin 145
Rostovtzeff, Michael Ivanovitch 50, 334f., 387
Rother, Carl 250
Roussel, Pierre 303
Rubens, Albert 134f.
Rücker, Adolf 349
Rudolf II., Römisch-Deutscher Kaiser 137
Rudolphi, Karl Asmund 18
Rudorff, Adolf 35, 154
Ruhnken, David 195
Rüpke, Jörg 183, 383
Rupp, Heinz 161
Ruppert, Hans 98

Sabbatucci, Dario 382
Salomonsohn, Arthur 355, 362
Samter, Ernst 378
Sandys, Edwin 28
Sandys, John Edwin 1, 30, 40, 171, 211, 421
Sauppe, Hermann 21, 37, 60, 272, 275
Savigny, Friedrich Karl v. 2f., 10, 18, 163
Sbordone, Francesco 40
Schachermeyr, Fritz 406f., 409f.
Schadewaldt, Wolfgang 15, 194, 411, 413
Schäfer, Dietrich 289
Schäfer, Heinrich 353
Schanz, Martin 43, 183
Schelling, Friedrich Wilhem 2, 173
Scherer, Wilhelm 159, 211, 216, 231
Schiering, Wolfgang 395, 421
Schlegel, August Wilhelm 47, 102, 104f., 107
Schlegel, Friedrich 11, 105, 107
Schleiermacher, Friedrich Daniel 2, 5f., 9, 11f., 17-19, 21, 24f., 27, 35, 42, 48, 71, 75, 121, 151, 173
Schlicker, Wolfgang 331, 341, 348
Schliemann, Heinrich 100
Schmeling, Wilhelm 118

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0458

Schmidt, Johannes 396
Schmidt, Julian 211, 215f., 241
Schmidt, Leopold Valentin 370
Schmidt, Rudolf 191
Schmidt-Ott, Friedrich 280, 326, 331f., 336f., 339f., 348f., 353-356, 359, 361-364
Schmugge, Ludwig 331, 335
Schneider, Georg 223
Schneider, Johann Gottlob 116, 126, 139, 141f., 144, 163, 260
Schneider, Karl Emil Christoph 117f., 124, 128, 136
Schneidewin, Friedrich Wilhelm 73, 83f., 388
Schöll, Rudolf 396
Scholtis, August 213
Schömann, Georg Friedrich 16
Schönberger, Otto 133
Schöne, Richard 318f.
Schopenhauer, Johanna Henriette 101
Schorn, Johann Karl Ludwig 165
Schrader, Hans 312, 315
Schreiber, Christa 169, 353, 427, 429
Schreiber, Georg 349, 356
Schröder, Edward 370
Schubart, Wilhelm 320
Schuler, Einar v. 353
Schulze, Johannes 2, 18, 65, 113
Schulze, Wilhelm 341, 370
Schütz, Hermann 208
Schwabl, Hans 387, 393
Schwartz, Eduard 291, 295, 341, 363f., 390, 396
Schweighäuser, Johannes 6
Schweinitz, Eberhard v. 349
Schweitzer, Berhard 413
Schwinge, Ernst-Richard 383
Scott Smith, R. 190
Seck, Friedrich 206
Seeberg, Reinhold 337
Seeck, Gustav Adolf 200
Seeck, Otto 390
Seiler, Friedrich 213
Selle, Götz v. 171
Sellin, Ernst 351-353
Sichtermann, Hellmut 257
Siegismund, Karl 342, 346
Sikes, Edward Ernest 404
Simon, Erika 380
Sinner, Georg Rudolf Ludwig v. 143
Smend, Rudolf 275
Snell, Bruno 84, 146
Solger, Karl Wilhelm Ferdinand 2, 173
Solmsen, Friedrich 287, 296, 323
Spalding, Johann Joachim 4
Sparnaay, Hendricus 34, 161
Spengel, Andreas 183
Spengel, Leonhard 183
Spielhagen, Friedrich 221
Stackelberg, Otto Magnus Freiherr v. 165
Stackmann, Karl 161
Stählin, Otto 294
Steckeweh, Hans 352
Steffens, Henrik 118
Steinecke, Hartmut 221
Steinmeyer, Elias 211
Stephanus *Siehe* Estienne
Stern, Jacob 197
Stern, Leo 331
Stier, Hans Erich 351
Stifter, Adalbert 221
Stoessl, Franz 50
Stoll, Adolf 2f., 10, 21
Stosch, Albrecht v. 225
Stroux, Johannes 333, 368
Studemund, Wilhelm 396
Sturm, Jacob 115
Süß, Wilhelm 402
Süvern, Johann Wilhelm 2

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0459

Taylor, John 136
Tempeltey, Eduard 226, 230
Terdenge, Hermann 349
Teubner, Benedict Gotthilf 116, 344
Teuffel, Wilhelm Sigmund 385
Thiersch, Friedrich Wilhelm 43
Thiersch, Hermann 352
Thulin, Karl 154
Tieck, Ludwig 34
Timpanaro, Sebastiano 25, 27, 32f., 154, 161, 217
Tischendorf, Konstantin 222
Tölken, Ernst Heinrich 166
Torstrik, Adolf 75
Treitschke, Heinrich v. 215, 225
Trendelenburg, Friedrich Adolf 48f., 64, 67, 72-74, 76f.
Treu, Kurt 290, 320
Treue, Wolfgang 336
Tufnell, Henry 190

Ueberweg, Friedrich 49
Ueding, Gert 105
Uhde-Bernays, Hermann 171, 209, 213
Uhland, Ludwig 22, 34, 59, 107
Ulf, Christoph 379f.
Ullrich, Franz Wolfgang 80, 205
Unte, Wolfhart 58, 82, 98, 178, 191, 211, 224, 249, 343, 386, 397, 421, 429-432
Usener, Hermann 77, 256, 292, 367, 374, 381, 395, 414

Vahlen, Johannes 37, 56, 67, 75, 82, 89, 91-96, 160, 211, 217, 283, 399, 402
Vaio, John 190
Valla, Lorenzo 94
Varnhagen v. Ense, Karl August 126
Vater, Friedrich 25, 72
Vettori, Pietro 137f.
Voigt, Amalie v. 101f., 106f.
Voigt, Christian Gottlob v. 101
Voigt, Hans-Heinrich 419
Volkmann, Richard 208
Vollmer, Friedrich 344
Von der Mühll, Peter 208
Voss, Heinrich 98, 101, 108, 111, 113f., 117, 121f., 124, 129, 131
Voss, Johann Heinrich 98, 101, 105

Wachinger, Burghhart 229
Wachler, Albert 97, 137
Wachler, Johann Friedrich Ludwig 97, 101, 115, 117-119, 129, 135f.
Wachsmuth, Ernst Wilhelm Gottlieb 140
Wachsmuth, Friedrich 352f.
Wachsmuth, Kurt 390
Wackernagel, Jacob 8
Wackernagel, Karl Heinrich Wilhelm 129
Wagler, Paul 391
Walzel, Oskar Franz 105
Watzinger, Carl 286, 347
Weber, Wilhelm Ernst 113
Webster, Thomas Bertram Lonsdale 409
Wegner, Max 171
Weigel, Harald 32, 160f., 217, 421
Weinreich, Otto 395, 408f., 414
Welcker, Friedrich Gottlieb 47, 51, 64, 91, 98, 133, 168, 175, 179, 181, 255, 272, 367
Wellmann, Max 277, 298
Welter, Gabriel 351-353
Wendland, Paul 295

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0460

Weniger, Erich 215
Wentzel, Georg 297
Wentzel, Hermann 296
Wentzl, Franz 265
Werner, Otmar 229
Wernicke, Friedrich August 29, 124, 164
Wicke, Richard 221
Wickert, Lothar 67f., 213, 215f., 223f., 237, 247, 311-316, 369f.
Wide, Samuelis 407
Wiegand, Theodor 286f., 302, 305f., 337, 347, 349, 351f., 361
Wieland, Christoph Martin 101
Wieseler, Friedrich 181, 389
Wiesner, Joseph 409
Wigand, Georg 215
Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich v. 46, 57, 67, 76, 78, 91, 96, 97, 161, 171, 184f., 197, 209, 217, 224, 269-271, 277, 320, 341, 364, 367, 399, 403, 411, 421, 430
Wilcken, Ulrich 309, 318, 320, 344, 372
Wildhagen, Eduard 349
Wilhelm II., König von Preußen, Deutscher Kaiser 264
Willetts, Ronald Frederick 410
Winckelmann, Johann Joachim 100, 110, 133, 138, 167, 169, 261
Winkelmann, Friedhelm 292
Winter, Matthias 258
Wissowa, August 368
Wissowa, Georg 332f., 341, 367-398, 401, 405f., 408, 428, 433
Wissowa, Otto 368
Wohlleben, Joachim 98, 100
Wolf, Friedrich August 1, 3, 12, 21, 36, 97-99, 109, 119, 122, 132, 152, 157, 163f., 173, 176, 194f.
Wolf, Hieronymus 115, 136
Wölfflin, Eduard 281f., 326
Wolters, Paul 314, 332, 347, 352
Wünsch, Richard 389, 395

Zacher, Julius 211, 367, 396
Zacher, Konrad 161
Zanker, Paul 190
Zeller, Eduard 73-76, 95
Zgusta, Ladislav 145
Ziebarth, Erich 305f., 327
Ziegler, Konrat 260, 385
Zierold, Kurt 331f., 342, 346, 354-357
Zimmermann, Hans Dieter 123
Zülch, Klaus Joachim 245
Zumpt, August Wilhelm 26, 62f., 68
Zumpt, Karl Gottlob 4, 26f., 62, 152
Zuntz, Günther 404

Sachindex

Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes 338
Abydos 412
Acca Larentia 393
Achilleus Tatios (Romanschriftsteller) 131, 194
Aelian 86, 128
Agathias 10
Ägina, Geschichte 31, 174, 177
Agon 408
Agricola, Rudolf 259
Ägypten 318, 343f., 390, 410, 416
Ägyptisch, Wörterbuch 343
Ailios Aristeides 253
Aineiaden, Lykien 410f.
Aineias 195, 410f.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0461

Aineias Taktikos 87
Ainesidemos von Knossos 388
Aischines von Athen 131, 204
Aischylos 1, 50, 60, 80, 114, 128, 197, 200, 389
  Attraktion 248
  Eumeniden 131, 182
  Orestie 44
  Perser 129
Aithiopis 194
Aitia 381, 404
Akademien
  Kooperation 298
Akademiker 6, 10, 387, 389
Akrosticha 130
Alexander und Roxane, Hochzeit 259
Alexander von Aphrodisias 72, 130
Alexander, der Große 50f., 183, 190, 350
Alexandria 130, 390
Alkaios von Mythilene 197
Alkidamas, Rhetor 94
Alkiphron 39, 131
Alkman 197
Alltagsleben 17
Altchristliche Literatur 290, 294
Altdeutsch 59, 150, 156, 227, 230
Alte Geschichte 50f., 283, 305, 332f.
Alter Orient 390
Altertümer
  griechische 14, 16, 54f., 176
  römische 54, 370
Altertumswissenschaften
  Breslau
    Universität 4, 99, 119, 127, 164, 191, 216, 246, 253, 260, 264f., 267f., 368f., 373, 394, 396, 399, 401f., 414
    Universitätsbibliothek 261
  Darstellung 122
  enzyklopädische 15, 91, 177
  historisch-antiquarische Richtung 13, 36, 61, 174, 182
  Schlesien 245, 269
  universale 192, 260, 302, 310, 316
Altes Testament 294
Altfranzösisch, Texte 22f., 230
Altromanisch 242
Ammianus Marcellinus 223, 240
Amnissos 406
Amor und Psyche 258f.
Amorgos, Inschriften 304
Anakreon von Keos 197
Ananios 196
Anaxagoras von Klazomenai 184, 198
Anaximander von Milet 198
Anaximenes von Milet 198
Anchises 195
Andokides 204
Anonymus Ravennas 43
Anthologia Latina 131
Antike Randkulturen 390
Antiochia, am Orontes 252, 254
  Topographie 182
Antiphanes von Berga 131
Antiphon 204
Antiquitäten 387
Antonios Diogenes 130f.
Apelles von Kolophon 259
Apollodoros von Athen (griech. Grammatiker) 388
Apollon 195, 402f., 429
  Kult 178, 182
Apollonios Dyskolos 21
Apollonios Rhodios 29, 163
Apollonius Sophista 23
Apuleius von Madaura 258f.
Archäologie 2, 30, 51f., 81, 86, 98, 119, 132-134, 166-169, 175f., 180f., 189, 192, 246f., 253f.,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0462

268-270, 273, 283, 287, 310f., 315-317, 333f., 340, 347, 349, 353, 369, 387-390
Archäologische Zeitung 167
Archelaos von Milet 198
Archetypus 32, 140, 152, 155, 157, 217
Archilochos von Paros 196
Archiv Deutscher Nationalbildung 98, 110, 112
Archytas 54
Argei 373, 393
Argos 408
Aristainetos 131
Ariston von Chios 388
Aristophanes von Athen 38f., 50, 114, 202, 402
  Acharner 121, 202
  Ekklesiazusen 202
  Plutus 202
Aristophanes von Byzanz 83
Aristoteles 20, 22, 48f., 70-75, 94f., 199, 201, 207, 387, 389
  Opera, Akademieausgabe 12, 24f., 71
  Physiognomik 248
  Poetik 93f.
Arkader, Kyrene 403
Arktinos von Milet 194
Arrian 41, 131
Artemidoros von Daldis 86
Arvales Fratres 393
Asconius Pedianus 393
Assur 343
Ästhetik 173
Astronomie, antike 15, 20
Athen 55, 138, 189, 191, 198, 204, 285, 302, 312, 315f., 334, 336, 360, 405, 410, 421
  Befestigungen 181
  Dramatische Dichtung 199
  Erechtheion 181
  Geschichte 81, 131, 199, 246, 408
  Kolonos Hippios 32, 186
  Komödie 201, 203
  Literatur 199, 404
  Parthenon 181
  Topographie 51, 181, 390
Athena
  Stadtgöttin 180
  Kult 180
Athenaios von Naukratis 39
Attika 305
  Topographie 181
Auge, Ausdrucksgestaltung 413
Augures 393
Augustus 81, 183, 373, 379
  Apotheose 134
Ausgrabungen 319, 343, 347f., 350, 352, 355, 360, 416
  Aigina 361
  Asien, Kosten 52
  Ephesos 361
  Griechenland, Kosten 52
  Pergamon 361
  Sichem 361
  Warka (Uruk) 361
Auspicium 393
Avianus (Fabeldichter) 35, 154

Babrius 35, 154
Babylon 343, 349
Bagg, Johannes 266
Bakchylides von Keos 197
Ballade 104f.
Bang, Johann Heinrich Christian 2f.
Bartholomaeus von Messana 249
Bellero 408
Bellerophontes 408-411
Berlin
  Akademie der Wissenschaften 1, 3, 8, 17, 42, 59-61, 68, 158,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0463

174f., 180, 222, 282, 288, 297f., 305, 311, 343, 421
Abklatscharchiv 301, 305
Kirchenväterkommission 289, 421
Fichte-Gymnasium, Wilmersdorf 400
Friedrich Werdersches Gymnasium 26f., 33, 149
Friedrich-Wilhelms-Gymnasium 62, 76, 305, 399
Gesetzlose Gesellschaft 6, 150
Gymnasium zum Grauen Kloster 4, 12, 21, 26, 42, 50, 64, 70, 82, 99
Joachimsthalsches Gymnasium 9, 26, 28, 40, 51f., 85
Königliche Bibliothek 42
Königliche Museen
Ägyptische Urkunden 318
Papyrussammlung 318
Oxyrhynchos-Papyri 320
ptolemäische Urkunden 318
Prinz-Heinrich-Gymnasium 284
Staatliche Museen,
Antikenabteilung,
Abgußsammlung 286
Universität
Philologisches Proseminar 399
Philologisches Seminar 9, 12, 18, 55,61, 64, 76, 89, 96, 150, 429
Berliner Klassikertexte 319f.
Berufsethos 223
Berykinthos 406
Bibliothekenbestände, deportierte 243
Bibliothekswesen 191, 397, 431
Bildende Kunst, Antike 120,123, 247, 255
Bildungsideal, neuhumanistisches 75, 261
Bildungswesen, Neuhumanismus 109
Bildwerke, Antike 133f., 165, 168, 181
Blutrache, Sühnung 182
Bobbio, Kloster 11, 154
Boghazköi 343, 350
Bona Dea 393
Bonn 23f., 51, 64, 70, 87, 91, 94, 175, 191, 213, 294, 326, 332, 367, 374, 388
Universität 47, 87, 369
Böotien 182
Boykott Deutscher Wissenschaft 334, 347f.
Braunschweig 28, 149
Gymnasium Katharineum 33
Breslau
Archäologisches Museum 267
Akademisches Museum für Altertum und Kunst 134
Bronzeadler, Regierung 264
Elisabethgymnasium 118
Elisabethkirche 263
Hess-Denkmal 263
Magdalenäum 174f., 246
Magdalenenkirche 263
Schlesisches Museum für bildende Künste 268
Stadtbibliothek 128, 137f., 268
Turnfehde 117f.
Universität 65, 91, 116
Aula Leopoldina 264f.
Gebäude, Baugeschichte 265
Juristische Fakultät 398
Musiksaal 265
Universitätsbund 399, 415-417
Verein für Geschichte der bildenden Künste 268
Brieg 31, 163, 172, 189
British Museum 181
Buch- und Schriftwesen 391

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0464

Bühnenwesen, griech. 182, 202, 389
Bukoliker 39
Bullettino 165, 167

Cacus 393
Caesar, C. Julius 88, 105, 131
Calderon de la Barca, Pedro 100
Camerarius, Joachim 115, 136
Cassiodor, Flavius Magnus Aurelius 67, 390
Catenen 292
Cato, der Ältere 88
Catull, C. Valerius 34, 59f., 94, 153, 218, 401
Ceres, Cerialia 393
Chimaira 408f.
Chorgesang, Tragödie 200
Chorikios von Gaza 252, 270
Chronologie, Antike 16, 20, 26, 81
Chrysaor 408
Chrysippos von Soloi 388
Cicero 27, 63, 88, 132, 206, 401
  De Legibus 93
  Oratio Pro M. Fonteio 10
  Rede für Marcellus 131
Cippi 408
Clemens Alexandrinus 294
Codex Theodosianus 67, 288
Codex Veronensis 153
Consecratio 393
Cooptatio 393
Cornelius Labeo 393
Cornelius Nepos 393
Corpus Aristotelicum 297
Corpus Inscriptionum Atticarum 81, 299
Corpus Inscriptionum Graecarum (CIG) 17, 44, 299
Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL) 26, 53, 62, 68, 145, 167, 304, 343
Corpus Medicorum Graecorum 297
Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae 10, 23
Cotta, Verleger 165
Courier, Paul Louis 126
Cranach, Lukas d. Ältere, Schlesien 263
Cupa (lat.) 239
Curaeus, Joachim 264

Dedicatio 393
Delphi 51, 250
  Tempelterrasse 186
Demades 204
Demeter 195, 403f.
Demosthenes 7, 80, 108, 114, 129, 131, 136, 181, 204, 206f., 320, 430f.
  Rede gegen Aphobos 253
Denkmäler 29, 53, 92, 164, 167f., 182, 205, 207, 256, 264, 272, 323, 351, 390
  Kunst, Antike 134, 181, 266
    Autopsie 176, 185
Deputation 115
Deutsch
  Geschichte 103f., 108f., 111
  Sprache 125, 214
  Literatur 100, 106, 160, 212, 215, 235, 256, 260
    Zeitung 384
Deutsche Morgenländische Gesellschaft 338
Deutsche Orient-Gesellschaft (D.O.G.) 343
Deutsches Archäologisches Institut 352
  Abt. Rom 247
  Auswärtiges Amt 314
  Berlinisch-Preußisches Übergewicht 314
  Forschungsaufgaben
    Germanien 317
    Innerasien 317

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0465

Mongolei 317
Sibirien 317
Skandinavien 317
Jahrbuch 400, 413, 421
Deutschland, politisch-nationale Einheit 109
Devotio 393
Di Indigetes 374
Di Novensides 377
Dialekte 141
griechische
Apollonios Rhodios 142
(Pseudo-)Orpheus 142
Archilochos von Paros 142
Aristophanes von Athen 142
Demosthenes 142
Herodot 142
Hesiod 142
Homer 142
Oppian 142
Pindaros 142
Platon 142
Quintus von Smyrna 142
Theognis 142
Thukydides 142
Tragiker 142
Diana 393
Dichtung
deutsche
griechische Einflüsse 104
Romantik 104
frühgriechische 198
Didyma, Ausgrabungen 347
Didymos, Demosthenes-Kommentar 320
Digamma 24
Diogenes von Apollonia 11, 198
Diokletianus, C. Aurelius Valerius (römischer Kaiser) 223, 390
Diomedes 411
Dionysios Periegetes 29, 130
Dionysios von Halikarnass 40
Dionysos 199
Chtonischer Gott 198
Dramatische Dichtung 199
Fest 201
Gottesdienst 199
Dioskorides 277
Disticha 114
Dithyrambos 204
Dorer 207
Dorisch 178, 197, 201-203, 207
Dorismen 141, 197
Dositheus (römischer Grammatiker) 35, 151
Drama 2, 128, 182, 199f., 203, 218, 230, 413
Dramatische Dichtung 2, 199, 203, 232
Dreifuß, delphischer, Raub 134, 180
Dresden 47, 70, 120, 215, 352
Antikensammlung 176
Kandelaberbasis 180
Dresdner Maiaufstand 213
Dudith, Andreas 253
Dürer, Albrecht 263
Miniaturen 263
Schlesien 263
Wittichenau 263

Edda 238f.
Eigennamen 64, 346, 390
Einheitsschule 111, 117
Eisenach 241
Ekbatana 350
Eleaten 198
Elegiae Graecae Monumenta 127
Elegie
griechische 204
Ursprung 196
römische 153
Eleusinien 182
Eleusis, Mysterien 195
Eleutherai 186
Eleuthyia 406

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0466

Elysion 406
Empedokles 184, 198
Ennius, Q. 91, 93
Ephesos, Ausgrabungen 347
Epicharmos 203
Epigramm, elegisches 196
Epigraphik 39, 62f., 90, 302, 305, 312
griechische 17, 44, 68, 78, 80, 310
Epikur 388
Epikureer 387, 388
Epistolographen, griechische 131
Epos, griechisches 146, 196, 204, 411, 413
Epostheorie *Siehe* Homerische Frage
Epyllion 125
Eratosthenes 28
Erdmannsdorf, Kirche, Kreuz 266
Erdmutter 407, 409
Erotici Graeci 86, 131
Erythros 406
Etrusker 46, 180, 183, 189, 375, 381
Euphemiden, Kyrene 403
Euphorion 39
Eupolis 202
Euripides 78, 83f., 200, 404
Iphigenie in Tauris 201
Medea 55, 78
Eusebios
Kirchengeschichte 291
Pamphilos 291, 293f.
Praeparatio Evangelica 295
Psalmenkommentar 294
Expeditionen 350-352

Fabel 35, 154, 196, 389
Fachausschuss für alte und orientalische Philologie 332, 359, 364
Fasti 393
Faunus 373f., 381
Feldmesser, römische 35, 151, 154
Felicitas 374
Ferdinand I., Römisch-Deutscher Kaiser 137
Festkalender, römischer 375, 378
Festspiele, griechische 197
Festus, Sextus Pompeius 183, 190
Finanzverwaltung 16
Fiavius Merobaudes 11
Flinders-Petrie-Papyri 319
Floralia 393
Forschungsarbeiten 181, 337
Forschungsreisen 350, 361
Frankfurt a.M. 218, 220, 284
Freiheitskampf, Griechenland, Perserkriege 108
Freiheitskämpfer, polnische 107
Fries, Parthenon 181
Fronto, M. Cornelius 11
Frumentum 387
Fürstenstein, Majoratsbibliothek 263

Gaia 409
Gaius (römischer Rechtsgelehrter), Palimpsest 11, 154
Gareis, Franz 266
GCS 289, 291-297
Geldwesen 16
Gellius, Aulus 65, 246, 376
Gemälde, philostratisches 258
Gemma Augustea 134
Genealogen 198
Genesios 35, 151, 154
Genius 50, 207, 376
Geographie 52, 87, 350, 387, 390
Germanistik 32f., 46, 55, 57, 149, 159, 161, 215, 218, 228, 399
Gesamtaltertumswissenschaft *Siehe* enzyklopädische Altertumswissenschaft

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0467

Geschichte 3, 10f., 13, 16f., 20, 25f., 31, 35, 41, 43, 49-58, 62, 68, 70, 73f., 76, 79, 81f., 89f., 92, 95, 98f., 103, 106, 110, 114, 122f., 129-142, 146f., 155, 157, 159-161, 169, 171f., 174-209, 215, 220-222, 230f., 233, 237f., 244, 246f., 256, 258, 260, 262-267, 278, 283, 288, 290-297, 304, 311, 314f., 318, 322, 331, 334, 339f., 344, 353f., 364, 369, 373, 375, 386-401, 404, 412, 415-417, 421, 427, 429, 432
Geschichtsschreibung 88, 184, 205, 264, 401
griechische 114, 204
römische 65
Gesetzlose Gesellschaft, Berlin 6, 150
Gewerbe 387
Gipsabdrücke 176
Glaukos, lykischer Held 411
Gleichsetzung, griechischer und römischer Götter 373
Glogau 262, 264
Gorgias von Leontinoi 206
Gorgo 409
Görlitz 262, 266
Augusteum 246
Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz 266
Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften 266
Gotha 50-52, 132, 225, 241
Gotha, Gymnasium 98, 113, 120, 145
Gotisch 56
Runen 78
Götter, Wesen und Funktion 196, 373f., 377, 380f., 384, 406, 412
Göttermythen 179
Göttingen 5, 13, 17, 30f., 33, 35, 46, 51f., 80, 83f., 100, 102, 111, 131f., 134f., 146, 149, 151, 161, 169, 171, 175-185, 190-192, 199f., 208, 224, 270-272, 275, 278-284, 291, 293f., 305, 319, 324-326, 344, 352, 369, 372, 388f., 395, 401, 408, 410, 418, 421
Gesellschaft der Wissenschaften 274f., 282, 292, 325, 397
Universität 272, 419, 421
archäologische Lehrveranstaltungen 273
Institut für Altertumskunde 274
Göttinger Sieben 190
Goya y Lucientes, Francisco de 258
Gräberschmuck, griechischer 369
Graeca
Berlin 2, 6, 20f., 34, 37, 42, 61, 66, 85, 99, 122, 173
Leipzig 38
Grammatiker 21, 23, 65, 83, 142, 183
Grattius, Faliscus 59
Gregor von Nyssa 291
Greifswald 65, 272, 305, 368f., 387f.
Universität 272
Griechen 1, 2, 15f., 18, 29, 51, 54, 74f., 77, 98, 100, 105, 108f., 132, 150, 184, 191-193, 198, 200, 207, 324, 369, 376, 381, 389, 406, 413, 416, 418, 421
Völker Kleinasiens 177f., 184
Vorbildfunktion 100, 108, 192
Griechenland 15, 17, 32, 50-52, 109, 131, 166, 185f., 189, 195, 197, 199, 208f., 260, 302, 317, 350, 354, 382, 405, 408
Einheit 206

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0468

Geschichte, Altertum 52, 131, 185, 199, 334
Griechisch
Attraktion 248
Bildungswert 111, 131
Grammatik 7, 26, 40f., 47, 50, 90, 172, 176
Handwörterbuch 97, 108, 139, 147
Lexikographie 128, 136, 138-140, 147
Vorrangstellung 115
Worterklärung 8
Wortschatz 8, 108, 124, 139, 142
Großbetrieb der Wissenschaft 96, 145, 147, 271, 282, 298, 321-324, 385f.

Hades 407
Hadrian, Römischer Kaiser 130
Halle
Universität 2-5, 12-15, 20f., 28f., 33, 40, 46, 51, 81, 83, 98, 116, 119, 121-123, 149, 173f., 192, 207, 283, 294, 332, 368, 371f., 383, 386f., 389, 395, 397, 421
Berufung, Konfessionsklausel 371
Halmyros, Inschriften 302
Hamburg 25, 50, 88, 123, 146, 161, 205, 217, 305f.
Handbuch der Archäologie der Kunst 181, 189
Handke, Johann Christoph 265
Handschriften 10, 21, 22-24, 27, 32, 34, 57, 76, 78, 86, 88, 128f., 140, 143, 150-155, 163, 183, 191, 217, 222, 243, 250, 274, 295, 415
Auswertung 146, 183, 323
Emendatio 25, 38, 78, 86, 152-154, 240, 319
Überlieferung 27, 36, 42f., 57, 88, 143, 151-156, 249, 293
Vergleichung 22, 25, 27, 95
Hartmann von Aue 59, 157
Gregorius 157
Iwein 157
Hebron, Ausgrabungen 347
Heerwesen 387, 389
Heidelberger Jahrbücher 174, 179
Hekataios von Milet 198
Hektor 194
Heldenlied *Siehe* Serbisches Heldenlied
Hellanikos von Mytilene 198
Hellenismus 50, 203, 401
Hellespont 411f.
Hephaistos 405-408
Hera 247
Herakles, Dreifuß 134
Heraklit von Ephesos 198
Herillos von Karthago 388
Hermarchos von Mytilene 388
Hermas 222
Hermes 195, 254, 412
Hero und Leander 125, 400, 411f.
Herodot 2, 41, 79, 82, 114, 122, 184, 198, 204, 403
Hesiod 8, 79, 195f.
Eöe 403
Theogonie 195
Werke und Tage 195
Hess, Johann 263
Hethitische Forschungen 350
Hethitische Texte 343
Hexameter 114, 193, 196
Hierocles 43
Hippokrates 298
Hipponax von Ephesos 196
Historiker, griechische 23, 83, 344, 390

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0469

Historikerfragmente, griechische 344
Historiographie 198, 204f.
Historische Darstellung 29
Homer 23
Demeterhymnos 403
Frosch-Mäuse-Krieg 196
Hymnen 114, 195
Ilias 24, 36, 60, 77, 84, 114, 157f., 194, 217, 408, 410f. Z119-236
Odyssee 78f., 114, 193f., 405
Scholien 24
Sprache 142
Textrevision, alexandrinische 24
Homerische Frage 79, 401, 411
Horaz 4, 59, 94, 173, 232
Humanismus, protestantischer 136
Humanismusforschung 264
Hutten, Ulrich von 259
Hyakinthos 406
Hyginus 376
Hyperboräisch-Römische Gesellschaft 165
Hypseus 402

Iambischer Trimeter 114
Iambos 197
Ibykos aus Rhegion 197
Iliupersis 194
Index Botanicus 391
Indigetes 373, 377, 381
Inflation, Deutschland 296, 308f., 335, 339, 341f., 344-347
Inschriften 10, 16, 18, 31f., 46, 51, 62, 68, 80, 90, 146, 175, 254, 256, 292-311, 319, 322, 327, 329, 343, 375f., 384
Inscriptiones Graecae 298f., 309f., 327
Insel der Glückseligen 406
Instituto di Corrispondenza Archeologica 165, 370
Internationale Assoziation der Wissenschaften 297
Ionisch 179
Irak 348, 349
Isokrates 114, 136, 184, 204, 206
Iuvenal 173

Jahr 1848 57
Jahrbücher für das Klassische Altertum 160
Jamblichus 43
Janartasch bei Olympos (Lykien) 405
Jauer 208
Jauernick bei Görlitz 262
Jena 13, 49f., 85, 101, 160, 273, 322, 353, 356
Universität 246
Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 322
Jenkau, Conradinum 99, 112f., 115, 140
Johannes Secundus, Basia 125
Johannesevangelium 130
Julianus Apostata, Römischer Kaiser 253
Juristische Literatur 375
Justinian 390

Kallimachos 39, 402,
Aitia 404
Kallinos von Ephesos 196
Karthago, Geschichte 390
Kasa 186
Kerner, Justinus 107
Kiel 24, 48, 50, 68, 223, 247f., 252, 259f., 370, 388, 396
Universität 263, 401
Kirchenväter 289-296, 311, 319, 376

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0470

Klassische Philologie 3-5, 12, 21, 26, 28, 30, 32f. 40-55, 58, 62, 64, 69, 74, 76, 83, 85, 87, 89, 122, 159, 161, 175, 212, 216, 220, 246f., 260, 269, 356, 369, 394, 399-402, 429
Methodenstreit 13, 61, 151, 182
Religionswissenschaft 402, 414
Klassisches Altertum 113, 131, 385, 399
Klazomenai 408
Kleanthes von Assos 388
Kleinasien 17, 52, 197, 349, 350, 406, 408-412
Fürsten, Frühzeit 195
Inschriften 405
Kleuden bei Leipzig 233
Kolonos Hippios *Siehe* Athen
Koluthos 127
Komödie 39, 201
griechische 38, 202f., 389
römische 55
Königsberg 20, 33, 62, 87, 285, 396, 400
Collegium Fridericianum 149
Universität 400
Konrad von Würzburg 59
Kopenhagen, Königliche Gesellschaft der Wissenschaften 297
Korinna 320
Korinthos 406
Kos, Ausgrabungen 347
Kotzebue, August von 119
Krarup, Per 257
Krates 202
Kratinos 202
Kreta 406, 410, 416
Kriegswesen, griechisches 391
Ktesias, Indika 405
Kultaitia 381
Kulturgeschichte 192, 218, 220, 245, 253, 256, 260-263, 266, 270, 414, 416, 427, 430
germanische 219
Kultus 371-380, 385, 387
Kunstarchäologie 175, 254
Kunstgeschichte 29, 119, 132, 134f., 175f., 181, 245, 256, 262-270, 352, 387, 427, 430
Kunsthistorische Reise
England 176
Frankreich 176
Kunstsammlungen, deportierte 243
Kydathen 272
Kykliker 194
Kyniker 49
Kyprien 194
Kyre 402
Kyrene 399, 403
Sagengeschichte 402
Tochter des Hypseus 402

Labyrinthos 406
Lachmannsche Methode 151
Landeshut, öffentliche Bibliothek 138
Laokoon 256-258
Laokoongruppe, Vatikan 256
Datierung 257
Motivgeschichte 257
Lares 374
Latein 59, 110, 125, 174, 176, 180, 182, 279, 284, 294, 373
Quellen 130
Latein, Grammatik 26, 62, 90
Latiner 375
Latinistik
Lehrstuhl Breslau 394
Lehrstuhl Halle 371
Lehrstuhl Königsberg 396
Lauban, Magdalenerinnenkloster 263
Laurentes Lavinates 63, 379

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0471

Lehrerbildung, Preußen 18
Leichenspiel 407f.
Leichenwagen 407
Leipzig 4, 8, 13f., 18, 20-24, 30, 33, 37, 40-48, 53-69, 73-76, 85-87, 97, 103, 110, 116, 118, 120, 122-126, 131f., 136, 139, 145, 149, 159, 161, 164, 171, 175, 185, 190, 194, 209-228, 231, 233, 235, 237, 249, 256, 258f., 261, 278f., 289, 292, 318, 322, 336, 338, 344, 353, 370, 372, 374, 380-384, 388, 399, 401, 411, 415, 421
  Akademie der Wissenschaften 60, 297
  Universität 98, 212
Lemnos 81, 403, 405
Lesbos, Dichterschule 197
Lesches 194
Lessing, Gotthold Ephraim, Handschriften 262
Lexikographik
  Etymologie 146
  Orthographie 146
  Prosodie 146
  Wortformen 146
Lexikon des frühgriechischen Epos 146
Libanios 247, 249-253, 261f., 264, 270
  Briefe 250f.
  Deklamationen 250, 262
  Echtheitsfragen 250
  RE-Artikel 251
  Reden 251f.
Liber und Libera 374
Liddell-Scott 145
Liegnitz 172, 266
Linear B 146
Liparische Inseln 405
Literarische Papyri 318f.
Literarisches Werk 244
Literaturgeschichte 22, 54, 90, 94, 128, 132, 138, 176, 184, 189, 191-193, 206-209, 218, 252f., 387, 390, 417
Litterarisches Wochenblatt 118
Livia 134
Livius Andronicus 59
Livius, Titus 10, 23, 65, 222
Logographen 198, 204
London Society for the Diffusion of Useful Knowledge 183, 189, 191
Longos 126f.
Lord Elgin 181
Lucii Cincii 64
Lucilius 36, 59, 94
Lukian 260
  Imagines 259
  Renaissance 259
Lukrez 36, 59, 94, 138, 155
Lupercalien 379f.
Luther, Martin 123, 263
Lykien 408
Lykurgos, Alexander 222
Lyrik 196, 204, 413
  griechische 282, 389
    äolische 197
    dorische 197
Lyriker 114
Lysias 43, 184, 204, 206, 273

Macrobius, Theodosius 369, 376
Mainz, Römisch-Germanisches Zentralmuseum 313
Majuskel 301
Makkabäer 172
Manessische Liederhandschrift 243
Manoah-Kain 182
Marburg 74, 98, 179, 352, 368, 370f., 373, 383, 387, 389, 395, 397
  Universität 370, 373
Marduk 409

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0472

Materialerfassung, Lexikographik 142, 143
Medizin, griechische 130
Medusa 407
Mela, Pomponius 42
Melanchthon, Philipp 115, 136, 263
Melissos 198
Menander
Dyskolos 203
Epitrepontes 203
Menschenopfer 408
Mercurius 379
Merobaudes, Flavius *Siehe* Flavius Merobaudes
Mesopotamien 350, 410
Meteorologie, antike 20
Metopen, Parthenon 181
Metrik, antike 1, 15, 54f., 155
Michelangelo 260
Milet, Ausgrabungen 347
Milwaukee Emergency Society 346
Mimnermos 196
Minerva 374
Minnesangs Frühling 157, 228
Minoische Kultur 406, 410
Minotauros 409
Minuskeln 301
Minyer 175, 177f.
Mittelhochdeutsch 33, 157, 161, 236, 242
Grammatik 155
Metrik 155
Orthographie 155
Phoneme 155
Texte (Lachmann) 155
Moeris 23
Monarchie, Deutschland 324, 336
Monographien 144
Veröffentlichung 393
Monumente 75, 89, 373
Autopsie 369
Monumenti inediti dell' Instituto di Corrispondenza Archeologica 165
München 17, 43, 53, 80, 98, 105, 137, 150, 156, 171, 180-185, 194, 211, 213, 220, 230, 258, 265, 272, 278-280, 286, 288, 326, 332, 347, 364, 369, 372, 374, 379f., 383, 386, 397, 403f., 407, 421
Musaios 124-126
Museum Criticum Vratislaviense 128
Musik, antike 15, 64, 197, 204
Mythen 102, 177-180, 193, 255f., 373, 381f., 395, 407
als historische Quellen 177
Mythenforschung 179, 247, 254-256
Mythenlosigkeit 377, 381f.
Mythentheorie 255
Mythographen 198
Mythologie 7f., 30f., 89, 102, 119, 171f., 175f., 179, 247, 253, 268, 374, 377, 386f., 399, 402f., 414
griechische 53, 255
römische 382
vergleichende 255
Völkerschaften 193

Naevius 93
Nationalschule, Neuhumanismus 110
Nationalversammlung, Frankfurt a. M. 64, 213
Naturphilosophie 179
Naturwissenschaften 15, 20, 92, 114f., 298, 358, 387, 397, 416
Neapel 164f., 168
Galerie 258
Neidhart von Reuenthal 227-230, 236

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0473

Maskentheorie 228
Trutzstrophen 229
Neleus 407
Nemesianus, M. Aurelius Olympius 59
Neptunus 374
Neuhumanismus 109f., 200
Neuplatonismus 387
Neupythagoreer 387
Nibelungenlied 36, 102f., 157f.
Nigidius Figulus 376
Nonnos 126, 130, 206, 402
Nordgriechenland 17, 405
Notengelehrsamkeit 131, 182
Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft 280, 308, 331, 332, 336, 397, 427, 431
Ausschußmitglieder 355
Denkschrift 359
Führungsstil 355
Hauptausschuß 357
Neuwahlen 357
Wahlen, demokratische Grundlage 355
Nüchternheit, römische Religion 380
Numa Pompilius, Römischer König 173
Numismatik 17, 42

Oberlausitz *Siehe* Görlitz
Odessa, Archäologische Gesellschaft 268
Ödipus 186
Ohlau 172, 176
Oikumene 135
Okeanos 135, 403
Olympos, Phryger 197
Ops 374
Orchestra 55
Orchomenos 175, 177, 178, 269
Orden pour le mérite 234
Orientalistik 338, 343
Orientalistischen Literaturzeitung 338
Origenes 293
Homilien 294
Johanneskommentar 295
Psalmenkommentar 294
Werke 294
Orion von Theben 128
Orpheus 404
Orphiker 198
Osker 375, 408
Ostasiatischen Zeitung 339
Ovidius Naso, P.
Fasti 393, 404
Halieutica 59, 128
Metamorphosen 60, 404
Oxyrhynchos-Papyri 320

Paläographie 22, 137
Pan 373
Papyri 146, 318f., 320, 344
Papyrussammlung 318f.
Papyrussammlungen, Baden 344
Paris 10, 22, 24, 40, 49, 86, 137, 143, 185, 243, 245, 250, 252f., 303
Parmenides 198
Parthenios 39, 130
Parthenon
bildnerischer Schmuck 181
Fries 181
Metopen 181
Pegasos 408f.
Peisistratos, Homerredaktion 158, 194
Peloponnes 403, 405
Penates 374
Persephone 247, 254-256, 404
Raub
Orphisches Gedicht 403f.
Perserkriege 108, 196, 354
Persien 348
Persius 125

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0474

Petrarca, Francesco 100
Pferd 407, 409
Pferdekopfamphora 407
Pherekydes
von Athen 198
von Syros 198
Phidias 181
Philemon und Baukis 411f.
Philipp II., König von Makedonien 108
Philolaos (Pythagoreer) 15
Philologen, alexandrinische 194, 197
Philologie
grammatisch-textkritische 14
historisch-antiquarische 66
Interpolationsphilologie 249
Konjekturalphilologie 34, 40, 64, 83f., 86, 92, 96, 120, 130, 249
monumentale Philologie 168
Sachphilologie 13, 33
Textphilologie 63, 66, 69, 87, 96, 140, 159, 246
Philologische Blätter 164
Philosophenschulen, Süditalien 198
Philosophie 2, 11, 13, 24f., 28, 42, 46, 48f., 69-75, 125, 179, 198, 213, 215, 255, 268, 387-389, 401, 417
Philostratos 133, 260
Eikonos 133, 258
Rezeptionesgeschichte 258
Phokylides von Milet 196
Photios 23
Phrynichos 199
Physici et Medici Graeci 20
Physiognomiker 248
Pindaros 1, 15, 114, 197,
Epinikia 197
Pythien 4 403
Pythien 9 402
Scholien 29, 163
Platon 4f., 7, 11f., 15, 48, 70f., 74f., 114, 121, 204, 259, 279, 288, 303, 320, 387, 389, 413
Dialoge 4, 5, 173
Entstehung 71
Nomoi 15
Phaidros 259
Timaios 15, 16
Übersetzung 11
Plautus 30, 46, 203, 344
Captivi 55
Casina 55
Cod. Ambrosianus 55
Epidicus 55
Menaechmi 93
Poenulus 55
Truculentus 55
Plinius, der Ältere
Historia Naturalis 257, 405
Plutarch 86, 376
Poesie 54, 58f., 99-101, 105-108, 179, 195, 197-199, 203, 231, 233, 235, 239, 255, 282, 326
Poggio 259
Polis 50, 109
Pollux 23
Polnisch-Wartenberg 262
Polybios 6
Porphyrios 84, 86
Poseidon
Hippios 407
Posen 29, 163f., 274
Pozzuoli 165
Preußisches Kultusministerium 53, 65, 283, 354, 362
Preußisches Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten 273
Priscianus von Caeserea 246
Privatleben 387, 389
Professor Eloquentiae 18, 106, 116

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0475

Prokopios von Gaza 126
Prooimion 195
Properz 33f., 59, 94, 149, 153, 232, 376
Prosa 108, 172, 198, 204, 259
Prosopographia Attica 305
Prosopographia Imperii Romani 68, 291f., 296
Prosopographie 95, 292, 387
Pyramiden, Gizeh, Ausgrabungen 347
Pyramidentexte 343
Pyranthos 406
Pythagoräer 15
Pythagoras 198

Quintilianus, M. Fabius 4, 7, 27f.
Quirinus, Tempel, Rom 373

Raffael 258
Ratibor 172
Rausse bei Maltzsch 368
Realenzyklopädie der Klassischen Altertumswissenschaft (RE) 373
Realien des Altertums 20, 63, 87, 132, 149, 159, 182, 212, 219f., 246-248, 272
Recensio 32, 57, 151f., 154, 260
Redner, griechische 23, 43, 108, 114, 136, 184, 204, 206
Religion 31, 89, 114, 178, 180, 193, 252, 367, 371f., 374-385 393, 395, 402, 404f., 407, 409, 414, 417
  griechische 256, 407
  römische 369, 372, 374-379, 383
Religionswissenschaft, Klassische Philologie 340, 395, 407, 414
Religionswissenschaftliche Versuche und Vorarbeiten 414
Religiöse Feiertage, Rom 373
Renaissance 153, 220, 248, 256, 258-260, 416f.
Rhadamanthys 406, 408
Rhapsoden 193,195
Rhediger, Thomas 137f.
Rheinisches Museum (Zeitschrift) 421
Rhianos 39
Ribisch
  Heinrich 263f.
  Seyfried 263f.
Rom 10, 24, 37, 40, 42f., 77, 85, 89, 135, 164, 166-168, 175, 185, 246f., 249, 265, 285, 312-316, 369, 373, 375f., 380f., 407, 416
  Septimontium 373
  Subura 373
Römisch-Germanische Kommission 313f.
Rostock, Universität 98, 247f., 250, 254, 285, 305, 369, 389, 396
Roter Adlerorden 276
Rutilius Namantius 62f.

Sabeller 375
Sacra Peregrina 378
Sagen als historische Quellen 177
Sagengeschichtliche 402
Sallust 88, 273
Salus 374
Salza, Wigand von 262
Sappho 197
Sarkophag, Klazomenai 408
Sarpedon 406
Satyrspiel 199
Schauspieler, Tragödie 200
Schiller, Friedrich 105
Schlesien 31, 97, 116, 137, 163, 171, 177, 189, 211, 213, 245, 262-267, 270, 367, 398, 416f., 427, 429, 433
  Altertumskunde 264

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0476

Geschichte, Materialien 263, 265, 417
Wissenschaftliches Vortragswesen 399, 416
Schlesier, Renate 209, 395, 421
Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur 267, 368, 416
Schlesische Provinzialblätter 97, 136
Schlesischer Kulturring 416f.
Schleswig-Holstein, Heimatgeschichte 263
Schmied, Charakteristik als Krüppel 406
Scholiasten, griechische 142, 277
Schwab, Gustav 107
Schwäbische Spätromantiker 107
Schwind, Moritz von, philostratische Gemälde 258
Seleukia-Ktesiphon, Ausgrabungen 348
Semasiologie 146
Seminar für Gelehrte Schulen 7, 12, 18
Semonides von Amorgos 196, 304
Senium 240
Serbisches Heldenlied 193
Sestos 412
Shakespeare, William 100, 105
Sibyllinen 294
Sichem (Palästina), Ausgrabungen 347
Silvanus 373
Simonides von Keos 197
Elegie 196
Sinnius Capito 65
Sintflut 412
Sittengeschichte, Rom 384f.
Sizilien 164, 203
Skeptiker 387f.
Societas
Graeca, Leipzig 56f.
Latina, Leipzig 57
Sokrates 207, 296, 387
Sokrates (Zeitschrift) 341
Sokratiker 387, 389
Solon
Elegie 196
Homerredaktion 194
Sondergötter, römische Religion 374
Sophisten 49, 126, 204, 249, 252, 259
Sophokles 2, 73, 84, 114, 128, 201, 273, 388
Aias 152
Neuhumanismus 200
Ödipus auf Kolonos 186
Philoktetes 7
986f. 405
Sowjetische Akademie der Wissenschaften 349
Sowjetunion 348
Sozomenus 296
Spalding, Georg Ludwig 2, 4, 7, 9, 27
Sparta
Geschichte 390
Inschriften 302
Specimina Linguae Francicae 156
Sperlonga 257
Spiegel, etruskischer 167, 169
Sprachforschung, historische 8
Sprachübungen 284
Staat und Recht 368
Staaten, griechische, Geschichte 175, 199, 206
Staatsaltertümer, griechische 16
Staatshaushaltung 14, 16, 123
Staatspriestertümer, römische 379
Staatsreligion 375, 377, 380
Stadtgeschichten 31, 177
Stammesgeschichten 31, 180, 189, 255
Stasinos von Kypros 194

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0477

Stephanus von Byzanz 39
Stesichoros 197, 410
Stier, Kult 409f.
Stifterverband der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft 331
Stobaios 39
Stoiker 387f.
Strabon 40
Strehlen 247
Süditalien, Philosophenschulen 198
Suffix, griechisch -νθ- 406
Sulla 75
Symbolismus, mythologischer 8, 409
Synecdemus *Siehe* Hierodes Synecdemus
Syrinthos 406

Tacitus 23, 130., 222, 368, 384.
Germania 60, 129, 383
Tell el-Amarna 343
Terentianus Maurus 154
Terenz 203, 273
Terpander 197
Testamentum Novum 151
Texte
Wiederherstellung 21f., 25, 38, 54, 85, 124, 152, 212, 217
Texteditionen 157, 301
Textkritik 27, 32f., 36, 55, 67, 78, 84, 86, 120, 130, 140, 142, 151f., 157, 160, 182, 217, 246, 250f.
Textüberlieferung 35, 54, 250
Textvarianten 28
Thales 198
Thaletas, Phryger 197
Theater, griechisches, Orchestra 55
Themistios 253
Theognis, Elegie 196
Theokrit 114, 368
Theologische Dichtung, griechische 198
Theophrast 75
Thera 403
Thesaurus Linguae Latinae 66, 145, 246, 278-280., 325f., 344, 346
Thesaurus-Kommission 281
Thespis 199
Thessalien, Inschriften 302
Thukydides 23, 41, 73, 80, 114, 138, 184, 195, 198, 204f., 393
Tiamat 409
Tiberius, Römischer Kaiser 135
Tibull 32, 34, 59, 94, 128, 153
Timotheos, Perser 320
Timpanaro, Sebastiano 217
Tiryns, Ausgrabungen 347
Tizian 258
Topographie 51, 87, 89, 164, 177, 387, 390
Totenkult 369, 407f.
Tragödie, griechische 2, 33f., 44, 78, 80, 175, 199-201
Trajan, Römischer Kaiser 374
Troja 87, 194
Trott zu Solz 264
Trotzendorf, Valentin 266
Tryphiodoros 127
Tübingen, Universität 372
Turfantexte 343
Türkei 349
Turnbewegung 115, 117f., 131, 147
Typhon 409
Tyrtaios 196

Ulpianus 93
Ulrich von Lichtenstein 157
Umbrer 375
Unterricht, altsprachlicher 415
Unterweltgottheiten 407
Urkunden 68, 344
ägyptische 318
griechische 318

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0478

Valerius Flaccus 260
Varro 376
De Linqua Latina 183
Vasen- und Terrakottensammlung, Königliches Museum, Berlin 166
Vasen, etruskische 166f.
Vasenkunde 165
Veiovis 374
Venus 374
Kultbilder 373
Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalen 314
Vergilius Maro, P. 59, 227, 237, 393
Aeneis 411, 431
Ciris 228
Culex 228
Vergilkommentatoren 376
Vergleichende Sprachwissenschaft 45f.
Verrius Flaccus, M. 376
De Verborum Significatione 183
Viereck, Paul 344
Volksreligion 375f.
Volkstum 102-104, 108, 111, 117, 177, 417
Volo, Inschriften 302
Voltacilius Pitholaus 65
Von dem übelen Wîbe 236

Walther von der Vogelweide 157
Warka (Uruk) 348, 350f.
Weimar 52, 98, 101, 115, 125, 133, 138f., 164, 385
Gymnasium 98, 106, 113, 125
Weiß, Therese 262
Weißenburg, Otfried von, Evangelienbuch 156
Wien, Kunsthistorisches Museum 134
Winckelmannprogramme 167
Wissenschaftliche Auslandsbeziehungen 347
Wissenschaftliches Vortragswesen, Schlesien 416
Wissenschaftsethos 243, 304, 323
Wissenschaftsgeschichte 122, 135, 161, 293, 394, 421
Wissenschaftsorganisation 69, 271, 274, 321f., 394
Wittichenau, Altarwerk 263
Wolfram von Eschenbach 103, 157, 161
Wörterbuch, Grammatik 43, 64, 126, 132, 139-142, 144f., 279, 344
Wortfeldforschung 146
Wortphilologie *Siehe* Textphilologie

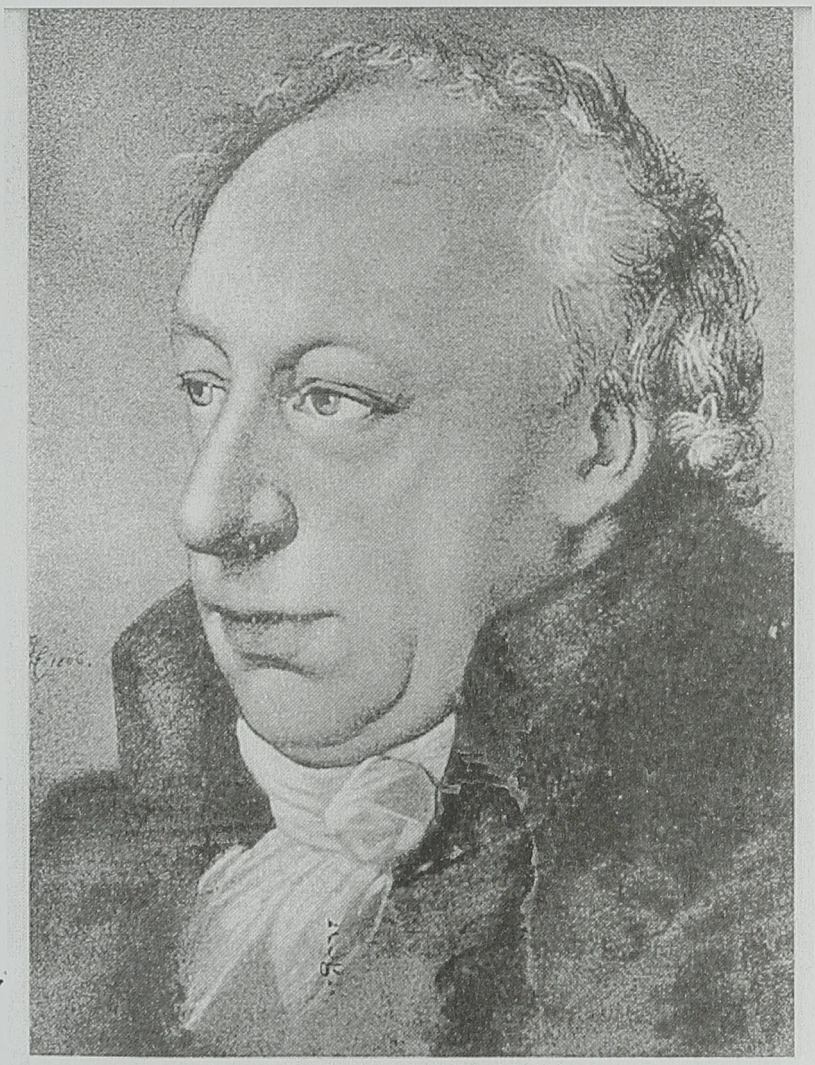
Xenophanes 198
Xenophon
Anabasis 41
Ephesios 130

Zambeccari, Francesco 250
Zauberpapyri, griechische 43, 319
Zeitrechnung, antike 20
Zeitschriften 60, 191, 250, 299, 337-343, 358, 364, 402, 418
Archiv für Papyrusforschung 320, 340
Archiv für Religionswissenschaft 340, 342
Byzantinische Zeitschrift 342
Die Grenzboten 213, 228
Die Musen 103
Glotta 340, 408
Hermes 60, 87, 89, 339, 395, 430
Islam 338
Klio 68, 298, 340

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0479

Philologus 60, 83, 130, 250, 252, 259, 339
Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde 339
Zeitschrift für Assyrologie und verwandte Gebiete 339
Zeitschrift für Indologie und Iranistik 338
Zeitschrift für Semitistik und verwandte Gebiete 338
Zenon von Elea 198
Zeus 200, 247, 393, 405, 409f., 412
Zillertaler Einwanderer, Schlesien 266
Zittau 59, 211, 216
Gymnasium 56, 212

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0480



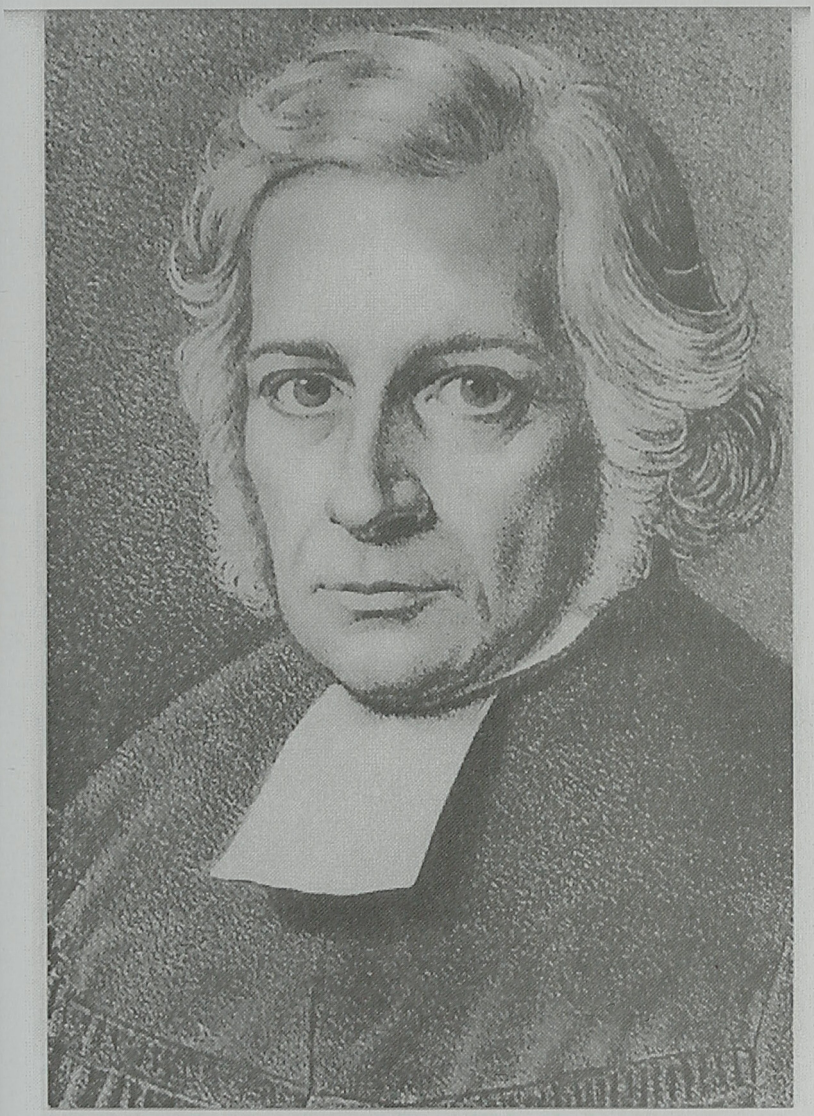
1. Friedrich August Wolf

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0481



2. Philipp Buttmann

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0482



3. Friedrich Schleiermacher

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0483



4. August Boeckh

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0484



5. Immanuel Bekker

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0485



6. Karl Gottlob Zumpt

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0486



7. August Meinecke

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0487



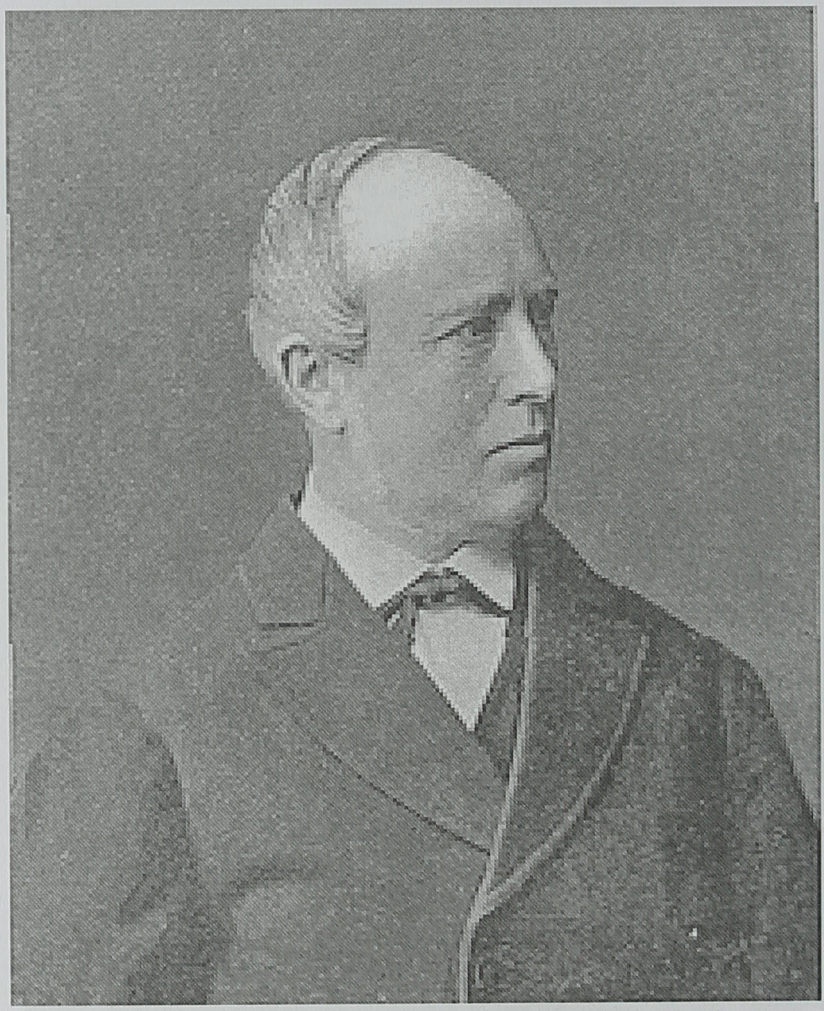
8. Franz Bopp

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0488



9. Wilhelm Corssen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0489



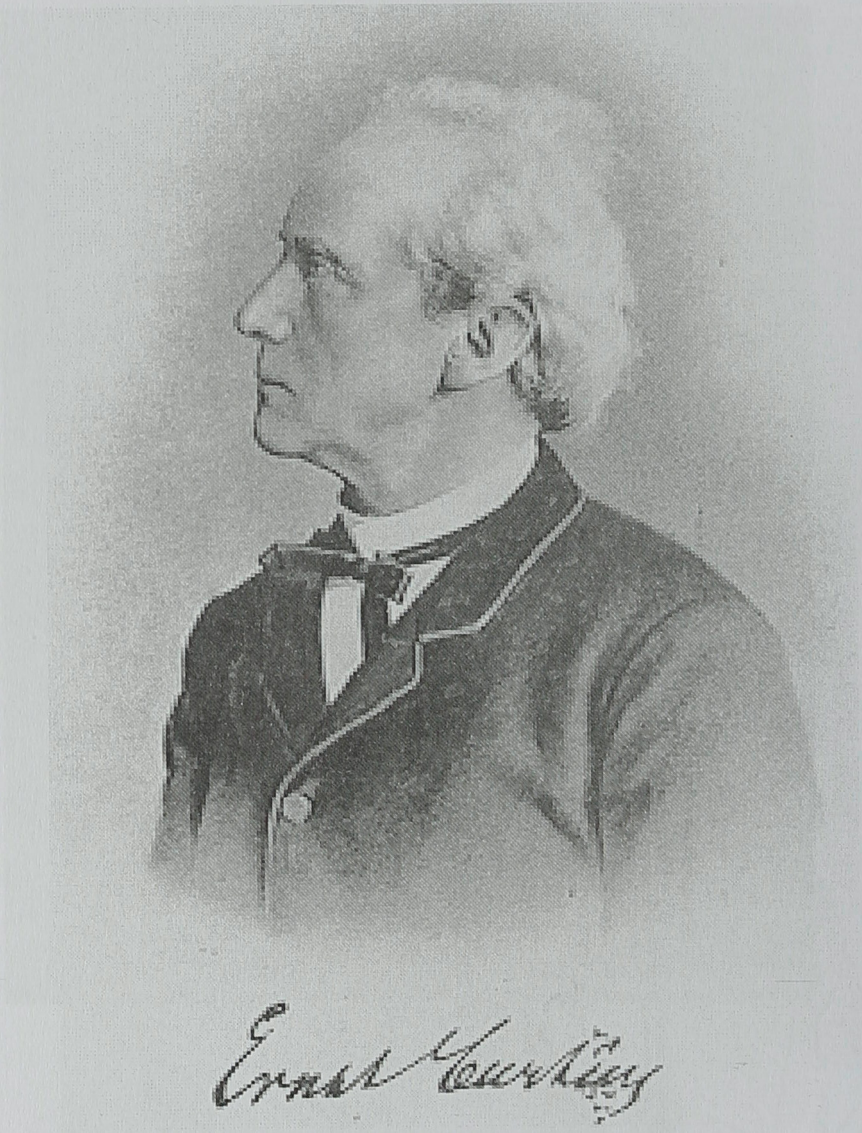
10. Georg Curtius

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0490



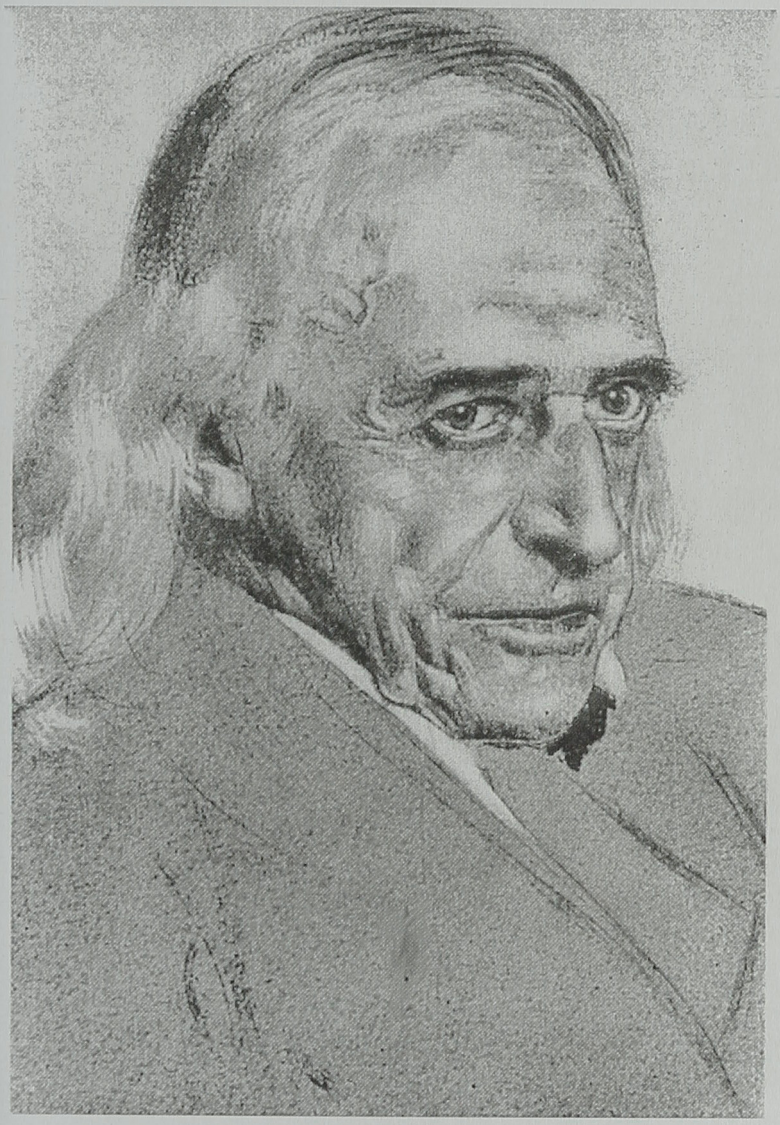
11. Friedrich Adolf Trendelenburg

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0491



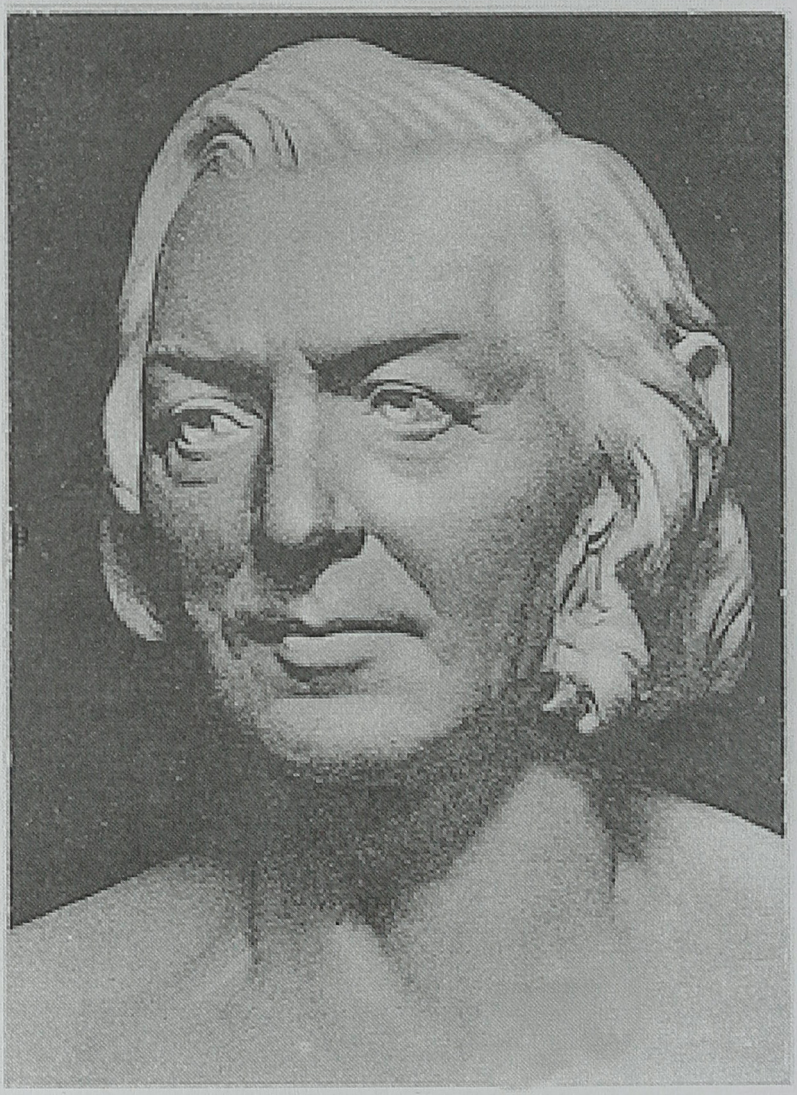
12. Ernst Curtius

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0492



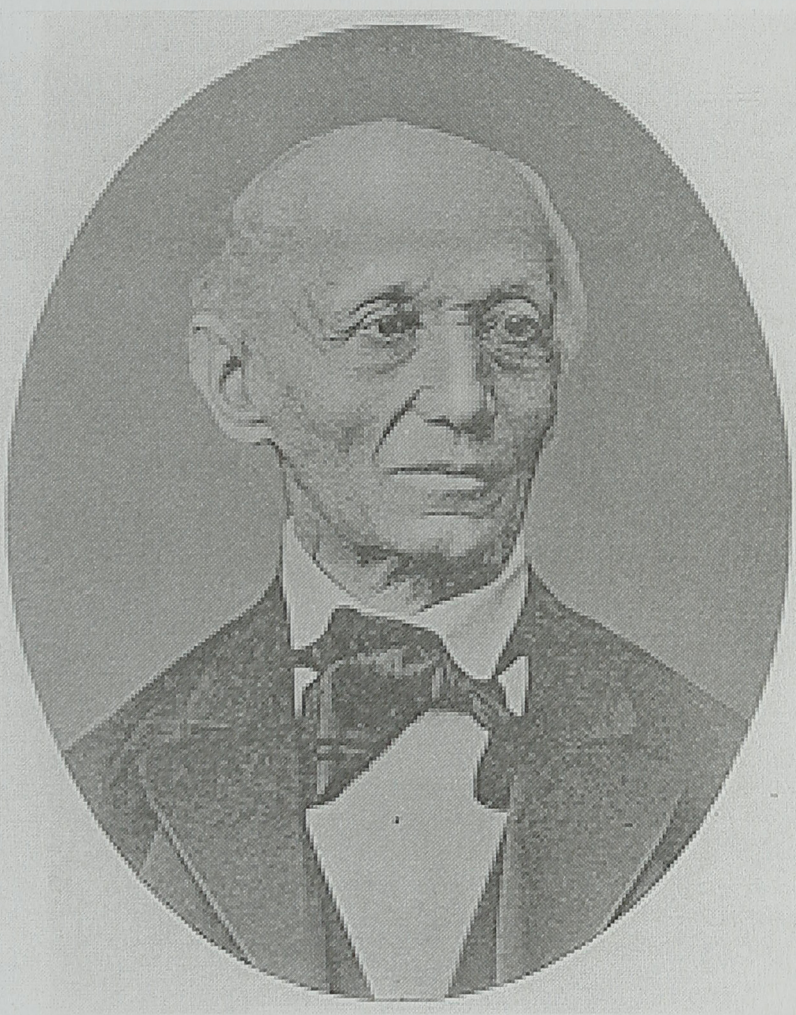
13. Theodor Mommsen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0493



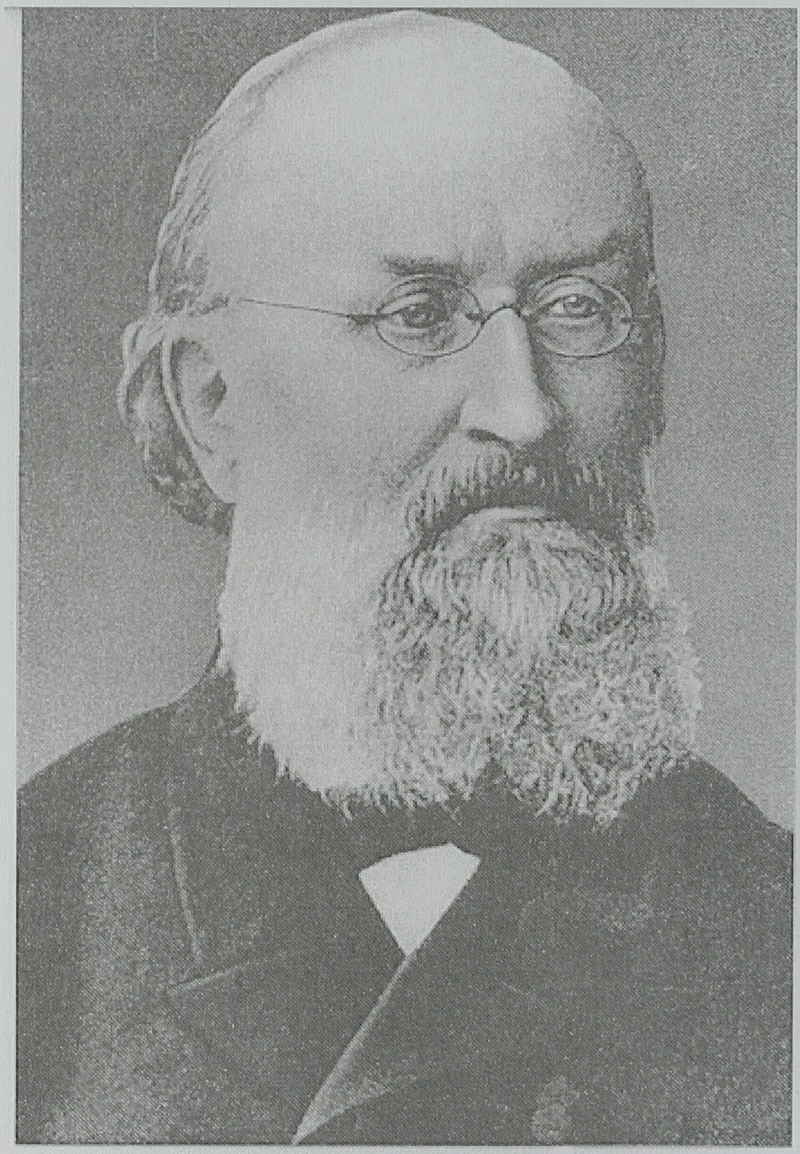
14. Hermann Bonitz

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0494



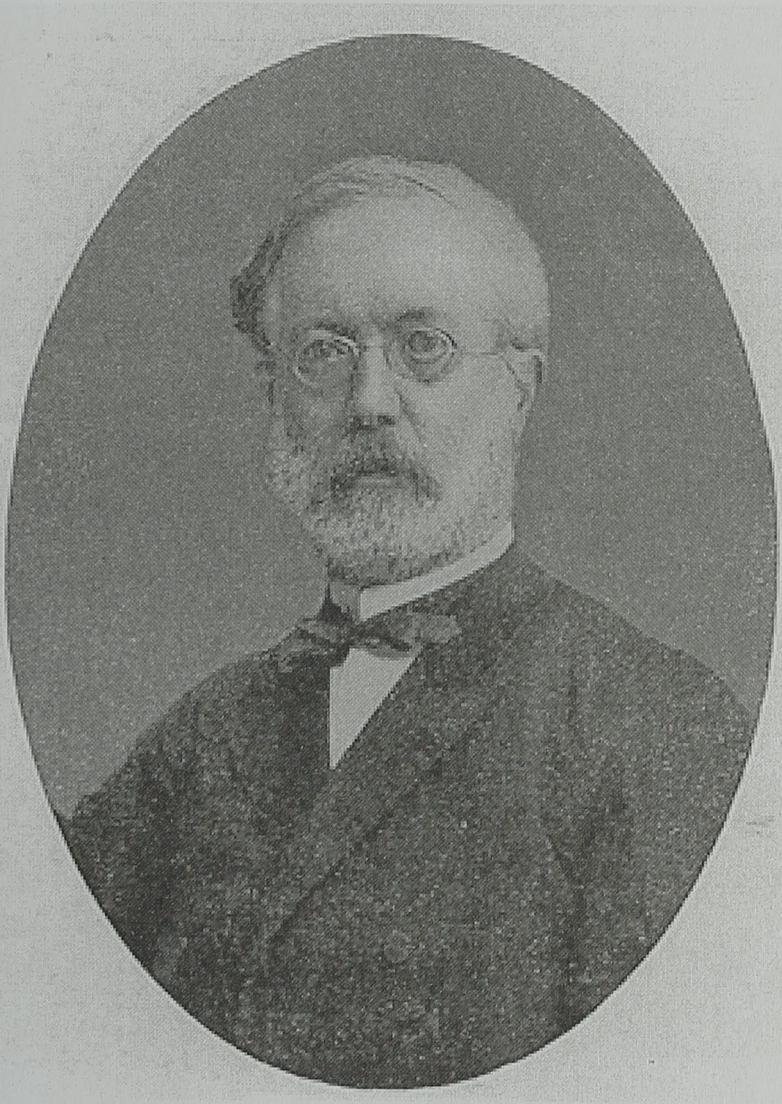
15. Eduard Zeller

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0495



16. Adolf Kirchhoff

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0496



17. August Nauck

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0497



18. Rudolf Hercher

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0498



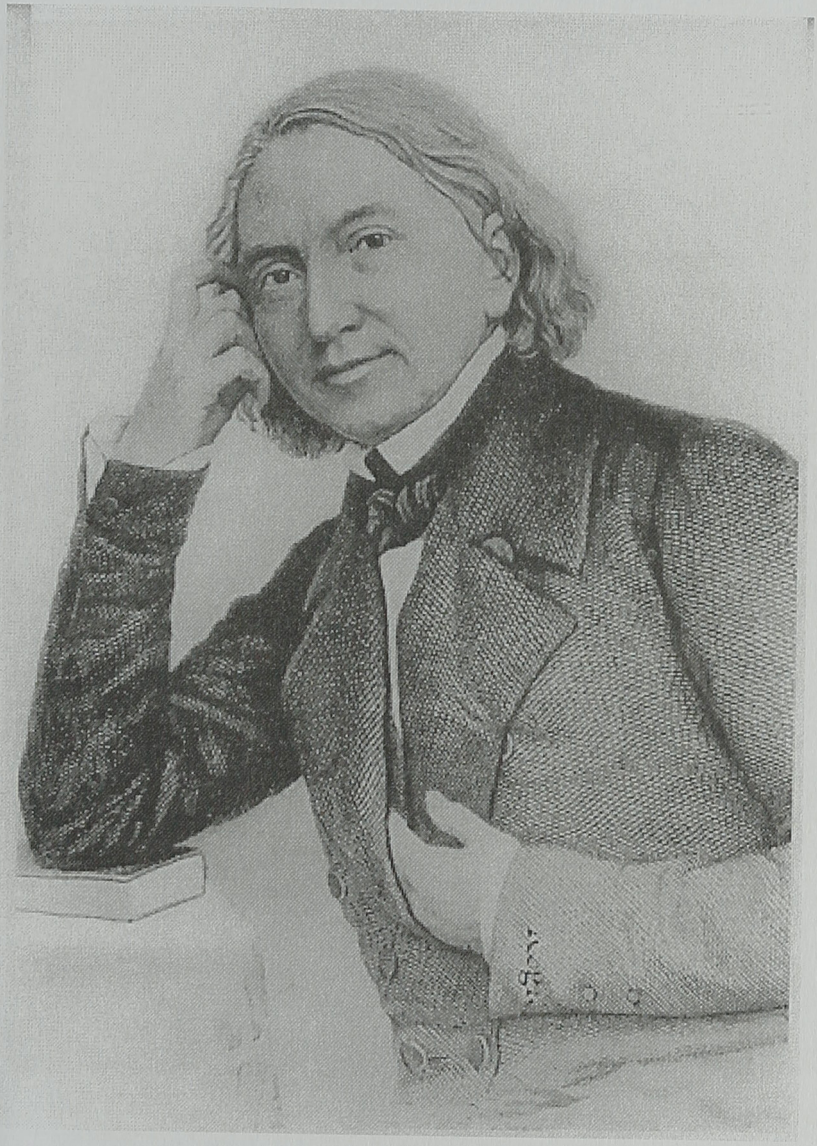
19. Johannes Vahlen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0499



20. Franz Passow

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0500



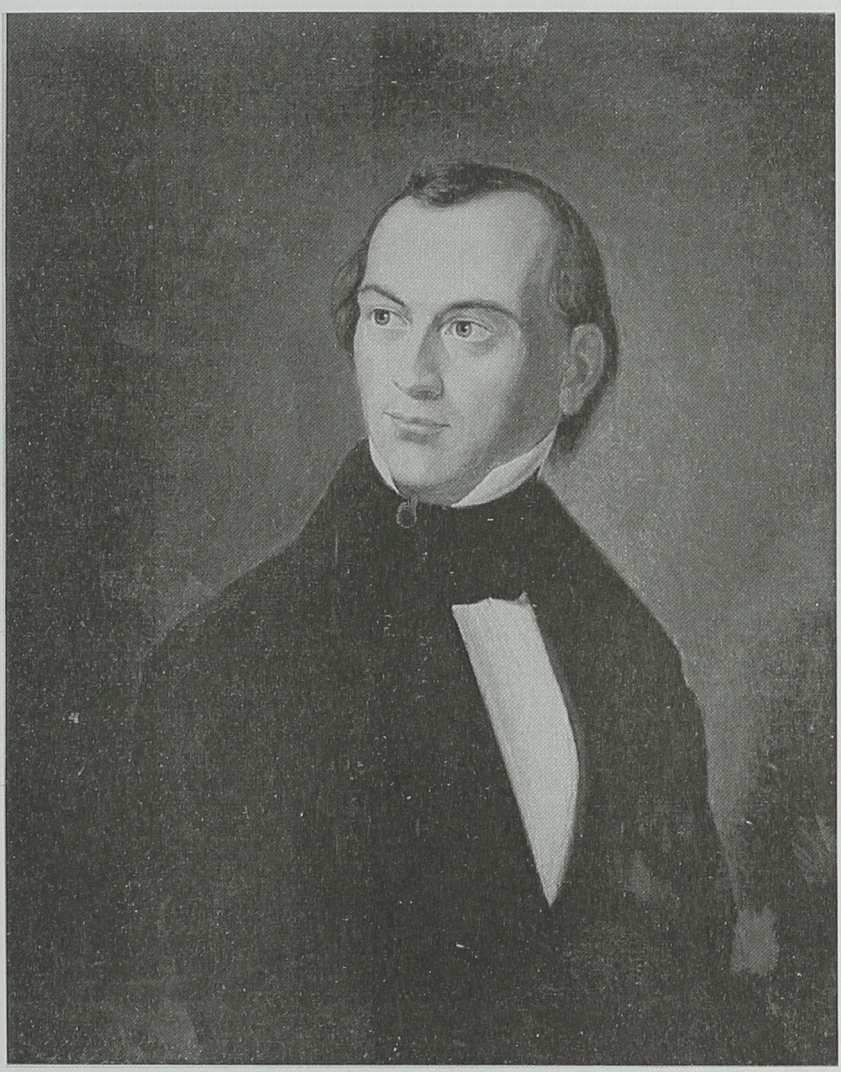
21. Karl Lachmann

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0501



22. Eduard Gerhard

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0502



23. Karl Otfried Müller

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0503

Karl Otfried Müller's

Geschichte der griechischen Literatur

bis auf

das Zeitalter Alexanders.

Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben

von

Dr. Eduard Müller.

Erster Band.

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1841.

24. Karl Otfried Müllers Geschichte der griechischen Literatur

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0504



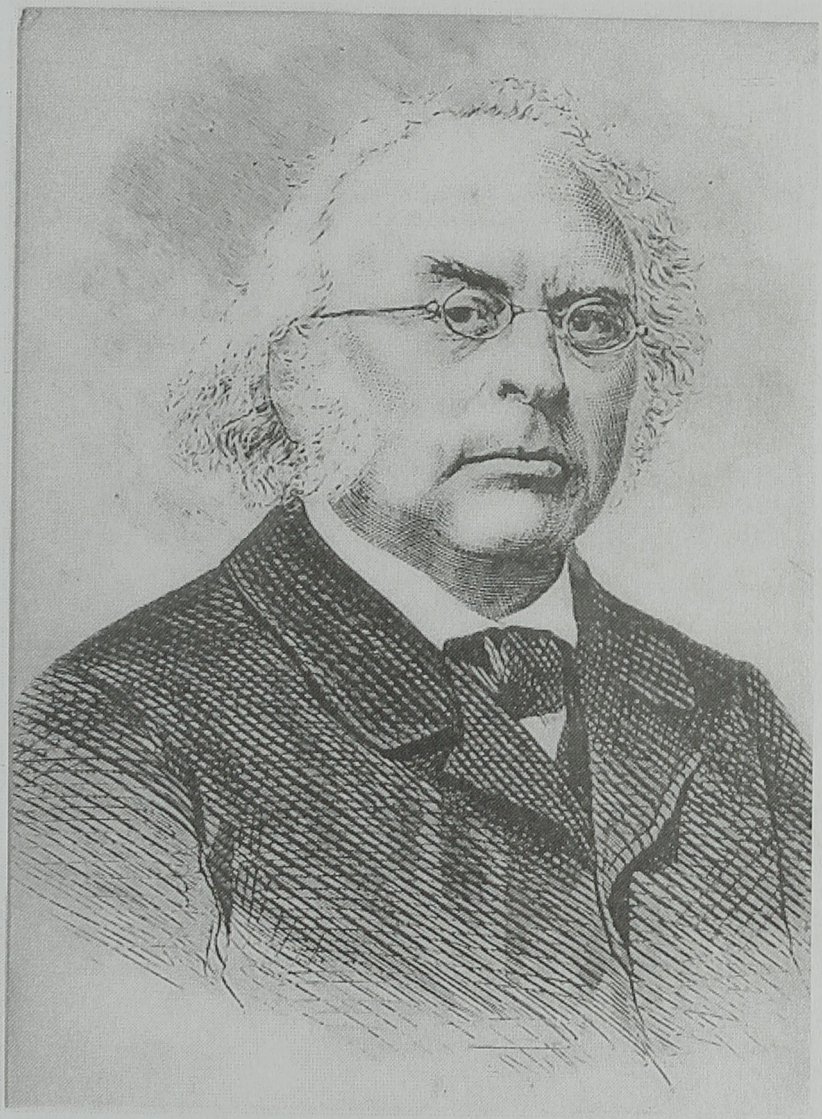
25. Grabstelle Karl Otfried Müllers auf dem Kolonos Hippios in Athen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0505



26. Gustav Freytag

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0506



27. Moritz Haupt

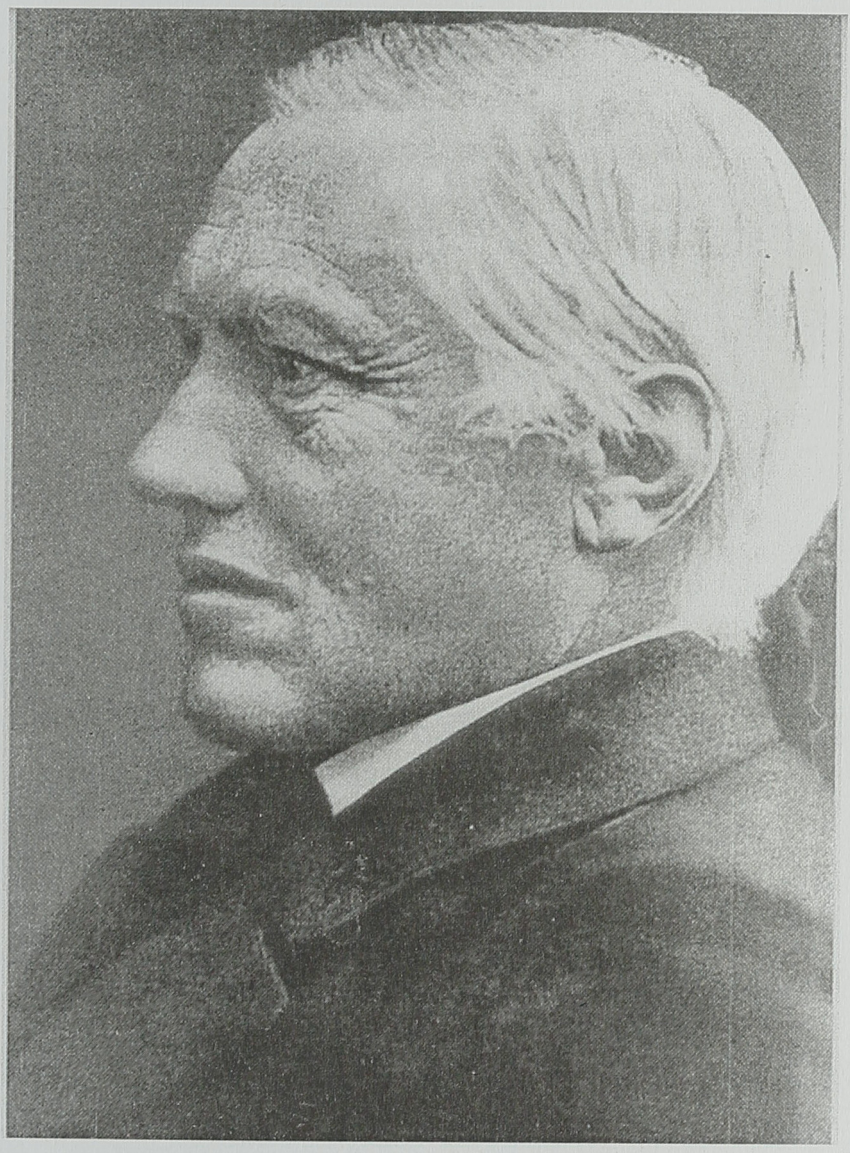
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0507



Richard Foerster

28. Richard Foerster

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0508



29. Ulrich von Wilamowitz – Moellendorf

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0509



30. Ludolf Malten

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0510

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0511

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1839197889/phys_0514

was sauberer sein wird als die bisherigen. Die Über-
anzen so gut und durchsichtig, an mehreren Stellen
gefälscht, daß ohne Frechheit nicht viel anzufangen
den Neidhart habe ich auch nicht als reicher Mann
rmer Mann der seine Schulden zu bezahlen eilte ehe

t sehr anmutig. Was macht es mir daß mir während
kungen zum Ekel wurden und daß ich Ihnen nun zu
wenig kritische Tonnen in mein Fahrwasser gelegt
naß für Anmerkungen ist noch nicht gefunden, und
lich gelegt habe ist Ihr Schifflein achtlos vorbeigese-
kung zu 31,9 meine Meinung über das liliencronsche
let; die dort weitläufig auseinandergesetzte Bewer-
sungenen bäurischen Trutzstrophen halte ich für das
it dem Neidhart nehme ich auf lange Zeit vom Alt-
ich wieder ordentlich zu Kräften komme, so lege ich
ntikes, denn aufzuarbeiten habe ich vieles. Und die
nachen auch ein wehmütiges Gesicht und möchten
ausfliegen.
n, wenn ich einen Tag an den anderen rechne. Zeit-
el, aber zu der Tugend leichte Cigarren zu rauchen
acht. Dagegen, und das ist auch etwas, befleißige ich
Müßigganges.

M. Haupt“

erinnerte Haupt an die gemeinsamen Jahre in Leipzig.
nkene, zurückgezogen lebende Gelehrte dachte mit
Wehmut an die gelöste Atmosphäre im Umgang mit
ers mit dem „leichtlebigen Schlesier“, wie Freytag
en Gelehrten mit seinem Hang, die Dinge schwer zu
u dem optimistisch eingestellten Dichter ein auf die
wirkender Faktor. Die sich im Brief anschließende
chenen Lobes ist aus Überzeugung gesagt und eine
hmte „stolze Bescheidenheit“.
m Brief zu entnehmen ist, damals intensiv mit dem
usgabe des Dichters, die 1858 im Verlag Salomon
ohl kurz vor dem Erscheinen. Eine weitere Frucht der

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1839197889/phys_0515